No.

Geschichte

der

deutschen National-Literatur.

Nebst einer Vorschule hiezu.

Für Schule und Selbstbelehrung.

Von

G. Brugier.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.
Uhland.

Mit vielen Proben und einem Glossar.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1871.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Ihrer Durchlaucht

der Prinzessin

Amélie zu Fürstenberg

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet.

Vorwort zur dritten Auflage.

Anfangs des Jahres 1865 erschien die erste Auflage dieses Buches (zunächst für höhere Töchterschulen bestimmt). Binnen Jahresfrist war es vergriffen, wiewohl es manche Gebrechen hatte. Das Buch kam eben einem längst vorhandenen Bedürfniß entgegen; es fehlte nämlich eine von christlichem Geiste[1] durchwehte, populär gefaßte und zugleich mit Proben ausgestattete Literaturgeschichte. Vom Erfolge nicht geblendet, arbeitete ich die erste Auflage gänzlich um (besonders durch eine neue Eintheilung auf Grund der Entwickelung der Poesie selbst), erweiterte Vieles, nahm die neueste Poesie auf, besprach in kurzen Anmerkungen die berühmtesten Dichter des Auslandes. Das Buch ist dadurch, wie eine gewichtige Stimme (Lit. Handw.) anerkannte, viel gründlicher und übersichtlicher geworden, freilich auch umfangreicher. Es eignete sich nun auch für höhere Schulen, sowie zur Selbstbelehrung, für Erwachsene. Auf den Einwurf, es sei als Schulbuch zu umfangreich, antwortete ich schon in der Vorrede zur zweiten Auflage folgendermaßen:

> „An diesen Einwurf habe ich zeitlich gedacht und darum das Buch methodisch so eingerichtet, daß eine Menge Paragraphen in der Schule geradezu ausgelassen werden kann, ohne daß in dem Gesammtbild, welches den Schülern von der Entwickelung der deutschen Poesie eingeprägt werden soll, Lücken entstehen. Solche Paragraphen habe ich im Inhaltsregister (und, weil ich den einzelnen Lehrern und

[1] Damit verträgt sich aber ganz gut, was eine Rezension in den Münster'schen „Monatsblättern" an dem Buche lobte: „Jedoch ist von einem moralisirenden Predigerton in diesem Buche nichts zu spüren, auch ist es frei von jedem confessionell verletzenden Beiwerk."

Lehrerinnen nicht allzusehr vorgreifen wollte, nur in diesem) mit einem Sternlein bezeichnet. Ferner ist der biographische oder kritische Text innerhalb der durchzunehmenden Paragraphen vielfach durch kleingedruckte Partieen erweitert, welche in der Schule gleichfalls hinwegfallen können, ohne fühlbare Lücken zu erzeugen. Ja selbst eine Menge großgedruckter, besonders numerirter Absätze innerhalb solcher für die Schule passender Paragraphen können bei zu jugendlichen oder weniger befähigten Schülern übergangen werden. Auszulassende Paragraphen oder Einzelabsätze müssen dann die Zöglinge irgendwie bezeichnen, so daß es keine Verwirrung gibt."

Der kritische Text der zweiten Auflage ist nun auch in dieser dritten so ziemlich unverändert wiedergegeben. Nur da und dort lichtete oder ordnete ich mehr den Lernstoff. Die Biographieen der Dichterheroen kürzte ich etwas ab und faßte sie populärer. Natürlich kamen in der achten Periode einige Nova dazu, auch einige früher vergessene Dichter. Hinsichtlich der Proben jedoch bin ich davon abgegangen, keine aufzunehmen, die in „Kellners Lesebuch" stehen. Mit Recht tadelten mich sachverständige Freunde, daß ich dadurch mein Buch der schönsten Perlen beraube. So habe ich denn in der siebenten und achten Periode hinsichtlich der Proben eine große Veränderung ausgeführt. Außerdem habe ich auch von Goethe wieder Proben aufgenommen (in der zweiten Auflage sind keine), weil seine Werke doch nicht so verbreitet und so wohlfeil sind, als die Schillers. Von Schiller nahm ich jedoch auch in diese Auflage keine Proben auf. Meine Schülerinnen müssen Schillers Gedichte kaufen und lese ich mit ihnen die Balladen ꝛc. daraus.

Ganz neu in dieser dritten Auflage ist die Vorschule. Sie nimmt Bezug auf die besten Dichter und Proben in der Literaturgeschichte. Sie ist so eingerichtet, daß sie (einschließlich der citirten Partieen) für Mädchen von 13—15 Jahren die Literaturgeschichte selbst ersetzt, und somit für gewisse Pensionate, Töchterschulen vollkommen ausreicht. Damit wird, hoffe ich, auch die Klage mancher mir befreundeten, in solchen Schulen lehrenden Persönlichkeiten

wegfallen, daß nämlich die Literaturgeschichte selbst zu umfangreich sei. Mögen dieselben nun die dritte Auflage als Schulbuch einführen; möge die „Vorschule“ es den Zöglingen lieb machen, so daß sie es als ein Buch für das Leben, als treuen Führer und in Hinsicht der vielen eingelegten Proben als einen im reichen und herrlichen Garten unserer Poesie gepflückten Blumenstrauß auch nach den Pensionats- oder Schuljahren behalten und benützen.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß der Segen des Himmels, der bisher auf dem Buche gewaltet, auch dieser dritten Auflage nicht fehle.

Rastatt, im Mai 1871.

Der Verfasser.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Literaturgeschichte nimmt mit Recht einen ehrenvollen Platz in unsern gelehrten Schulen ein. Auch in den weiblichen Fortbildungsschulen ist sie bereits allenthalben eingeführt. Dem Verfasser dieses Buches scheint auch das Letztere ein wahrer Fortschritt zu sein. Wer dieß bestreitet, der wirft den deutschen Schulmännern einen Fehdehandschuh hin, den Hunderte derselben, und darunter solche ersten Ranges, aufheben werden. So unbestreitbar nämlich der Satz ist, daß die große Kunstgalerie deutscher Dichtung nicht einsam und öde stehen[1], sondern wenigstens von den Gebildeten der Nation besucht, bewundert und geistig ausgenützt werden soll, so unbestreitbar ist auch der andere Satz, daß es hiezu eines Führers bedarf, und der ist die Geschichte der Poesie. Je größer diese Galerie, je reicher sie ist, desto mehr bedarf es eines solchen Führers, und wahrlich, welche poetische Literatur ist reicher, denn die deutsche? Welches andere

---

[1] Diese Vereinsamung bestünde wohl sicher auch dann noch, wenn der Besuch des Publikums nur einer einzigen Gruppe von Dichtern oder gar nur einem einzigen Dichter gälte.

Volk kann sich rühmen, eine Literatur zu besitzen, welche nahezu Weltliteratur ist, ohne daß sie aufhört, national zu sein? Wie könnte man also unsere Jugend — die höhere Bildung anstrebt — in diese reichste aller Literaturen, in diese wahrhafte Weltgalerie ziehen lassen oder gar schicken — ohne Führer? Wie ist man beim Eintritt in eine Gemäldesammlung froh, wenn sich uns ein Kunstkenner anschließt und erklärend, belehrend uns begleitet! Wie ist man in Ermangelung dessen selbst froh um einen gut ausgearbeiteten Katalog! Wie viel größer ist aber das Bedürfniß eines erklärenden, belehrenden Begleiters hinsichtlich der Werke der Dichtkunst! Wie wenig der gute poetische Geschmack angeboren ist, ist männiglich bekannt. Nur zu viel Wahrheit liegt in der scharfen Bemerkung des alten Görres, daß das große Publikum sich geberde wie das Mammuth in den Urwäldern der Poesie: es breche und spalte sich unersättlich Rinde und ganze Stämme zur täglichen Mahlzeit, und schnuppere im Vorüberstapfen kaum an dem Blumenstrauß, den ihm die Muse schüchtern und von fern zu reichen versuche. Unsere Generation gar darf sich über die Schärfe dieses Urtheils nicht beschweren. Sie hat ein solches Uebergewicht zum Materiellen, leidet so sehr an Verflachung, daß nur eine sehr geringe Zahl an Goethe's Meisterwerken, wie z. B. Iphigenie, Tasso, oder gar an den ersten Gesängen der Messiade Geschmack findet. So muß also der Geschmack erzogen und vielfach anerzogen werden. Das ist eine der Aufgaben der Literaturgeschichte. Freilich kann die Art und Weise, sie zu behandeln, eine verkehrte sein, so daß jene Aufgabe nicht erfüllt wird. Daran trägt dann aber nicht der Lehrgegenstand Schuld. Falsche Methode wäre es z. B., wenn man keine poetische Lectüre damit verbände, wenn man nicht möglichst viele Proben einflechten würde. Immerhin aber wäre die Methode, den Geschmack durch bloßes Lesen bilden zu wollen, eine ebenso falsche. Meinte man aber, der Lehrer könne hiebei den kritischen Führer abgeben, so hat man ja die Literaturgeschichte doch wieder in die Schule eingeführt, nur in anderm Gewande. Des Lehrers Wort würde sich aber vielleicht noch an demselben Tage verflüchtigen, das aus dem Lehrbuch Memorirte und Wiederholte wird der Hauptsache nach aus der Schule mit in das Leben genommen werden.

Noch eine Bemerkung, die sich auf das rein Aesthetische bezieht, gehört hierher. Wie viele herrliche Dichtungen stehen im innigsten Zusammenhang mit dem Charakter und Leben, den Schicksalen und Irrfahrten des betreffenden Dichters! Ich erinnere nur an Goethe's Dichtungen, die er selbst eine Generalbeicht nannte, oder an Chamisso's „Schlemihl", dessen hoher poetischer Werth nur dem sich enthüllt, der Chamisso's eigenthümliches Lebensschicksal kennt. Es ist dieß Moment um so mehr zu betonen, als „der Dichter", wie Goethe sagt, „keinen bessern Lehrer haben kann, als den ächten Naturgrund eines Menschenlebens." — Wenn nun schon vom rein ästhetischen Standpunkt aus die Literaturgeschichte wichtig und nothwendig erscheint, wie viel mehr vom moralisch-religiösen Standpunkte aus. Wer kann es nämlich in Abrede stellen, daß auch die verderbte Sinnlichkeit, sowie der freche Spott über das Heilige im Festkleide der poetischen Kunst einherstolzieren, daß nicht bloß Wieland und Heine, sondern noch viele andere Dichter durch ihre Dichtungen wahre Verführer geworden sind? Eben darum erwächst für die Literaturgeschichte noch der weitere Beruf, ein schützender, warnender Führer, ein Mentor zu sein. — Zu dem ästhetischen und moralischen Moment legt sich noch ein patriotisches zu Gunsten des besprochenen Lehrgegenstandes in die Wagschale. Die Literaturgeschichte ist nämlich gleichsam eine Ruhmeshalle deutscher Dichtkunst. Wenn irgendwo das Nationalgefühl genährt und entflammt werden kann, so ist es in dieser Walhalla. Den Reichthum, die universale Gestalt unserer poetischen Literatur haben wir schon oben berührt. Fügen wir noch bei: Welches Volk, außer dem deutschen, kann sich rühmen, daß bei ihm die Sonne ächter Poesie zweimal bis nahe zum Zenith emporstieg! Da sich das deutsche Nationalgefühl gewiß keines zu üppigen Wachsthums erfreut, so wird man das eben Gesagte nicht geringschätzen dürfen. Von ganzem Herzen stimme ich jedoch Dem bei, daß die Literaturgeschichte nicht zum Paradepferd eines Lehrers oder einer Schule werden dürfe; ebenso, daß die Menge der geringern Dichter und der Dichterlinge draußen bleiben soll. Darum habe ich mir bei Abfassung dieses Buches den Fürsten der Kritik (Lessing) zum Vorbild genommen und habe es mit der Geschichte der Poesie gehalten, wie es Jener mit der Kritik hielt (siehe S. 307). Ja,

ich hätte die Dichterschaar noch mehr gelichtet, wenn ich das Buch bloß für die Schule, und gar nur für meine Schule geschrieben hätte. In der letztern habe ich nämlich nur Schülerinnen von 13 bis 15, höchstens 16 Jahren, und stehen mir nur zwei Jahreskurse mit einer wöchentlichen Stunde für die Literatur zu Gebote. In vielen Anstalten (Instituten) kann jedoch mehr Zeit verwendet werden und bleiben auch die Schülerinnen bis zu reiferem Alter. Zudem dürfte das Buch doch auch außer der Schule noch dienlich sein, insbesondere den deutschen Jungfrauen und Frauen aus den gebildeten Ständen.

Nun noch ein Wort über die Entstehung dieses Buches. Als ich, in meine jetzige Stellung eintretend, den Unterricht in der Literaturgeschichte an einer höhern Töchterschule übernahm, da sah ich mich nach einem Lehrbuche um. Ich hatte eine ziemlich große Auswahl. Die Einen aber waren zu gelehrt, die Andern zu unchristlich, die Dritten confessionell verletzend. Ich versuchte es dennoch mit einem Buche; es ging nicht. So arbeitete ich denn ein Heft aus und ließ es autographiren. Bald meldeten sich Freunde, die eine ähnliche Stellung und Lehraufgabe hatten, und baten um Abgabe von solchen Heften für ihre Schule. Der Vorrath ging so allzurasch zu Ende. Gleichzeitig wurde ich von diesen Freunden zum Drucke aufgefordert. Nun ging freilich die Arbeit von Neuem an. Ich darf wohl sagen, daß ich ein großes Kapital von Mühe und Zeit aufgewendet habe. Da ich nebenbei immer nach meinem Hefte lehrte, so machte ich stets Erfahrungen, die ich treu befolgte. An Alles, was ich niederschrieb, hielt ich den Maßstab des Schulgebrauchs. So darf ich auch sagen, das Buch sei aus dem Boden der Praxis herausgewachsen.

Was für Studien ich gemacht, welche Bücher ich, studirend oder citirend, benützt habe, weisen die vielen Citate aus. Diese werden nebstdem, daß sie eine Blumenlese aus den besten Literaturgeschichten bilden, auch noch den Nutzen haben, daß die lernende Jugend nicht so leicht sich selbst überhebt. Wo aber bei citirten Stellen kein Name beigefügt ist, da sind es Worte des besprochenen Dichters selbst. Bei der Inhaltsangabe sind solche angeführten Stellen natürlich aus der Dichtung entnommen.

Hier ist nun aber auch der Ort, wo ich eine Pflicht zu erfüllen habe, die Pflicht der Dankbarkeit. Ich schulde diese dem Herrn Professor Schlegel[1] am hiesigen Lyceum. Ihm spreche ich also hier öffentlich den innigsten Dank dafür aus, daß er so bereitwillig das Manuscript durchlas und kritisirte, daß er mir Winke und Rathschläge bester Art ertheilte. Und nun schließe ich in dem Bewußtsein, aus Liebe zur Jugend das Buch begonnen, in dieser Liebe es fortgeführt und vollendet zu haben. Der Himmel gebe seinen Segen dazu!

Rastatt, im Dezember 1864.

Der Verfasser.

---

[1] Verfasser der Schrift: Die neuere Romantik in ihrem Entstehen und ihre Beziehungen zur Fichte'schen Philosophie. — Programm-Beilagen pro 1862, 1863 und 1864.

Vorschule zur Literaturgeschichte.

§ 1. Allgemeines.

1) Die Poesie oder Dichtkunst gehört zu den sogenannten schönen Künsten. Sie hat also gleichfalls die Aufgabe, das Schöne darzustellen und so dem Menschen jenen hohen geistigen Genuß zu verschaffen, den die Anschauung des wahrhaft Schönen gewährt.

1. Das Wort Poesie (ποίησις) stammt von einem griechischen Zeitwort (ποιεῖν), welches soviel heißt als: schaffen, bilden, hervorbringen. Es wird aber dieses Wort in einem vierfachen Sinne gebraucht: 1) für die schöne Kunst überhaupt; 2) für die Dichtkunst insbesondere; 3) für die Werke der Dichtkunst (Dichtungen); 4) für die der Dichtkunst eigenthümliche Sprache in Versen.

2. Das deutsche Wort dichten kommt, wie Grimm und Mone meinen, vom lateinischen dictare (dictiren). Die Sänger des Mittelalters, meist des Schreibens unkundig, mußten ihre im Geiste ersonnenen Gedichte dictiren.

3. Außer der Dichtkunst zählt man zu den schönen Künsten noch: die Architektur oder Baukunst; die Sculptur oder Bildhauerei; die Malerei und die Tonkunst. Manche rechnen noch die Mimik oder Geberdenkunst (Pantomimik, Kunstreiterei, Tanzkunst) hinzu, die zwar am wenigsten selbständig ausgebildet ist, aber in Verbindung mit Poesie als Schauspielkunst künstlerische Leistungen ersten Ranges hervorbringen kann.

4. Die Griechen dachten sich göttliche Beschützerinnen der schönen Künste — und der Wissenschaften —, und nannten sie Musen. Nach Vieler Glauben bewohnten sie den Berg Parnaß, nach Anderen den Helikon, wo sich eine Quelle, Hyppokrene, welche durch den Huf des geflügelten Rosses Pegasus aus dem Felsen gestampft wurde, befindet. Sie waren die folgenden: Clio, die Muse der Weltgeschichte; Euterpe, die Muse der Tonkunst; Polyhymnia, die Muse der lyrischen Dichtkunst; Melpomene, die Muse des Trauerspiels; Thalia, die Muse des Lustspiels; Terpsichore, die Muse der Tanzkunst; Erato, die Muse des Heldengedichtes; Urania, die Muse der Sternkunde; Calliope, die Muse der Bildhauerei.

5. Die vorhin aufgeführten schönen Künste sind eigentlich nur die schaffenden, nicht zu verwechseln mit den sogenannten ausübenden schönen Künsten. Diese letzteren bethätigen sich blos in der Ausführung der von den schaffenden Künstlern geschaffenen Kunstwerke. So führen z. B. die Musiker und Theatersänger die von einem Tonkünstler componirte Oper aus, so der Bauunternehmer nebst seinen Bauarbeitern den vom Architecten zu Papier gebrachten Entwurf eines Domes, so der Erzgießer den Guß nach dem Thonmodell u. s. w.

6. Außer den schönen Künsten spricht man noch von der Staatskunst, Redekunst, Heilkunst, Erziehungskunst u. s. w. und faßt diese sammt den schönen Künsten unter dem Namen — freie Künste zusammen, zum Unterschiede von den mechanischen (die äußeren leiblichen Bedürfnisse des Menschen befriedigenden) Künsten, den Handwerken.

2) Worin besteht nun aber das Schöne? Woran erkennt man das wahre, ächte Kunstwerk? Das sind schwierige Fragen. Seit Plato (ungefähr 400 vor Chr.) bis auf unsere Tage sind zahlreiche Bände über die Schönheit geschrieben worden, und noch heute sind die Gelehrten der verschiedensten Ansicht. Die meisten leiten jedoch die Antwort vom Worte schön ab, das von scheinen (schimmern) kommt. Und sie sagen: das Schöne ist das Hindurchscheinen des Uebersinnlichen durch das Sinnliche. So ist z. B. die Andacht an und für sich etwas Uebersinnliches. Wenn nun aber der Maler oder der Bildhauer eine in's Gebet versunkene Gestalt so in Farben oder in Marmor darstellt, daß man beim Anblick derselben die Andacht gleichsam selber schaut, so ist das ein schönes Werk, ein Kunstwerk. Oder: die Freundestreue ist an und für sich nicht sinnlich wahrnehmbar. Wenn wir aber Schillers wahrhaft schöne Ballade: „Die Bürgschaft" lesen oder gut vortragen hören, so wird die Freundestreue so zu sagen leibhaftig vor unserem Geiste stehen.

Das Uebersinnliche im Kunstwerke darf aber natürlich weder ein unsittlicher Gedanke, noch eine Lüge sein. Es darf also der Künstler nicht ein Werk schaffen, durch das z. B. der Gedanke hindurchschimmert: „Süß ist die Rache", oder: „Der Selbstmord ist Heldenthat und Seelengröße." Freilich macht auch der schönste und erhabenste Gedanke für sich allein noch kein Kunstwerk. Die Form muß eben auch dazu passen; eine Engelsgestalt z. B. wäre noch kein Kunstwerk, wenn sie ohne die Flügel etwa höchstens einen gutmüthigen Jüngling vorstellen würde. — Darum sagt Geibel eben so kurz wie treffend:

„Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke thut's auch noch nicht;
Es kommt drauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle."

3) Die Dichtkunst unterscheidet sich nun von den andern schönen Künsten dadurch, daß sie mittelst der Sprache das Schöne darstellt, während es die übrigen mittelst des Steines, des Holzes, oder der Töne, oder der Farben, oder der menschlichen Muskeln und Glieder (Mimik) darstellen.

4) Aber auch die sogenannte Prosa (die Werke der Wissenschaft und Beredsamkeit, ferner alle Arten von Aufsätzen, Briefe u. s. w. umfassend) bedient sich der Sprache, weshalb die Frage entsteht: Wie unterscheiden sich Poesie und Prosa? Der Unterschied zeigt sich nun im Zwecke und in der Form.

a. Die Poesie hat ihren Zweck in sich, sie will durch sich Freude, geistiges Wohlgefallen bereiten, weiter sucht sie Nichts: sie dient eben dem Schönen. Die Prosa hingegen hat ihren Zweck außer sich, sie bezweckt Belehrung des Verstandes,

Lenkung des Willens, Ueberzeugung des Geistes und des Herzens, Verscheuchung der Langeweile, Benachrichtigung u. s. w. Der Geschichtsschreiber z. B. ist nicht befriedigt, wenn seine Leser sagen: das Buch ist schön geschrieben, aber es ist voll Unwahrheit. Ebensowenig ist der Redner zufrieden, wenn es heißt: der Redner sprach gut, aber ich glaub' und folg' ihm doch nicht. Kurz: die Prosa dient dem Guten und Wahren.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die Poesie nicht auch eine Wirkung auf das Herz und den Verstand ausüben könne; im Gegentheil: das wahrhaft Schöne hat sittlich läuternde Kraft und drängt auch häufig den Verstand zur Annahme dieser oder jener Wahrheit. Nur ist solche Wirkung nicht der eigentliche, wenigstens nicht der nächste und unmittelbare Zweck der Poesie. Die Alten haben nämlich mit der schönen Kunst (also auch mit der Poesie) stets noch einen entfernteren, mittelbaren Zweck — sittlicher Art — verbunden, und auch neuere Aesthetiker lehren Aehnliches, daß nämlich als zweiter Zweck die Verherrlichung Gottes und die sittliche Hebung und Veredlung des menschlichen Herzens zu gelten habe. Vgl. Grundriß der Aesthetik von Dr. Stöckl, Seite 22 ff.

b. Aber auch in der Form zeigt sich der Unterschied zwischen Poesie und Prosa. Die Poesie hat eine eigene Sprache, die höher, schwunghafter und edler ist, als die Sprache des täglichen Lebens, und selbst in ihren kleinsten Theilen die Phantasie erregt und thätig erhält (während die Sprache der Wissenschaft mehr auf den Verstand, die der Beredsamkeit mehr auf den Willen berechnet ist).

„Durch diese beiden allgemeinen Bestimmungen ist zunächst negativ alles Unedle, Niedrige und Gewöhnliche des Ausdrucks aus der dichterischen Sprache verwiesen und alles wissenschaftlich Abhandelnde oder Zergliedernde ausgeschieden, welches durch abstracte Wörter und beschränkende Satzfügungen Begriffe, Urtheile und Schlüsse aufstellt; ferner aber positiv auf der einen Seite Adel, Innigkeit und Schwung, auf der andern Seite sinnliche oder plastische Bildlichkeit des Ausdrucks gefordert, durch welche der Zuhörer oder Leser nicht zum Denken und Begreifen, sondern zum Fühlen und Schauen veranlaßt wird." (Oesterley.)

5) Nicht bei aller Poesie, aber doch bei vielen und den schönsten Werken derselben kommt noch ein Unterschied dazu: die Sprache in Versen oder die gebundene (auch rhythmische) Redeweise. Die Poesie braucht nicht nothwendig in Versen aufzutreten, freilich aber strahlt sie herrlicher darin: die gebundene Redeweise ist sozusagen das Sonntagskleid der Poesie. Wenn die Prosa in Versen auftritt, so ist das nur ein Mißbrauch. Das Wort Prosa wird oft für die ungebundene Redeweise gebraucht.

6) Die Vorschule nun wird das Wichtigste aus der Poetik (d. i. der Lehre von der Dichtkunst) bringen und demgemäß folgende Abschnitte umfassen:

I. Von der dichterischen Sprache überhaupt oder von den Mitteln, die Sprache fesselnd, anschaulich und lebendig zu machen.
II. Vom Versbau (Metrik).
III. Vom Reim oder Gleichklang.
IV. Von den strophischen und Gedicht-Formen.
V. Von den Dichtungsarten.

Erster Abschnitt.

Von der dichterischen Sprache überhaupt.

§ 2. Rhetorische Redefiguren.

1) Wir verstehen darunter jene Redewendungen, durch welche die Aufmerksamkeit des Hörers oder Lesers besonders geweckt und erhöht wird. Wir nennen sie rhetorisch, weil sie der Redner noch mehr als der Dichter anwendet. Alle erkennt man an der außergewöhnlichen Ausdrucks- und Satzbildungsweise. Wir zählen hiezu folgende:

2) Die Wortversetzung (Inversion) stellt ein Wort oder einen Satz gegen die Regeln der Satzlehre. Im Wortversetzen kann man aber sehr leicht die Sprache unschön machen.

„Jung und harmlos ist die Natur, der Mensch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend.“ Platen.

„Aber, nachdem er geküßt sein Kind und gewiegt in den Armen,
Rief er empor, laut betend, zu Zeus und den übrigen Göttern.“ Homer (Ilias).

Vergl. auch Klopstocks Ode: „Die Frühlingsfeier“, S. 285; deßgleichen Schillers „Ring des Polykrates“. Str. 5.

3) Die Verschweigung (Reticentia) dient dazu, das heftig aufgeregte Gefühl zu kennzeichnen. Sie ist doppelter Art:

a. Die Auslassung (Ellipse), welche bloß einzelne zum vollständigen Satze gehörende Worte wegläßt.

„Hier muß ich liegen bleiben. Meine Glieder (sind) wie abgeschlagen, meine Zunge (ist) trocken, wie eine Scherbe.“ Schiller.

„Und wenn ihr die Geschlechter beide fragt:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.“ Goethe.

„O Gott, nur noch einen schwachen Händedruck, nur ein segnendes Wort von meinem Vater!“

b. Die Abbrechung (Aposiopese), welche den begonnenen Satz plötzlich abbricht, um einen wichtigeren zu beginnen.

„Die Ringe — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären." Lessing (Nathan).

4) Die Häufung der Bindewörter (Polysyndese), namentlich des „Und".

„Und es wallet und siedet" u. s. w. Vgl. den „Taucher" von Schiller.

„Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn:
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen." Klopstock.

Vgl. auch „Erlkönig" von Goethe S. 342, Str. 5.

5) Die Auslassung der Bindewörter (Asyndese), namentlich des „Und".

„(Und) er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
Nach dem Lande Schweiz." Schiller.

Vgl. auch Goethe's „Sänger" S. 345, Str. 1.

6) Die Wiederholung (Repetition, Anaphora, Epiphora) läßt dieselben Wörter und Ausdrücke mehrmals wiederkehren.

a. Wortwiederholung (Epizeuxis und Annomination).

„Auferstehn, ja auferstehn wirst du
Mein Staub, nach kurzer Ruh." Klopstock.

Suche eine solche in Schillers „Taucher"; deßgleichen in Kerners „Geiger von Gmünd" S. 454.

b. Wiederholung des Anfangs (Anaphora).

„Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth." Bürger.

c. Wiederholung des Schlusses (Epiphora).

„Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder
Und klagen laut: Er ist nicht mehr!
Der Erde Tiefen schallen wieder:
Er ist nicht mehr!
Er ist nicht mehr! So sage
Ein Tag dem andern Tage:
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr! Ramler (Tod Jesu).

d. Die **Wiederholung der Anfangsworte am Schlusse** (Epanalepsis).

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler lebet wohl!“ Schiller.

7) Die **Einschaltung** (Parenthese) durchbricht einen Gedanken und schiebt in die Lücke einen zweiten, so daß beide Gedanken hervorgehoben werden.

„Dich lieb' ich innig, dich lieb ich heiß,
Mein goldgelockter Knabe:
Und doch — der ewige Gott verzeih's! —
Ich wollte, du lägst im Grabe!“ Ad. Schults.

8) Die **Frage, welche keine Antwort** erwartet. Sie ist bald bejahend, bald verneinend.

„Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?“ Uhland.

9) **Redefiguren mit Hülfe des Gegensatzes:**

a. Die **Entgegensetzung** (Kontrast oder Antitheton) stellt zwei sehr verschiedene oder ganz **conträre Vorstellungen neben einander.**

„Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf auf weichem Klee,
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See:
Du wohnst in bangen Mauern, ich wohn' auf freier Flur,
Dir malt die Kunst den Frühling, mir malt ihn die Natur.“ Ewald.

b. Der **Gegensatz** (Antithese) verbindet **entgegengesetzte Begriffe zu einem Begriff** oder Gedanken. Im ersten Fall heißt der Gegensatz auch das **Paradoxon** (z. B. der schmerzliche Genuß; der süße Schmerz). Eine berühmte Redeform der Theaterdichtung — das **Wortgefecht** (Stichiometrie) genannt — ist nichts Anderes, als eine Reihe solcher Antithesen. Vgl. S. 197.

„Wie **kleine** Schritte geht ein so **großer** Lord.“ Schiller (Maria Stuart).

„Der Wahn ist **kurz**, die Reu ist **lang**.“ Goethe.

„Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen;
Götter — wenn wir liebend uns umfassen.“ Schiller.

10) Die **Uebertreibung** (Hyperbel) **vergrößert** oder **verkleinert** eine Sache **übermäßig**. Vgl. den Dialog S. 198.

„Ich fühle eine Armee in meiner Faust.“ Schiller (Räuber).

„Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.“ Kleist.

Nimmermann: Faßbinder, bindet wieder mir ein Tintenfaß,
Meins ist vor Schmerz zersprungen! Meine Thräne fließt!
Platen (Der romantische Oedipus).

„Dies Bischen Leben — dürft ich es hinhauchen in ein leises, schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! — Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben." Schiller.

11) Die Steigerung (Gradation, Klimax) läßt verschiedene Begriffe oder Aussagen stufenmäßig aufeinanderfolgen.

a. Entweder aufwärts vom Geringeren zum Größeren;

„Tapfer ist der Löwensieger
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang." Herder. Vgl. S. 327.

b. oder abwärts vom Größeren zum Geringeren.

„Wenn wir gut und bei vorzüglichen Kräften groß sind, so sind wir es überall, auf dem Throne, im Palaste, in der Hütte nur durch Eine Tugend." Engel.

12) Die Rede in der Gegenwärtigen Zeit (Präsenzrede), obgleich man vom Vergangenen spricht.

Suche Beispiele in der Romanze aus dem „Cid", S. 330.

13) Die pathetischen Figuren, d. h. Ausdrücke heftiger Gefühle, wie der Ausruf, der Wunsch, der Schwur, die Verschwörung, die Verwünschung.

„O Jammer! immer steigt er näher heran, der Tod!
O Gott, dort wälzt sich's her!
Wie fürchterlich!" Gessner.

„Frommer Stab! O hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!" Schiller.

„Daß du statt Hosianna den Fluch des Ewigen hörtest!
Daß die Stimme des Donners dir im bebenden Ohre
Statt des Triumphtons erschalle." Klopstock.

14) Die Apostrophe besteht in einer plötzlichen Anrede einer abwesenden Person oder eines leblosen Gegenstandes. Im letzteren Falle ist sie zugleich Personifikation (vgl. § 5, 4).

„Karl, Karl! Du hättest jetzt nicht leben sollen,
Und dein Europa läg' zu meinen Füßen!" Körner (Zriny).

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln!
Johanna sagt euch ewig Lebewohl." Schiller.

„Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in den Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan." Schiller (Maria Stuart).

§ 3. Malerische Redefiguren.

(Malerische Satztheile und Wortarten.)

1) Das Hauptwort für sich allein genügt nur selten dem Dichter. Er liebt eine malerische Beifügung. So sagt Homer „die weithinschattende Lanze" und bewirkt dadurch, daß wir uns die Länge des Lanzenschaftes vergegenwärtigen, und daß wir sie den langgestreckten Schatten werfen sehen. Sagt der Dichter „der gestirnte Himmel", so steht sofort der nächtliche Sternenhimmel vor unseres Geistes Auge.

2) Diese Beifügung ist in der Regel ein Beiwort und heißt dann das ästhetische Beiwort (Epitheton ornans); es können auch zwei (aber nicht mehr) Beiwörter den Dienst thun, welche dann gern in eines zusammengezogen werden, z. B. blondlockig, lilienweiß. — Auch ein Hauptwort kann als malerische Beifügung zum ersten Hauptwort hinzutreten, z. B. der Schatten des Waldes, die Fluth des Meeres.

3) Der Dichter liebt es auch, das Hauptwort und sein malerisches Beifügewort in ein (zusammengesetztes) Wort zu verschmelzen, z. B. Waldesdunkel = dunkler Wald, Riesenfichte = riesige Fichte, Waldeinsamkeit = Einsamkeit im Walde.

Ueberhaupt hat der Dichter hinsichtlich der Wortzusammensetzung viel mehr Freiheit, als der Prosaiker. So sagt z. B. Goethe „Flügelflatterschlagen" statt „flatterndes Zusammenschlagen" der Flügel, „Säuselschweben" statt „säuselndes Dahinschweben". — Sehr lange Wortkompositionen sind von komischer Wirkung und werden daher im Lustspiel verwendet, z. B. von Platen (in seinem „romantischen Oedipus" spricht er einmal von einem „Vorzeitsfamilienmordgemälde" ꝛc.).

4) Viel hängt von der richtigen Wahl des Zeitwortes ab. Der Dichter wählt am liebsten jene aus,

a. welche ein sinnlich wahrnehmbares Thun, Handeln, Bewegen (nicht ein bloßes ruhiges Beharren oder Dasein) bezeichnen. So sagt z. B. Goethe: „Es schimmert das Gemach und Marmorbilder stehn und sehn mich an", während der Prosaiker vielleicht sagen würde: „Dort ist ein Gemach, in welchem Marmorbilder sich befinden."

b. welche durch ihren Klang das nachahmen, was sie bedeuten (Onomatopöie = Nachahmung von Naturlauten).

„Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.“ Voss.

„Da pfeift es und geigt es, und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt.“
Goethe (Hochzeitlied).

Vgl. auch: S. 218, ferner Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ und Goethe's Schilderung des Bergwaldes in der „Walpurgisnacht“.

5) Dem Zeitwort fügt der Dichter sehr gern das Umstandswort bei, z. B. „Stolz schritt der Held einher.“

§ 4. Malerische Redefiguren (Fortsetzung).

(Die eigentlichen Tropen.)

1) Unter Tropen (von dem griech. τρόπος, τρόπή = Vertauschung) versteht man strenggenommen nur jene Redefiguren, bei welchen eine Vertauschung von verwandten Vorstellungen stattfindet.

1. Verwandt (d. h. für die Phantasie) können Begriffe (oder Vorstellungen) sein:

a. wegen ihrer Aehnlichkeit (Metapher, Allegorie, Gleichniß, viele Personificationen), oder

b. wegen der räumlichen Nähe der Beziehungen (Synekdoche), welche also durch die unmittelbare Anschauung wahrgenommen werden kann, oder

c. wegen der logischen und grammatikalischen Nähe der Beziehungen (Metonymie), welche zu ihrer Wahrnehmung der Reflexion bedarf.

2. Viele Schriftsteller rechnen zu den Tropen noch die im nächsten Paragraph aufgezählten malerischen Figuren, wenigstens die meisten derselben. Wir unterscheiden aber der Klarheit halber zwischen den Tropen, die es der Bedeutung des Wortes nach wirklich sind (eigentliche Tropen) und denjenigen, welche mehr nur herkömmlich so genannt werden (uneigentliche Tropen).

3. Viele Schriftsteller theilen sämmtliche Redefiguren in Tropen und in Figuren im engeren Sinne des Wortes ein. Aber es herrscht zu wenig Klarheit und Einigkeit hinsichtlich dieser Klassifizirung, darum schlugen wir einen anderen Weg ein.

2) Die Metapher (μεταφορα = Uebertragung) setzt statt des gemeinten Gegenstandes (oder einer Thätigkeit, Eigenschaft) etwas Aehnliches (Bild). Beispiele: das lachende Thal; der scherzende Wind; die Ernte des Fleißes; die Blüthe des Lebens; der Zahn der Zeit; der Donner rollt; die Klippe umschiffen; Nero, der Tiger. Man sieht hieraus, daß die Metapher häufig ein sogenanntes „schmückendes Beiwort“ ist, ebenso, daß sie häufig zugleich eine Personification ist (vgl. § 5).

.... „Verschwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge." Goethe (Tasso).

„Was die Ameise Vernunft in Jahren zu Haufen schleppt,
Jagt in einem Hui der Wind des Zufalls zusammen." Schiller.

O, so laßt euch froh begrüßen
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reichstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen;
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen
Gleich Aurorens Angesicht." Schiller.

In mancher Poetik rechnet man auch jene Gleichnisse (vgl. § 5) zu den Metaphern, in denen das Bild als Apposition, oder durch „ist" neben den gemeinten Gegenstand gestellt ist.

3) Die Allegorie ist nur eine ausführliche Metapher: der ganze Gedanke ist mit einem ähnlichen vertauscht. Die Metapher verhält sich also zur Allegorie, wie die Knospe zur entfalteten Blume. Der verglichene Gegenstand ist in der Allegorie schon mehr räthselhaft verborgen, als in der Metapher. Sehr viele Personificationen sind zugleich Allegorieen (vgl. § 5, 4).

a. Kürzere Allegorieen:

„Bei einem Wirthe" u. s. w. (Vgl. Uhlands „Einkehr" S. 447.)

„Leise zieht" u. s. w. (Vgl. Heine S. 504.)

„Zwei Rosen im schönsten Schmucke
Des Frühlings sanken hier ein;
Einst werden sie wieder blühen,
Dann wird es auf ewig sein."
(Grabschrift für zwei jugendliche Schwestern.)

b. Längere (durch ein ganzes Gedicht sich hindurchziehende) Allegorieen:

Mahomeds Gesang, von Goethe. S. 346.

Die Geschichte von den drei Ringen, von Lessing. S. 311.

Das Kind der Sorge, von Herder.

Das Mädchen aus der Fremde, von Schiller.

Anm. Manche verstehen unter Allegorie nur eine durchgeführte Personification (vgl. § 5, 4).

4) Die Synekdoche (Mitverstehen) setzt:

a. den Theil für das Ganze, z. B. Mast, Kiel, Segel für Schiff.

„Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach." Schiller.

„Schnell ist des Schwertes Scheide bloß." Schiller.

b. Das Einzelwesen für die Gattung:

„Der Mensch ist Staub."

Vgl. auch „Der Reiter und der Bodensee" von Schwab, S. 456.

c. Die bestimmte Zahl für die unbestimmte, Einzahl für Mehrzahl:

„Tausend fleiß'ge Hände regen
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz." Schiller.

d. Das Substantiv für das Adjectiv:

„Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt." Schiller.

5) Die Metonymie (Umnennung) setzt:

a. Die Ursache für die Wirkung und umgekehrt:

Der Schweiß des Landmanns ernährt uns; Freude sprudelt in Pokalen; die Wolken träufeln Segen; Ceres und Bachus für Getreide und Wein.

Graues Haupt = Greisenalter; der bleiche Tod = der Tod, welcher das Bleichsein bewirkt; schwindelnde Höhe = Höhe, welche Schwindel erregt.

b. Den Stoff für die daraus verfertigte Sache:

„Es blinkt der Stahl im Mondenstrahl." Uhland.

„Im Golde perlet der herrliche Wein."

c. Den Ort für das darin Befindliche:

Die ganze Stadt zog ihm entgegen. Der Himmel hört mich. Ganz Deutschland soll frohlocken. Ganz Europa bebt.

d. Die Zeit für die in ihr Lebenden, oder das in ihr Vorgehende:

„So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken." Schiller.

Das heroische Zeitalter; die klassische Zeit.

e. Das Zeichen für die bezeichnete Sache und umgekehrt (Lorbeer für Sieg, Krone für Herrschaft):

„So weit das Scepter meines Vaters reicht." Schiller.

„Er trägt den Sieg an seiner Stirne."

f. Die Eigenschaft für den betreffenden Gegenstand:

„Die Stimme der Freude", statt „die Stimme froher Menschen"; die Klage der Schwermuth; die weinende Unschuld.

„Es blickt lachend das Blaue herein." Schiller.

g. Sinnliches für Unsinnliches und umgekehrt:

„Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer.“ Schiller.

„Ich habe geklopft an des Reichthums Haus.“ Rückert.

§ 5. Malerische Redefiguren (Schluß).

(Die uneigentlichen Tropen.)

1) Die Ironie sagt das Gegentheil von dem Gemeinten, meist mit der Absicht, zu verspotten. Dieß ist z. B. der Fall, wenn man einen Schwächling einen Herkules, einen schlechten Redner einen Cicero, einen Feigling einen wahren Hannibal nennt. Arten der Ironie sind: die beißende Verspottung und der Sarkasmus (bitterer Spott selbst gegen einen Unglücklichen).

„Man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Bolleyn das Schaffot bestiegen.“ Schiller.

2) Die Umschreibung (Periphrase) nennt den eigentlichen Gegenstand nicht, führt aber statt dessen einzelne Eigenschaften recht anschaulich vor. So sind z. B. kürzere Periphrasen: der Traube goldenes Blut; die Kinder des Frühlings; die Stunde, vor welcher auch Helden zittern. Beispiele von längeren Strophen:

„Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ,
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isai's,
Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
Geh hin! du sollst auf Erden für mich zeugen.“
Schiller (Jungfrau von Orleans).

„— — Da that ein Knecht mit knechtischer Seele
Eine That, die niedrig genug war, Unmenschlichkeiten
Anzukündigen.“ Klopstock (Messias VI. Gesang).

3) Die Zergliederung (Distribution oder Individualisirung) zergliedert einen Begriff (oder Gedanken) recht lebhaft und anschaulich in seine Einzelheiten. Bisweilen verschweigt sie den zergliederten Begriff (oder Gedanken) und ist dann leicht mit der Umschreibung zu verwechseln.

„Aber wenn er durch himmlische Wunder die Erde zu segnen
Fortfährt, wenn der Blinde durch ihn zu der Sonne sein Antlitz
Freudig erhebt und mit sehendem Aug' auf den leitenden Vater
Staunend blickt, wenn Tauben das Ohr sich der Stimme des Menschen
Wieder öffnet, wenn es die Rede des segnenden Priesters
Wieder vernimmt und die Stimme der Braut und die weinende Mutter

Und das feiernde Chor und die Hallelujahgesänge;
Wenn durch ihn die Todten dahergehn, gegen uns zeugen,
Ach gen Himmel weinen mit wieder lebendem Auge,
Göttlich zürnend auf uns herblicken, ihr Grab uns zeigen
Und mit jenem Gericht uns drohen, vor dem sie schon waren“ u. s. w.
Klopstock (Messias IV. Gesang).

Siehe auch den Anfang von Mignons Lied: „Kennst du das Land“ u. s. w. Seite 346.

4) Die Personifikation stellt das Leblose, Unpersönliche als lebend, handelnd, redend, fühlend, kurz als persönlich dar. Viele Personifikationen sind zugleich Metaphern, viele auch schmückende Beiwörter.

a. Blumen, Thiere u. s. w. sind personificirt:

„Wie die jungen Blüthen leise träumen
In der stillen Mitternacht!
Schüchtern spielt der Mondschein in den Bäumen,
Daß die Blüthe nicht erwacht.“ Hoffmann.

Vergleiche ferner die Gedichte Hebels S. 475 ff. und „Die Lerche“ von A. von Droste-Hülshoff S. 595.

b. Unsinnliche Begriffe (Tugend, Furcht, Poesie, Wahrheit, Weisheit) sind personifizirt. Man nennt dieß gewöhnlich die allegorische Personifikation, besonders wenn sie durchgeführt ist.

„Noch einmal sattelt mir den Hippogryfen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land!“ Wieland (Oberon).

„O darum ist der Lenz so schön,
Mit Duft und Strahl und Lied,
Weil singend über Flur und Höh'n
So bald er weiter zieht.“ Geibel.

Andere Beispiele sind die oben (§ 4, 3) als ausgeführte Allegorieen angeführten.

c. Naturgegenstände, unsinnliche Begriffe (Naturkräfte, Ideen) werden als mythologische Persönlichkeiten dargestellt; z. B. Zeus = Himmel, Minerva = Weisheit; Muse = Dichtkunst. Naturkräfte erscheinen so als Elfen, Riesen, Zwerge. Diese Figur heißt auch mythologische Personifikation.

„Aus der Ströme blauem Schiller lacht der unbewölkte Zeus.“ Schiller.

5) Das Gleichniß (Vergleichung) stellt neben den gemeinten Gegenstand einen zweiten ihm ähnlichen.

„Dem Wurme gleich' ich, der im Staube kriecht.“ Goethe.

„Der Buchenwald ist herbstlich schon geröthet,
Sowie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben." Lenau.

„So still ist's nicht draußen im Schnee,
So stumm und verschwiegen sind
Die Sterne nicht in der Höh',
Als meine Gedanken sind." Eichendorff.

„Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Reisekleid,
Damit man durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit." Logau.

„Der Leib, das Haus, worin der Geist
Geherbergt so viel Jahre,
Der über Land und Meer gereist,
Liegt auf der Todtenbahre." Gryphius.

Anm. Die Beispiele von der Art (4 und 5) werden häufig zu den Metaphern gezählt (vgl. oben § 4, 2).

Zweiter Abschnitt.

Vom Versbau (Metrik).

§ 6. Von den Aussprachsilben.

1) Was die Bausteine für den Bau eines Hauses, das sind die Aussprachsilben (die einsilbigen Wörter mit eingerechnet) für den Versbau. Dort wie hier bedarf es einer planmäßigen Auswahl des Baustoffes, soll etwas Schönes zu Stande kommen.

Wir sagen Aussprachsilben, weil nicht sowohl die nach ihrer sprachlichen Art und Abstammung unterschiedenen, als vielmehr die beim Sprechen und Lesen dem Ohre bemerkbarenWorttheile und einsilbigen Wörter das Material für den Versbau bilden.

2) Bei der Auswahl der Bausteine entscheidet hauptsächlich das Auge, bei der Auswahl der Silben zum Versbau entscheidet jedoch das Ohr. Also auf den Eindruck kommt es an, den eine Silbe beim Sprechen oder Lesen auf das Ohr macht.

„Wenn man still für sich liest, so bestehen zwar während dessen Ton und Tonmaß der gelesenen Silben nur in unserer Idee; allein die Verhältnisse des Tons bleiben doch dieselben, wenn wir nur nicht unrichtig im Geiste betonen." (Kleinpaul.)

3) Das Ohr unterscheidet nun beim Aussprechen einer Silbe vorzüglich zweierlei Eindrücke:

a. Die Tondauer oder Währung (Quantität), d. i. die Zeit, welche man braucht, um eine Silbe aussprechen zu können.

Insofern unterscheidet man lange (—), kurze (◡) und mittelzeitige (⏓) Silben. Letztere werden im Verse bald als lange, bald als kurze verwendet.

b. Die Tonstärke oder Betonung (Accent), d. i. der Nachdruck, mit dem eine Silbe gesprochen wird. Insofern unterscheidet man schwere (oder starkbetonte), leichte (oder schwachbetonte, auch tonlose) und mittelschwere (oder mitteltonige). Letztere werden im Verse bald als schwere, bald als leichte Silben verwendet.

Strenggenommen gibt es in der deutschen Sprache nicht bloß zwei oder drei Tongrade, sondern wenigstens sechserlei lassen sich vom Ohre noch ziemlich deutlich unterscheiden. (Aehnlich unterscheidet man in der Musik die fünf Grade: ff., f., mf., p., pp.) Es genügt aber für die Praxis, wenn man, je zwei dieser Tongrade in einen zusammenfassend, nur drei Grade unterscheidet.

4) Man darf ja nicht die Währung mit der Betonung verwechseln, als ob z. B. die langen Silben auch schwer, alle kurzen auch leicht wären. Häufig ist es zwar der Fall, aber in zahllosen Fällen nicht, besonders in der deutschen Sprache. So haben z. B. die Wörter langsam, schreckhaft, furchtbar ein jedes zwei lange Silben, dennoch sind die Silben sam, haft, bar in vielen Versen als leicht zu verwenden. Umgekehrt sind die Wörter Gott, Riß, Spott zwar kurze, dennoch aber entschieden schwere Silben.

5) Die Lehre nun, welche einerseits die Silben mißt, d. h. sie als lang oder kurz oder mittelzeitig kennen lehrt und darnach klassifizirt, andererseits die Silben wägt, d. h. sie als schwer oder leicht, oder mittelschwer kennen lehrt, heißt Prosodik. Thut sie Ersteres, so erscheint sie als Lehre von der Silbenmessung, thut sie Letzteres, so erscheint sie als Lehre von der Silbenwägung.

1. Man kann die Prosodik auch kurzweg die Lehre vom verslichen Charakter der Silben nennen.
2. Prosodik kommt von dem griechischen Worte Prosodie; dieses ist aber seiner ethymologischen Abstammung nach mit Accent gleichbedeutend und heißt Nebengesang oder Anklang. Daß man aber den Redeton Nebengesang oder Anklang nannte, rührt wohl daher, daß derselbe beim Absingen der Verse, wobei die rhythmische Arsis und Thesis zumeist hervortraten, doch nebenbei gehört wurde.

§ 7. Vom Verse und Versfuße im Allgemeinen.

1) Jeder ächte Vers ist eine Reihe von Wörtern, in welcher regelmäßige Abwechslung herrscht:

a. entweder von langen und kurzen Silben (wie es in den griechischen und lateinischen Versen der Fall ist),

b. oder von schweren und leichten Silben (wie es in den deutschen, englischen, italienischen ꝛc. Versen der Fall ist).

1. Die alten Sprachen eigneten sich mehr für das Erstere, die modernen, namentlich die deutsche, meist für das Letztere. Jene heißt deshalb auch quantitirende, diese accentuirende. Die alten Dichter maßen also die Silben, die deutschen wägen sie.

2. Die Franzosen, deren Sprache äußerst wenig Unterschied im Accent besitzt, stellen bloß eine festbestimmte Anzahl von Silben in eine Zeile (Vers); weder messen sie also die Silben, noch wägen sie dieselben, sie zählen sie bloß.

2) Diese geregelte Abwechslung in den Lauten heißt gewöhnlich Rhythmus. Er findet sich auch in jedem Tonstück (den Choral ausgenommen), im Trommelmarsche, oft auch beim Dreschen, sowie beim Hämmern der Schmiede.

1. Nicht bloß für das Ohr gibt es Rhythmus, sondern auch für das Auge, z. B. beim Tanze. Insofern ist er eine Bewegung, in welcher Mannigfaltigkeit und Einheit herrscht.

2. Im weitesten Sinne des Wortes versteht man darunter jede Abwechslung in einer Bewegung, besonders in einer Reihe Töne oder Laute. Der Versrhythmus ist demnach eigentlich nur der regelmäßige Rhythmus, während in der Prosa der unregelmäßige herrscht.

3) Dem deutschen Versbaumeister kommt es also lediglich auf die Betonung (Accent) der Silben an, nicht auf deren Währung[1]. Deßhalb bedeuten ihm die Zeichen —, ◡, ◡̲ keine langen, kurzen, mittelzeitigen, sondern schwere (—), leichte (◡), mittelschwere (◡̲) Silben. An den folgenden zwei Versen fällt es recht in die Augen, wie beim deutschen Verse Alles auf den Accent ankommt. Man beachte besonders die kurzen Silben „Ei“ und „dann“.

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
Es schläft im Ei der künft'ge Vogel!

◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡
Und donnernd sprengen die Wogen.

Nur hinsichtlich des Versbaues ist dem deutschen Dichter die Währung der Silben reine Nebensache. Aber hinsichtlich des Reimes ist sie ihm nicht gleichgültig; denn die reimenden Silben müssen von gleicher Währung (vgl. § 18) sein. Ebenso nimmt er dort Rücksicht auf die letztere, wo er den Charakter dessen, von dem die Rede ist, schon durch den Klang und Gang seiner Verse andeuten will, wo er z. B. das Langsame, Schwerfällige, Ernste, Feierliche durch eine Anhäufung von gedehnten Silben das Gegentheil durch Anhäufung von kurzen Silben nachahmen will (Lautmalerei).

3) Fast in jedem Verse kann man gewisse Glieder unterscheiden, die man Versfüße nennt. Der Versfuß ist aber eine fest bestimmte Silbenstellung, die sich im Verse wiederholt.

---

[1] Aus der am Schlusse der Vorschule beigefügten Tabelle ist zu ersehen, welche Silben im Verse als schwer, welche als leicht anzuwenden sind.

1. Man kann die Versfüße auch Verstakte nennen, weil sie für den Vers etwas Aehnliches bilden, was die einzelnen Takte für ein Lied. — Insofern als der Versfuß gemeiniglich im Verse sich wiederholt, nennt man ihn wohl auch Verseinheit.

2. Uebrigens gibt es auch einfüßige Verse, sie sind aber sehr selten.

4) Zu einem Versfuße gehören folgende zwei Stücke:

a. Er muß wenigstens zwei Silben haben; es gibt aber auch drei- und viersilbige.

b. Eine seiner Silben muß stärker in das Ohr fallen, als alle übrigen, so daß sie durch ihre regelmäßige Wiederkehr im Verse das Taktgefühl im Hörer erregt. Jene eine Silbe nennt man Hebung oder Arsis (´), die andere oder (bei drei-, viersilbigen Versfüßen) alle übrigen zusammen bilden die Senkung oder Thesis.

Ausnahmsweise hatten die Alten auch einige Versfüße mit zwei Hebungen, jedoch war die eine Hebung stärker als die andere.

5) Die Beziehung Arsis oder Hebung kommt von den Alten her, die bei dem Aussprechen der Arsissilbe absichtlich mit der Stimme etwas stiegen (= in die Höhe gingen). Wir Deutsche brauchen dieß nicht, wir wählen einfach zur Hebung die schwere Silbe des Versfußes. Falls aber der Versfuß zwei schwere enthält, so wählen wir für die, welche die Arsis haben soll, eine schwere von höherem Grad. „Unverstand“ (´ ◡ —) z. B. stellt den dreisilbigen Versfuß Cretikus vor; die Silbe Un ist noch schwerer als die Silbe „stand“.

1. Daraus folgt, daß in jedem deutschen Versfuße wenigstens eine schwere Silbe sein muß.

2. Das Steigen mit der Stimme stört den richtigen (dem Sinne entsprechenden Vortrag). Deshalb ist das deutsche Grundgesetz des deutschen Versbaues viel natürlicher.

3. Uebrigens haben auch wir Deutsche Neigung dazu, bei der Arsissilbe unwillkürlich mit der Stimme zu steigen, aber es darf dieses bei uns nicht gepflegt oder beabsichtigt werden. Der Deutsche kann sich nicht genug vor dem Tonsteigen innerhalb eines Verses (und natürlich auch eines Satzes) hüten, wenn er sich einen guten Vortrag aneignen will.

§ 8. Von den Versfußarten.

1) Der Versfüße gab es bei den Alten nicht weniger als 28. Wollen wir Deutsche sie nachbilden, so müssen wir überall dort, wo eine lange Silbe steht, eine schwere setzen, und an die Stelle der kurzen eine leichte.

2) Daraus geht hervor, daß man im deutschen Versbau alle jene antiken Versfüße, welche nur Kürzen enthalten, gar nicht nachbilden kann. Aber noch viele andere werden als für unsere

Sprache weniger passend bei Seite gelassen, besonders auch jene, die eigentlich nur eine Zusammensetzung von zwei einfachen Versfüßen sind, wie z. B. alle viersilbigen.

3) Demgemäß reichen für den deutschen Versbau, selbst wenn man alte Versmaße nachahmen will (vgl. § 14), folgende Versfüße vollkommen aus.

a. Der Jambus (Schleuderer) ◡ —, Gesang, gesund.

b. Der Trochäus (Läufer) — ◡, Vater, dichten.

Der Trochäus heißt auch Choreus (Tänzer).

c. Der Spondeus (Gleichschritt) — —, und zwar:

der fallende oder trochäische Spondeus ⏗ —, Wohllaut, Dichtkunst,

der steigende oder jambische Spondeus — ⏗, kommt her, Freund hilf!

der sog. schwebende Spondeus ⏗ ⏗ ist im deutschen Vers kaum anzuwenden, noch viel weniger läßt sich ein deutscher genießbarer Vers aus lauter solchen Spondeen bilden, wie z. B.: „Oft kauft fremd Volk deutsch Korn auf.“

d. Der Dactylus (Fingerschlag) — ◡ ◡ Tausende, fröhliche, Donnerer.

e. Der Anapäst (Gegenschlag) ◡ ◡ — Diamant, Melodie, der Verlust, benedeit.

f. Der Cretikus (Zweilängichter) ⏗ ◡ — Unverzagt, Menschenlob.

g. Der Amphibrachys (Zweigekürzter) ◡ — ◡ Gesänge, Gefilde, lebendig.

h. Der Chorijambus (Aufsprung) ⏗ ◡ ◡ — Vogelgesang.

4) Zur Vergleichung wollen wir auch sämmtliche 28 Versfüße der Alten hierher setzen:

I. Zweisilbige Versfüße:

1. Pyrrhichius (Springer) ◡ ◡;
2. Spondeus (Gleichschritt) — — Sturmwind;
3. Jambus (Schleuderer) ◡ — Gebet;
4. Trochäus (Läufer) — ◡ Gebet!

II. Dreisilbige Versfüße:

1. Daktylus (Fingerschlag) ⏗ ◡ ◡ Sterbende;
2. Anapästus (Gegenschlag) ◡ ◡ — Melodie;
3. Molossus (Schwertritt) ⏗ — — Sturmwindston;
4. Trybrachys (Dreigekürzter) ◡ ◡ ◡;

5. Bacchius (Aufstürmer) ◡ ◡́ — Gesangston;
6. Antibacchius (Schwerfall) –́ — ◡ Sturmwinde;
7. Kretikus (Zweilängichter) –́ ◡ — Sangeston;
8. Amphibrachys (Zweigekürzter) ◡ — ◡ Gesänge.

III. Viersilbige Versfüße:

1. Dispondeus (Doppelschritt) –̋ — –́ — Mittagsmahlzeit;
2. Prokeleusmatikus (Doppelläufer) ◡ ◡ ◡ ◡;
3. Corijambus (Aufsprung) –́ ◡ ◡ — Liedergetön;
4. Antispastus oder Choliambus (Gegenzug) ◡ –́ — ◡ Gesangstöne;
5. Dijambus (Doppelspringer) ◡ –́ ◡ — Gesangeston;
6. Ditrochäus (Doppelfall) –́ ◡ — ◡ Sangestöne;
7. Steigender Joniker (Vorschläger) ◡ ◡ –́ — der Gesangston;
8. Sinkender Joniker (Nachschläger) –́ — ◡ ◡;
9. der erste Päan — ◡ ◡ ◡ muthigere;
10. der zweite Päan ◡ — ◡ ◡ ermuthigte;
11. der dritte Päan ◡ ◡ — ◡ die Gesänge;
12. der vierte Päan ◡ ◡ ◡ — in dem Gesang;
13. der erste Epitrit ◡ –́ — — Gesangstonfall;
14. der zweite Epitrit –́ ◡ — — Sangestonfall;
15. der dritte Epitrit –́ — ◡ — Hochzeitsgesang;
16. der vierte Epitrit –́ — –́ ◡ Hochzeitsfeier;

5) das Muster, nach welchem ein Vers gebildet, heißt sein Versmaß oder Metrum. Daher hat die Lehre vom Versbau den Namen Metrik.

Die Ausdrücke Metrum, Metrik sind den Alten entlehnt. Strenggenommen messen wir Deutsche unsere Verse nicht, wir wägen sie. Statt Versmaß sollten wir also sagen Versgewicht.

6) Wenn man beim Lesen eines Verses nur den Versaccent (die Hebungen) und zwar in auffallender Weise berücksichtigt, nicht aber den Satzton (den der Sinn des Satzes fordert), so heißt dieß Skansion, Skandiren. Man thut dieß natürlich nur, wenn man das Metrum schneller herausfinden will.

§ 9. Von den Wortfüßen und Verseinschnitten.

1) Mit den Versfüßen dürfen die Wortfüße nicht verwechselt werden. Unter Wortfuß aber versteht man zunächst jedes

einzelne Wort, welches nach dem Gewicht seiner Silben einen gewissen Versfuß vorstellt. So ist z. B. Geduld ein jambischer, Kämpfer ein trochäischer, Heilige ein daktylischer, Melodie ein anapästischer, Landhaus ein spondeischer Wortfuß.

2) Jedoch faßt man im Deutschen auch mehrere ganz eng zusammengehörige Wörter, die zusammen einen Versfuß vorstellen — als einen einzigen Wortfuß auf, besonders:

a. Das Hauptwort mit seinem Artikel; z. B. der Mann.

b. Das Vorwort mit dem regierten Fall; z. B. in der Nacht.

c. Das einfache Beiwort mit dem einfachen Hauptwort; z. B. gut Kind.

d. Fürwort und Zeitwort; z. B. er stirbt; denk mein!

3) Hinsichtlich der Wortfüße gilt die Regel: Man vermeide es, daß zu viele Wortfüße gleicher Art (d. h. mit gleich viel und gleichartigen Silben), z. B. lauter jambische, aufeinander folgen. Der Rhythmus wird dadurch zu eintönig.

4) Eine ziemlich wichtige Rolle spielen die sogen. Verseinschnitte. Es sind das gewisse Stellen im Verse, wo man im Flusse des Lesens unwillkürlich etwas aufgehalten, also zum kurzen Pausiren gedrängt wird. Man unterscheidet aber zweierlei Verseinschnitte:

a. Cäsuren, wenn das Ende des Wortfußes einen Versfuß durchschneidet. Z. B.

— ⏑ ⏑, — ⏑ ⏑, — | — ⏑ ⏑, — ⏑ ⏑, —
Als ich ein Knabe noch war, | seufzt' ich: O wär' ich ein Mann!
Jetzt da zum Mann ich gereift | seufz' ich: O wär' ich noch jung!

b. Diäresen, wenn das Ende des Wortfußes mit dem Ende des Versfußes zusammenfällt. Z. B.

⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, | ⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑
Die Abendglocke ruft | den müden Tag zu Grabe.

5) Es gibt männliche, weibliche und gleitende Verseinschnitte (Cäsuren und Diäresen). Man nennt sie männlich, wenn sie nach einer Hebung (siehe die obigen Beispiele), weiblich, wenn sie nach einer leichten, gleitend, wenn sie nach zwei leichten folgen.

6) Ebenso unterscheidet man ständige und freie Verseinschnitte. Ständig heißt ein solcher, wenn er regelmäßig an derselben Stelle einer gewissen Versart vorkommen muß. Gewöhnlich ist dazu die (genaue oder ungefähre) Mitte des Verses bestimmt (siehe oben die Beispiele). Alle übrigen heißen freie Verseinschnitte.

7) Hinsichtlich der Verseinschnitte (beider Art) gilt die Regel, nicht zu viele von derselben Art aufeinander folgen zu lassen.

Die zwei folgenden Verse (1 und 2) sind so gewählt, daß in dem ersten lauter Diäresen, in dem zweiten lauter Cäsuren sind. Wie viel wohllautender sind sie aber, wenn man sie so faßt, daß in dem ersten (1a) eine Cäsur, in dem zweiten (2a) eine Diärese Abwechslung bringt!

— ◡, — ◡, — ◡, — ◡, — ◡
1. Friede | ließ sich | endlich | wieder | sehen.

— ◡, — ◡, — ◡, — ◡, — ◡
1a. Friede | ist's, | er ließ sich | wieder | sehen.

◡ — ◡, —, ◡ —, ◡ —, ◡ — ◡
2. Der Friede | ließ sich | endlich | wieder | sehen.

◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡
2a. Der Friede | kam, | er ließ sich | wieder | sehen.

§ 10. Von der Eintheilung der Verse.

1) Die Eintheilung der Verse kann auf verschiedene Weise geschehen, je nachdem man auf die Zahl oder Art der Versfüße, auf den Anfang oder Schluß der Verse sieht.

Die Verse nach der Zahl der Silben in zwei-, drei- &c. silbige einzutheilen, hatte mehr nur zur Zeit der Meistersänger praktischen Werth. Mehr als 17 Silben sollte übrigens kein Vers enthalten.

2) Mit Rücksicht auf den Anfang der Verse unterscheidet man steigende (die mit einer Senkung anfangen) und fallende (die mit einer Hebung anfangen). Was für Versfüße werden also am Anfang von steigenden, und was für am Anfang von fallenden stehen können?

3) Hinsichtlich der Zahl der Versfüße gibt es ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechs-, sieben-, achtfüßige Verse. Bei der Zählung der (einfachen) Versfüße gilt die Regel, daß man so viel Versfüße rechnet, als Hebungen vorhanden sind.

1. Nach griechischer Ausdrucksweise heißen die ein-, zwei-, drei- &c. füßigen Verse auch Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter, Octameter. — Uebrigens benannten die alten Griechen rein jambische, rein trophäische Verse nach sogen. Dipodien oder Doppelfüßen, nannten also z. B. einen sechsfüßigen jambischen Vers nicht Hexameter, sondern Trimeter.

2. Wenn am Schluß eines Verses kein ganzer Versfuß übrig bleibt, vielleicht nur eine Silbe davon, so wird diese, wenn sie die Arsis ist, als besonderer Versfuß gezählt, wenn sie aber zur Senkung gehört, bloß als überzählige.

4) Mit Rücksicht auf den Schluß unterscheidet man:

a. Vollständige (akatalektische) Verse, wenn mit dem Verse auch ein Versfuß schließt. Vgl. Zeile 2 und 4 des folgenden Beispiels:

⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑
Sei uns gegrüßt du Himmelsbote,
⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑ —
Die Friedenspalme in der Hand!
Dein Antlitz wirkt wie Frühlingssonne
Für's liebe deutsche Vaterland.

b. *Unvollständige* (katalektische) Verse, deren letztem Fuße die Senkung fehlt. Vgl. Zeile 1 und 3 des vorigen Beispiels. Wie ist es mit folgenden Versen?

— ⏑, — ⏑, — ⏑, — ⏑
Freude schöner Götterfunken
— ⏑, — —, — ⏑, —
Tochter aus Elysium!

c. *Ueberzählige* (hyperkatalektische) Verse, zu deren letztem Fuße noch eine überzählige leichte Silbe, eine *Senkung* hinzutritt. Z. B.

⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑ —, ⏑
Wo Liebe labt und lebt ist lieb das Leben.

Verse, die eine *Hebung* oder gar einen *ganzen* Versfuß *mehr* oder *weniger* haben, als das gewählte Metrum fordert, sind eben Fehler, ausgenommen, wenn der Dichter absichtlich und durchweg keine Regel in Bezug auf die Länge der Verse beobachtete, wie es nicht selten die Odendichter thaten.

5) Hinsichtlich der *Art der Versfüße* unterscheidet man *einfache* (in denen nur einerlei Versfüße vorkommen), *gemischte* (in denen verschiedenartige Versfüße vorkommen) und sog. *Halbverse* (für welche keinerlei Versfüße vorgeschrieben sind). Diesen drei Arten müssen wir drei besondere Paragraphen widmen.

§ 11. Die einfachen jambischen Verse.

1) Die *ein- und zweifüßigen Jamben*[1] kommen sehr selten vor.

„Im Wald,
Im Wald
Ist Luft und Fried';
Da schallt,
Da hallt
Der Vöglein Lied." Vogl (Im Wald).

„Sei stille, stille
Du armes Herz!
's ist Gottes Wille
So trag den Schmerz!"

[1] Man bezeichnet mit diesem kürzeren Ausdruck die „*ein- und zweifüßigen jambischen Verse*". Aehnlich werden alle einfachen Versarten bezeichnet.

2) Der *dreifüßige Jambus* ist schon mehr (in *Liedern* und *Balladen*) angewendet, meist aber mit abwechselnd weiblichem und männlichem Reime.

„Der Himmel unser Hort!
Die Freiheit unser Wort!
So gehn wir Hand in Hand
Zum Kampf für's Vaterland.“ Arndt.

Suche noch Beispiele S. 329, 340, 409 und 447.

3) Der *vierfüßige Jambus* kommt bald allein, bald in Abwechslung mit dem dreifüßigen vor.

„Und immer höher schwoll die Fluth
Und immer lauter schnob der Wind.
Und immer tiefer sank der Muth.“
Bürger (Lied vom braven Mann).

Suche noch Beispiele S. 304, 337 und 345.

4) Der *fünffüßige Jambus* (der ohne Reim *Blankvers* heißt) wird vorzüglich im Drama angewendet. Lessing hat dieß (in seinem „Nathan“) erstmals gethan. Goethe und Schiller folgten ihm. Von den neun großen Dramen Schillers sind sechs in dieser Versart gedichtet.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.“
Schiller (Braut von Messina).

Suche noch Beispiele S. 311 und 382.

5) Der *sechsfüßige Jambus* tritt in vier Arten auf:

a. Als sog. *neuerer Nibelungenvers*, welcher nach dem dritten Fuß eine *überzählige Silbe* und nach dieser eine *ständige Diärese* hat. Es ist eine sehr wohlklingende und gefällige Versart.

◡ —, ◡ —,◡ —,◡ ◡ —, ◡ —, ◡ —
Es steht in alten Zeiten | ein Schloß, so hoch und hehr.

Suche Beispiele S. 449 und 468.

So schön dieser Vers ist, so paßt er doch mehr nur für *kleinere Gedichte*. — Viele Dichter setzen hie und da statt des Jambus einen Anapäst, wodurch der Vers ein *gemischter* wird.

b. Als sog. *Alexandriner* mit gleichfalls ständiger Diärese nach dem dritten Fuße. Er stammt aus Frankreich, ist aber für unsere Sprache viel zu langweilig, wirkt auf unser Ohr wie das Spiel auf dem Hackbrette. Darum ist er auch längst aus der Mode.

◡ —, ◡ —,◡ —, ◡ —,◡ —,◡ —
Spring' an, mein Wüstenroß | aus Alexandria!
Mein Wildling! — solch ein Thier | bewältiget kein Schah.
Freiligrath.

Suche Beispiele S. 192 und 197.

Seinen Namen hat der Vers entweder von einem im 13. Jahrhundert zu Paris erschienenen Gedicht, dessen Held Alexander d. Gr. war, oder von einem Dichter Alexander, der ihn erfand.

Die schlesischen Dichter des 17. Jahrh., Opitz an der Spitze (s. S. 185), führten ihn bei uns ein. Aber Klopstock schon hat wieder „das Hackbrett des Alexandriners" zerschlagen. Viel angenehmer wußte ihn Freiligrath dadurch zu machen, daß er bisweilen Spondeen einmischte und ihn mit vier- und fünffüßigen Jamben abwechseln ließ.

c. Als sog. **Senarius** (Sechsfüßler) ist er den Alten nachgebildet und hat eine **ständige Cäsur** ungefähr in der **Mitte**.

◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —
Der Thränen Gabe, | sie versöhnt den grimmsten Schmerz. Goethe.

Der Senar ist häufig mit jambischen Spondeen oder Anapästen **gemischt**.

d. Als sog. **hinkender Jambus** (Choliambus oder Skazon), welcher gleichsam den letzten Fuß übertreten hat, so daß dieser als Trochäus erscheint. Die Alten brauchten ihn für **Spottverse**.

Geibel an Ernst Curtius.

◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, — ◡
Ich hätte gern, o Freund, mit dir gespeist heute,
Und frohen Muths bei perlenreichem Schaumweine
Der Zeit gedacht, da wir im att'schen Oelwalde
An herber'm Trunk uns labten an dem Pechschlauche.
Doch anders sannest du, und andern Pfad wählet
Die Hore. Denn es lud der malereikund'ge
Breitstirn'ge Freund mich gestern schon zum Gastmahle;
Und sicher wär' es mißgethan, durch Ausbleiben
Sein hold Gemahl zu kränken, der ich dienstwillig
Zu Füßen legt' ein halbes Dutzend Auflagen.
Drum mußt du heut bei Tafel statt an Versrhythmen
Mit deinem Bruder dich erfreu'n an ernsthaftern
Indogerman'schen Sprachvergleichungsgrundsätzen.
Mich aber laß die liebe Hoffnung festhalten,
Daß ich recht bald zur Seit dir wieder sein werde.

6) Der **sieben- und achtfüßige Jambus** haben gewöhnlich nach dem vierten Fuße eine **ständige Diärese**.

◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡ —, ◡
Ein Mühlstein und ein Menschenherz | wird stets herumgetrieben.
Wo beides nichts zu reiben hat, | wird beides selbst zerrieben.

§ 12. Die einfachen trochäischen Verse.

1) Die **ein- und zweifüßigen Trochäen** kommen selten vor, die **dreifüßigen** schon mehr.

Nie verzage,
Niemals klage!
Alles trage!

Siehe auch S. 600.

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!“ Schenkendorf.

2) Der vierfüßige Trochäus ist in der spanischen Poesie sehr einheimisch, aber auch in deutschen Romanzen und Liedern.

Beispiele suche S. 330 und 471. Vgl. auch die Kirchenlieder: „Großer Gott ꝛc.“ und „Dies irae“ (in deutscher Uebersetzung).

3) Der fünffüßige Trochäus wird gern bei ruhiger Erzählung angewendet. Wenn er reimlos ist, heißt er auch der serbische Trochäus (vgl. die serbischen Volkslieder).

„Nacht umfängt den Wald: von jenen Hügeln
Stieg der Tag in's Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab.“ Tiedge.

4) Seltener kommen die sechs- und siebenfüßigen Trochäen vor.

5) Etwas Feierliches, Großartiges hat der achtfüßige Trochäus. Er hat eine ständige Diärese genau in der Mitte, weßhalb er sich leicht wie zwei Verse anhört.

Beispiel suche S. 514.

Er paßt für Schilderungen großartiger Naturscenen.

§ 13. Die übrigen einfachen Versarten.

1) Rein daktylische Verse sind sehr selten, denn gar oft tritt statt des Daktylus ein Trochäus oder trochäischer Spondeus ein.

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡
Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
Flechtet auch blaue Cyanen hinein;
— ◡ ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡
Freude soll jedes Auge verklären,
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ —
Denn die Königin ziehet ein. Schiller.

Suche Beispiele S. 367 und 460.

2) Rein anapästische Verse kommen fast nur vereinzelt, nie mehrfach beisammen vor.

Die Gestade des Rheines — wie sind sie so schön!
In den Ebnen die prächtigen Städte am Strom,
Die geschmückt sind mit Thürmen, Palästen und Dom!
Die Ruinen und Burgen auf felsigen Höhn,
Von den Sagen umflüstert mit Wundergetön!
Und wie heben daneben sich üppig die Reben,
Die die köstlichsten Weine Germaniens geben!
Und der Strom auch nun selber — wie tief und wie breit!
Wie so lieblich im Sonnenschein, kühlend bei Glut,
Majestätisch und schrecklich bei Flut und in Wuth!
Wie er schäumt und sich bäumt, wenn die Felsen zur Seit'
Mit dem Fuß ihm betasten sein grünliches Kleid!
Und wie willig doch trägt er auf wogigem Rücken
Die bevölkerten Dampfer und Segler und Brücken!

Der Verfasser der „Vorhofklänge".

Suche Beispiele in Schillers „Taucher".

Da es der deutschen Sprache nicht sehr entspricht, einen Vers mit einem Anapäst zu beginnen, so liebt man es, als ersten Fuß einen Jambus (oder jambischen Spondeus) zu setzen. Auch innerhalb des Verses steht oft ein Jambus.

3) Die rein choriambischen Verse werden von denjenigen, welche den Choriambus nicht als deutschen Versfuß gelten lassen, als gemischte (aus Trochäen und Jamben) angesehen.

— ◡ ◡ —, — ◡ ◡ —
Sag mir dein Leid! Sag's mir o Freund!
Bin ich's denn nicht, der mit dir weint?

4) Rein spondeische Verse nehmen sich im Deutschen nicht gut aus, und solche, in denen nur schwebende Spondeen vorkommen, zu bilden ist ein wahres Kunststück, aber ein höchst undankbares.

–́ –́, –́ –́, –́ –́, –́
Oft kauft fremd Volk deutsch Korn auf.

§ 14. Die gemischten Verse.

1) Von den Versen, in denen Jamben und Anapäste mit einander abwechseln, nennen wir zwei:

a. Den alcäischen Vers. Von fünf Füßen ist der vierte ein Anapäst, die übrigen sind Jamben.

◡ —, ◡ —,◡ —,◡ ◡ —,◡—
Es naht des Todes | lächelnder Genius.

b. Den sog. amphibrachischen Vers, in welchem nur der erste ein Jambus, alle übrigen Anapäste sind. Den Schluß bildet eine überzählige Silbe.

◡ —, ◡ ◡ —, ◡ ◡ —◡◡ —, ◡
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder. Goethe.

Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig. Bürger.

Amphibrachisch heißt er, weil er sich, wenn man will, in lauter amphibrachische Verstheile (◡ — ◡) zerlegen läßt.

2) Von den Versen, in denen Trochäen und Daktylen in der mannichfaltigsten Weise vermischt vorkommen, nennen wir folgende:

a. Der adonische Vers besteht aus einem Daktylus mit folgendem Trochäus.

— ◡ ◡, — ◡
Zaubrische schöne
Himmlische Töne,
Denn sie verstehet der Mohr und Calmuk.

b. Der pherekratische Vers ist dreifüßig: Zwischen zwei Trochäen steht ein Daktylus.

— ◡, — ◡ ◡, — ◡
Horch! die Trommel sie rufet!
Vorwärts, folg ihr mit Freude!

c. Der glykonische Vers ist nichts anderes als ein pherekratischer Vers mit einer Hebung am Ende.

— ◡, — ◡ ◡, — ◡ —
Horch! die Trommel sie ruft zum Kampf!
Vorwärts! folg ihr mit Muth und Freud!

d. Der priapische Vers ist eine Zusammensetzung des glykonischen und pherekratischen Verses.

— ◡, — ◡ ◡, — ◡, — | — ◡, — ◡ ◡, — ◡

e. Der phaläkische Vers (Elfsilbner = Hendekasyllabus). Von fünf Füßen ist der zweite ein Daktylus (bisweilen Spondeus), die übrigen sind Trochäen.

— ◡, — ◡ ◡, — ◡, — ◡, — ◡
Künstler, geh' zur Natur oft in die Schule!

3) Von den daktylisch-spondeischen Versen sind folgende Arten zu nennen:

a. Der gewöhnliche Hexameter. Von seinen sechs Füßen können die ersten vier Daktylen oder Spondeen sein, der fünfte muß ein Daktylus, der sechste ein Spondeus (Trochäus) sein.

Beispiele suche S. 283, 291 und 362.

b. Der Kleist'sche Hexameter hat einen sogen. Auftakt (Anakrusis).

◡ | — ◡ ◡, — ◡ ◡ — ◡ ◡, — ◡ ◡, — ◡ ◡ — —
Empfanget mich, heilige Schatten, ihr hohen belaubten Gewölbe.
Der ernsten Betrachtung geweiht, und ihr, o lachenden Wiesen,
Voll labyrinthischer Bäche, bethaute blumige Thäler. Kleist (Frühling).

c. Der Pentameter ist ein verstümmelter Hexameter; vom dritten und sechsten Fuße hat er nämlich nur die Hebungen. Er kommt in der Regel nur in Verbindung mit dem Hexameter vor (vgl. § 23).

— ◡ ◡, — ◡ ◡, —, — ◡ ◡ — ◡ ◡, —
Als ich ein Knabe noch war, seufzt ich: „O wär ich ein Mann!"
Jetzt, da zum Mann ich gereift, seufz' ich: „O wär ich noch jung!"

d. Einen gleichfalls verstümmelten, aber nicht unschönen Hexameter hat Max Waldau erstmals angewendet. Vom ersten Fuß hat er nur eine Thesissilbe.

◡, — ◡ ◡, — ◡ ◡, — ◡ ◡ — ◡ ◡, ⏗ —
Der Sturm der Natur war dem Sturme der Menschen gewichen,
Von Schauer gefesselt verhielten die Lüfte den Athem.

4) Der sog. Cretikus besteht aus fünf Füßen: Von den zwei ersten ist jeder ein Cretikus, die anderen sind Trochäen.

⏗ ◡ — ⏗ ◡ —, — ◡, — ◡, — ◡
Wo du bist, was du thust, immer sei nur heiter!
Wär dein Loos noch so schwer, wisse, Gott hilft weiter.

5) Von den aus dreierlei Versfüßen gemischten Versen nennen wir:

a. Den kleineren saphischen Vers.

— ◡ — ◡, — ◡ ◡, — ◡, ⏗ —
Tag um Tag enteilet so schnell, zu schnell nur.

b. Den größeren saphischen Vers. Er entsteht, wenn vor den Daktylus im kleineren noch ein Choriambus tritt.

— ◡, — ◡ ⏗ ◡ ◡ —, — ◡ ◡, — ◡, ⏗ —
Tag um Tag enteilet so schnell, bald ist es da das Ende.

c. Der asklepiadeische Vers enthält zwei Choriamben mit vorausgehendem Trochäus und nachfolgendem Jambus.

— ◡, — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ —, ◡ —
Himmlisch süßer Gesang tönte vom Himmel her.

§ 15. Halbverse.

1) Wir zählen hiezu fünf Arten: die Accentverse, die Verse mit bloßer Silbenzählung, die Prosaverse nebst Reimzeilen, endlich die Knittelverse. Die erstgenannten haben noch am meisten Verscharakter.

2) Der sog. Accentvers hat eine festbestimmte Anzahl von Hebungen; alles Uebrige ist unregelmäßig. Darum ist die Zahl der Senkungen ganz dem Belieben des Dichters überlassen. —

Die altdeutschen und mittelalterlichen Dichter bildeten nur Accentverse, auch viele neueren Dichter (besonders Heine) erlauben sich, je nachdem es ein Gedicht ist, solche Verse einzuflechten. Gereimt sind sie oft recht schön.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgarad.

Vgl. die Proben (S. 40) vom Nibelungenlied, in welchem sechs- und siebenhebige gereimte Verse sind.

3) Die Silbenzählungsverse enthalten eine festbestimmte Anzahl von Silben ohne Rücksicht auf ihr Gewicht. In dieser handwerksmäßigen, undeutschen (vgl. S. 111 ff.) Weise haben die sog. Meistersänger gedichtet. Vgl. § 34 S. 109.

4) Die Prosaverse scheinen, weil sie so gut zum Ganzen des Gedichtes passen, regelrechte Verse zu sein, haben aber weder ein Versmaß noch eine bestimmte Anzahl von Hebungen oder Silben. Man findet sie gerade bei den vorzüglichsten Dichtern, die es für schön fanden, in gewissen Dichtungsarten einzelne solche Verse anzubringen.

Suche Beispiele in Klopstocks „Frühlingsfeier" (S. 285), in Goethe's „Mahometsgesang" (S. 346) und dessen „Wanderers Nachtlied" (S. 348), in Schillers „Glocke".

5) Eine gröbere Abart der Prosaverse sind die Reimzeilen oder Makamen, wie sie Rückert dem Persischen nachbildete. Sie haben nichts, was sie als Verse kennzeichnet, als den Endreim. Sie dienen meist für Scherz- und Spottgedichte.

Vgl. die Makame „Der Schulmeister von Hims" S. 463.

6) Die geringste Sorte von Halbversen bilden die sog. Knittelverse. Es sind möglichst schlecht gereimte Zeilen, mit möglichst vielen und groben Fehlern gegen das Versmaß. Sie erregen Lachen, ob sie mit Absicht oder aus Ungeschicklichkeit gedichtet sind. Absichtlich wendet man sie natürlich nur für niedrigkomische Gedichte an.

Ueber diese Antwort des Candidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopses.
Der Inspektor sprach zuerst, hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem. Kortüm (Jobsiade).

Dritter Abschnitt.

Vom Reim oder Gleichklang.

§ 16. Vom Anreim (Alliteration).

1) Der Anreim besteht im Gleichklang der Anfangsconsonanten (Anlaute) mehrerer Hebungssilben. Er wird auch Stabreim genannt.

2) Der Anreim lebt, wie zahllose deutsche Redensarten beweisen, auch in der Umgangssprache. Beispiele: Haus und Hof, Kind und Kegel, Land und Leute, bei Nacht und Nebel; — fix und fertig, matt und müde; — nie und nimmer; — Gleich und Gleich gesellt sich gern, u. s. w.

3) Der Anreim ist so recht deutsch-national, darum ist er auch lange vor dem Endreim in der deutschen Dichtung herrschend gewesen.

Sei fromm und flink, lieb Fried und Freud,
Bleib fein und frisch zu aller Zeit;
Doch „allzu frei und faul", das meid! (Schulregel.)

Vgl. den „Heliand" S. 12 ff., desgleichen Schillers „Glocke" (Wehe, wenn sie losgelassen ꝛc.).

§ 17. Vom Inreim (Assonanz).

1) Unter Inreim (auch Halbreim genannt) versteht man den Gleichklang der Vokale in den betonten Silben mehrerer Wörter.

2) Auch der Inreim lebt in vielen Redensarten der deutschen Umgangssprache. Beispiele: In Stadt und Land, Spott und Hohn, mit Wissen und Willen; — angst und bang; das Handwerk hat einen goldenen Boden.

3) Der Inreim zeigt sich entweder in mehreren Wörtern desselben Verses oder am Schluß verschiedener Verse. Im folgenden Beispiele sind beide Arten vorhanden; in wie fern?

Es wehet kühl und leise
Die Luft durch dunkle Auen,
Und nur der Himmel lächelt
Aus tausend hellen Augen.
Es regt nur Eine Seele
Sich in der Meere Brausen
Und in den leisen Worten,
Die durch die Blätter rauschen. Fr. v. Schlegel.

In der Periode vor und in der Zeit nach dem ersten Frühling deutscher

Poesie behalf man sich oft mit dem Inreim, wo man für den Endreim nicht das passende Wort fand, z. B.:

Zu Straßburg auf der Schanz
Da ging mein Trauern an. (Volkslied.) Vgl. S. 183.

Vgl. auch das schon unter den Figuren angeführte: „Da pfeift es und geigt es ꝛc.“ S. XXIII.

Der Inreim eignet sich mehr für die romanischen Sprachen. In der spanischen Poesie ist er sehr häufig zu finden.

§ 18. Von dem Vollreime.

1) Man nennt diesen gewöhnlich kurzweg Reim. Er ist der Gleichklang ganzer Silben mit Ausnahme der Anlaute. Demgemäß ist er Ausreim und Inreim zugleich, also die vollkommenste Art des Gleichklangs.

2) Auch dieser Reim herrscht in vielen deutschen Phrasen und Sprüchwortern. Beispiele: schlecht und recht; Schritt und Tritt; Eile mit Weile; Weg und Steg; wie gewonnen, so zerronnen; Borgen macht Sorgen, u. s. w.

3) Die Grundregel für den Reim ist: Was vor dem Reimvokal steht muß ungleich sein, was nach demselben steht, muß gleich sein. Verboten also sind die gleichen (identischen) Reime, wenn auch die Wörter verschieden geschrieben sind oder verschiedene Bedeutung haben. Beispiele:

Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz.
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz. Schiller (Toggenburg).

Und mitten in den Lenz
Kam Krieg und Pestilenz.

Ebenso darf man auf geboren nicht bohren, auf her nicht Heer, auf Fanfaren nicht fahren ꝛc. reimen.

Doch gibt es Fälle, wo gleiche Reime großen Eindruck auf den Leser machen, sein Herz recht ergreifen. Suche ein Beispiel in Bürgers „Lenore“ S. 302.

4) Außer dieser Grundregel gibt es aber noch vier andere wichtige Regeln, und zwar:

a. Der Reim soll rein sein. Darum sollen die reimenden Silben gleiche Währung haben (1); die einzelnen Laute (Vokale und Consonanten) müssen ziemlich gleich klingen (2); endlich muß die vorausgehende ungereimte Silbe tonlos sein (3). Unreine Reime wären also:

1. Roß, Loos; groß, schoß; Gruß, Kuß ꝛc.
2. Gefühl, Ziel; Meer, hör'; räumen, keimen ꝛc.
3. So harret er aus ohne Murren und Klag'
Der edle Herr bis zu Mittag. Kollin.

b. Der Reim sei natürlich (ungezwungen). Es darf also seinetwegen kein Sprachfehler gemacht, kein Wort verstümmelt, kein Fremdwort oder Provinzialismus gebraucht werden. Beispiele von gezwungenen Reimen:

Es wühlt ihm tief, gar tief im Herz
Der alte unheilbare Schmerz.

Suche ein Beispiel in der vorletzten Strophe von „die Weiber von Weinsberg“ S. 305.

Diese meister-
Losen Geister. Rückert.

Natürlich ist dergleichen erlaubt, wenn man absichtlich Grob-Komisches (vgl. die Knittelverse) liefern will. Z. B.:

Hans Sachs war ein Schuh-
macher und Poet dazu.

c. Der Reim sei bedeutsam, d. h. das reimende Wort darf nicht zu unwichtig sein.

Auf Stadt darf man nicht hat, auf Frist nicht ist, auf ziehn nicht ihn 2c. reimen.

d. Der Reim sei verständlich, weßhalb die reimenden Wörter nicht zu weit auseinander stehen dürfen, z. B. in der ersten und achten Zeile einer Strophe.

§ 19. Eintheilung der Vollreime[1].

(Nach Art und Zahl der Reimsilben.)

Man unterscheidet in dieser Beziehung:

1) Männliche, wenn der Reim auf einer einzigen und zwar schweren Silbe ruht.

Beispiele: Lust und Brust, Tanz und Kranz, Sang und Drang.

Diese einsilbigen Reime heißen auch stumpfe, und im Gegensatz zu ihnen heißen alle mehrsilbigen klingende.

2) Weibliche, wenn eine schwere und eine ihr folgende leichte Silbe den Reim bilden.

Beispiele: finden und winden, geboren und verloren, heute und Beute.

3) Gleitende oder daktylische, wenn eine schwere und zwei ihr folgenden leichte Silben den Reim bilden.

Beispiele: Dingerchen und Fingerchen, singende und klingende, verehrende wehrende.

---

[1] Man lasse die Schüler in den Proben der Literaturgeschichte Beispiele suchen.

4) Schwebende oder Doppelreime, wenn der Reim auf einer schweren und noch auf einer mittelschweren ruht. In der Regel hängt sich noch eine dritte leichte an.

Beispiele: Klanggeister und Sangmeister; Leitung und Zeitung.

5) Reiche Reime, die sich auf mehrere Versfüße erstrecken.

6) Der Kehrreim (Refrain), der dadurch entsteht, daß gewisse Verszeilen oder Worte in dem strophisch abgetheilten Liede an bestimmten Stellen wiederkehren.

Beispiele suche S. 183, 184 und 424.

§ 20. Eintheilung der Vollreime.

(Nach der Stellung der Reimwörter.)

Hier unterscheidet man:

1) Anfangsreime. Beispiel.

Trage stark das Kreuz, das dir beschieden,
Zage nicht, der Herr steht dir zur Seite.

2) Binnenreime, wenn die reimenden Wörter innerhalb desselben Verses stehen.

Suche Beispiele S. 218, 219, 424, 471.

3) Mittelreime, wenn die Reimwörter in der Mitte zweier Verse stehen.

Wir sind nun hier, voll Muth und Wuth,
Wir sind nun dir, mit Gut und Blut! Wiese.

4) Kettenreime, wenn das Ende des einen Verses mit der Mitte des anderen reimt. Diese Reimart ist etwas gekünstelt und kommt selten vor.

5) Das Echo. Beispiel:

Hier bin ich einsam; Keiner hört die Klage. — Klage!
Wie lang harr' ich umsonst, daß es mir tage? — Tage.

6) Endreime. Diese bilden die weitaus beliebteste und auch schönste Art von Reimen. Sie werden wieder unterschieden in:

a. Paarweis gereimte: aa bb;
b. Gekreuzte: ab ab;
c. Eingeschlossene: abba. Beispiel:

Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime werth. Goethe.

d. Verschränkte: abc abc. Sie sind seltener.

Im Liede schweben
Vergangene Tage
Verjüngt herauf;
Im Liede leben
So Lust wie Klage
Verklärt uns auf. Seippel.

Vierter Abschnitt.

Von den strophischen und Gedicht-Formen.

§ 21. Von den Strophen überhaupt.

1) Die Verbindung mehrerer Verse zu einem für das Ohr unterscheidbaren Ganzen heißt Strophe.

2) Daraus gehen zwei wichtige Regeln hervor, die für Strophen jeder Art gelten:

a. Jede Strophe soll einen ganzen Gedanken darstellen. Es soll also z. B. nicht eine Strophe mit einem Komma oder Semikolon schließen.

b. Die Strophe darf nicht zu lang sein. Höchstens soll sie zwölf bis vierzehn Verse haben.

3) Für reimlose Strophen gilt die besondere Regel, daß in einer jeden ein regelmäßiger Wechsel längerer und kürzerer Verse stattfinden soll.

4) Für Reimstrophen gelten folgende Warnungen:

a. Man meide die Reimfolge aa bb.

b. Man meide die Assonanz verschiedener Reimpaare.

§ 22. Deutsche Strophen.

1) Wir finden im Deutschen zwei- bis vierzehnzeilige Strophen mit den verschiedenartigsten Versen und Reimstellungen. Es herrschte in der Bildung (Erfindung) neuer Strophenarten von jeher die vollste Freiheit. Es gab sogar Perioden, wo der Dichter für kein Künstler gehalten wurde, wenn er nicht eine neue Strophenart (freilich auch die Melodie dazu) erfunden hatte. Eine förmliche Sucht in dieser Hinsicht hatten die Meistersänger. Siehe das Nähere über sie § 34, S. 109.

2) Die weitaus meisten deutschen Strophenarten haben den Endreim, sind also Reimstrophen. Es gab zwar einige berühmte Dichter, welche den Endreim geringschätzten und ihn gern

aus der deutschen Poesie verdrängt hätten — dazu gehörten Herder, Klopstock —, allein der Endreim ist und bleibt mit Recht eingebürgert.

3) Es wäre nun nicht wohl möglich, alle die verschiedenen Reimstrophen anzuführen. Der Schüler mag selbst versuchen, zusammenzustellen, wie vielerlei Reimstellungen z. B. bei vierzeiligen, bei sechszeiligen, bei achtzeiligen Strophen vorkommen können.

1. Bei der achtzeiligen Strophe z. B. kommen am meisten vor: aa bb a b cc, ab ab cd cd, ab ab cc dd, aa bb cd cd 2c.

2. Bei der dreizeiligen ist häufig der zweite oder dritte Vers reimlos. Bei der fünfzeiligen, siebenzeiligen ist der letzte Vers oft ein Refrain.

3. Natürlich gibt es viele Strophenarten mit unterbrochenen Endreimen, besonders kommt dieß bei der vierzeiligen vor (— a — a).

4) Bemerkenswerth sind die sog. Nibelungenstrophe und die Kudrunstrophe. Beide bestehen aus vier Accentversen; in beiden haben die ersten drei Verse sechs Hebungen. Aber der vierte hat in jener sieben, in dieser acht. In beiden ist die Reimstellung: ab ab, aber in jener sind fast lauter männliche Reime, in der Kudrunstrophe ist das zweite Reimpaar weiblich.

Siehe S. 40 ff.; desgleichen S. 50 ff.

5) Die dreitheilige Strophe des Mittelalters bestand aus dem Aufgesang (der in zwei gleiche Theile — Stollen — zerfiel) und dem Abgesang (vgl. § 27, 4. S. 75). Die Minnesänger (höfische Dichter) brachten sie auf. Siehe das Nähere über sie § 28, S. 79.

Beispiele suche S. 76 und folgende.

6) In der neueren Dichtung ist nicht selten die Doppelstrophe zu finden. Wir nennen sie so, weil sie eigentlich aus zwei Strophen besteht. Die erste heißt Haupt- oder Grundstrophe, die andere führt einen doppelten Namen, je nach ihrem Inhalte. Sie heißt nämlich Gegenstrophe, wenn sie einen entgegengesetzten oder doch einen neuen Gedanken bringt, hingegen Nachstrophe, wenn ihr Inhalt gleichsam nur das Echo der Hauptstrophe ist.

Suche ein Beispiel S. 424.

§ 23. Antike Strophen.

Von diesen nennen wir nur die fünf wichtigsten:

1) Die kleinste aber von den deutschen Dichtern (besonders von Goethe und Schiller in den sog. Xenien) sehr oft gedichtete

Strophe ist das Distichon, welches aus einem Hexameter und einem nachfolgenden Pentameter besteht.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

2) Die saphische Strophe. Hier folgen Schema und Beispiel:

— ◡ — ◡ — | — ◡◡ — ◡ ⊥́ — (Saphischer Vers.)
— ◡ — ◡ — | — ◡◡ — ◡ ⊥́ — (Desgleichen.)
— ◡̄ — ◡ — | — ◡◡ — ◡ ⊥́ — (Desgleichen.)
— ◡◡ — ◡ (Adonischer Vers.)

Jung und harmlos ist die Natur, der Mensch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend;
Drum verhieß ihm auch die gerechte Vorsicht
Tod und Erlösung. Platen.

3) Die erste asklepiadeische Strophe. Schema und Beispiel:

— ◡ — ◡◡ — | — ◡◡ — ◡ — (Asklepiadeischer Vers.)
— ◡ — ◡◡ — | — ◡◡ — ◡ — (Desgleichen.)
— ◡ — ◡◡ — | — ◡◡ — ◡ — (Desgleichen.)
— ◡ — ◡◡ — ◡ — (Glykonischer Vers.)

Welchen König der Gott über die Könige
Mit einweihendem Blick, als er geboren ward,
Sah vom hohen Olymp, dieser wird Menschenfreund
Sein und Vater des Vaterlands. Klopstock.

4) Die zweite asklepiadeische Strophe. Schema und Beispiel:

— ◡ — ◡◡ — | — ◡◡ — ◡ — (Asklepiadeischer Vers.)
— ◡ — ◡◡ — | — ◡◡ — ◡ — (Desgleichen.)
— ◡ — ◡◡ — ◡ (Pherekratischer Vers.)
— ◡ — ◡◡ — ◡ — (Glykonischer Vers.)

Um die Wipfel des Parks dämmert des Mondes Strahl,
Tief in Schweigen gehüllt schlummert das Schattenthal.
Sturmes Wüthen hat Blüthen
Hingestreut in den Staub zumal. (Nach Gottschall.)

5) Die alcäische Strophe. Schema und Beispiel:

◡ — ◡ — ◡ | — ◡◡ — ◡ — (4 füß. alcäischer Vers.)
◡ — ◡ — ◡ | — ◡◡ — ◡ — (Desgleichen.)
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ (Ueberzähliger 4 f. Jambus.)
— ◡◡ — ◡◡ — ◡ — ◡ (Zwei Daktylen mit zwei Trochäen.)

Von deinem Antlitz wandelt, Unendlicher,
Dein Blick, der Seher, durch mein eröffnet Herz.
Sei vor ihm heilig, Herz, sei heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entsprungen! (Klopstock.)

§ 24. Italienische Formen.

1) Aus Italien sind viel mehr strophische oder Gedicht-Formen in die deutsche Dichtung übergegangen, als aus irgend einem anderen Lande. Wir zählen darunter:

a. Drei strophische Formen, nämlich die Octave, die Siziliane und die Terzine;

b. Sieben Gedichtformen, nämlich das Ritornell, die italienische Vierzeile, das Madrigal, das Akrostichon, das Sonett, die Canzone und die Sestine.

Unter Gedichtform verstehen wir diejenige, welche sich stets als ganzes Gedicht präsentirt; das hindert also nicht, daß sie aus einer einzigen Strophe (wie das Ritornell, das Madrigal, das Akrostichon, die Vierzeile) besteht.

2) Fast alle die genannten Formen müssen aus fünffüßigen[1] Jamben bestehen. Ausgenommen sind:

a. Die Vierzeile, das Madrigal, das Akrostichon, welchen kein bestimmtes Versmaß vorgeschrieben ist;

b. Die Canzone, welche auch einzelne dreifüßige (siebensilbige) Jamben zuläßt.

3) Die Octave (auch Stanze genannt) hat acht Zeilen mit der Reimstellung ab ab ab cc. — Die sog. freiere Stanze (welche deutsche Dichter erfanden) bindet sich nur an die Zahl der Verse. Ernst Schulze hat solche gedichtet. Siehe sein Leben S. 440.

Suche Beispiele der gewöhnlichen Octave S. 551.

Groß ist der Herr und groß ist seine Stärke,
Und seine Huld hat nie ein Ziel gewußt.
Wo ist das Herz, das nicht sein Walten merke,
In Sturm, in Ruh, in Traurigkeit und Lust?
Doch wahrlich ist das größte seiner Werke
Der gläub'ge Muth, die Lieb' in treuer Brust.
Was Helden nie mit Kraft und Schwert errungen,
Hat Glaub' und Lieb' oft unbewehrt errungen.

Schulze (bezauberte Rose).

Suche Beispiele von sehr freien Stanzen S. 321 bei Oberon.

Die italienischen ottave rime (Tasso und Ariost dichteten in ihnen) haben nur weibliche Reime, die deutschen Dichter mischen männliche unter, damit die sonst so schönen Strophen auf die Dauer nicht ermüden.

4) Die Siciliane sieht der Octave zum Verwechseln ähnlich, nur eine andere Reimstellung (ab ab ab ab) ist ihr eigen.

---

[1] Vielfach sind es überzählige, also Elfsilbner.

Hier ist's an dieser Statt, wo jedes Jahr
Der Lenz vom Himmel steigt auf lichter Spur,
Zuerst sein gold'nes Füllhorn immerdar
Ausleerend über diesem Eiland nur;
Dann führt er nordwärts seine Blumenschaar,
Und immer dürft'ger schmückt er Flur um Flur,
Bis man zuletzt kaum ahnt, wie reich er war,
Als er dahier zuerst vom Himmel fuhr. Rückert.

5) Die **Terzine** ist eine dreizeilige Strophe, die **nie allein** auftritt, sondern im Verein mit andern ihresgleichen folgende **Reimkette** bildet: **aba** (erste Strophe), **bcb** (zweite Strophe), **cdc** (dritte Strophe) u. s. w.; **yzy** (letzte Strophe), **z** (Schlußvers). Meister in Terzinen war **Chamisso**. Siehe sein Leben S. 432.

Beispiele suche S. 434 ff.

Die Terzine ist von **Dante** eingeführt. — Julius **Mosen** hat in seinem „Ahasver" und in „Ritter Wahn" die Mittelzeile reimlos (a — a, b — b 2c.) gelassen.

6) **Ritornell** heißt die Terzine, sobald sie als selbständiges Gedichtchen auftritt. In diesem Fall darf aber auch der erste Vers beliebig kürzer sein. Dieser enthält oft den Namen einer Blume, „an den sich der kurze lyrische Klang der beiden andern Verse leicht anhängt, wie ein Schmetterling an eine Blüthe" (P. Heyse).

Zierliches Glöckchen!
Vom Schnee, der von den Fluren weggegangen,
Bist du zurückgeblieben als ein Flöckchen.

Bescheidenes Veilchen!
Du sagest: „Wann ich gehe, kommt die Rose."
Schön, daß sie kommt; doch weile noch ein Weilchen.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten:
Du bist der Priester unter der Familie.

Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen;
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

7) Die **italienische Vierzeile** ist ein Gedichtchen epigrammatischen (vgl. S. LXXIII) oder witzigen Inhalts mit beliebiger Form. Beispiel:

Durch Schaden wird man klug,
Sagen die klugen Leute.
Schaden litt ich genug,
Doch bin ich ein Thor noch heute. Rückert.

8) Das **Madrigal** hat seinen Namen von Mandra (Heerde) und war ursprünglich ein Schäferliedchen. Jetzt versteht man

darunter jede poetische Tändelei, die nur aus 6—11 Zeilen besteht, überhaupt jedes kleine lyrische Gedicht von nur einer Strophe, mag sie zarten oder witzigen Inhalts sein.

Schlafen mußt du — schlaf' in deiner Wonne,
Liebe Seele, schlaf' auch du!
Auch im schönsten Frühling muß die Sonne
Jeden Abend gehn zur Ruh'. Fallersleben.

Suche ein Beispiel S. 348.

9) Das Akrostichon unterscheidet sich vom Madrigal nur dadurch, daß seine Zeilenanfänge ein Wort (gewöhnlich einen Namen) oder mehrere Wörter bilden.

Armuth — im Geist sei stets dein Theil,
Nicht minder Sorge — um dein Heil,
Nie weich' das Kreuz — des Herrn von dir!
Anna willst bessern Wunsch von mir?

10) Das Sonett ist vierstrophig. Vierzehn Jamben bilden nämlich:

a. Zwei vierzeilige Strophen mit der Reimstellung: abba, abba;

b. Dann zwei dreizeilige Strophen, in denen zwei Reime dreimal (z. B. cdc, dcd) oder drei Reime zweimal (z. B. cde, cde) anklingen müssen.

Sonettenkranz heißt eine Reihe von dem Inhalt nach zusammenhängenden Sonetten. Es sind deren gewöhnlich fünfzehn. Berühmte Sonettendichter waren Aug. Wilh. von Schlegel (Professor; gest. 1845), Platen und Rückert (siehe dessen Leben S. 459). Redwitz' „Lied vom deutschen Reich" umfaßt 500 Sonette.

Suche Beispiele S. 403, 463, 486 und 502.

11) Die Canzone ist ein aus mehreren dreitheiligen Strophen bestehendes Gedicht mit einer kürzeren Schlußstrophe. Jede Einzelstrophe hat:

a. Zwei sog. Füße (piedi), welche natürlich gleich groß, gleichgebaut sein müssen, und

b. den sog. Schweif (coda).

In der Schlußstrophe nimmt der Dichter Abschied von seinem Lied.

Begeisterung.

(Von Zedlitz.)

Ein Kern des Lichts fließt aus in hundert Strahlen
Die gottentflammte Abkunft zu bewähren;
Begeistrung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären!

In welchem Spiegel sich ihr Bild mag malen,
Mag sie im Liede kühn die Flügel heben,
Mag Herz zu Herz sie streben,
Sie sucht das Höchste stets, wie sie's erkennet!
Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennet;
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet.

Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der üpp'gen Lust, von hohlem Schaum umflossen!
Das Auge, das die neue Welt gesehen,
Auf jenem andern, fernen Erdenbogen,
Das durch die Nacht geflogen,
Die unbekannte, die sie überdecket,
Das sie gesehn mit Wunderglanz erfüllet,
Als dichte Schleier sie noch eingehüllet,
Und unbeschiffte Meere sie verstecket:
Das inn're Auge war's, das sie erschauet,
Begeist'rung war's, vor der den Schwachen grauet! —

Und Alle, die vom Flammentrank getrunken,
Sind glücklich, ja, sie sind's, ich will's beschwören;
Denn ihren Ursprung haben sie empfunden,
Den göttlichen, unmöglich zu zerstören!
Die Helden, die für's Vaterland gesunken,
Siegjauchzend mit den tiefen Todeswunden,
Die sich ein Herz verbunden,
Die einen hohen, himmlischen Gedanken
Genähret mit dem Marke ihres Lebens,
Die sich ein hohes Ziel gesetzt des Strebens,
In Wirken, Lieben, Leiden ohne Wanken,
Sie waren selig, selig zum Beneiden,
Und ihre Schmerzen wogen tausend Freuden!

12) Die Sestine enthält sechs Strophen mit je sechs fünffüßigen Jamben und einer das Gedicht schließenden Halbstrophe. Statt des Reimes ist ihr eine ziemlich gekünstelte Wiederholung der Versenden eigen, wie das folgende Beispiel zeigt:

Unter dem Sternenhimmel.

Wie viele gab ich wieder an den Himmel,
Seit ich hier wandle auf der schönen Erde!
Ich seh's, sie bleiben aus von Tag zu Tage;
Vergebens blick' ich Nachts zu jenen Sternen,
Und nicht enträthseln kann ich diese Wunder,
Die widerfahren sind der frommen Seele.

Warst du denn immer einsam, liebe Seele?
O nein! Nicht längst erst kehrten sie zum Himmel,
Vor meinen Augen selbst geschah'n die Wunder;

Wir wandelten zugleich auf dieser Erde,
Wir blickten Nachts zugleich zu jenen Sternen —
O wie so falsch sie sind, die hellen Tage!

Die Todten bleiben aus von Tag zu Tage —
Zu hoffen hört nicht auf die treue Seele;
Der Abend kommt mit seinen schönen Sternen,
Die Sonne steigt empor am Rosenhimmel,
Die tausend Blumen kehren auf die Erde —
Und in den Wundern hofft die Liebe Wunder!

Und nimmt dein Schicksal denn so sehr dich Wunder?
Aus sonnigem Gespinnst besteh'n die Tage,
Und immer Sterbliche trug nur die Erde!
Doch unsichtbare Schwingen hat die Seele;
Sieh, fertig schon umwölbt auch dich der Himmel,
Und schon bestrahlt dich Glanz von jenen Sternen!

Und weinst du nur zu den geweihten Sternen?
Gescheh'n nicht unaufhörlich alle Wunder?
Seit jener Zeit geschlossen wär' der Himmel? —
Gedulde dich noch gern die kurzen Tage,
O allzutreue, allzubange Seele,
Dann senkt man dies Gebein auch in die Erde.

Dann lebe wohl, du neu geschmückte Erde,
Du lebe wohl, o Nacht, mit deinen Sternen,
In heil'gen Schlaf versenkt entschwebt die Seele.
Doch leb' ich noch, und fasse kaum die Wunder:
Wie Taubenflügel, angeglänzt vom Tage,
Dehnt seine Morgenwolken aus der Himmel!

Wie stärkt die Nacht mit Glauben an den Himmel!
Ach, welche Liebe flammt sie in die Seele!
Und welche Hoffnung träuft wie Thau zur Erde!

Leop. Schefer.

§ 25. Spanische Formen.

1) Die Decime ist eine aus zehn vierfüßigen Trochäen gebildete Strophe mit der Reimstellung: abbaaccdde. Beispiel:

Ermahnung.

Da wir Menschen sterblich sind,
So muß in den ird'schen Schranken
Jeder an sich selbst erkranken,
Bis er seinen Tod gewinnt.
Mensch, nicht sorglos sei und blind!
Denk' daran in dieser Frist,
Daß ein ew'ges Leben ist!
Warte nicht, daß kund dir's thu'
And're Krankheit noch, da du
Deine größte Krankheit bist!

Immer geh'n des Menschen Tritte
Auf der harten Erd' umher,
Und nicht einen wandelt er,
Daß er nicht sein Grab beschritte.
Hart Gesetz und strenge Sitte
Führt ihn auf des Lebens Bahnen;
Jeder Schritt (furchtbares Mahnen!)
Ist zum Vorwärtsgeh'n, wo dann
Gott selbst nicht mehr machen kann
Diesen Schritt zum ungethanen!

Aus dem standhaften Prinzen von Calderon,
übersetzt von A. W. Schlegel.

2) Die Glosse ist eine poetische Variation über eine meist vierzeilige Strophe aus einem bekannten Gedichte. Die Einzelstrophen der Glosse sind gewöhnlich Decimen.

Siehe das Beispiel „Die neue Schule" S. 405.

3) Aehnlich, aber viel einfacher und kürzer ist das Cancion, in dem eine kürzere Anfangsstrophe den Hauptgedanken gibt, während einige nachfolgende Strophen ihn weiter ausführen. Beispiel:

Der Knabe.

Wenn ich nur ein Vöglein wäre!
Ach, wie wollt' ich lustig fliegen,
Alle Vögel weit besiegen!

Wenn ich so ein Vöglein bin,
Darf ich alles, alles haschen,
Darf die höchsten Kirschen naschen;
Fliege dann zur Mutter hin.
Ist sie bös in ihrem Sinn,
Kann ich lieb mich an sie schmiegen,
Ihren Ernst gar bald besiegen.

Bunte Federn, leichte Flügel
Dürft' ich in die Sonne schwingen,
Daß die Lüfte laut erklingen, —
Weiß nichts mehr von Band und Zügel.
Wär' ich über jene Hügel,
Ach, dann wollt ich lustig fliegen,
Alle Vögel weit besiegen.

Fr. Schlegel.

§ 26. Französische Formen.

1) Das Triolett besteht aus acht Versen mit nur zwei Reimklängen. Die ersten zwei Zeilen kehren am Schlusse wieder; außerdem die erste noch einmal.

Schema: $\dfrac{a\ b\ a\ \ a\ \ a\ b\ \ a\ b}{1\ 2\ 3\ \ 1\ \ 4\ 5\ \ 1\ 2}$

Beispiele:

Triolett des Lehrers
und Versuch der Schülerin.

(Von Ludwig Giesebrecht.)

Ein Triolett ist leicht gemacht,
Wenn man das Echo nur bemerkt.
Da kommt es! Gib ein wenig Acht!
Ein Triolett ist leicht gemacht;
Es schweigt, und, eh du dich bedacht,
Schallt es noch einmal und verstärkt:
Ein Triolett ist leicht gemacht,
Wenn man das Echo nur bemerkt.

Versuch der Schülerin (Charlotte Wellmann, geb. Hasselbach).

Ein Triolett ist schwer gemacht,
Wenn man das Dichten nicht versteht.
Ich habe hin und her gedacht,
Ein Triolett ist schwer gemacht:
Was hilft mein Sinnen Tag und Nacht?
Denk ich: gefunden! ist's verweht.
Ein Triolett ist schwer gemacht,
Wenn man das Dichten nicht versteht.

2) Das Rondeau oder Ringelgedicht besteht gewöhnlich aus 12—14 Zeilen mit nur zwei Reimklängen. Nach dem Schlußverse und vorher schon nach einem anderen Verse muß sich das Anfangswort als Refrain zeigen. Dieses Wort muß also sozusagen den Nagel auf den Kopf treffen. Beispiel:

Ein Rundgedicht? Und du gebietest gar
Nach vorgeschrieb'nem Reim es zu vollbringen?
Wohlan, ich stürze mich in die Gefahr!
Ein frisches Wagen ist ein halb Gelingen.
Apollo mach' an mir den Spruch auch wahr!
Da wären nun schon fünf der Verse zwar;
Allein nun steck' ich mitten in den Schlingen,
Und dreh' und wende mich, um zu erzwingen
Ein Rundgedicht.

Warum auch mußtest du den Reim auf ar,
Den unglücksel'gen just dir ausbedingen?
Doch still! Jetzt bin ich fertig auf ein Haar!
Ich lasse frisch den zwölften Reim erklingen
Und lege siegend dir zu Füßen dar
Ein Rundgedicht.

§ 27. Morgenländische Formen.

1) Das aus Persien kommende Ghasel (oder die Ghasele = Lobgedicht) hat Rückert (1819) erstmals in Deutsch gedichtet.

Er ist nur an die Reimstellung **aabacada** u. s. w. gebunden, sonst ist ihm nichts Besonderes vorgeschrieben. Der beste und fleißigste Ghaselendichter war Platen. Siehe sein Leben S. 483.

Suche Beispiele S. 486.

2) Die persische Vierzeile ist ein vierzeiliges Ghasel (**aaba**). Sie dient besonders für Sprüche.

Vom Himmel kam geflogen eine Taube
Und bracht' ein Kleeblatt mit dreifachem Laube.
Sie ließ es fallen; glücklich, wer es findet!
Drei Blättlein sind es: Hoffnung, Lieb und Glaube. Rückert.

3) Die Makame ist eine Dichtung, mit der schon oben S. XLIII besprochenen Halbversart. Rückert hat sie dem arabischen Dichter Hariri nachgebildet. Siehe S. 463.

Fünfter Abschnitt.

Von den Dichtungsarten.

§ 28. Verschiedene Eintheilungsweise.

1) Die Eintheilung der Poesie in Hauptarten ist gar mannigfaltig. Wir wollen hier nur die drei bekanntesten Eintheilungsweisen anführen. Man theilt die Poesie nämlich ein in:

a. Volkspoesie und Kunstpoesie, oder in

b. objective, subjective und objectiv-subjective Poesie, oder in

c. epische, lyrische, didaktische und dramatische Poesie.

2) Unter Volkspoesie verstehen Manche bloß jene Dichtungen, welche in den ungebildeten, aber den Nationalcharakter am treuesten bewahrenden Volksschichten Entstehung und Verbreitung fanden, deren Dichter also nichts von Mustern oder Dichtkunstregeln wußten. Kunstpoesie wären dann alle übrigen Dichtungen. — Andere fassen die Volkspoesie und Kunstpoesie so auf, wie es in diesem Buche in § 14 (S. 30) und § 19 (S. 52) geschehen ist.

3) Die objective Poesie behandelt Stoffe, die der Außenwelt (objectiven oder gegenständlichen Welt) entnommen sind, z. B. Begebenheiten, Naturscenen. — Die subjective Poesie hingegen behandelt Stoffe aus der Innenwelt, z. B. Gefühle, Lehrgedanken ꝛc. — Bisweilen mischen sich aber in derselben Dichtung Stoffe aus der Außen- und Innenwelt, wie z. B. in der Theaterdichtung, dann entsteht die objectiv-subjective Poesie.

4) Nach der dritten, gewöhnlichen Eintheilungsweise gibt es:
I. epische oder erzählende Dichtungen;
II. lyrische oder Gefühlsdichtungen;
III. didaktische oder Lehrdichtungen, und
IV. dramatische oder Theaterdichtungen.

I. Die epische Poesie.

§ 29. Im Allgemeinen.

1) Die epische Dichtung ist die erzählende. Sie hat den Namen von dem griechischen Wort Epos, d. h. Erzählung. Sie trägt ihn, weil sie meistens das Geschehene (Begebnisse) vorbringt, somit erzählt.

2) Doch theilt sie dann und wann auch nur mit, was und wie Etwas ist, in welchem Falle sie dann richtiger beschreibende Dichtung genannt wird.

3) Der Epiker ist aber kein Geschichtsschreiber. Jener stellt nur dar, als ob es geschehen wäre, mag es auch ganz oder theilweise erfunden sein.

4) Die meisten Unterarten der epischen Poesie sind kleineren Umfangs. Nur drei (das Epos, der Roman und die Novelle) sind stets umfangreicher; das Märchen wechselt, ist bald kleinere, bald größere Dichtung.

5) Von den epischen Dichtungen sind alle hinsichtlich der Sprachform ungebunden, ausgenommen folgende:

a. Das Epos, die Ballade, Romanze und poetische Erzählung müssen stets Gedichte sein;

b. der Roman und die Novelle müssen stets in Prosa verfaßt sein.

6) Die größten Epiker aller Völker und Zeiten sind Homer (griechischer Dichter, der ungefähr 950 v. Chr. lebte und in zwei großen Gedichten die Belagerung von Troja und die Irrfahrten des von Troja heimkehrenden Griechenfürsten Odysseus besang) und Dante, siehe S. 215, Anm.

7) Die größten deutschen Epiker sind Wolfram von Eschenbach (siehe sein Leben S. 62) und Goethe.

§ 30. Ballade, Romanze, Rhapsodie.

1) Ballade und Romanze sind eigentlich eine Mischart, nämlich episch-lyrische Gedichte. Sie erzählen allerdings eine Begebenheit, aber sie erzählen so, daß vielfach Gefühlsergüsse

eingeflochten sind. Man erkennt sie ferner daran, daß sie meist nur Volkssagen oder geschichtliche Heldenthaten erzählen, daß die vorgeführten Personen oft sprechen, endlich, daß derlei Gedichte volksmäßig sangbar sind.

Beide lieben das Abenteuerliche, das der Zeit und dem Ort nach Anfremdende (Romantische).

Volksmäßig sangbar müssen die Balladen und Romanzen sein, d. h. sie müssen sich nach einer einfachen Melodie singen lassen.

2) Ueber den Unterschied von Ballade und Romanze herrschen die verschiedensten Ansichten. Goethe meint, man solle die mit düsterem Inhalte „Balladen", die mit heiterem Inhalte „Romanzen" nennen.

Da die Ballade aus dem düsteren, nebligen Norden, die Romanze aus dem sonnigen, heiteren Süden stammt, so traf Goethe wohl das Rechte.

3) Die besten Balladen- und Romanzen-Dichter sind Goethe, Bürger, Schiller und Uhland. Die ergreifendste Ballade ist „Lenore" von Bürger (siehe sein Leben S. 301). Auch die Romantiker, die Dichter der schwäbischen Schule und Annette von Droste-Hülshoff haben Treffliches hierin geleistet.

Suche Beispiele S. 301, 340 ff., 448 ff., 455, 528 und 529.

4) Die Rhapsodie (oder Märe) hat das Sangbare wie die genannten beiden Arten, aber sie erzählt einfacher, volksthümlicher, sie bringt ferner nur Bruchstücke aus der vaterländischen Heldengeschichte, und das ist ein Hauptkennzeichen von ihr.

Im alten Griechenland traten bei Festen oder sonstigen Anlässen Wandersänger (vgl. die Fahrenden des Mittelalters S. 31) ein, die meist Bruchstücke größerer (namentlich homerischer) Gedichte vortrugen, während des Singens aber einen Stab oder Lorbeerzweig in der Hand hielten, und deshalb Stabhalter (= Rhapsoden) genannt wurden. Später nannte man derlei bruchstückartige Gesänge Rhapsodieen, und das Wort rhapsodisch kam auf für „abgerissen", „bruchstückartig".

5) Die besten deutschen Rhapsodieen dichtete Uhland (siehe sein Leben S. 446). Solche sind z. B. „Graf Eberhard der Rauschebart", „Schwäbische Kunde", „Der gute Kamerad". Auch der bekannte „Prinz Eugenius" ist eine Rhapsodie.

§ 31. Sage, Märchen, Mythe.

1) Jede dieser drei Dichtungsarten erzählt seltsame, schwer zu glaubende Begebnisse, im Uebrigen sind sie verschieden.

2) In der Sage geht es noch mehr mit natürlichen Dingen zu, wenigstens ist in ihr das Fabelhafte noch ziemlich mit Glaub-

würdigem untermischt. Ferner erzählt die Sage ihre Dinge von bestimmten Orten oder Zeiten oder geschichtlichen Personen. Beispiele:

Die fleißigsten Sagendichter waren die Männer der schwäbischen Schule (siehe § 91, S. 445), besonders Uhland und Gustav Schwab (siehe „Der Reiter und der Bodensee", S. 446), ferner Simrock (Professor in Bonn). Suche Beispiele S. 412 und 583.

Als Sagensammler machten sich G. Schwab, Simrock und die Gebrüder Grimm verdient.

3) Das Märchen lebt ganz und gar von Spuk und Zauberei. In der Regel treten darin auch Kobolde, Riesen, Zwerge, Nixen, Feeen ꝛc. auf. Es erzählt, wie wenn es Kinder vor sich hätte, und wenn es gut erzählt, zwingt es auch den Leser, kindlichen Sinnes ihm zuzuhören. Beispiele:

Schöne Märchen in metrischer Form dichteten Rückert (S. 461), der Maler Kopisch (S. 537) und Robert Reinick. Ein größeres Märchen in Versen ist „Waldmeisters Brautfahrt" von Roquette.

Kleinere Märchen in prosaischer Form sammelten und erzählten sehr schön die Gebrüder J. und W. Grimm, desgleichen Bechstein, Musäus.

Größere Märchen in Prosa dichteten mit Meisterschaft Brentano (siehe das Leben Brentano's S. 421) und Chamisso. Brentano's „Gockel, Hinkel, Gackeleia" gehört zu dem Schönsten unserer Literatur, ähnlich Chamisso's „Peter Schlemihl" (siehe den Inhalt S. 433).

4) Die Mythe endlich holt ihren Stoff aus dem heidnischen Götterglauben oder aus dem daraus entsprungenen und jenen noch überlebenden Volksaberglauben.

§ 32. Poetische Erzählung, Legende, Idylle.

1) Die poetische Erzählung trägt uns eine einfache aber interessante Begebenheit in Versen vor. Es kann das ein Vorfall aus dem Leben oder auch eine hübsche Anekdote sein. Man unterscheidet ernste und komische (Schwank). Beispiele:

In der ernsten poetischen Erzählung war Chamisso Meister (vgl. Salas y Gomez S. 434), auch Annette Droste-Hülshoff (siehe deren Leben S. 590).

Schwänke dichteten die Meistersänger sehr viele, am geschicktesten Hans Sachs (siehe sein Leben S. 150).

Suche Beispiele S. 112, 304, 425, 457, 468, 559 und 586.

2) Die Legende erzählt uns eine einzelne, oft wunderbare Begebenheit aus dem Leben des Heilandes oder der Heiligen. Sie schöpft ihren Stoff aber nicht aus der Bibel, sondern aus alten Ueberlieferungen. Sie bringt auch fromme Sagen, die nicht verbürgt sind. Beispiele:

Ernste Legenden dichtete mit Vorliebe Herder (siehe sein Leben S. 323).

Suche Beispiele S. 327, 454, 544 und 571.

Humoristische Legenden lieferte Hans Sachs (S. 151) und nach ihm Goethe (S. 344).

3) Das Idyll erzählt einen Vorfall aus Lebenskreisen, wo man seinen Frieden und sein Glück in Sitte und Einfachheit sucht (und findet). Es malt aber Alles so bis in's Kleinste aus, daß man es mit dem Pinsel nachmalen könnte; daher sein Name (eidyllion = Bildchen).

Das schönste Idyll in Hochdeutsch ist „Der siebenzigste Geburtstag" von Voß, S. 291.

Viel schöne Idyllen in der Mundart dichteten der Badenser Hebel (siehe sein Leben S. 474) und der Schweizer Usteri (siehe Proben S. 479).

§ 33. Das Epos oder das große epische Gedicht.

1) Das Epos erzählt uns in sehr ruhiger und ausführlicher Weise eine Reihe von Begebnissen, die ein interessantes Ganze bilden.

1. In der Regel ist das Ganze ein spannendes Schicksal, sei es das einer einzigen Person (die dann der Held oder die Heldin des Epos heißt), oder einer Gruppe von zusammengehörigen Personen oder eines Volkes 2c. So hat ein Dichter der Neuzeit (Hermann Lingg) sogar die „Völkerwanderung" zum Inhalt eines Epos gemacht.

2. Jedenfalls muß man aber eine Haupthandlung im Epos erkennen, an welches sich alles Andere ankrystallisirt.

3. Der Dichter muß im Epos absichtlich breit erzählen, er muß mit Vorliebe beim Einzelnen verweilen und dasselbe ausmalen. So wird die Erzählung mit Beschreibung und Schilderung abwechseln. Dieses ausmalende Verweilen heißt man epische Breite. Sie ist um so lohnender, je einfacher und naiver die geschilderten Zustände (vgl. Odysseus in der gastlichen Hütte des „göttlichen Sauhirten") sind.

2) Weil das Epos mit Vorliebe das Einzelne schildert (erzählt und beschreibt), so lernen wir darin eine Menge Personen kennen, ihrem Charakter nach und selbst ihrem Aeußern nach, ebenso die Sitten, Gebräuche, Oertlichkeiten aus einer gewissen Vorzeit.

Und dadurch ist das gute Epos nicht bloß eine Schicksalsgeschichte, sondern auch ein Zeitgemälde (Culturgemälde). „Das Epos bringt somit einen Ausschnitt aus dem großen Weltbilde" (Oesterley).

3) So breit erzählt der Eposdichter, daß er auch mancherlei Vorgänge ausführlich erzählt, die nur Nebenhandlungen (Episoden) sind und die man sonst wohl nur kurz berühren würde. Diese Episoden können leicht als besondere Gedichte vom Ganzen abgelöst werden.

Im Drama z. B. ist es umgekehrt Gesetz, daß die Haupthandlung so

rasch wie möglich vorwärts schreite, daß also alle nöthigen Nebenfäden so kurz wie möglich sein müssen.

4) Aus dem Gesagten erklärt sich, warum das Epos stets einen auffallend größern Umfang hat, als so viele andere epische Gedichte. Es gibt viele Epen, die einen ganzen Band, aber auch solche, die mehrere Bände (Dante's „göttliche Comödie", Linggs „Völkerwanderung") füllen. Natürlich erfordert schon die Uebersichtlichkeit, daß das Epos in größere und kleinere Abschnitte zerfällt. Diese heißen bald Gesänge, bald Bücher, oder Abenteuer (aventure) oder Rhapsodieen u. s. w.

§ 34. Die verschiedenen Arten des Epos.

1) Das heroische Epos (Heldenepos, Epopoe [1]). Das in ihm dargestellte Lebensgeschick ist ganz außerordentlich spannend und dem Heldensagenkreise oder der Weltgeschichte entnommen.

Dieß Leben des Helden (oder der Heldin) ist eine Zeit des Kämpfens und Ringens mit irdischen und überirdischen Mächten, mit Verhältnissen und Umständen, ist eine Zeit, in der der Held wie das Schiff auf der stürmischen See bald die Wogen beherrscht, bald bedroht ist, von ihnen begraben und verschlungen zu werden, und endlich entweder glücklich am ersehnten Eilande landet oder ruhmvoll zu Grunde geht.

Behandelt es die Lebenskämpfe eines mittelalterlichen Helden, so heißt es auch romantisches Epos, besonders wenn es recht abenteuerlich darin zugeht, wenn z. B. Feen, Elfen, Riesen, Zwerge u. dgl. darin eine Hauptrolle spielen. Beispiele:

Die besten deutschen Nationalepen sind: „Der Nibelungen Not" und „Kudrun". Siehe deren Inhalt S. 31 und S. 44.

Das großartigste romantische Epos ist Wolframs „Parzival". Siehe dessen Inhalt S. 63.

Die schönsten romantischen Epen der Neuzeit sind: „Amaranth" von Redwitz (siehe sein Leben S. 551) und „Cäcilia" von Schulze (siehe S. 440 nnd 441).

2) Das religiöse Epos nimmt seinen Stoff aus dem Leben des Heilandes oder der Heiligen (Legendenepos). Beispiele:

Das herrlichste und beste religiöse Epos unserer ganzen Poesie ist der „Heliand" (830). Siehe das Nähere S. 12 ff.

Großartiger, aber lange nicht so gelungen ist Klopstocks „Messias", dessen erste drei Gesänge im J. 1748 erschienen. Siehe das Nähere S. 279.

Im Mittelalter wurden gar viele herrliche Legendenepen geschaffen, besonders wurden viele „Marienleben" gesungen. Eines der lieblichsten ist von Mönch Wernher (1173). Siehe dessen Inhalt S. 19 ff.

---

[1] Epopoe (aus dem Griechischen) heißt eigentlich Abfassung eines Gedichtes, dann — das größere epische Gedicht selbst.

Sehr schön und kunstmäßig gedichtet sind die Legendenepen von Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems. Siehe deren Leben in § 25, S. 70. Das schönste ist Konrads „hl. Alexius". Siehe dessen Inhalt S. 73.

3) Das idyllische Epos schildert uns das stillvergnügte Leben von noch einfachen, natürlichen Menschen. Es wird aber so geschildert, daß es dabei recht absticht von dem keineswegs glücklichen Familienleben, in welchem mit der Modekultur stets Schritt gehaten wird. Beispiele:

Halb romantisch, halb idyllisch ist „Der arme Heinrich" von Hartmann von der Aue. Siehe den Inhalt dieses überaus lieblichen Epos S. 56 und das Leben des Dichters S. 54.

Goethe's „Hermann und Dorothea". Siehe den Inhalt und Probe daraus S. 362 ff.

4) Das Thierepos faßt das Thierreich als eine menschlich-geordnete (einen Thierstaat bildende), menschlich fühlende, redende und handelnde Gesellschaft auf, und schildert nun dasselbe an Schicksalen einzelner Thiere. Das bekannteste und älteste ist das von Reinecke Fuchs (S. 114), welches Goethe neu bearbeitet hat.

5) Das komische oder humoristische Epos ist kein eigentliches Epos, sondern mehr eine Carikatur, eine Parodie (vgl. S. LXXII) des ächten Epos. Bekanntere komische Epen sind:

„Der Renommist" von Zachariä. Siehe dessen Inhalt und Probe daraus S. 241 ff.

„Die Jobsiade" von Kortüm.

§ 35. Der Roman und die Novelle.

1) Der Roman war ursprünglich nichts Anderes, als ein in Prosa vorgetragenes romantisches Epos. Die ersten Romane waren nämlich fabelhafte Rittergeschichten, welche die Troubadours in romanischer Sprache abfaßten.

2) Der moderne Roman unterscheidet sich aber vom Epos in folgenden drei Stücken:

a. Das Epos tritt stets in Versen auf, der Roman stets in Prosa.

„Allerdings ist Prosa die Grundform des Romans; aber er läßt doch eine Mischung der Form zu und schmückt sein episches Kleid mit lyrischen Blumen oder schürzt es hoch auf zu rascherem dramatischem Gange (Dialog, Briefform)." Eckhardt.

b. Das Epos schildert mehr das äußere Leben einer gewissen Zeit, der Roman mehr das innere geistige Leben, also das Denken, Urtheilen, Sinnen und Trachten gewisser Stände, gewisser Volkskreise. Der gute Roman ist somit ein feineres Culturbild, als das Epos.

Darum läßt er die Personen so viel sprechen und zwar über alles Mögliche (Geschichte, Religion, Kunst, Staat und Kirche 2c.) und erstrebt eine viel feinere Charakteristik, als das Epos.

Deshalb schildert auch der Roman den ganzen Lebensgang seines Helden, sein inneres Werden, die Entwicklung, Wandlung, Läuterung, Prüfung seines Charakters und wird so eine poetische Erziehungsgeschichte der Hauptperson (oder Hauptpersonen).

c. Das Epos holt den Stoff meist aus der Vergangenheit, der Roman am liebsten aus der Gegenwart.

3) Kein Roman ist ein Kunstwerk, der nicht einen großen idealen Grundgedanken hat und folglich als Ganzes einen edlen, hohen, reinen Eindruck macht. — Aber auch im Einzelnen darf er nie das Sittlichkeits- und Schönheitsgefühl verletzen, er muß es vielmehr vervollkommnen. „Er muß daher alles Leichtfertige, Unsittliche und Verführerische, das die Reinheit des Herzens und Wandels verdirbt und besonders in den jugendlichen Gemüthern großes Unheil anrichten kann, sorgfältig verbannen" (Heunisch).

Die Aesthetiker protestiren aber alle wenigstens dagegen, „daß man mit Machwerken, wie die eines Clauren, Spieß, Lafontaine, mit so vielen Räuber- und Ritterromanen verunglückter Literaten und Studenten jene Schöpfungen zusammenwerfe, die Männer wie Hebel, Bitzius (Gotthelf) 2c. für das Volk geschaffen haben, gerade um den Geschmack desselben zu heben und jene Löschpapierliteratur zu verdrängen" (Eckhardt). Groß ist deßhalb die Verantwortung der Leihbibliothekbesitzer! Aber sie wird zu wenig zu Herzen genommen, und Goethe's Warnung gilt heute in verstärkter Weise:

Wahrlich, wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machten sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Aber auch selbst unter den von der Kritik sonst hochgerühmten Romanen sind viele, wenigstens für die große Menge (besonders die Jugend) gefährlich, sind Giftbäume mit üppigem Baumschlag, dem naschhaften Publikum ohne Hut hingestellt. Selbst der als bester deutscher Roman bezeichnete „Wilhelm Meister" ist vielfach bedenklichen Inhaltes. Auch sonst sittenreine, aber sentimentale Romane wirken meist schlimm. Sie machen das Gefühl, besonders das jugendliche und weibliche, überspannt, nehmen dem Geiste alle männliche Kraft, dem Willen die Energie, dem Herzen die Ruhe (vgl. „Werthers Leiden" S. 351).

4) Dem Stoff nach unterscheidet man historische Romane und Zeitromane. Die ersteren schildern irgend einen wichtigen Zeitabschnitt aus der Weltgeschichte, die anderen porträtiren die Gegenwart.

Als Verfasser von historischen Romanen haben sich besonders Wilhelm Meinhold („Die Bernsteinhexe", „Der getreue Ritter"), H. Grimm, Luise Mühlbach, Scheffel in seinem Ekkehard (der das 10. Jahrhundert unserer Geschichte abschildert) und Bolanden (vgl. S. 567) hervorgethan.

Den Anstoß zu diesen Romanen gab in Europa der englische Schriftsteller Walter Scott (geb. 1771 zu Edinburgh, gest. 1832).

5) Der Zeitroman, welcher also sich mit der Gegenwart beschäftigt, heißt:

a. Familienroman, wenn er das Privatleben der gebildeten Stände schildert, uns den Palast des Fürsten, die Salons des Adels und der Geldkönige, die stille Gelehrtenstube, das Künstleratelier, die Theaterwelt öffnet. Je nachdem kann man ihn auch religiösen Roman nennen. Beispiele:

Die künstlerisch vollendetsten Romane sind die Goethe'schen. Doch ist sein Wilhelm Meister nur für sittlich starke Leser, keineswegs für jugendliche. Ueber seinen ersten Roman „Werthers Leiden" siehe S. 351.

Romane von Aug. Lewald, Levin Schücking.

Die zwei berühmten Romane von Gustav Freytag („Soll und Haben", „Die verlorene Handschrift") S. 581.

Die religiösen Romane der Gräfin Ida Hahn=Hahn. Siehe deren Leben S. 598.

Der vorzügliche Roman „Hermann Stark" von Redwitz.

b. Dorfgeschichte, Volksbuch, wenn er das Leben des Landvolkes oder überhaupt des niederen Volkes schildert. Beispiele:

Sehr zu empfehlen sind die Schriften des Jeremias Gotthelf („Uli der Knecht", „Uli der Pächter").

Ueberaus viel gelesen sind auch Berthold Auerbachs Dorfgeschichten („Barfüßele").

Die ältesten Volksromane hießen Volksbücher, z. B. Herzog Ernst (S. 116), Till Eulenspiegel (S. 116), der ewige Jude, Faust und das Lalenbuch (S. 153). Das zweit= und letztgenannte sind zugleich humoristische Romane.

c. Socialer Roman, wenn er mehr das öffentliche Leben schildert und wichtige Streitfragen (die gerade Hoch und Nieder beschäftigen) z. B. über die bürgerlichen Freiheiten, über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche 2c. hineinzieht.

d. Die Reise= und See=Romane. In ihnen spielt die Hauptbegebenheit auf der Land= oder Seereise.

6) Die Novelle ist gewöhnlich von geringerem Umfang als der Roman. Jedenfalls aber gibt sie kein so vollständiges Lebensbild, wie dieser; auch erzählt sie rascher, indem sie das Nebensächliche (die Episoden) mehr vermeidet.

Vielleicht kann man den Roman mit einem Panoramabild vergleichen, welches zu überschauen eine Reihe von Gläsern erforderlich ist, die Novelle mit einem solchen, dessen Ueberblick vermittelst weniger Gläser erreicht wird. — Ursprünglich war die Novelle eine neue Anekdote, eine noch unbekannte Geschichte (nouvelle), welche ihrer witzigen und überraschenden Spitze (pointe) wegen erzählt wurde.

7) Die besten Novellen lieferten die Romantiker, besonders

Tieck (siehe S. 392), ferner Paul Heyse, Bernhard Wörner, Adalbert Stifter, J. Gotthelf, Lewald, Schücking, Elise Polko.

§ 36. Die beschreibende Epik.

1) Zur beschreibenden Epik gehört die poetische Schilderung. Sie macht entweder einen sinnlichen oder einen übersinnlichen Gegenstand (z. B. Freude, Schmerz ꝛc.) recht anschaulich. Diese Dichtungsart erscheint bald für sich allein, bald als ausschmückender Theil einer Erzählung. Beispiele:

Schöne Naturgemälde lieferten Kleist („Der Frühling“), Heine („Nordseebilder“), Freiligrath („Wüstenbilder“) und Annette Droste-Hülshoff („Haidebilder“).

Vgl. die Gedichte S. 514 und S. 595.

2) Zur beschreibenden Epik zählen auch die verschiedenen Räthselarten, nämlich:

a. Das Worträthsel ist das eigentliche Räthsel. Es kennzeichnet stets das ganze Wort, ohne auf seine Silben oder Buchstaben einzugehen.

Beispiele suche unter Schillers Gedichten.

b. Die Charade oder das Silbenräthsel kennzeichnet zuerst die einzelnen Silben und dann das ganze Wort. Beispiel:

Mein Erstes seh'n mit Wonne die Piloten,
Und klagen, wenn mein Zweites droht;
Mein Ganzes wird, — wie oft vergebens! — aufgeboten,
Als Hülf in allgemeiner Noth.

c. Das Logogryph oder Buchstabenräthsel gibt die Kennzeichen mittelst der einzelnen Buchstaben. Bald nimmt es Buchstaben hinweg, bald fügt es hinzu, bald vertauscht es sie mit andern, bald versetzt es sie. Wenn es sie in umgekehrter Ordnung stellt, so heißt es Palindrom (Rückwärtslesung), wenn es sie auf andere Weise versetzt, so heißt es Anagramm (Buchstabenversetzung). Beispiele:

Fünf Zeichen hat mein Wort; deß Kopf ist grau und alt,
Der seinen Namen trägt. Ein Zeichen von der Spitze
Des Worts hinweg: so wird's die Frucht der größten Hitze;
Noch eins hinweg: so gibt's, was kälter ist, als kalt. Tiedge.

(Greis, Reis, Eis.)

Ein Wort, einsilbig, doch leicht erklärlich,
Mit einem A den Kriegern gefährlich,
Mit einem E nach Bösem begehrlich;
Mit einem I ganz offen und ehrlich,
Mit einem U dem Waller beschwerlich. Haug.

(Schlacht, schlecht, schlicht, Schlucht.)

Nimm einer Kuh den Kopf
Und setz ihr Herz ihr an;
Leicht glaubt nun, wer kein Tropf
Ist, daß sie fliegen kann. J. G. Moser.

(Kuh, Uhu.)

Vorwärts siehst du darnach ringen,
Rückwärts — gleich den Böcken springen.

(Sieg, Geiß.)

II. Die lyrische Poesie.

§ 37. Im Allgemeinen.

1) Die lyrische Dichtung spricht Gefühle oder Seelenstimmungen aus und will ähnliche Gefühle, ähnliche Stimmungen bei dem Leser oder Zuhörer erwecken.

2) Weitaus die meisten lyrischen Dichtungen sind Lieder; diese aber wurden ehemals mit Begleitung der Lyra (Leyer) gesungen, woher die ganze Lyrik ihren Namen erhielt.

3) Auch die Lyrik zerfällt in mancherlei Unterarten, in Lieder, Oden, Hymnen, Dithyramben, Elegieen und Heroiden. Sie alle kommen nur in Versen vor.

Uebrigens hat die Lyrik eine Menge der sog Gedichtformen fast allein für sich in Anspruch genommen, so daß man sie (z. B. Sonette, Ghasele, Madrigale 2c.) häufig zu den lyrischen Unterarten zählt. Da in diese Formen aber auch ein anderer Inhalt (epischer, didaktischer) eingegossen werden kann, so haben wir sie früher an passenderem Orte besprochen.

4) Als der beste Lyriker aller Zeiten und Nationen wird von Vielen Goethe gepriesen; jedenfalls aber ist er der König der deutschen Lyriker. Siehe sein Leben S. 335.

§ 38. Das Lied.

1) Der einfachste natürlichste Ausdruck einer bestimmten Empfindung ist das Lied — das reine Lied nämlich, welches Nichts ist, als Lied.

Man braucht übrigens den Ausdruck Lied häufig für Gedichte jeder Art, bisweilen für Dichtungen in Prosa.

2) Das Lied muß vor Allem sangbar sein, darum muß es einfaches Versmaß (Jamben, Trochäen) haben, gleichmäßige Strophen.

3) Die deutsche Poesie ist überreich an Liedern. Sie werden aber verschieden eingetheilt:

a. In ernste und komische Lieder. Letztere finden sich besonders in Oesterreich, Bayern.

b. In geistliche und weltliche Lieder. Jene sprechen die religiösen Gefühle aus und zerfallen in Kirchenlieder und Nichtkirchenlieder.

c. In Volkslieder und kunstmäßige Lieder.

4) Die ältesten geistlichen Lieder sind ganz volksmäßige (siehe S. 105 ff.). Das eigentliche Kirchenlied blühte besonders in der 5. und 6. Periode (1500—1748). Man lese § 42, 3 und § 54 (S. 156 ff.) nach.

5) Vorzügliche geistliche Lieder, die nicht gerade Kirchenlieder sind, haben gedichtet:

a. Paul Flemming (S. 186), Georg Neumark (S. 187), Paul Gerhardt (S. 188) und Johann Scheffler (S. 190), sämmtlich der 6. Periode angehörig.

b. Die Romantiker, darunter am schönsten Novalis (siehe sein Leben S. 396 und Probe S. 398), Brentano (S. 428) und Fouqué, der allerliebste geistliche Madrigale dichtete (siehe S. 418).

c. Zwei Dichterinnen, nämlich Luise Hensel[1] (siehe deren Leben S. 469) und Annette Droste-Hülshoff in ihrem „Geistlichen Jahr“.

5) Die weltlichen Lieder der Deutschen (Volkslieder und kunstmäßig gedichtete) füllen große Bände: für alle Lagen des Lebens, ernste wie freudige, hat es solche in Menge (Festlieder, patriotische Lieder, Trinklieder, Minnelieder, Kriegslieder, Wanderlieder, Naturlieder); ebenso hat jeder Stand seine besonderen Lieder.

6) Das Volkslied ist besonders bei uns Deutschen heimisch geworden, wie wir ja auch so reich an herrlichen Volksmelodieen sind. Es blühte am meisten in der 4. und 5. Periode. Da war es so recht dem Volke die Würze des Lebens (vgl. S. 102 unten und S. 105). Beispiele:

Eine kostbare Sammlung von alten Volksliedern gaben Achim von Arnim und Clemens Brentano unter dem Namen „Des Knaben Wunderhorn“ heraus. Siehe Proben S. 146 ff.

Volksmäßige Lieder zu dichten verstanden meisterhaft Goethe, Uhland, Heine und Hoffmann von Fallersleben. Siehe Proben S. 347, S. 510 ff.

7) Die besten kunstmäßigen Lieder dichteten die Minnesänger, besonders Walther von der Vogelweide (siehe sein Leben S. 87), ferner Goethe; die Romantiker, vorzüglich Brentano und Eichendorff (siehe dessen Leben S. 441 f.).

---

[1] Vor Kurzem erschien die zweite sehr schön ausgestattete Auflage ihrer „Lieder“ bei Schöningh in Paderborn (1 Thlr.). Dieser Schatz voll zarten, innigen Gedichten eignet sich vortrefflich zu Geschenken für die weibliche Jugend.

§ 39. Die Ode, Hymne, Dithyrambe.

1) Alle drei Arten sind Kinder außerordentlicher Begeisterung. Der Dichter, der sie dichten will, muß von dem Gegenstande seines Sanges ganz besonders ergriffen sein, so daß durch das heftig erregte Gefühl auch die Phantasie mehr wie gewöhnlich erhitzt wird.

Dieses lebhafte Spiel der Phantasie erzeugt in allen drei Arten:

Den sog. lyrischen Schwung (Kühnheit der Bilder und Wendungen; Kraft des Ausdrucks; Häufung der Bilder);

die sog. lyrische Unordnung oder lyrische Sprünge (ungewöhnliche Wortstellung und Satzbau; besonders aber die scheinbar regellose Gedankenfolge);

die Vorliebe für einen kühneren, künstlicheren Rhythmus.

2) Ode, Hymne und Dithyrambe unterscheiden sich aber in folgenden Stücken:

a. Durch Verschiedenheit des Gegenstandes. In der Ode und Hymne ist dieser stets ein hoher, erhabener (wenigstens in den Augen des Dichters), am erhabensten ist der Gegenstand der Hymne, welche Gott und Göttliches besingt; in der Dithyrambe hingegen wird der Weingott (Bachus mit dem Beinamen Dithyrambos) und der beseligende Genuß des Weines gepriesen.

b. Durch den verschiedenen Grad der Begeisterung. Diese steigert sich stufenweise in der Ode, Hymne und Dithyrambe. In der letzteren ist sie geradezu wild-stürmisch, trunken.

c. Hinsichtlich des Rhythmus und des Reimes. In der Hymne ist der Rhythmus noch streng geregelt und sie liebt den Reim; die beiden anderen binden sich nicht immer an die Metrik (vgl. oben die Prosaverse) und scheuen den Reim.

3) Als Oden- und Hymnendichter zeichneten sich aus: Klopstock (siehe sein Leben S. 277), Fritz Stolberg, Platen, Heine („Frieden").

Beispiele suche S. 246, 251, 259, 261, 285 und 504.

§ 40. Die Elegie und Heroide.

1) Viel sanfter, weicher muß der Dichter gestimmt sein, wenn er die Elegie und die Heroide dichtet.

2) Der Grundton der Elegie ist, wie auch ihr Name besagt, sanfte Klage, süße Wehmuth, insbesondere das Letztere. Bald ist es die Trauer um ein geliebtes Wesen, das man verloren, bald unerfüllte Sehnsucht nach dem, was dem Herzen theuer ist, bald die Erinnerung an entschwundene schöne Tage, was sich in der Elegie ausspricht.

Siehe das Beispiel von Hölty (S. 297), der überhaupt viele Elegieen dichtete.

3) Die Heroide, eine durch Ovid eingeführte Dichtungsart, ist eine Elegie in Briefform, worin der Dichter nicht in eigenem Namen spricht, sondern eine andere Person, meist eine verstorbene [1] (sei es eine historische, mythische, literarische oder fingirte Person), einer zweiten ihre elegischen Empfindungen mittheilen läßt.

III. Didaktische Poesie.

§ 41. Im Allgemeinen.

1) Die didaktische oder Lehr-Dichtung darf nicht mit der belehrenden Prosa verwechselt werden. Eine Predigt z. B. wird, wenn sie auch noch so blumen- und bilderreich ist, doch nicht zu den Dichtungen gezählt.

Manche zählen die didaktische Dichtung zu der Lyrik. Andere sagen, daß sie lyrisch („Glocke"), episch („Zauberlehrling") und dramatisch („Nathan") sein könne, und deßhalb keine besondere Dichtungsart sei.

2) Will die didaktische Poesie auch belehren, so will sie es nämlich doch nicht durch Aufzählung von Verstandesgründen und Beweisen, sondern sie stellt eine Lehre in möglichst schönem Bilde dem Leser oder Zuhörer vor, damit es dessen Phantasie und Gefühl und dadurch den ganzen Geist (also auch Verstand und Willen) für die versinnlichte Wahrheit gewinne.

3) Man unterscheidet zwei Arten von Lehrdichtungen:

a. Uneigentliche, in welchen die Lehre mehr verhüllt, unter einem Bilde, gegeben wird. Sie haben am meisten den Charakter ächter Poesie. Wir nennen hier die Allegorie, das Gleichniß, die äsopische Fabel, die Parabel und die Paramythie. Sie kommen bald mit, bald ohne Versmaß vor.

b. Eigentliche, in denen die Lehre geradezu, also unverhüllt, ohne Bild gegeben wird. Sie treten (die Satire ausgenommen) nur in Versen auf.

§ 42. Die uneigentlichen Lehrdichtungen.

1) Was wir unter Allegorie (wir meinen hier aber die ausführlichere) verstehen, ist schon S. XXIV der Vorschule dargethan. Auch Beispiele sind dort angeführt.

---

[1] Ursprünglich waren es Heroen, Heroinnen.

Der abgebildete Gegenstand darf also vorerst nicht genannt, nicht einmal angedeutet werden. Der Leser muß ihn errathen und höchstens darf der Dichter am Schlusse, wo der Leser es schon errathen hat, den Schleier heben und die Sache nennen.

2) Ebenso ist schon oben (S. XXVII der Vorschule) das Wesen des Gleichnisses erörtert. Beim Gleichniß ist der abgebildete Gegenstand gleich Eingangs genannt oder doch angedeutet, bei der Allegorie entweder gar nicht oder erst am Schlusse.

3) Die Fabel, Parabel und Paramythie sind sich darin ähnlich, daß alle drei einen für ihren Zweck besonders erdichteten Vorfall erzählen. Parabel und Paramythie haben unter sich noch besondere Aehnlichkeiten. Ihre Unterschiede sind folgende:

a. Die Fabel predigt Lebensklugheit, Vorsicht, Fleiß rc., und sorgt somit mehr nur für unser irdisches Glück, die beiden andern geben Lehren höherer Art, predigen Tugend, Religiosität rc., und sorgen somit für unser Jenseits.

b. Die Fabel holt den Vorfall meist aus der vernunftlosen, besonders der Thierwelt, die beiden andern aus der vernünftigen Welt, und zwar die Pyramythie aus der antiken Mythenwelt oder aus der Welt der Engel, Genien rc.

c. Die Fabel erzählt stets so, als wäre der Vorfall irgendwo einmal wirklich vorgekommen, die beiden andern brauchen denselben nicht für wirklich und nur einmal passirt hinzustellen.

4) Bekannte Fabeldichter sind Gellert, Gleim, Pfeffel, Lessing rc. Sehr schöne Parabeln schrieb Krummacher, Herder.

Suche Beispiele S. 165, 263, 316.
Suche Beispiele S. 318.

§ 43. Die eigentlichen Lehrdichtungen.

1) Das höhere Lehrgedicht macht uns erhabene Wahrheiten, z. B. von Gottes Dasein, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Vorsehung, von der Nothwendigkeit der Tugend rc. anschaulich.

Beispiele sind: Hallers „Vom Ursprung des Bösen", Tiedge's „Urania", Rückerts „Weisheit des Brahmanen" rc.

2) Die Satire oder Spottdichtung macht die Thorheiten und Verkehrtheiten der Welt lächerlich. Bisweilen sind es auch nur vermeintliche Thorheiten, die ein Dichter geißelt. Beispiele:

Aeltere Satiriker sind: Seb. Brandt (vgl. „Das Narrenschiff" S. 123), und die in § 43 Genannten: Fischart, Murner, von Hutten.

Neuere Satiriker sind: Rabener, die Humoristen (besonders Jean Paul, vgl. § 84, S. 383), Börne, Heine (S. 507) und Brunner (vgl. S. 530). Auch Goethe verstand sich gut auf die Satire („Reinecke Fuchs").

3) Der Satire vielfach ähnlich sind die Parodie (Nebengesang) und die Travestie (Umkleidung). Beide sind öfters satirisch, beide suchen durch Witz und Laune zu unterhalten, beide beziehen sich auf bekannte ernste Gedichte; ihr Unterschied aber ist folgender:

a. Die Parodie schiebt dem ernsten Gedichte einen anderen und zwar trivialen Inhalt unter, behält jedoch die äußere Form und (so weit möglich) selbst die Ausdrücke bei. (Vgl. das nachher folgende Beispiel.)

b. Die Travestie behält den Inhalt des ernsten Gedichtes bei, zieht ihn aber durch trivial-komische Ausdrucksweise in's Lächerliche. So travestirte Blumauer Virgils „Aeneide."

Die Erscheinung im Kaffeesaale.

(Parodie auf Schillers „Mädchen aus der Fremde".)

In einer Stadt bei jungen Frauen
Erscheint — nach jedem Mittagsmahl,
So wie der Kaffee sich läßt schauen,
Ein geistig Wesen in dem Saal.

Es ist nicht in dem Saal geboren,
Man fragt es nicht, woher es kam;
Doch schnell ist seine Spur verloren,
Sobald man wieder Abschied nahm.

Vereinigend ist seine Nähe,
Und alle Lippen thun sich auf,
Und keine Würde, keine Höhe,
Hemmt ihres Wörterstromes Lauf.

Es bringet Fehler mit und Namen,
Gemerkt in einem andern Haus,
Bei eingebildeteren Damen,
Auf einem andern Kaffeeschmaus.

Es schenket Jeder eine Gabe,
Der Witz und Jener scharfen Blick,
Der Jüngling, wie der Greis am Stabe,
Ein Jeder kommt beklatscht zurück.

Zum Tadel dienen alle Gäste:
Doch birgt sich wo ein liebend Paar,
Das gibt der Kaffeereden beste,
An dem läßt man kein gutes Haar. Röller.

4) Zu den spruchartigen Dichtungen gehören:

a. Die Sprüche gewöhnlicher Art, wie sie die Meistersänger so unermüdlich dichteten.

Siehe die verschiedenen Arten, wie: Klopfan, Weingrüße &c. und besonders die Priameln S. 121 ff.

b. Die Gnome, welche weise Lehren und Lebensregeln sinnreich und kurz ausdrückt, ohne auf eine bestimmte Person oder ein Vorkommniß hinzudeuten. — Ist eine ganze Kette von Gnomen zusammengestellt, so heißt sie Spruchgedicht.

Beispiele von einzelnen Gnomen siehe bei Herder S. 329. Beispiele von Spruchgedichten sind „Freidanks Bescheidenheit" (vgl. S. 95) und „Der Cherubinische Wandersmann" von Johannes Scheffler (vgl. S. 191).

c. Das poetische Sprüchwort ist nichts anderes, als eine im Volksmund lebende Gnome.

d. Das Epigramm (soviel wie „Aufschrift") ist der Gnome ähnlich, deutet aber auf eine bestimmte Person oder ein Vorkommniß hin und schließt stets mit einer Ueberraschung (pointe). Es heißt auch Pfeilgedicht, weil es oft satirisch ist und scharf trifft. Gern übt sich der Witz in ihm. Meister darin war der überaus scharfsinnige Lessing. Siehe dessen Leben S. 305.

Suche Epigramme von Logau S. 200 und von Lessing S. 317.

5) Die poetische Epistel ist eine Lehrdichtung in Briefform.

IV. **Dramatische Poesie** (Theater-Dichtung).

§ 44. Im Allgemeinen.

1) Das Wort „Drama" bezeichnet im Griechischen so viel wie Handlung. Die Griechen verstanden aber darunter die eben jetzt werdende Handlung, und gerade diese stellt die dramatische Poesie vor die Augen des Zuschauers.

2) Im Drama erzählt also der Dichter nicht, sondern er läßt die vorkommenden Personen wie in der Gegenwart Lebende auftreten und vor unsern Augen handeln und sich aussprechen. Dadurch wird das Drama gleichsam ein lebendes Bild mit Gespräch und Handlung.

Der Epiker bringt die Vergangenheit als solche zur Kenntniß, der Dramatiker macht sie zur Gegenwart. — Im Drama ist uns sowohl Thatsächliches, wie Gefühlserguß geboten.

3) Das Drama muß noch viel mehr als das Epos ein abgeschlossenes Ganze bilden, also Einheit der Handlung haben. Und diese eine Haupthandlung muß vollständig vor dem Zuschauer werden (sich entwickeln).

Die vorgeführten Ereignisse müssen also so verkettet sein, daß jedes Folgende aus dem Vorhergehenden abgeleitet ist als Wirkung einer schon bekannt gemachten Ursache. Dieses Begründen der Ereignisse heißt Motiviren. — Damit hängt die scharfe Charakterisirung zusammen, die dem Drama eigen sein muß, damit es die letzten Quellen der entscheidenden That — die

innersten Leidenschaften oder Tugenden — offenbare. Die Charakterisirung soll aber durch das Handeln der Personen vor dem Zuschauer zu Stande kommen, nicht durch Schilderung des Charakters.

4) Der Stoff des Drama's heißt die Fabel des Stücks. Er braucht aber nicht fabelhaft oder rein erdichtet zu sein. Im Gegentheil, am besten taugen historische, sagenhafte Stoffe. — Die Hauptperson heißt Held, wie beim Epos und Roman.

5) Das Drama kann in Prosa oder in Versen auftreten. Gewöhnlich wählt man, wenn es metrisch werden soll, fünffüßige reimlose Jamben.

6) Meistens sprechen zwei oder mehr Personen mit einander (Dialog = Gespräch); zuweilen redet auch eine Person mit sich selbst (Monolog = Selbstgespräch). Der Prolog leitet das Stück ein, der Epilog ist ein poetisches Nachwort.

7) Am guten Drama unterscheidet man drei Haupttheile:

a. Die Erörterung (Exposition), welche den Zuschauer mit den Verhältnissen bekannt macht, die er kennen muß, um die Haupthandlung zu verstehen.

b. Die Verwicklung (Intrigue).

c. Die Lösung (Katastrophe) oder Ausgang.

8) Die Anfänge des deutschen Drama's fallen in die 4. Periode (1300—1500). Siehe S. 126 ff.

9) Der größte Dramatiker aller Völker und Zeiten ist der Engländer William Shakespeare (siehe seine Personalien S. 315 unten). Der größte deutsche Dramatiker ist Schiller (siehe sein Leben § 78, S. 370).

§ 45. Die rein dramatischen Dichtungen.

1) Die Tragödie stellt den Ernst des Lebens so dar, daß der Held des Stücks dabei unterliegt. Also tragischer Ausgang muß bei der Tragödie sein. Sie muß den Zuschauer zu Furcht und Mitleid mit fortreißen und ihn dadurch sittlich erheben und reinigen. Beispiele:

Goethe's „Götz von Berlichingen“ (siehe dessen Inhalt S. 349); Goethe's „Faust“ (siehe S. 376 ff.).

Schillers frühere Dramen („Die Räuber“ waren das erste) sind weniger gut; um so besser seine spätern: Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell.

Körners „Zriny“ (S. 412).

2) Das Lustspiel (Komödie) stellt das Leben von seiner heitersten, ja lächerlichen Seite dar, bringt also Mißverständnisse, Thorheiten, Schwächen der Menschen auf die Bühne. Beispiel:

Das beste (freilich mehr ein heiteres Schauspiel zu nennende) Lustspiel schrieb Lessing: „Minna von Barnhelm“. Siehe dessen Inhalt (S. 310).

Vollkommenes Lustspiel ist „Der zerbrochene Krug“ von Kleist (S. 429).

3) Was weder Tragödie noch Lustspiel ist, heißt Schauspiel. Es kann in seinem Verlauf Ernstes und Heiteres bringen, bald Besorgniß, bald Rührung erregen, aber — es muß stets freudig schließen. Beispiele:

Das vorzüglichste Schauspiel ist Goethe's „Iphigenie“. Es ist zugleich eine der feinsten aller deutschen Dichtungen. Siehe den Inhalt S. 355.

Gleichfalls berühmt, aber für ein Drama zu arm an Handlung ist Goethe's „Tasso“ (S. 358).

Sehr gelobt ist auch Kleists „Käthchen von Heilbronn“ (S. 431).

§ 46. Die mit der Musik verbündeten Dramen.

1) Die Oper ist eben das musikalische Drama. Sie kann tragisch oder komisch sein. — Die Hauptbestandtheile sind: Recitativ (was sonst der Dialog), eine Art deklamatorischen Halbgesangs; die Arie (was sonst der Monolog); Duett, Terzett, Quartett ꝛc., wenn zwei, drei ꝛc. Personen gleichzeitige Gefühle kund geben; Chor, worin viele oder alle Personen dieses thun.

2) Unterarten der Oper sind:

a. Die Operette, Singspiel, kleine Oper.

b. Das Melodrama mit bloß einleitender oder begleitender Musik.

c. Das Intermezzo, ein kleines Singspiel zur Einschiebung zwischen die Akte großer Stücke.

d. Das Vaudeville, ein Volksstück mit eingeschobenen Volksmelodieen. Es soll seinen Namen von seinem Entstehungsorte Vau de Vire (Normandie) haben.

III. **Zusammengesetzte Wörter.**	23.	Das Bestimmun… schwerste Silbe u… a) Das Bestimm… mir bei), all… b) Das Bestimm… warum. 1) Das Bestimmun… Beispiele: vo… 2) Für zusammeng… stäblichen Bedeu… Beispiele: un… (etwas in zwei… (über einen Flu… unterrichten u… „wahrhaftig“ … und „einmal“ … 3) Ausnahmen mac… in den zusamm… zumal, umher, … 4) Ausnahme mac…
	24.	. . . . . .
	25.	Das Grundwort… mittelbar an die … reicher, Fensterge…
IV. **Wörter jeder Art.**	26.	Jedes einsilbige W… besonderer Nachd…

…as Ge…

…nen Versen…kspoet, nicht so streng gebunden, am …ebenso inmitt… meisten Gedichte reichen deßhalb die …schwer sein …leicht sein sollen. Daß unsere Tabelle … Wörter oder…die leichten, und in V. die leichtesten

IV. er Regel als leicht, nur zwischen (oder ben) leichten Silben als schwer zu verwenden sind:	V. Nur als leicht zu verwenden sind:
. . . .	Die wurzellosen Nebensilben mit e, wie sie sich meist in der Deklination, Abwandlung, Steigerung ansetzen, oder z. B. in den Wörtern: bĕrathĕn, ĕrwerbĕn, Hebĕl, Esĕl. **Ausnahme.** Die Endung in manchen Fremdwörtern und Eigennamen ist schwer, je nachdem sogar arsis-schwer, z. B. Goethĕ, Demosthenĕs.
	Die von Regel 20 ausgenommene Silbe miß vor Zeitwörtern und die Silbe un in „unendlich“.
Nachsilben mit i, also: bich, isch, ht, in, zig, niß, ing, iß, ling. Sie lassen h schon als schwer brauchen, wenn sie ich nur eine leichte Silbe zur Seite haben, B. Finsternīsse, Jünglīnge, Freundīnnen.	
Ausnahmen. Die Nachsilbe ig ist stets leicht. Die romanischen Endungen in, ik, iß, l, ieren, ier in gewissen Fremdwörtern sind immer arsis-schwer. Vgl. oben Regel 14.	Die von Regel 21 ausgenommene Nachsilbe ig.

Geschichte

der

deutschen National-Literatur.

Einleitung.

§ 1. Literatur und Literaturgeschichte.

1) Literatur (von litera = der Buchstabe) heißt so viel als Schriftwesen. Die deutsche Literatur umfaßt also alle Schriften deutscher Sprache. Zur deutschen National-Literatur aber rechnet man vorzüglich die deutschen Dichtungen. Aus den Dichtungen kann man nämlich eine Nation, ihren Geist, ihren Charakter und ihre Denkweise am besten kennen lernen. Für die Dichtungen hat auch die ganze Nation Interesse, für die andern Schriftwerke mehr nur der eine oder andere Stand.

2) Die National-Literatur heißt auch die schöne Literatur. Sie umfaßt ja die Werke der Dichtkunst, und diese hat, wie die Malerei und Tonkunst ꝛc., uns den Genuß des Schönen zu vermitteln.

3) Die Geschichte der deutschen National-Literatur soll uns nun mit den schönsten deutschen Dichtungen aller Zeiten, sowie mit ihren Verfassern bekannt machen. Diese Geschichte greift also auch in die Zeit zurück, wo noch keine einheitliche deutsche Schriftsprache bestand, wo vielmehr auch in der Schrift die verschiedenen Mundarten herrschten und jeder Dichter in seiner heimathlichen sang.

Selbst in das germanische Alterthum greift sie zurück, wo auch die Vorfahren der heutigen Holländer, Flamänder, Dänen, Isländer, Schweden, Norwegen und Engländer zu den alten Deutschen zählten und also mit „deutscher Zunge" sangen. Dennoch werden wir nicht allen aus dieser altgermanischen Zeit stammenden Dichtungen eine Stelle in diesem Buche einräumen; ein Theil derselben bleibt vielmehr der Literaturgeschichte genannter Völker zugewiesen, weil sich deren Vorfahren frühzeitig von der germanischen Familie loslösten, ihre eigenen Wege gingen, sich zu selbstständigen Völkern entwickelten, in der Umgangssprache unsern Vorfahren immer fremder wurden und natürlich dann mit der Zeit eine eigene, von der unserigen sehr verschiedene Schriftsprache annahmen. Die übrigen deutschen Dichtungen aber, wenn sie anders von Bedeutung sind, werden wir alle in dieser Literaturgeschichte verzeichnet finden;

selbst die Poesien der Schweizer sind nicht ausgeschlossen. Denn diese Volksstämme lösten sich erst in der Neuzeit von der deutschen Volksfamilie ab und besitzen darum nicht bloß dieselbe Schriftsprache mit uns, sondern sind uns auch im Volksdialecte mehr verwandt geblieben. Zwischen ihnen und uns bestehen also auf dem Gebiete der Poesie und deren Geschichte keine Grenzpfähle.

§ 2. Deutsche Sprache und Schrift.

1) Neben der deutschen Schriftsprache, welche nun, soweit die deutsche Zunge klingt, gelehrt, verstanden, und von Gelehrten und Gebildeten auch gesprochen wird, leben im Munde des Volkes noch in reichster Mannigfaltigkeit die vielen Mundarten (Dialecte) fort. Wie uns aber die vergleichende Sprachforschung belehrt, weisen alle diese Mundarten auf eine deutsche Grundsprache — die germanische Sprache — hin, welche in grauer Vorzeit von unsern Vorfahren, den Germanen, gesprochen wurde, zu einer Zeit, wo sie freilich nur erst ein Völklein, ein Anfangsvolk waren. Als sie aber sich vermehrten, auf größere Gebiete sich ausbreiteten, da veränderte sich unter den Einflüssen des Klima's, des Wanderlebens und natürlich auch der Zeit jene Grundsprache im Munde der einzelnen zu Volksstämmen heranwachsenden Germanen-Gruppen. So spaltete sie sich schon in der vorhistorischen Zeit in drei auffallend verschiedene Abarten, nämlich in die gothische, nordische und altdeutsche[1] Mundart. Gegen das 7te Jahrhundert hin muß schon wieder eine auffallende Scheidung (und zwar mittelst Lautverschiebung) eingetreten sein. Von da an tritt nämlich die eben genannte deutsche Mundart nicht mehr als eine auf, sondern als „Dassprache und als Datsprache" (Schleicher), d. i. als Alt-Hochdeutsch (= Altoberdeutsch) und als Alt-Niederdeutsch. Vergleichen wir nun die urgermanische Sprache einem Baumstamme, so erscheinen uns das Gothische, Nordische, Hochdeutsche und Niederdeutsche als dessen Aeste. Kaum waren aber diese Aeste hervorgewachsen und etwas erstarkt, so brachen auch schon Seitenäste an ihnen hervor, und an diesen sproßten wieder Zweige und Zweiglein in üppigster Weise, d. h. es bildeten sich wieder verschiedene gothische, hochdeutsche etc. Mundarten, und auch diese zersplitterten sich im Laufe der Zeit und bei Vermehrung der Volksstämme noch weiter. Streng genommen sind es jetzt der Mundarten fast so viele, als Quadratmeilen von Deutschen bewohnt werden, so mannigfaltig sind die Schattirungen, die das deutsche Sprachleben darbietet. Wir können uns aber hier nicht darauf einlassen, alle diese Dutzende, ja Hunderte von Volksdialecten aufzuzählen, wohl aber ist es am

---

[1] Hier nehmen wir das Wort „deutsch" im engeren Sinne, mit Bezug auf die Thatsache, daß unser jetziges Deutsch aus dieser Mundart floß.

Platze, jene Erstlingsdialecte, welche am auffallendsten von einander abweichen, sowie auch noch die zunächst aus ihnen hervorgesproßten etwas genauer in das Auge zu fassen. Die Ersteren wollen wir, wie üblich, Hauptmundarten, die Anderen — Nebenmundarten nennen. Natürlich kann man ihre Gebiete nicht haarscharf abgrenzen, da die Mundarten bekanntlich so allmälig in einander übergehen, wie ungefähr die Farben des Regenbogens.

2) Das Gothische war die Sprache der gothischen Germanen (an der untern Donau). Es starb bald aus. Daher kommt es denn auch, daß wir so wenig Kenntniß von seinen Nebenmundarten haben. Wir besitzen nämlich nur ein einziges gothisches Schriftwerk und zwar eine Bibelübersetzung (vgl. § 5). So kennen wir also nur eine einzige Abart des Gothischen, welche jedoch hinreichend die Kraft und den Wohllaut desselben bezeugt. Von gothischen Dichtungen hat sich bis jetzt Nichts vorgefunden. Sie müßten jedenfalls einen Platz in unserer Literaturgeschichte finden, ansonst sie ja herrenloses Gut wären.

3) Das Hochdeutsche, welches in dem südlichen (mit Einschluß der Schweiz und des Elsaß) und mittleren Deutschland gesprochen wurde, trieb die meisten Seitenäste. Kein Wunder, denn es wurde unter den deutschen Kaisern, zumal den fränkischen und schwäbischen [1], immer herrschender. Erobernd drang es gegen das nördliche Deutschland vor. — Jahrhunderte nun bestehen schon folgende hochdeutsche Nebenmundarten: das Alamannische (Schweiz, Elsaß, südliches Baden und südlichstes Württemberg); das Schwäbische (Mittelbaden, Württemberg, Hohenzollern, Südwesten Bayerns); das Bayerische (Oberbayern, Tirol, Steiermark); das Oesterreichische; das Fränkische (Norden Württembergs, Nordosten Badens, Bayern, nördlich von der Donau); das Pfälzische (Rheinbayern, badische Pfalz, Hessen bis Mainz und Frankfurt). Ferner gehören hierher die mitteldeutschen Nebendialecte, in die sich freilich auch niederdeutsche Elemente eingelebt haben: das Thüringische; das Obersächsische (Sachsen, preußisch Sachsen und die kleinen sächsischen Länder); das Schlesische; das Kurhessische und Mittelrheinische. Auch die Mundarten der Longobarden und der Burgunder gehörten zum Hochdeutschen, doch sind sie bis auf geringe Spuren verschwunden.

4) Aus dem Niederdeutschen entwickelten sich: das Friesische und Altsächsische, welches letztere aber bald in sechs Seitenäste auseinanderging, so daß wir zum Friesischen (nur

---

[1] Zur Zeit der Karolinger war das Fränkische, unter den Staufen das Schwäbisch-Alamannische vorherrschend.

noch in zerstreuten Resten an den Ufern der Nordsee vorhanden) noch das Plattdeutsche (Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg bis nach Pommern), das Märkische, das Westphälische, das Niederrheinische, das Angelsächsische (450 n. Chr. nach England verpflanzt und durch Vermischung mit dem Normännisch-Französischen zum Neuenglisch geworden), und das Niederländische (woraus das heutige Holländische und Flamändische) als niederdeutsche Mundarten zählen müssen. Dies erklärt uns auch, warum die altangelsächsischen und altniederländischen Dichtungen aus diesem Buche ausgeschieden und den Engländern, beziehungsweise den Holländern zugewiesen sind.

5) Das Nordische oder Scandinavische war im heutigen Island, Norwegen, Schweden und Dänemark zu Hause. Zuerst entsproßten aus ihm der altnorwegische und der altschwedische Seitenast; dann theilte sich ein jeder wieder in zwei ansehnliche Mundarten, der erstere nämlich in die isländische und neunorwegische, der andere in die neuschwedische und die dänische. Wir wollen diese vier als Nebenmundarten gelten lassen. — Es geht aus dieser Darstellung hervor, warum wir auch die altnorwegischen und altschwedischen Dichtungen als an die Norwegen, Schweden, Dänen und Isländer ausgeliefertes Gut ansehen.

6) Die deutsche Schriftsprache ist jünger als die meisten der genannten Mundarten. Sie erlangte erst im 16ten Jahrhundert allgemeines Ansehen. Luther trug, wie wir später sehen werden, wesentlich dazu bei. — Sie ist in Wahrheit eine Schriftsprache; denn ihre Grundlage ist die zu Luthers Zeit in den Hofkanzleien angewandte Sprache, die nie gesprochen wurde. Wie schon hieraus und aus noch andern später anzuführenden Thatsachen hervorgeht, bildet das Hochdeutsch den Kern unserer Schriftsprache. Sie heißt darum auch die neuhochdeutsche Schriftsprache, oder kurzweg: Hochdeutsch. Will man also von der neuhochdeutschen Volkssprache reden, so muß man, um Mißverständnisse zu vermeiden, dieß ausdrücklich zu verstehen geben.

7) Vor Luther herrschten in der Prosa, wie in der Poesie natürlich nur die Mundarten, vorwiegend die hochdeutschen. Zwar bildete sich zur Zeit der Hohenstaufen ein feineres Hochdeutsch, welches ziemlich vom Dialecte emancipirt war und am Hofe (höfische Sprache), sowie überhaupt von den Gebildeten gesprochen und geschrieben wurde; allein es war doch nicht ohne alle dialectische Färbung und zudem mehr nur für das südliche Deutschland gebräuchlich und verständlich. Im 16ten Jahrhundert nun kam, besonders durch Luther, die deutsche Prosa unter die Herrschaft

der Schriftsprache, die Poesie aber erst durch Opitz (1618). Von da an breitete dieser stattliche, veredelte Baum immer mehr seine Aeste über unsern Dichtergarten aus, und bald sammelten sich alle deutschen Singvögel unter seinen Zweigen. Lange Zeit hindurch wurde fast gar nicht mehr in der Mundart gedichtet. Doch allmälig schlugen einzelne Sänger auch wieder diesen Ton an, besonders in der neuesten Zeit. Die besten und bekanntesten derselben werden wir am passenden Orte nennen.

8) Selbstverständlich änderte sich die deutsche Sprache im Laufe der Zeit auch an Ort und Stelle, theils zum Schlimmeren, theils zum Besseren. Die durchgreifendste Veränderung erlebte das Hochdeutsch und zwar zweimal in besonders auffallender Weise: erstmals im 10ten und 11ten Jahrhundert, das andere Mal Ende des 15ten und Anfangs des 16ten Jahrhunderts. Darum unterscheidet man ein dreifaches Hochdeutsch: Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch (vorzüglich als Schriftsprache). Demgemäß kann man überhaupt von Altdeutsch, Mitteldeutsch und Neudeutsch sprechen.

9) Schließlich auch ein Wort über die deutsche Schrift. Schon die alten Germanen hatten eine Art Schriftzeichen, Rûnen genannt. Sie wurden aber nicht sowohl in gewöhnlichem Verkehre oder Schriftwesen gebraucht, als vielmehr zu religiösen Zwecken: Loos, Weissagung, Zauberung. Daher denn auch der Name; denn rûna heißt im Gothischen und Angelsächsischen so viel als Geheimniß. Diese Formeln wurden auch nur geflüstert, geraunet. Die Züge der Runen sind stabartig; wahrscheinlich wurden sie auch durch Stäbe dargestellt. Da ihnen etwas Heidnisches anklebte, verschwanden sie unter den Christen. Unsere jetzige deutsche Schrift ist nichts Anderes, als die im Laufe der Jahrhunderte eckig und verschnörkelt gewordene lateinische Schrift. Sie hat sich übrigens in dieser Form nun einmal festgesetzt und ist gewissermaßen deutschnational geworden.

Das Gebet des Herrn in altdeutschen Mundarten.

1. Gothisch (aus Ulfila's Bibelübersetzung).

Atta unsar thu in himinan,	Vater unser du in (den) Himmeln,
veihnai namo thein; qvimai	geweihet werde Name dein; (es) komme
thiudinassus theins; vairthai	(die) Herrschaft dein; (es) werde
vilja theins, sve in himina,	(der) Wille dein, sowie in (dem) Himmel,
jah ana airthai; hlaif unsa-	auch auf Erden; Brod unse-
rana thana sinteinan gif	res dies fortwährende gib
uns himma daga, jah af-	uns diesen Tag, und erlas-
let uns thatei skulans sijaima, svas-	se uns daß Schuldige wir seien, so
ve jah veis afletam thaim	wie auch wir erlassen diesen

skulam unsaraim; jah ni briggais uns in fraistubnjai, ac lausei uns af hamma ubilin. Amen.

Schuldigen unseren; und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns ab diesem Uebel. Amen.

2. **Hochdeutsch** (aus dem 8ten Jahrhundert).

Fater unser dû pist in himilum. Kauuîhit sî namo dîn. Piqhuemê rîhhi dîn. Uuesâ dîn uuillo, sama so in himile ist, sama in erdu. Pilipi unsraz emizzîgaz kip uns êvgauuanna. Enti flâz uns unsrô sculdî, samo sô uuir flâzzamês unsrêm scolôm. Enti ni princ unsih inin chorunka. Uzzan kaneri unsih fona allêm suntôn.

Vater unser, du bist in Himmeln, Geweiht sei Name dein. Zukomme Reich dein. (Es) werde dein Wille, sowie in (dem) Himmel (er) ist, so in (der) Erde. Nahrung unsere immerwährende gib uns allezeit. Und erlaß uns unsere Schulden, so wie wir erlassen unsern Schuldnern. Und nicht bring uns in Versuchung; sondern heile uns von allen Sünden.

3. **Hochdeutsch** (alamannisch aus dem 9ten Jahrhundert).

Fatter unser thu pist im Himile. Wihi namun dinan. Qhueme rihe din. Werde willo din so in himile, sosa in erdu. Proot unseer emez hic kip uns hiutu. Oblaz uns sculdi unseero, so wir oblazen uns Sculdiken. enti ni unsih Firletti in Khorumga, uzz erlosi unsih fona ubile.

4. **Hochdeutsch** (aus dem 11ten Jahrhundert).

Fater unsêr, dû in himile bist; dîn namo werde geheiligôt; dîn rîche chome; dîn willo gescehe in erdô alsô in himile. Unser tagelîcha brôt kib uns hiuto; unde unsere sculde belâz unz, alsô ouh wir belazen unseren sculdigen; unde in chorunga ne leitest dû unsih; nube lôsi unsih fone ubele.

5. **Niederdeutsch** (nach dem Heliand).

Fader usa thu bist an them himilo; giwihid si thin namo, cume thin riki; werthe thin willeo alla so samo an erdu, so thar uppe ist an them himilo; gib us dago gihuilikes brod; endi alat s muanagaro mennsculdio all so wi odron mannon duan; ni lat us farledean, ac hilp us wider allon ubilon dadeon.

Vater unser du bist in dem Himmel. Geweiht sei dein Name. (Es) komme dein Reich. (Es) werde dein Wille all ebenso auf Erden, wie (es) daroben ist in dem Himmel. Gib uns der Tage jeglichen Brod. Und erlaß uns die Menge der Meinschulden, all wie wir andern Menschen thun. Nicht laß uns verleiten, sondern hilf uns wider alle üble Thaten.

Proben zur Vergleichung der neudeutschen Mundarten.

1. Hochdeutsche Schriftsprache.

Hört zu! Siehe es ging ein Säemann aus zu säen, und es begab sich, indem er säete, fiel Etliches an den Weg; da kamen die Vögel unter dem Himmel und fraßen es auf. Etliches fiel in das Steinichte, wo es nicht viel Erde hatte.

2. Schwäbisch.

Heared zue! Lueg 'sischt a Säema ausg'ange z'säed, und s'hat se gean, wie ar gsäet haut, isch ebbes an Wäg gfalla; doa send d'Vögel underm Himl komme und henns (hans) aufgfressa! Ebbes ischt ens Schtanik gfalla.

3. Bairisch.

Loßt enk sogng! A mol is a Baur ufs Sahe rausganga, und wier a denn do gsaht hot, is em a Thoai Samma r=ane Weg no gfoin; do sann d'Vögi vom Himmi r kommo, und hammatn aufgfrößn. A Thoai is eam in an schtoainga Bohn gfoin.

4. Alamannisch.

Loset au! S'isch e Ma ins Seihe usegange; just woner gseiht het, sin'm e meng Chörnli uf der Weg abikeiht; do sin d'Vögl ab'm Himmel chumme, un hen d'Chörnli weidli ufgfresse. Ne Wischli isch uf der steinig Boden keiht, wo numme e weng Erd gsi isch.

5. Pfälzisch.

Paßt uf jetzt! Do is e Mol e Säeman ins Säe gegange, un hot gesäet, do is e Dheel vun dem Soome an de Weech gefalle, un do sin die Vöchel unnerm Himmel kumme, un hawwe Alles minanner uffg'fresse. En anner Dheel is uf de steeniche Bodde gefalle, wo nit viel Erd gewese is.

6. Niedersächsisch.

Härt tau! Et gink ein Saiemann ut tai saien, un et begaf sek, as he saicte, feelen en Deel Kören innen Weg, da kämen de Vögel unner den Himmel und fraten se up. En Deel Kören feelen in dat Steinige, da et nich veel Eere hadde.

7. Westphälisch.

Höret tau! Sü et chink'n Säggemann ut to säggen, un et begaff sek, derwile hei säggede, feel en Däl an den Weg, do keimen de Vögel unner dem Himel und fratten et upp. En Däl feel in dat Steinichte, do et nich veel Ere hadde.

§ 3. Eintheilung der Literaturgeschichte.

1) Die Geschichte der deutschen Poesie wird häufig in drei große Zeiträume abgetheilt und zwar (mit Rücksicht auf die Entwickelung des Hochdeutschen) in die althochdeutsche, mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Zeit. Um jedoch nicht zu vielerlei Eintheilungsgerüste zu brauchen und um zum Voraus eine Uebersicht über den Entwickelungsgang der Poesie selbst zu bieten, theilen wir den gesammten Stoff in acht Perioden ab.

2) Demgemäß erhalten wir:

Erste Periode: Die früheste Poesie der Deutschen, von der Urzeit bis 1150. (Heidnische und christliche Dichter.)

Zweite Periode: Vorfrühling der deutschen Poesie, 1150 bis 1190. (Dichter aus dem Klerus.)

Dritte Periode: Die deutsche Poesie in voller Blüthe, 1190 bis 1300. (Dichter aus dem Ritterstande.)

Vierte Periode: Verfall der deutschen Poesie, 1300 bis 1500. (Dichter aus dem Meisterstande.)

Fünfte Periode: Verwilderung der deutschen Poesie, 1500 bis 1618. (Uebergangsperiode.)

Sechste Periode: Die deutsche Poesie unter geistiger Fremdherrschaft, 1618 bis 1748. (Nachahmende Dichter aus dem Gelehrtenstande.)

Siebente Periode: Die wiederaufblühende oder classische Poesie der Deutschen, 1748 bis 1832. (Dichter von Beruf und mit classischer Bildung.)

Achte Periode: Die jüngste Poesie der Deutschen, 1832 bis jetzt. (Periode ohne Abschluß.)

3) Diese Perioden beziehen sich also auf den Fortschritt oder Rückschritt unserer Poesie, sind gleichsam die verschiedenen Stufen, auf denen sie empor- oder niederstieg. Wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes der einzelnen Perioden werden diese jedoch wieder gegliedert, theils nach den verschiedenen Dichtungsarten, theils nach Dichtergruppen, je nachdem es der Uebersicht förderlicher ist.

Erste Periode.

Die früheste Poesie der Deutschen: Von der Urzeit bis 1150.

(Heidnische und christliche Dichter.)

---

§ 4. Die heidnische Zeit.

(Aelteste Lieder. Sigfridsage.)

1) Bei allen Völkern, die nicht verthiert oder ganz verwildert sind, finden sich wenigstens Anfänge der Poesie. Warum sollte also diese nicht auch bei unsern heidnischen Vorfahren heimisch gewesen sein? Sie waren doch fürwahr keine „Wilden"! — Wohl standen sie noch auf der Stufe der Barbarei, liebten Jagd und Krieg mehr, als Feldbau und friedliches Leben; allein es fehlte ihnen nicht jegliche Bildung. Dafür zeugt ihre edle Freiheitsliebe, ihre sprüchwörtlich gewordene Treue, ihr Ehrgefühl, ihre Hochachtung für das Weib, die Reinheit ihrer Sitten — lauter Eigenschaften, die selbst die feingebildeten Römer bewunderten. Schon daraus also läßt sich vermuthen, daß sie ihre Lieder hatten, wiewohl sich aus jener Zeit kein einziges auf uns vererbte.

2) Der römische Geschichtschreiber Tacitus (geb. 54 n. Chr.) erhebt diese Vermuthung zur Gewißheit: denn er schreibt, daß die Germanen den Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus als die Stammväter in „alten Liedern" besangen und ebenso den Armin; auch erzählt er von ihren Schlachtliedern und Gesängen bei fröhlichen Gelagen. Am meisten wurde wohl Armin in Liedern verherrlicht. — So viel ist also sicher: die alten Deutschen sangen und sie sangen gern; mag ihr Gesang auch, wie römische Berichte lauten, „dem Gekrächze kreischender Raubvögel" nicht unähnlich gewesen sein.

3) Waren nun auch nicht alle unsere Vorfahren Dichter oder Sänger, so bildeten doch die Sänger keinen eigenen abgesonderten Stand, wie die Barden bei den Kelten oder die Scalden bei den Scandinaviern. „Ihre Dichterschule war das Leben, ihre

Poesie die Freude und Seele desselben. Die Helden waren selbst die Dichter; sie thaten wie sie sangen, und sangen was sie thaten" (Eichendorff). Fürsten und Mannen nahmen Theil an der Sangeskunst. An den Königshöfen und in ihren Volksversammlungen ging die Harfe von Hand zu Hand, während die Zuhörer in den Gesang einstimmten.

4) Diese Lieder- und Sagenpoesie war natürlich Jahrhunderte hindurch eine ungeschriebene. Eine Generation überlieferte sie der andern, die Sagen wuchsen und veränderten sich hiebei. Es ist gewiß, daß schon in jenen uralten Gesängen die Heldensage von Sigfrid dem Drachentödter vorkam, ebenso die Thierfabel von Reinhart (Reinecke) Fuchs, zwei Liederstoffe, die späterhin noch öfters von Dichtern (vgl. § 9) behandelt wurden. Von der Dichtung jener Zeit selbst aber wurden nur zwei kleine Trümmer, die sogenannten „Merseburger Zaubersprüche" vor zehn Jahren zu Merseburg in preußisch Sachsen aufgefunden. Die eine Zauberformel [1] wurde gesprochen (oder vielmehr lispelnd geflüstert), um die Fußverrenkung eines Pferdes zu heilen, die andere, um die Haftbanden eines Gefangenen zu sprengen.

§ 5. Die Zeit des Ueberganges.

1) Die Völkerwanderung (im 4ten, 5ten und 6ten Jahrhundert) brachte der deutschen Dichtung einerseits Nachtheil, andererseits um so mehr Vortheil. Es gingen nämlich in dem großen Völkerkampfe manche Volksstämme geradezu unter, und mit ihnen ihre Heldengesänge, ihre Stammessagen. Dafür traten andere, z. B. die Gothen, um so mehr in den Vordergrund, ja, es erschienen auch fremde Volksstämme auf der Bühne deutscher Geschichte, z. B. die Hunnen. Da fehlte es denn nicht an Helden, da gab es denn auch Stoff genug für neue und herrliche Lieder. Besonders wurde besungen: der Ostgothenkönig Dietrich von Bern oder Verona (Theodorich d. Gr.), der Hunnenkönig Attila (Etzel), Gunther von Burgund. Karl der Große veranstaltete eine Sammlung dieser herrlichen Volkslieder. Leider ging sie verloren. Nur drei Gedichte sind noch vorhanden; das bekannteste ist das schöne Hildebrandslied.

2) Dieses Hildebrandslied stammt wohl aus dem 8ten Jahrhundert. Es hat noch nicht den Endreim, sondern den Anreim (Alliteration). Sein Inhalt ist folgender:

---

[1] Derlei Heilsprüche wurden später christianisirt und lebten im Volke ein überaus zähes Leben, fast bis in die neueste Zeit. Es waren Segenssprüche gegen den Wurm, zur Stillung des Blutes u. s. w.

Hildebrand, der treue Dienstmann Dietrichs, kehrt nach 30jähriger Kampfesfahrt mit Dietrich in die Heimath zurück. Hier hatte er einst ein junges Weib und ein Söhnlein Hadubrand zurückgelassen. Dieser sieht Hildebrand mit seiner Gefolgsmannschaft kommen, vermuthet Schlimmes und stellt sich ihm bewaffnet entgegen. Die beiden Recken fragen sich nach Namen und Herkunft. Hadubrand sagt, wer er sei. Da gibt sich ihm auch der Vater zu erkennen. Jener glaubt es nicht; denn er hält den Vater für todt. Der Vater reichte dem Sohne seine goldenen Armringe, um dessen Huld und Vertrauen zu gewinnen. Aber der Sohn schilt Hildebrand einen „alten schlauen Hunnen", will solche „Gabe nur mit dem Ger empfangen". Der Vater ruft „Weh" ob dieses Geschicks. Er will jedoch nicht als feig erscheinen; er nimmt den Zweikampf mit seinem Kinde auf. — Hier endet das Fragment. — In einer späteren Dichtung kommt die Sage wieder vor und zwar mit dem Ausgange, daß der Vater siegt und den Besiegten zur Mutter heimführt.

3) Unter den eingewanderten Völkern ragten die Gothen an Bildung über alle andern hervor. Sie wurden auch am frühesten Christen, wiewohl leider Arianer. Einer ihrer Bischöfe (Ulfila † 388) übersetzte die hl. Schrift in die gothische Sprache. Diese Uebersetzung ist durchaus gelungen und um so werthvoller, weil sie die erste deutsche Bibel und das älteste noch erhaltene Schriftwerk [1] aus unserer Literatur ist. Man sieht daran, wie klangvoll und reich, wie voll Würde die gothische Mundart war, und welche Kürze des Ausdrucks sie bot. Bruchstücke hievon enthält der silberne Codex zu Upsala in Schweden, so genannt, weil er nun in massiv Silber gebunden ist. Derselbe ist natürlich nur eine alte Copie.

Bruchstück aus Ulfila's Bibelübersetzung.

Mannê sums áihta tvans sununs.	Der Männer einer hatte zwei Söhne.
Jah kvath sa juhiza ïzê du attin.	Und (es) sprach der jüngere derselben zum Vater:
Atta, gif mis, sei undrinnái mik, dáil áiginis.	Vater, gib mir, was treffe mich, den Theil des Eigenen.
jah disdáilida ïmma svês sein.	Und er vertheilte ihnen das Vermögen sein.
Jah afar ni managans dagans brahta samana allata sa juhiza sunus, jah afláith in land fairra visandô, jah jáinar distahita thata svês seinata, libands usstiuriba.	Und nach nicht manchen Tagen brachte zusammen Alles der jüngere Sohn, und ging fort in ein Land ferne seiend, und dort vertheilte er das Vermögen sein, lebend ausschweifend.
Bithê than fravas allamma, varth huhrus abrs and gavi jáinata,	Nachdem er dann weg war Allem, ward Hunger stark durch den Gau jenen,
jah ïs dugann alatharba vairthan . . .	Und er begann allbarbend zu werden . . .

[1] Die Gothen hielten diese Bibel als Stammesheiligthum hoch in Ehren; wir aber sehen in ihr einen altehrwürdigen Familienschatz und geben ihr, insofern sie auch ein kostbares Sprachdenkmal ist, einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen National-Literatur.

§ 6. Die christliche Zeit.

1) Zur Zeit Karls des Großen, besonders nachdem er auch in Sachsen das Heidenthum gestürzt hatte, kam eine entschieden christliche Poesie auf. Das Absingen heidnischer Volkslieder wurde von weltlicher und geistlicher Obrigkeit verboten, und man bot dem Volke dafür christliche Dichtungen, in denen biblische Stoffe in begeisterter Weise behandelt wurden, z. B. die Schöpfung, das jüngste Gericht, besonders aber das Leben und die Lehre Jesu. Die Dichter waren meist Geistliche. Besonders wirkte zur Zeit Ludwigs des Frommen (814—840) Rhabanus Maurus, der Abt von Fulda, sehr viel für deutsche Sprache und Poesie. Er sammelte talentvolle Jünglinge um sich und leitete sie zur Dichtkunst an. Darum ist er auch der Begründer des deutschen Schulwesens, wie denn überhaupt damals und lange Zeit hindurch die Klöster, besonders die von Fulda und St. Gallen, die Hauptpflegstätten der Wissenschaft und der Poesie waren. Uebrigens gaben sich einzelne Geistliche auch mit weltlicher Poesie ab. Das noch erhaltene schöne Ludwigslied z. B. hat der Mönch Hucbald gedichtet. Es feiert die Besiegung der Normannen durch Ludwig III. (i. J. 881 bei Saulcourt).

2) Die „herrlichste und beste Dichtung dieser und vielleicht aller Zeit" (Vilmar) ist der „Heliand". Er heißt auch „altsächsische Evangelienharmonie", weil es eine poetische Erzählung des Lebens Jesu nach den vier Evangelisten ist, und zwar in altsächsischer Mundart. Vom Verfasser wissen wir nur, daß er ein neubekehrter sächsischer Bauer war, der auf Antrieb Ludwigs des Frommen (um 830) den Heliand dichtete. — Es ist ein echtes Volksepos, in welchem sich der Dichter zu seinen Sachsen wie zu Kindern herabläßt. Er erzählt in der bei ihnen hergebrachten Sprache, nach ihren Vorstellungen von Welt und Menschen. Er spricht von Palästina wie vom Sachsenlande.

„Der Jordan, an dem der Weltenkönig wandelt, wälzt sich durch deutsche Lande und sieht an seinen Ufern hochgehörnte Burgen, muthesfrohe, treufeste Helden und starke Weigande" (Lindemann). Eben dadurch wird das Gedicht so lebensfrisch und warm, so angenehm naiv. — Die Sprache darin ist einfach und doch reich und ergreifend, voll Glauben und Innigkeit. Auch im „Heliand" fehlt noch der Reim; die Verse sind bloß mit Liedstäben geschmückt. — Simrock, der berühmte Uebersetzer altdeutscher Poesie, sagt von ihm: „Was Klopstock wollte und nicht vermochte, das christliche Epos dichten, das war vor 1000 Jahren einem neubekehrten Sachsen gelungen." Und doch griff er nicht nach dem künstlichen Mittel der Erdichtung von Vorfällen und Personen, noch weniger nach dem der Entstellung des biblischen Berichtes, wie später Klopstock es that.

3) Darum wollen wir denn auch einen etwas genaueren Einblick in den „Heliand" thun.

Als Kaiser Octavian's Bann und Botschaft
An die Könige all und die Herzoge erging,
Daß die Ausheimischen ihre Malstatt sucheten,
Daß männiglich vor dem Frohnboten bei dem
Stamme stünde, von dem er stammte,
Da schied mit den Hausgenossen
Auch Joseph der gute, wie Gott der mächtige,
Der Waltende wollte, sein wonnig Heim zu suchen,
Die Burg in Bethlehem, wo beider war,
Des Mannes Malhof und der Jungfrau zumal,
Maria der guten. Da war des Mächtigen Stuhl
In alten Tagen, des Edelkönigs,
Davids des hehren.

Da nun der Schickung Gebot Marien mahnte, da wurde von ihr in Davidsburg der Geborenen Stärkster geboren. Mit Gewand bewand ihn der Weiber Schönste und liebreich legte sie den lieben kleinen Mann in die Krippe. Da ward es Manchem kund. Feldhirten erfuhren es erstlich, die bei den Pferden im Freien waren. — Wie dann der heilige Christ zum Manne erwachsen, so sammelt er begleitende Jünger, dann zieht er durch dichte Wälder, von Burg zu Burg, von Gau zu Gau. Die Apostel sind sächsische Recken, wortweise Helden, und ihre Treue zum Heiland ist wie die rührende Treue der Degen zu ihrem Anführer geschildert. Der Herr selbst erscheint seiner menschlichen Natur nach als ein reicher, mächtiger, milder deutscher Volkskönig, der, umgeben von seinen treuen Mannen, im Gefolge unzähliger Schaaren, Gnaden spendend, einherzieht. Natürlich vergaß aber der kindlichgläubige Dichter nicht, Ihn mit dem Diadem göttlicher Würde zu schmücken. Denn Er ist ihm nicht nur „der Könige Kräftigster — der mächtige Held“, sondern auch der „Walter der ganzen Welt, der Himmelskönig“. Und nicht nur tritt Christus als der Könige Reichster vor uns, sondern auch als „aller Menschen Mundherr“, und nicht blos als der „Könige Bester“, sondern auch „als ein solcher Nothhelfer und Heilspender, der durch ein Wort allheil aufstehen macht, wen immer Er krank findet“. Ja, der Dichter stellt Ihn uns geradezu vor als „das Friedenskind Gottes“, als „Gottes eigenes Kind“. Demgemäß strahlt auch Maria, die minnigliche Mutter des Herrn, als „die gnadenreiche Jungfrau“, als „die Zierste der Frauen“, als „aller Jungfrauen Schönste“. — Zu hoher Poesie erhebt sich das Gedicht, da Christus vom Weltende sagt: „Zu Boden fällt der Bau, von Feuer erfaßt, von gieriger Lohe, obgleich er so schön nun ist und weislich gewirkt. Nichts währt dann auf dieser Welt, die grüne Au zergeht.“ —

Doch das wird zuvor am Monde kund
Und so an der Sonne. Sie schwärzen sich beide
Von Finsterniß befangen, die Sterne fallen,
Die schimmernden Himmelslichter, die Erde schüttert,
Die breite Welt erbebt. Solcher Zeichen bieten sich viel:
Die große See ergrimmt, der tiefe Golfstrom des Meers
Wirkt mit seinen Wogen den Erdenwohnern Grausen.
Dann erstarren die Sterblichen vor des Sturmes Zwang,
Alles Volk vor Furcht. Dann ist nirgend Friede,
Waffenkampf wird weit über diese Welt
Heißgrimm erhoben, die Herrschaft breitet
Volk über Volk, die Fürsten befehden sich
In mächtiger Heerfahrt, die Menge erliegt
Im offenen Allkrieg. Das ist ein ängstlich Ding,
Daß Menschen müssen solchen Mord erheben.

Weit wüthet Pest auch über diese Welt,
So groß Menschensterben als nie auf diesen Mittelkreis
Seuche senkte. Dann sieht man Sieche liegen,
Zum Tode taumeln, ihre Tage enden,
Mit ihrem Leben füllen. Dann fährt unleidlicher
Hunger heißgrimm über die Heldenkinder,
Die quälendste Kostgier. Das ist nicht das kleinste
Weh in dieser Welt, das da werden soll
Vor dem Urtheilstage.

4) Bald nach dem Heliand wurde auch in fränkischer (althochdeutscher) Sprache ein Leben Jesu gedichtet. Es ist gleichfalls eine Evangelienharmonie. In der Literatur heißt sie gewöhnlich „der Krist“. Der Krist ist das älteste Denkmal des deutschen Reims. Der Dichter desselben ist Ottfried, ein Mönch zu Weißenburg, welcher zur Zeit Ludwigs des Deutschen lebte.

Die Darstellung ist gemüthvoll und einfach, bisweilen recht ansprechend, öfters aber zu breit und ermüdend. Dem Heliand steht diese Dichtung in Bezug auf poetischen Werth weit nach; was sie aber auszeichnet, ist der Endreim.

5) Vom 10ten Jahrhundert an trat eine Zeit des Schlafes deutscher Poesie ein, der sich durch dritthalb Jahrhunderte hinzog. Die lateinische Bildung wurde vorherrschend. Latein war schon Kirchen- und Schulsprache, jetzt wurde es auch Hof- und Staatssprache. Gelehrte und Gebildete sprachen unter sich und schrieben fast nur Latein. So wurde auch die deutsche Poesie durch eine lateinische verdrängt. In Latein dichtete z. B. sehr fleißig und mit viel Geschick die Nonne Roswitha von Gandersheim; sie verfaßte Legenden, Schau- und Lustspiele (930).

6) Um so mehr sei hier der Männer gedacht, welche sich dem allgemeinen Strome entgegenstemmten, indem sie viel in Deutsch schrieben und auch Andere dafür zu gewinnen suchten. Vor Allem thaten dies die Mönche von St. Gallen, insbesondere mehrere des Namens Notker, am meisten Notker labeo (wegen seiner großen Lippe so zubenannt). Dieser war unermüdlich im Uebersetzen in das Deutsche und benützte sein großes Ansehen als Gelehrter in jeder Hinsicht, um den Widerwillen gegen deutsche Bücher zu verbannen und andere Geistliche zum Uebersetzen ins Deutsche aufzumuntern.

Aus dem „Heliand“.

Einzug des Herrn in Jerusalem.

Thuo nahida· neriendo crist·
thie guodo te hierusalem. quam im thar tegegnes filo·

Da nahte nun der Nothhelfer Christ,
Der gute, Jerusalem. Entgegen ging ihm

werodes an willion. wel huggiandes.
Antfiengun ina fagaro· endi im biforan stroidun·
thena weg mid iro giwadion. endi mid wurtion so sama·
mid berehton bluomon. endi mid buomo tuogon.
that feld mid fagaron palmon. all so is fard geburida·
that thie godes suno· gangan welda.
te thero mariun burg. huarb ina megin umbi·
liudi an luston. endi lofsang ahuof.
that werod an willeon. sagdun waldande thanc·
thes thar selbo quam· suno dauides·
wison thes werodes. Thuo gisah waldand crist.
thie godo te hierusalem· gumono besta·
blican thena burges wal. endi bu iudeono.
hoha hornselios. endi oc that hus godes.
allaro wiho wunsamost. Thuo well im an innan·
hugi um is herta. thuo ni mohta that helaga barn·
wopu awisian· sprac thuo wordo filo·
briwiglico. was im is hugi serag.
We warth thi hierusalem quat hie. thes thu te waron ni west.
thia wurdgiscapu· thia thi noh giwerthan sculun.
huo thu noh wirdis bihabd· heries craftu·
endi thi bisitteat· slidmuodia man.
fiond mid folcon. than ni habis thu fritho huergin·
mundburd mid mannon. Lethiat thi hier managa tuo.
ordos endi eggia· orlagies word.
farfehot thin folcscipi. fiures lioman.

Viel williges Volk und wohlgesinntes.
Die empfingen ihn festlich und bestreuten vor ihm
Den Weg mit Gewändern und würzigen Kräutern,
Blumen und Blüten und der Bäume Zweigen,
Mit Palmen das Feld, wohin seine Fahrt ging,
Als jetzt der Gottessohn einzugehen gedachte
Zu der weltkunden Burg. Ihn umwogte die Menge
Der Leute mit Lusten, und Lobgesang erhob
Die freudige Menge, den Fürsten verherrlichend,
Daß er selber gekommen war, der Sohn Davids,
Sein Volk zu erfreuen. Da sah der waltende Fürst
Dort zu Jerusalem, der Guten Bester,
Den Burgwall blinken und der Juden Gebäude,
Die hohen Hornsäle, und das Haus Gottes,
Der Weihthümer wonnigstes. Da wallt' ihm bewegt
Das Herz in der Brust, das heilige Gotteskind mochte
Dem Weinen nicht wehren; viel Worte sprach er
Schmerzlich betrübt und mit schwerem Herzen:
„Weh ward dir, Jerusalem, daß du in Wahrheit nicht weißt
Die Wehgeschicke, die dir noch werden sollen!
Wie du noch umstellt wirst mit Heeresstärke,
Dich umlagern werden arglistige Männer,
Feindliche Völker; dann findest du nirgends Frieden,
Schutz noch Hülfe. Sie schwingen wider dich viel
Schwerter und Schneiden, schwere Kriegsworte
Verfehmen dein Volk, Feuers Flammen

thesa wiki awosteat· wallos hoha
felliat te foldu. Ne afstet is felis nigen.
sten obar odron. ak werthat thesa stedi wostia.
umbi hierusalem· iudeoliudeo.
huand sia ne antkenneat· that im cumana sind·
iro tidi tuowardes. ac sia habbeat im tuiflian hugi.
Ni witun that iro wisod· waldandes craft.
Givet im thuo mid thero menigi. manno drohtin·
an thia berethun burg. So that barn godes·
innan hierusalem· mid thiu gumono folcu.
seg mid thiu gesithu. thuo warth allaro sango mest.
hlud stemna ahaban. helagon wordon.
lobodun thena landes weard. liudio menigi.
barno that besta. Thiu burg warth an hruoru·
that folc warth an forohton. endi fragodun san·
hue that wari· that thar mid thiu werodu quam.
mid thero mikilun menigi. Thuo sprac im en màn angegin.
quat that thar ihsu crist· fan galileòlande·
fan nazarethburg. neriand quami.
witag warsago. them werode te helpu.
Thuo was them iudeon· thia im err grama warun.
unholda an hugie. harm an muode.
that im thia liudi so filo· lofsang warahtun.
diuridun iro drohtin. thuo gengun dolmuoda·
that sia wid waldand crist· wordon spracun.
badun that hie that gesithi· suigon hieti.

Verwüsten deine Wohnungen, die hohen Wälle
Fällen sie zu Boden. Kein Fels bleibt dann,
Kein Stein auf dem andern: die Stätte wird wüst
Um Jerusalem den Judenleuten,
Weil sie nicht erkennen, daß ihnen gekommen sei
Die Zeit ihrer Zeiten, denn sie zweifeln noch,
Wissen nicht, daß sie heimgesucht des Waltenden Kraft."
Mit der Menge ging dann der Männer Fürst
In die prächtige Burg. Als der Geborne Gottes
In Jerusalem mit der gaffenden Menge
Und den Begleitern einzog, da war der Sänge größter
In hellen Stimmen erhoben: mit heiligen Worten
Lobte den Landeswart der Leute Menge,
Der Gebornen Besten. Die Burg kam in Aufruhr,
Das Volk war in Furchten, und fragt' alsbald,
Wer es wär', der da käme mit kräftiger Schaar,
Mit der mächtigen Menge. Da gab ein Mann zur Antwort,
Daß da Jesus Christ von Galiläaland,
Von Nazarethburg, der Nothhelfer käme,
Der weise Wahrsager, zu wenden die Noth.
Das schuf den Juden, die ihm gram waren längst,
Abhold im Herzen, Harm im Gemüthe,
Daß ihm so Leute so lauten Lobgesang erhoben,
Den Herrn zu verherrlichen. Da huben Thoren an,
Die ihre Worte wandten zu dem waltenden Christ,
Er sollte dem Geleite doch Schweigen auferlegen,

letti thia liudi. that sia im lof so filo·
wordon ne warathin. It is theson werode leth quathun sia·
theson burgliudion· Thuo sprac eft that barn godes.
Ef gi sia ammeriat quat hie· that hier ni muotun manno barn·
waldandes craft· wordon diurian.
than sculun it bruopan thoh· harda stenos.
for theson folcscipie· felisos starca.
er than it io bilibe· ni man is lof spreke·
wido after thesaro weroldi.

Die Leute hindern, daß sie ihm Lobs soviel
Im Gesange spendeten, „ihr Geschrei beschwert
Die Burgleute." Der Geborne Gottes sprach:
„Hindert ihr hier die Heldenkinder,
Daß sie des Waltenden Kraft mit Worten verherrlichen,
So werden die Steine ihre Stimmen erheben,
Die festen Felsen vor dem Volke hier,
Eh es unterbliebe, daß ihm Lob gesungen sei
Weit über die Welt."

Zweite Periode.

Vorfrühling der deutschen Poesie: Von 1150 bis 1190.

(Dichter aus dem Klerus.)

---

§ 7. Zur Orientirung.

1) In der Mitte des 12ten Jahrhunderts erwachte endlich die deutsche Poesie wieder. Es war ein Frühlingserwachen nach langem Winterschlafe. Wie nun aber die Natur nur allmälig in den Frühling eintritt, so war es auch mit der Poesie. Der wirklichen Blüthezeit ging eine Vorbereitungszeit voraus, ein Vorfrühling. Er umfaßt ungefähr die Zeit von 1150 bis 1190 und hat mit der vorigen Periode das gemein, daß auch er uns fast nur Episches bietet. Höchstens sproßten einige Kirchenlieder, Wallfahrts- und Kreuzfahrtslieder hervor. Die Dichter waren vorherrschend Geistliche, damals „phafen" genannt.

2) Die Sprache der Poesie war in dieser, wie in den zwei folgenden Perioden fast durchweg das Mittelhochdeutsch. Die Musen hatten sich eben mit Vorliebe in den südlichen Gebieten niedergelassen. Die meisten und schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen sind aber keineswegs in der Sprache der Gasse, d. h. in der Mundart des gewöhnlichen Volkes geschrieben, sondern in der

viel feinern, ziemlich dialectfreien, sog. höfischen Sprache. Die vornehmeren Leute sprachen sie und die gebildeteren Dichter dichteten darin. Freilich darf man sich dieselbe nicht ganz dialectfrei denken. Es ist offenbar, daß sie schwäbelte[1], und also nur mehr ein veredeltes Schwäbisch war; auch vom bayerischen Dialect trug sie in sich. — Nur in der niedern Volksdichtung, sowie in jenen Schriften, die nicht von höfischen Schriftstellern herkamen, machten sich die Volksmundarten auch im Süden entschieden geltend. So sind z. B. Predigten vorhanden (von Grieshaber und Pfeiffer edirt), die unbestritten alamannisch sind, wiewohl es auch feiner sprechende Prediger gab, wie z. B. Berthold von Regensburg.

3) Für die Poesie Niederdeutschlands existirte damals keine feinere Sprache. Dort waren die reinen Mundarten überall in Schrift und Umgang herrschend. Die Niederdeutschen brachten es überhaupt nie zu einem feineren Niederdeutsch. — Hingegen in dem mittleren Deutschland entwickelte sich schon in dieser Periode etwas dergleichen, entschiedener noch in der nächsten, weßhalb wir dort davon reden wollen (vgl. S. 28).

§ 8. Geistliche Dichtung.

1) Die poetischen Erzeugnisse dieser Periode bestanden zunächst in Heiligenlegenden, gereimten biblischen Geschichten, Gebeten, Psalmen, Segensprüchen und dergleichen. Ein sehr beliebter Stoff war die Kindheit Jesu und das Leben der Jungfrau Maria. Zahllose Wunderlegenden wurden in Verse gebracht, vorwiegend solche, worin Maria als wunderthätige Helferin erscheint. Diese letzteren schließen durchweg mit dem frommen Verse: „Deß sei gelobt die Königin!"

2) Die lieblichste Legende von der Kindheit Jesu hinterließ uns Konrad von Füßesbrunn (? Niederösterreich).

So wie das Kindlein Jesu nach Aegypten geflüchtet wird, sind wir auch mitten in das Bereich der Wundersagen versetzt. In der Wüste spielen Drachen und Löwen mit ihm; in bessern Gefilden neigen sich Bäume von selbst, ihm Schatten und Früchte zu bieten. Dem Räuber, der die heilige Familie anfällt, wendet sich das Herz so um, daß er sie nach Hause führt und verpflegt; in dem Götzentempel aber, an dem sie vorüberziehen, fallen 140 Götzenbilder um, worauf das Volk sich bekehrt. Das Kind Jesu spielt auch wie andere Kinder mit Gespielen; es formet Vögel aus Lehm, aber siehe, „der Wunderer" klatscht in die Hände und — die Vögelein fliegen davon. So geht es auch in die Schule, bei dem Schulmeister Zacharias; aber dort redet und frägt es weiser wie die Weisesten.

---

[1] Zur Zeit der Hohenstaufen hatte eben das Schwäbische bei Hof den Vortritt.

3) Ein Gedicht, in welchem uns die ganze Innigkeit und Lieblichkeit des mittelalterlichen Mariendienstes anschaulich gemacht wird, ist das „Marienleben“ von Wernher, Mönch zu Tegernsee, im Jahre 1173 verfaßt. Es ist dreitheilig, wie Wernher selbst im Epilog meldet: „Da wurden die drei Lieder hehr gedichtet zu Mariens Ehr'.“ Das erste Lied sagt uns von der Geburt Maria's, das andere Lied erzählt ihre Jugend und Verlobung, „das dritte sagt, daß gebar die Werthe Den, der ganz aufwiegt Himmel und Erde.“ „Das Gedicht gemahnt uns an die Gemälde der altdeutschen Schule, strenge und keusch, steif und hart in der Ausführung, mild und innig in den charakterisirenden Partien“ (Lindemann). Eine kurze Betrachtung dieses poetischen Gemäldes wird das Gesagte bestätigen:

I. Kaum ist Maria drei Jahre alt, so schreitet sie an der Seite ihrer Eltern zum Tempel, um unter die Tempeljungfrauen eingereiht zu werden (Mariä Opferung). Da ging sie so schön erfreulich allen Leuten zum Wohlgefallen: Niemals sah sie um, weil sie es nicht ziemend fand. „Und es ging die beste Maid zum Ziele vielbereit, die suchte Gnad viel zu gewinnen.“

Da Maria, die hochheilige,
Die edle und jungfräuliche
Nun in den Tempel trat hinein,
Aufging da ihrer Ehren Schein,
Sie ward erkannt vielweit,
Weil sie zur selben Zeit
Hellleuchtend wie die Sonne stand
Ob allen, ihr geschlechtsverwandt;
Ihr Antlitz war so tugendklar,
So königlich ihr Augenpaar,
Ihr Wesen also reine,
Daß sich ihr verglich nicht eine
Unter allen denen Frauen;
Man mußte sie anschauen
Mit heiliger Ehrfurcht Grauen.

Sie mahnte die Mitschwestern, allstündlich zu werben um Gottes Huld; selbst des Nachts stand sie auf, „um sich in Andacht zu versenken und ganz sich Gott zu schenken.“ Die reine Maid war aber auch also, daß sie viel stät erschien zur Arbeit jeder Art und Weise.

[Wie viel auch andre Frauen
In Leinwand wirkten und in Seiden,
Ihrer keine mochte doch erleiden
Der Arbeit also übergenug,
So dieses Kind vielfröhlich trug
Den Tempelherrn zu Minne.
Sie wirkte mit reichem Sinne,
Als sie sich dazu gewandt;
Was immer konnte Weibes Hand,
Das konnte ihr auch nicht entgehen.]

Dafür wird sie aber auch mit Himmelsbrod gespeiset, das der vielhehre Engel Gabriel täglich den Jungfrauen bot. Daneben aß sie nicht viel. Was

man sonst ihr an Speise gab, floß den Armen und Elenden zu. Kurz, sie „war ohne alle Schuld, gut, wohlgemuth und mild und weise."

Die Keusche, Demuth und stäte Tugend,
Die drei, die zierten ihre Jugend
Mit vielen andern auserlesen;
Neid, Hoffart und weibisch zürnend Wesen,
Die fanden an ihr nicht statt.
Traun! keine Fraue so hoch je trat
Zu Ehren und Heil ihr gleich;
Drum ist heute ihr Lob so reich.
[Ihres Leibes Gürtel war die Zucht,
Fluchen und Worte bösverrucht
Mußten ihr sein unbekannt,
Sie war ohne der Sünden Band.
Das Fasten oder Wachen
Konnt' sie nicht mißfarben machen,
Noch trüb noch herzensschwer.
Das wunderte vielsehr
Die Hausgenossinnen der Maid;
Die stärkte sie in der Minne allzeit.]

II. Und da die Maid bald alle an Wuchs und Wohlgestalt überstrahlte, so gab sich Abiathar alle Mühe, ihre Minne für seinen Sohn zu gewinnen. Doch sie verschmäht den herrlichen Degen; „denn", sagt sie, „Gott hätte einzig sie erwählt, sich ihm mit Leib und Seel' vermählt, daß sie wäre seine Magd und Braut und Er ihr Herr und Liebetraut." Da beschied aber der Judenbischof alle Jünglinge aus Davids Stamm. Er wollte durch ein zu erflehendes Gottesurtheil den für Maria Erkorenen entdecken. Der schon greise Joseph erschien nur aus Gehorsam, denn „sein Sinnen und Streben nicht stund nach Liebeswahn und Freudenleben". Nun legte der Bischof den Stab (die Gerte), die jeder nach Vorschrift gebracht, auf den Altar. Nur Josephs Stab erblühte. Der Bischof rief es aus: „Joseph, Gotteskind, die Engel dir viel gnädig sind; sie eilen dir anzuzeigen; diese Gerte ist dein eigen; nun säume dich nicht mehr, wir befehlen dir die Jungfrau hehr." So wurde sie mit Joseph vermählt. In einer Burg zu Nazareth lebten sie; „aller Tugend Edelstein hatte dort ihr Häuselein".

III. Als nun Gott des Feindes Neid an uns Armen besiegen wollte, da fuhr Gabriel aus dem Himmel mit der hehren Botschaft hernieder in die Kemenade der Gotteswerthen. Sie sprach: „Gott sei mir gnädig! Wie ich dich, Herr, hör' gestehen, also soll es mir geschehen." Als nun Augustus, „der gewaltige Vogt vielweit", sie nach Bethlehem beschied, „da mußte die Fraue sich zum Hause erküren gar enge Klause", und in der hehrsten Nacht der Nächte gebar sie Christum.

Da hatte der reiche Arme,
Der mit seinem Arme
Die Himmel all umschloß,
Ein Gezelte gar ungroß.
Der doch den Königen war Sippe,
Der wollte in die Krippe
Sich da legen lassen,
Daraus die Rinder aßen;
[Wo er zu zeigen sich begann,
Da stund ein Esel und ein Rind.
Das kaiserliche Kind

Von beiden ward erkannt,
Gott ihnen gab Verstand
Und machte sie so frommgemuth,
Und der Sinn ward ihnen so gut,
Sie fielen nieder auf die Knie';
Das geschah davor noch nie.
Ihren Schöpfer stumm sie ehrten,
Das sagten ihre Geberden,
Und daß vom Himmel her
Nunmehr gekommen wär'
Der Herr ob allen Landen.
Der Jungfrau-Mutter Gemüthe,
Das stund in reicher Freude
Durch die süße Augenweide,
Drin sie an ihrem Kinde hing,
Das sie küßte, herzte und umfing
Und an die Brust sanftbettend nahm.
Bereit die Schaar der Engel kam,
Ihr ob der Herrschaft dienstergeben,
Die nun geboren war in's Leben.]

Zu den Hirten aber, die mit Kolben und Bogen ihres Viehes pflagen, flog ein Engel mit großem Glaste und sagte ihnen die tröstende Märe.

Eilig fuhren sie zuhand,
Wohin sie Christ gesandt,
Wo ein Kind er kindlich lag,
Und sein die Reine pflag.
Als sie das nun erkannten,
Von Ehrfurcht sie entbrannten
Und fielen der Herrschaft zu Füßen
Mit Zähren also süßen;
Auf die Kniee sich jeder setzte;
O wie Liebes ihr Herz erletzte,
Da sie ihn und die Frauen
Zusammen durften schauen!
Von Herzen riefen sie es an
Und kehrten herzerfröhlicht dann
Zurück zu ihrer Heerden Hut,
So tröstete sie Gott vielgut.

Es kamen aber auch die drei Könige — „die Recken, aller Recken Zier". Als sie bei dem übeln Wirth Herodes ankehrten, „wohl süße Worte er da bot und sann doch schon auf bittern Tod, geheim in dem Gemüthe, der Ueble, voll Ungüte". Doch Engel wiesen den Gottesholden, wie dem Joseph, die rechte Straße. Den „Wolf aber hielt der Zorn gefangen, er hieß die jungen Degen morden." Nur Einer entging ihm.

„Da freute die Maid sich mit dem Alten,
Daß Gott geruhe zu erhalten
Das unschuldige Christusblut,
Das so gnädiglich und gut. —
— — — — — — —
Da nun der Mord vollendet stand
Und kein Degenkind Genesung fand

Im weiten Landumkreis,
Da weinte drob vielsehr und heiß
In der Landschaft jedes Herz,
So schwer war dieses Leides Schmerz!
An den Wirthen und den Frauen
Mußte man Jammer schauen,
Die Städte lagen freudlos da,
Die Mütter sinnlos, todesnah,
Denn Trost sie nirgends hatten.
Jedoch hat sie nun berathen
Gott der Barmherzige, Allgute,
Daß sie mit ihrem eig'nen Blute
Und mit den Kindlein ohne Schuld
Erworben haben seine Huld
Und ewige Rast in der Himmelsveste,
Traun! das ist aller Freuden beste.

Herodes, der Gottverbannte, stirbt einen schrecklichen Tod. „Da faßte ihn des Teufels Kralle." Nun rüstet Joseph die Heimfahrt mit St. Marien, der Vielsüßen, und seinem jungen Herrn.

§ 9. Weltliche Dichtung.

1) Die geistlichen Poeten ließen in dieser Periode noch viel weniger als in der vorigen die profane Dichtung verkümmern. Mit Vorliebe griffen sie nach weltgeschichtlichen Stoffen; mengten aber freilich bisweilen aus mangelhafter Geschichtskenntniß die verschiedenen Personen, Zeiten und Orte, Geschichte und Sage, Wahrheit und Fabel unter einander. Daraus entstanden die sog. Reim-Chroniken, die uns „keineswegs gänzlich auf den Sand gereimter Prosa oder in die Haide dürrer Stadt- und Landchronik" (Lindemann) führen. Nur zwei dieser Dichtungen besprechen wir hier, das „Annolied" und die „Kaiserchronik".

2) Das schöne „Annolied" reihen wir hier ein, obgleich es die Geschichte des heiligen Anno, Bischofs von Köln (1056—75), erzählen will; denn der größte Theil ist doch Weltchronik. „Die Darstellung ist in vielen Stücken echt volksthümlich und mitunter trefflich" (Vilmar).

Es holt aus bei der Schöpfung, welche uns in kräftigen Zügen gemalt wird. Dann folgt der Sündenfall. Von dem Verderbniß der Welt geht der Dichter über zu Christi Opfertod, und zur Christianisirung der Welt durch die Sendboten des Herrn. Auch die Franken, und Köln, die schönste Burg in deutschen Landen, sollten Gott genugsam danken, daß er ihnen so viele Gottesmänner gesandt, wie denn auch St. Anno. Mit Absicht springt nun der Dichter auf die Gründung Kölns über, zieht dabei die Daniel'sche Prophezie von den vier Weltreichen herein und schildert — bei dem römischen verweilend — Cäsars Sieg über Pompejus kraftvoll also: „Das war das härteste Volkswig (Heerschlacht), das in diesem Merigarto (Meergarten-Erde) je gekämpft wurde. Hei, wie die Waffen klangen, da die Rosse zusammensprangen, Heerhörner ertosten, Bäche Blutes flossen, die Erde unten ertönte, die Hölle entgegen

erglühte.“ Nach Cäsar kommt Augustus daran, unter dem die Burg Köln erstund, dann die Bekehrung Kölns und die Reihe ihrer Bischöfe bis auf Anno, dann endlich das vielbewegte Leben Anno's selbst. „Der saß vor den Fürsten wie ein Leu, unter den Armen aber ging er wie ein Lamm.“ Gott „schliff diesen Edelstein mit mancher Mühsal“, damit er sich nicht erhebe. Es träumte ihm einst, er sehe seinen Stuhl im Himmelssaal, aber auch einen Flecken an sich, der ihn von dort zurückhielt. Da wußte er, was er zu thun habe: „Den Kölnern gab er wieder seine Huld, wie groß auch war ihre Schuld.“ Nach großem Leid „kam er zur ewigen Gnade“.

3) Auch die Kaiserchronik („der Kaiser und der Kuonige Buch“) ist in altem guten Stil gedichtet. Es wird darin die Geschichte der römischen und deutschen Kaiser, freilich in der willkürlichsten Aufeinanderfolge, erzählt. Zudem sind noch eine Menge von Anekdoten, Legenden und Sagen eingeflochten. Theilweis sind sie höchst wunderlich, theilweis sehr schön, z. B. die Sage vom fränkischen Jungfrauenheer:

Karl der Große hatte im spanischen Feldzug, und zwar in Galizien, alle seine Helden verloren. Da weinte er, daß der Stein, auf dem er saß, „heute noch naß ist“. Auf den Rath eines ihn tröstenden Engels sammelte er ein Heer von Jungfrauen. Es war stärker und schöner als das vorige. Die Heiden staunten über das rasche Entstehen dieses trefflichen Heeres. Aus Furcht baten sie um Frieden und ließen sich taufen. Die jungfräulichen Helden hatten so auch ohne Kampf gesiegt. Als sie nun, um auszuruhen, alle ihre Speere in die Erde steckten, wurzelten dieselben ein und trugen Laub und Blüthen. So entstand der sogenannte „Schäftenwald“.

4) Auch die alte Thiersage von „Reinhart dem Fuchs“ fand in dieser Periode einen Bearbeiter an Heinrich dem Glichesäre (d. i. dem Gleißner, dem sich Verbergenden) aus Elsaß. Diese Dichtung enthält schon satyrische Anspielungen auf die Gebrechen der Zeit.

Nach der ältesten Fassung (500 n. Chr.) war der Inhalt dieser Thiersage folgender: Der Fuchs wurde verklagt, des Hirsches Herz verzehrt zu haben. Er leugnete es vor dem Bären und bewies seine Unschuld durch die Behauptung, der Hirsch habe kein Herz. — Nach Heinrich des Gleißners Dichtung, deren Grundlage französische Quellen bilden, ist der Sachverhalt folgender: Der Löwe wird krank durch eine Ameise, die in sein Gehirn kroch. Er glaubt sich von Gott gestraft, weil er so lang nicht Gericht gehalten habe. Nun beruft er alle Thiere; sie erscheinen bis auf den Fuchsen. Nachdem dieser die zu ihm geschickten Boten, den Bären, den Kater gefoppt, läßt er sich endlich durch den Dachsen zum Erscheinen bereden. Der Fuchs verspricht dem König, ihn zu heilen, wenn er sich vom Wolf, vom Bären und vom Kater die Haut verschaffe, um darunter Schweiß zu treiben. Auch andere Thiere leiden durch seine Schelmerei und Rache; sie verlassen deßhalb den Hof, an dem nun Reinhart Alles gilt und frei schaltet. Durch Schwitzen lockt er die Ameise aus des Löwen Gehirn, vergiftet aber gleich darauf den Geheilten. Dann entflieht er in seine Burg und ist der alte ungebesserte Fuchs.

5) Die bedeutendsten Gedichte dieser Periode sind jedoch das Rolandslied und das Alexanderlied.

§ 10. Das Rolandslied.

1) Das „Ruolantes liet“, ein Epos von 9000 Versen, ist vom „Pfaffen Chunrat“ gedichtet. Roland, der Neffe Karls des Großen, machte dessen Kriegszug gegen die Heiden (Mauren) in Spanien mit (779 n. Chr.). Nachdem der Dichter den „Kaiser aller Könige, den obersten Ewart“ (Priester und Richter) angerufen, daß er ihm „zu Munde sende seine heilige Urkunde, damit er die Lüge vermeide“, schildert er das tragische Loos seines Helden also:

I. Karl hat ganz Spanien erobert bis auf Saragossa, wo König Marsilie herrscht. Dieser sendet Friedensboten zu Karl mit dem Versprechen, sich taufen zu lassen. Karl bedenkt sich; Roland räth ab, weil Marsilie treulos sei. Genelun aber, Rolands Stiefvater, räth dazu. Nun wird aber auf Rolands Vorschlag gerade Genelun an Marsilie abgesendet, um zu unterhandeln, weßhalb er argwöhnt, Roland habe ihm durch diese Gesandtschaft den Untergang bereiten wollen, um ihn zu beerben. Darum schwört er Roland Rache und weiht den König Marsilie in seinen schwarzen Plan ein, beredet diesen auch, mitzuhelfen und deßhalb scheinbar sich zu unterwerfen. So wird der Scheinfrieden abgeschlossen; Karl zieht heimwärts und vertraut auf Geneluns Rath die Nachhut dem Roland an.

II. Noch weilt Roland mit kleinem Heere auf spanischem Boden, da überfallen ihn massenweis die verrätherischen Feinde. Die tapfere Schaar Rolands, vom Himmelsthau erquickt, siegt zwar über drei feindliche Heerhaufen; dem vierten aber ist sie nicht mehr gewachsen, vor Müdigkeit. In der ärgsten Noth bläst Roland in sein Hüfthorn (Olivant). Karl vernimmt es, kehrt um und nahet in Eilmärschen: die letzten Recken — Olivier, Walther und Turpin fallen; nur noch Roland steht an einen Baum gelehnt. Doch auch er sinkt, in Kreuzesform, nieder und flehet: „Herr, nun weißt du gar wohl, daß dich mein Herze minnet. An meinem Ende deinen Boten zu mir sende; nun genade meiner armen Seele, daß kein böser Geist sie wirre. Ich gemahne dich an meinen Herrn; mögen seine Feinde alle erliegen um deines Namens Minne.“ Karl trifft zu spät ein; doch er rächt die Erschlagenen durch glänzenden Sieg und bestraft Genelun, der zu Aachen von wilden Rossen zu Tode geschleift wird. „So ward die Untreue geschändet; damit sei das Lied verendet.“

2) So ist das Rolandslied ein christliches Epos. Es erscheint nämlich darin Karl d. Gr. als Gottesstreiter, wie ein Josua des N. B., als „der theuerliche Mann, der das Reich Gottes gewann“, der nicht seinen, sondern Christi und der Christenheit Ruhm zu mehren sucht,

> Da er mit Gott überwand
> Viel manche heidnische Land
> Damit er die Christen hat geehret.

3) Gehört dieß Epos auch nicht zu jenen ersten Ranges, so enthält es doch einzelne großartige Schilderungen, z. B. den Todeskampf Rolands und seiner Gefährten (vgl. Vilmar). Den Grundgedanken deuten die letzten Verse an; doch enthält er mehr und zwar: „Der Untergang des Getreuen ist höchst ruhmvoll, der des Verräthers ist mit Schmach bedeckt und erregt nicht einmal Mitleid.“

§ 11. Das Alexanderlied.

1) Kein Held des Alterthums ist gleich Alexander dem Großen im Morgen- und Abendlande gefeiert worden. Es kam daher: die Kreuzfahrer hatten einen Zug gegen Osten unternommen; dasselbe that einst Alexander; gleiche Mühsale, gleiche Gefahren erregten Bewunderung des alten Helden und Vorliebe für ihn. So wurde die Alexandersage bei Franzosen, Italienern und Deutschen einheimisch, und die Dichter dichteten sie. Keiner that dieß so schön, so volksmäßig und frisch wie der Pfaffe Lambrecht im „Alexanderlied". Es zerfällt in zwei Theile, wovon der erste mehr die Geschichte, der zweite mehr die Sage behandelt.

2) Der erste Theil behandelt die Jugend und Erziehung des Helden. Der Charakter Alexanders, sowie das Alterthum überhaupt ist treffend gezeichnet.

Zuerst porträtirt ihn der Dichter, gibt ihm (als Helden) verschiedenfarbige Augen, dann erzählt er, wie er reiten lernte und streiten, Sprachen und Musik übte, wie er schon als Knabe seine Kraft und Kühnheit zeigte. „Wenn ihm etwas übel wider seinen Sinn fuhr", heißt es, „da sah er, wie der Wolf thut, wenn er über seinem Raube steht." Dann werden Alexanders Feldzüge gegen die Perser (Darius), seine Schlachten und Heldenthaten höchst lebendig und anschaulich geschildert. So wird der Leser zum Mitleid für den besiegten Darius, zur Bewunderung für den großmüthigen Sieger fortgerissen.

3) Der zweite Theil führt uns zu fabelhaften Völkern, vor die Thore der Hölle und des Paradieses. Hier macht sich der Einfluß der Kreuzzüge (vgl. § 13) so recht bemerklich; denn nur durch sie wurde das Interesse für die Wunderdinge des Orients, für die fabelhaften Mären, die dorther kamen, so sehr geweckt. Der Inhalt ist:

I. Zuerst kommt Alexander in das Land der Scythen, dann an das Ende der Welt. Hier beschleicht ihn ein heftiges Heimweh nach Mutter und Lehrer, und er schreibt nach Hause. In einem langen Briefe an Aristoteles erzählt er seine und der Gefährten Schicksale, ihre Abenteuer, die Wunder der durchreisten Länder, von Riesen und Ungeheuern, von seltsamen Flüssen und Zauberwäldern. Der Brief enthält die schönsten Schilderungen, wie z. B. die von den singenden Blumenmägdlein. In einem dunkeln Walde wuchsen nämlich Wunderblumen,

Sobald der Winter ging von dann
Und die Sommerzeit begann
Da waren die gar schön zu seh'n.
Von Licht strahleten sie ganz,
In rothem und in weißem Glanz
Schimmerten gar ferne sie.
Solche Blumen waren nie,
Welche schöner mochten blüh'n.
Sie waren, wie es uns erschien,
Völlig rund wie ein Ball
Und fest verschlossen überall;
Sie waren wunderbarlich groß.

Wie nun aber diese tausende von Blumen sich erschloßen, da schwebten 12jährige Mägdelein hervor, „roth wie das Morgenroth, weiß wie Schnee". „Die spieleten und sprangen, hei, wie schön sie sangen, man vergaß sein Herzeleid und all' die Mühen in dem Streit." Doch es waren Sommerkinder, sie mußten mit dem Sommer sterben.

Die Blumen ganz und gar verdarben
Und die schönen Mägdlein starben;
Ihr Laub die Bäume ließen,
Und die Brunnen ihr Fließen
Und die Vögelein ihr Singen.
Da begunte auch zu zwingen
Unfreude und Gram mein Herze
Mit mannigfaltigem Schmerze.
Schrecklich war der Jammer da,
Den ich alle Tage sah
An den schönen Frauen.
O weh, daß ich mußte schauen,
Wie sie alle starben
Und die Blumen verdarben:
Da schied in Trauer ich von dannen
Mit allen meinen Mannen.

II. Auf der Weiterfahrt bezwingt er noch viele Könige, wird aber immer hochfahrender. Zuletzt will er noch das Paradies erobern. Es zu erreichen, muß er viele Schrecknisse durchleben. Unter Donner und Blitz gelangt er bis zum Euphrat. Am Thore des Paradieses wird er belehrt, daß nur der Herr desselben werde, der seiner „Gierheit" Herr geworden, und er wird gemahnt, daß der Mensch Staub sei. So muß er umkehren; doch er befleißigt sich der „Mäßigung", läßt „Krieg und Gierheit", regiert als Bekehrter noch 12 Jahre gerecht und mild, bis er stirbt, und ihm nichts bleibt als „Erde sieben Schuhe lang, wie dem allerärmsten Mann".

4) Die kurze Grabrede, die der Dichter seinem Helden spricht, legt es Einem nahe, auszurufen: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! Dem, welchem einst die Erde zu klein war, ist jetzt das Grab zu groß!" Im Hinblick aber auf die moralische Umkehr Alexanders dürfte der Grundgedanke des Gedichtes mit den Worten Herders zu geben sein:

„Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapf'rer wer sich selbst bezwang!"

Dritte Periode.

Die deutsche Poesie in voller Blüthe: Von 1190 bis 1300.

(Dichter aus dem Ritterstande.)

---

§ 12. Zur Orientirung.

1) „Wir treten nun", um mit einem der neuesten Literarhistoriker zu sprechen, „in jenen Wunderbau der edlen mittelalterlichen Poesie ein, der auch zeitlich den Prachtblumen der Baukunst nahe steht, die wir noch immer anstaunen. Wir möchten die nun zu betrachtende Entfaltung der deutschen Dichtkunst einem solchen romantischen Burgbau vergleichen, der, in reizender Umgebung gelegen, die Mühe des Aufsteigens durch die Pracht der Fernsicht reichlich lohnt, in seinen weiten Sälen Gast und Kampfgenossen freundlich aufnimmt, den theuern, sagenreichen Nachlaß der Ahnen treu bewahrt, während im Schloßgarten die Brunnen rauschen und die Lauben sich wölben, im Hofe die Knappen im Waffenspiel sich tummeln, während in einsamer Kemenate der Burgkaplan die großen messingbeschlagenen Bücher durchblättert oder die Abenteuer des Pilgrims niederschreibt, und von der Seite die Burgkapelle mit dem Heiligenbild winkt" (Lindemann).

2) In der That sproßte und blühte nun die Poesie wunderbar reich und schön auf; Legenden und Heldendichtung, Lieder aller Art, auch Lehrgedichte füllten den Garten der Poesie und prangten in reichster Farbenpracht. So war denn für unsere Poesie wahrhaft der Frühling angebrochen, oder, wie Manche diese Zeit nennen, das goldene Zeitalter. Besonders wetteiferten die Lyrik und die Epik darin, diese Periode zu einer großartigen zu erheben, während in der vorigen Periode nur Episches genannt wurde. Aber auch die Lehrdichtung finden wir nun in würdigster Weise vertreten.

3) Wie schon in § 7 gesagt, hatten sich im Mittelalter die Musen hauptsächlich den Süden als Sitz erwählt. Dieß zeigt sich so recht in dieser Periode: Oesterreich, Tyrol, Bayern, sodann Schwaben, die Schweiz und Franken stellten fast ausschließlich die Sänger. In diesen Landen also verlebte die deutsche Poesie ihren Frühling.

4) Damit hängt zusammen, daß fast ebenso ausschließlich das höfische Mittelhochdeutsch (vgl. § 7, 2) die Sprache der Poesie war. Daß dieses für jene Zeit im südlichen Deutschland ungefähr das war, was nun für das ganze Deutschland die hochdeutsche Schriftsprache, geht aus dem früher Gesagten hervor.

Doch gab es in dieser Periode auch einzelne Dichtungen in andern Mundarten. Besonders machte sich nun in dem mittleren Deutschland ein etwas feineres Misch-Deutsch geltend, worin Hochdeutsch und Niederdeutsch, jenes aber vorwiegend, vermischt waren. Diese Mischsprache „kann nicht schlechthin Mundart des Volkes genannt werden; sie geht als edle Sprache neben dem Mittelhochdeutschen einher" (Lindemann). Die Dichtungen des Karthäuser-Bruders Philipp und Frauenlob's 2c. sind Denkmale derselben. Eben dieses bessere Mischdeutsch, bisweilen Mitteldeutsch genannt, ist die eigentliche Mutter unserer Schriftsprache, wie wir später sehen werden.

5) Was den Stand der Dichter betrifft, so finden wir zwar noch immer nicht selten Geistliche unter denselben; sie verschwinden aber andem vor der großen Schaar ritterlicher Sänger. Eben diese poetischen Ritter erwarben auch bei dem zu Ehren der Musen ausgeführten Turniere die ersten Preise.

6) Erst dann werden wir übrigens vollkommen über die vorliegende Periode orientirt sein, wenn wir die Ursachen der Blüthe kennen gelernt haben. Zu dieser Erkenntniß führe uns der nächste Paragraph.

§ 13. Die Ursachen,

welche den Lebensfrühling deutscher Poesie heraufführen halfen, und welche theilweise schon in der vorigen Periode als befruchtende und treibende Kräfte im Garten deutscher Poesie wirkten, waren:

1) Das Christenthum. Es war nach und nach bei den Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen. Die alte Rohheit war christlicher Sitte und Milde gewichen, die deutschen Nationaltugenden (§ 4) „wuchsen an dem Stamme des Kreuzes, diesem lebendigen Holze, noch kräftiger und herrlicher heran" (Vilmar). In felsenfestem Glauben und voll Begeisterung hing man der Lehre Christi und der Kirche an, und hierin fühlte man sich überaus glücklich und zufrieden. Solch' kindlicher Glaube, solch' heilige Begeisterung, solch' himmlischer Friede drängte zum heiligen Sang. Wovon das Herz voll war, floß der Mund über. Der Ritter wetteiferte mit dem Mönche, die wohlduftendsten und farbenreichsten Blumen geistlicher Poesie auf die Altäre des Herrn und vor den Bildern der Heiligen, voran Mariens, zu pflanzen. — Selbst an der weltlichen Dichtung spiegelte sich die Seelenharmonie, die kindliche Religiosität der Dichter ab und machte sie so reizend schön. Die Dichter selbst fühlten es, sie waren zum Theil sich deß gar

wohl bewußt, welch' ein Schatz dieser Friede in Gott für sie sei, und warnten darum vor dem zwifel. So Wolfram: „Wo Zweifel nah' dem Herzen wohnet, da wird der Seele schlimm gelohnet."

2) Die Kreuzzüge. Als die fränkischen Kreuzfahrer auf ihren reichgezierten Rossen, in glänzendem Waffenschmucke, voll Siegesmuth und Kriegerlust unter dem Rufe: „Gott will es!" die deutschen Heerstraßen dahinzogen, da ergriff es alsbald auch unser Volk, und es ertönte in Burgen und Gehöften, in Städten und Dörfern die Losung: „Auf nach Osten, nach dem heiligen Lande, wo der Erlöser gewandelt und wo die Erde sein heiliges Blut getrunken!" Und auch im deutschen Volke entstand nun eine Bewegung der Gemüther, ein Hochschlagen der Herzen, als ob es trunken gewesen wäre von jenem Blutweine mit seiner göttlichen Kraft und seinem heiligen Liebesfeuer, von jenem Weine nämlich, welcher als ein Sühnopfer am Stamme des Kreuzes niederfloß. Wie sehr mußte nun diese so gehobene Stimmung, diese heilige Begeisterung die Poesie fördern! Gewiß konnte bei solchem Aufschwung der Geister und Herzen die Poesie so herrlich gedeihen, wie irgendwo. Insbesondere mußten die Kreuzzüge die religiöse Poesie (Gottesminnelieder und Legenden) befördern und sie zur Blüthe bringen. Aber noch mehr mußte dabei die Heldendichtung — das Epos — gewinnen. Das deutsche Volk hatte sich nämlich seit der Völkerwanderung allgemach mehr zu einem friedlichen genügsamen Stillleben eingerichtet; es schaute schon lange nicht mehr thatendürstend über die Reichsmarken hinaus, und war gegen die âventiure gleichgültiger geworden. Nun aber loderte auf einmal der alte Thatendurst neu und mächtig auf, die âventiure erfüllten wieder das Sinnen und Sehnen der Waffenfähigen, und sie zogen in endlosen Schaaren aus nach „kůener recken strîten", und dieß Alles für das Höchste und Heiligste, für den König aller Könige. Das ganze Volk machte gleichsam die Kampfesfahrt mit, die Einen in dem Leibe, die Andern doch wenigstens mit ihrem Herzen. Wann konnte mehr Lust und Stimmung sein, von „helden lobebaeren, von grôzer kuonheit" zu singen, als damals! Und wann konnten die Sänger mehr auf ein aufmerksames, Beifall spendendes Zuhörerpublikum rechnen!

3) Dazu kam noch, daß durch die Kreuzzüge eine Ueberfülle von neuen poetischen Stoffen in das deutsche Land kam. Die Dichtungen der Provençalen, die Heldenmären der Normannen, die Sagen der Kelten waren es nicht allein, mit denen wir nun vertrauter wurden, sondern es kam uns auch eine Menge orientalischer Sagen, Legenden, Märchen zu gut. Welche poetischen Schätze wurden da dem deutschen Dichtertalente zur Verfügung

gestellt! Welch' eine unwiderstehliche Einladung war es für dasselbe, auszuwählen, umzuschmelzen, umzuprägen! Und war es da nicht selbst dem weniger begabten Dichter leicht, einen glücklichen Griff zu thun und aus dem edlen Metall sich einen werthvollen Kranz zu verarbeiten? Und wie wurde bei all' dem, was die Kreuzzüge für Auge und Ohr, für Herz und Geist boten, die Phantasie, diese Grundkraft des Dichters, genährt, geweckt, gepflegt, geschult und somit fruchtbar gemacht!

4) Die damalige Größe unseres Vaterlandes. Der deutsche Kaiser war weltliches Haupt der ganzen Christenheit, und die deutsche Nation war die erste der Welt, einig, mächtig, hochangesehen. Das hob die Brust der deutschen Sänger gar sehr, und sie sangen in den schönsten Weisen des Vaterlandes Ruhm. Sie stellten es in ihren Liedern über alle andern Lande, und wenn sie auch deren viele gesehen, so riefen sie doch, aus der Fremde heimkehrend, stolz und begeistert aus: „tiuschiu zuht gâht vor in allen" (deutsche Zucht geht doch vor allen; vgl. Walthers „Lob der deutschen Frauen").

5) Die Vorliebe der damaligen Fürsten und Vornehmen für die Poesie. Fürsten und Große beschützten und ehrten die Sänger an ihren Höfen, besonders Herzog Leopold von Oesterreich und Landgraf Hermann von Thüringen. Ihnen thaten es die Adeligen und alle Stände nach.

6) Das Mittelhochdeutsche eignete sich vortrefflich zur Poesie, viel besser als unsere heutige Sprache. Reime waren viel wohlklingender, der Ausdruck feiner. Die Niederdeutschen freilich beklagten sich damals schon, daß ihre Sprache so wenig zum Singen geeignet und daß die Oberdeutschen die niederrheinischen Mundarten mit dem Frösche-Gequack vergleichen dürften; allein es ist ja wiederholt gesagt, daß unsere Poesie auch nur im obern Vaterlande ihren Frühling feierte.

§ 14. Volkspoesie.

1) In der Volkspoesie ist der Dichter nur der Dolmetsch des Volkes. Was er erzählt (episch dichtend), nimmt er dem Volke aus dem Munde; das Lied aber, das er singt, singt er aus dem Herzen des Volkes. Der Volksepiker schöpft demgemäß aus den Sagen und Mären des Volkes. „Er hörte sagen und singen von alten Dingen" (Annolied) und dann sagt und singt er es wieder — in neuer Weise (vgl. auch den Anfang des Nibelungenliedes). Ebenso muß der Volkslyriker fühlen und singen, wie Einer aus dem Volke, und wäre er auch ein feiner, gelehrter Herr! Alle ächte Volkspoesie ist darum auch so einfach,

so volksthümlich, für das Lesen und Schreiben eigentlich gar nicht berechnet.

2) Die Volkspoesie wurde damals meist geübt durch die sog. fahrenden Sänger. Es waren Leute aus dem niedern Volk, die mit einem reichen Sagen- oder Liederschatz in der Brust von Gau zu Gau wanderten und bei Volksfesten, auf den Märkten und Straßen der Städte, wohl auch auf den Ritterburgen zum Klang der Fiedel ihre Lieder, und zwar gegen Lohn, ertönen ließen. Sie erweckten und nährten gar sehr die Gesangfreude und Liederlust im Volke; denn das Volk fiel in den Gesang ein, sang mit oder wiederholte ihn.

3) Da sangen sie nämlich von der Herrlichkeit der alten Könige und ihrer Getreuen, von gewaltigen Recken aus der Zeit der Völkerwanderung, von einem Sigfrid, Hagen, Etzel (Attila, 434—453 n. Chr.), Dietrich (Theodorich, König der Ostgothen, 493—526 n. Chr.). Wie ein mächtiger Strom rauschte das alte Heldenlied wieder durch unser Vaterland. Es gab so viel von den Thaten zu singen, daß die Fahrenden nur Episches dichteten. Darum gab es damals nur epische Volkspoesie.

4) Sangeskundige Dichter aber machten sich bald daran, aus Einzelgesängen der Fahrenden größere Dichtungen — ganze Epen zu machen [1]. So entstanden in der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts unsere beiden großen National-Epen, das „Nibelungenlied“ und das von der „Kudrun“. Von beiden Dichtungen sind die Verfasser oder vielmehr die Bearbeiter unbekannt.

Natürlich dichteten sie die alten Einzelgesänge um. Sie thaten Manches dazu, ließen Anderes weg, je nachdem es für ihre Zeit paßte. Ebenso suchten sie das Altmodische im Ausdruck und das Harte in den Versen zu verbessern.

§ 15. „Der Nibelungen Not.“

(Inhalt dieses Epos.)

1) Im Nibelungenlied sind die alten Volkslieder von Etzel und Dietrich mit der Sigfridsage zu einem Ganzen verarbeitet. Die Hauptpersonen sind Sigfrid, Chriemhilde, Brunhild und Hagen. Sigfrid ist ein niederländischer Königssohn, gleich strahlend durch Stärke wie durch Schönheit. Durch das Baden im Drachenblut ist er „hürnern“ geworden, im Sieg über das Zwerggeschlecht der Nibelungen hat er deren unermeßlichen Schatz (den Nibelungenhort) und die unsichtbar machende Tarnkappe

[1] Dabei erlaubten sie sich, Personen gleichzeitig leben und handeln zu lassen, die in der Geschichte nie sich begegneten. Ebenso machten sie Verstöße gegen die Geographie.

gewonnen. **Chriemhild** ist eine burgundische Königstochter, berühmt durch ihre Schönheit. Sie lebt zu Worms am Rhein am Hofe ihrer königlichen Brüder Gunther, Gernot und Giselher. **Brunhild**, die Königin auf dem Isenstein, ist gleichfalls berühmt durch Schönheit, aber auch durch ihre Riesenstärke, sowie durch den entschiedenen Willen, nur einen Mann zu ehelichen, der stärker sei, wie sie. **Hagen** endlich ist ein Dienstmann Gunthers.

2) Dem Inhalte nach zerfällt das Epos in zwei Theile. Als Ueberschrift des **ersten** Theiles eignet sich: „**Der Mord**“; denn es wird darin Sigfrid in der Blüthe seines Lebens meuchlings von Hagen ermordet. Der Verlauf der Handlung ist folgender:

I. Sigfrid zieht von Xanten, der Residenz seines Vaters, mit stattlichem Gefolge nach Worms, um Chriemhildens Herz und Hand zu gewinnen. Jahr und Tag ist er dort, ohne sein Ziel zu erreichen; denn, wiewohl ihm alle Ehre angethan wird, bekommt er doch die liebliche Jungfrau nicht einmal zu sehen. Erst als er dem Burgunderkönig in einem Kriege den Sieg erfochten, und dann das Siegesfest mitfeierte, erschien auch Chriemhilde zur Seite ihrer Mutter in Mitten des Festes und begrüßte ihn erstmals.

Da ging die Minnigliche, gleichwie das Morgenroth
Geht aus trüben Wolken. Da schied von mancher Noth,
Der sie da trug im Herzen, und schon so lange Zeit;
Er sah die Minnigliche nun steh'n in ihrer Herrlichkeit.

Wohl leuchtet' ihr vom Kleide gar mancher edle Stein;
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein.
Wer da auch And'res wünschte, er mußte doch gesteh'n,
Daß er auf dieser Erden nimmer Schöneres geseh'n.

II. Eine neue noch günstigere Wendung nimmt Sigfrids Geschick; Gunther will sich nämlich um Brunhild auf Isenland bemühen. Er muß sich also zu einem Wettkampf mit ihr gefaßt machen. Sigfrid bietet sich an, in der Tarnkappe sein Beistand zu sein, fordert aber als Lohn die Hand der königlichen Schwester Chriemhilde. Gunther geht es ein, sie fahren nach der Burg Brunhilds. Dort tritt Sigfrid nur wie ein Dienstmann (eigenmân) Gunthers auf. Unsichtbar ist er der Dritte im Wettkampfe und besiegt Brunhilde zu deren großem Erstaunen; Gunther aber fällt der Siegespreis zu. Sie ziehen nach Worms, wo die Doppel-Hochzeit gefeiert wird. Schon damals macht sich der Stolz Brunhildens Luft. Denn „ihr war noch nie so leid, als da sie sah Kriemhilden bei Sigfriden sitzen“.

„Ich mag wohl jetzo weinen“, sprach die schöne Maid.
„Es ist um deine Schwester mir von Herzen leid;
Die seh' ich sitzen nahe dem Dienstmanne dein
Das muß ich stets beweinen, soll sie so verderbet sein.“

„Was ihr auch der König sagte, sie hatte trüben Muth.“ Sigfrid führt nun sein junges Gemahl in die Heimath, wo sie königlichen Hof halten.

III. Zehn Jahre verfließen, ohne daß sich Sigfrid in Worms sehen läßt. Dies kränkt Brunhilde gar sehr, denn sie hält ihn für Gunthers „Eigenhold“. Sie ärgerte sich an dem „hohen Muth“ der Schwägerin und trug es alle Zeit im Herzen. Sie ruhet nicht, bis Sigfrid und Chriemhild, zu einem Waffenspiel

geladen, in Worms erscheinen. Eines Tages, wo sie einem Ritterspiel zuschauen, gerathen die beiden Frauen in Streit über die Vorzüge ihrer Gatten.

Zusammen da saßen die Königinnen hehr;
Sie dachten zweier Recken, die waren reich an Ehr'.
Da sprach die schöne Kriemhild: „Ein solcher Mann ist mein,
Daß alle diese Reiche in seinen Handen sollten sein."

Da sprach die Frau Brünhilde: „Wie ginge das wohl zu?
Wenn anders Niemand lebte, als nur er und du,
So möchten ihm die Reiche wohl werden unterthan;
Mich dünkt, weil Gunther lebet, daß es nie geschehen kann."

Da sprach wieder Kriemhild: „Siehst du, wie er steht,
Wie er so recht herrlich vor den Recken geht,
Gleichwie der Mond, der lichte vor den Sternen thut?
D'rob muß ich wohl mit Rechte tragen fröhlichen Muth."

Da sprach die Frau Brünhilde: „Wie weidlich sei dein Mann,
Wie schön und wie bieder, du sollst ihm doch voran
Gunther, den Recken, stellen, den edlen Bruder dein.
Der muß, das wisse, wahrlich, vor allen Königen sein."

Brunhild pocht darauf, daß Sigfrid ihr Dienstmann sei. Chriemhild protestirt, das Wortgefecht wird hitziger, und selbst die zum Tempel rufende Vesperglocke versöhnt sie nicht. Dort am Portale des Münsters will jede der anderen vorangehen — als die Erste. Chriemhild sagt es heraus, daß Sigfrid mit Brunhild gerungen und diese besiegt habe; ja, in falschem Argwohn befangen, beschimpft sie Gunthers Frau und wendet der Verblüfften den Rücken.

[Da weinte Brünhilde. Kriemhild blieb nicht mehr steh'n;
Man sah vor Gunthers Weibe sie in das Münster geh'n
Mit ihrem Ingesinde. Da hub sich großer Haß;
Es wurden lichte Augen darüber gar trüb und naß.

Wie viel man Gott da diente, oder wie viel man sang,
Da däuchte Brünhilden die Weile gar zu lang;
Denn ihr war gar trübe das Herz und auch der Muth;
Das mußte bald entgelten mancher Held kühn und gut.]

Was half es, daß nach der Vesper die Männer ihre Frauen zurechtwiesen; was half es, daß da sprach Sigfrid der Degen: „Man soll so Frauen ziehen, daß sie üppig Reden lassen unterwegen. Verbiet' es deinem Weibe; der meinen thu' ich's auch; ich schäme mich wahrlich um solchen übermüth'gen Brauch."? Was half es? Im Herzen Brunhilds saß doch der Haß. Sie sinnt auf grausame Rache; „Sigfrid muß sterben", so beschließt sie. Leicht gewinnt sie hiezu den treuen und finsteren Hagen. Auf einer Jagd stößt dieser dem arglosen Sigfrid, da er an einer Quelle sich labt, rücklings den Speer durch den Heldenleib. „Er krümmt im Schmerz die Glieder", doch stößt er kein Wort des Hasses aus. „Ihn dauert nichts so sehre als sein Weib und Söhnlein." Hagen bleibt herzlos, in Gunther regt sich das Gefühl. Diesem rief der sterbenswunde Mann zu: „Wollt ihr, edler König, Treue noch fortan an wem auf Erden üben, laßt euch befohlen sein auf eure Lieb' und Gnade die liebe Herzenstraute mein."

Die Blumen allenthalben vom Blute waren naß.
Da rang er mit dem Tode; nicht lange that er das.

3) Der **zweite** Theil stellt die „Rache" dar, welche Chriemhild übt, eine Rache, die wie eine Lawine sich fortwälzend nicht nur den Mörder, sondern Freund und Feind, ein ganzes Heldengeschlecht, ja sie, die Rächende selbst dazu, in Tod und Verderben reißt. Der Inhalt dieses Theiles im Einzelnen ist:

I. Chriemhild bleibt nun in der Nähe des theuren Todten. Vierthalb Jahre vergehen, ohne daß sie den Mörder eines Blicks, ohne daß sie Gunther eines Wortes würdigt. Durch ihre zwei andern Brüder bestimmt, versöhnt sie sich mit Gunther und läßt sogar den Nibelungenhort nach Worms kommen. Arme und Reiche erfahren nun ihre Freigebigkeit. Dadurch zieht sie viele fremden Ritter in's Land, so daß es der mißtrauische Hagen bedenklich, ja gefährlich für seinen Herrn findet. Selbst gegen Wissen und Willen Gunthers bemächtigt er sich darum des Hortes und versenkt ihn in den Rhein. Da bricht die alte Wunde Chriemhildens wieder auf. Der Gedanke an Rache verläßt sie nimmer, und nur um sie bälder üben zu können, heirathet sie endlich den Hunnenkönig Etzel. „Anfangs wollte sie ja nimmer wieder minnen einen Mann"; auch graute ihr davor, eines Heiden (Etzels) Weib zu sein. Erst als der Brautwerber Rüdeger und alle seine Mannen ihre Eide schwuren, „das Leid zu rächen, was je ihr widerführe", gab sie ihr Jawort. „Da dachte die Getreue: Ich ärmste aller Frauen! Für meinen lieben Gatten kann ich vielleicht noch Rache schauen." So war Rachedurst ihr Brautführer! In Wien wurde die Hochzeit gefeiert; dann zogen sie nach der Etzelburg (Ofen). Unter den Vasallen ragten dort hervor: Blödelin, Etzels Bruder, und Dietrich von Bern (mit Hildebrand). Nach sieben Jahren gebar sie ein Söhnlein — Ortlieb.

II. Nach schon 13jährigem Aufenthalt in Ungarn bittet sie Etzel, daß er ihre Brüder und Verwandten mit Hagen zu einem Feste einlade. Es geschieht. Trotz Hagens Abmahnung nimmt man zu Worms die Einladung an; doch ziehen die Burgunder (nunmehr „Nibelungen" genannt) auf dieses Fest wie zu einem Krieg; Tausende von Mannen und Knechten begleiten sie. Unterwegs kehren sie bei Rüdeger, dem Markgrafen von Bechlarn (an der Donau), an, bei welchem Anlaß sich Giselher mit dessen Tochter verlobt. Rüdeger geleitet sie nach Ofen. Dietrich, der das falsche Spiel Chriemhildens durchschaut, kömmt entgegen und warnt die Nibelungen. Gleich beim Empfang zeigt auch Chriemhild gegen Hagen ihren Haß und dieser seinen Trotz.

Kriemhilde, die schöne, mit ihrem Gesinde ging,
Da sie die Nibelungen mit falschem Muth empfing.
Sie küßte Giselheren, und nahm ihn bei der Hand:
Das sah von Tronje Hagen; den Helm er da fester band.

„Nach so gethanem Gruße", also sprach da Hagen,
„Mögen schnelle Degen wohl ein Bedenken tragen;
Die Könige und die Mannen grüßt man verschied'ner Art.
Zu diesem hohen Feste wir thaten keine gute Fahrt."

Sie sprach: „Seid dem willkommen, der Euch mag gerne seh'n;
Ob Eurer Freundschaft soll Euch nie ein Gruß von mir gescheh'n.
Sagt, was Ihr mir bringet von Worms über'n Rhein,
Deßhalb Ihr mir so höchlich solltet willkommen sein?"

Chriemhild will ihn verlegen machen, fragt nach dem Nibelungenhort; doch Hagen antwortet mit Trotz und Grobheit.

[„Ich bring' Euch den Teufel!" also sprach da Hagen.
„Ich hab' an meinem Schilde schon so viel zu tragen,

Und an meinem Panzer; mein Helm der glänzet licht;
Das Schwert in meinen Händen: deßwegen bring' ich ihn nicht." —

„Wohl red' ich's nicht deßwegen, daß ich Goldes mehr begehre;
Ich hab's so viel zu geben, daß ich leicht die Gab' entbehre.
Ein Mord und zwei Raubthaten, daß die an mir gescheh'n,
Dessen möcht' ich Arme noch liebe Vergeltung seh'n."]

Nun befiehlt sie, nach höfischer Sitte, den Recken die Waffen abzunehmen. „In Treuen", sprach da Hagen, „das geschiehet nimmermehr." Da merkte die Unholdin, daß man die Gäste gewarnt, und rief: „O wehe meiner Leiden!"

III. In einem Lager sind nun die zwei feindlichen Heere beisammen. Scharfe und bittere Reden, Aufhetzereien u. s. w. sind die Vorboten des Sturmes. Doch erst am zweiten Tage bricht dieser los. Im Saale, wo Hagens Bruder, Dankwart, mit den Knechten der Burgunder zu Tische saß, begann der Kampf. Blödelin überfällt sie dort mit einer Heunenschaar. Er kömmt zwar selbst im Kampfe um; aber die Burgunderknechte erliegen alle bis auf Dankwart. Der schlägt sich durch zum Saal der Könige und schleudert, mit Blut bedeckt, unter der Thüre stehend, die Kriegsfackel hinein:

Mächtig laut rief Dankwart einem Degen in den Saal:
„Zu lange, Bruder Hagen, sitzt Ihr hier beim Mahl.
Euch und Gott vom Himmel klag' ich uns're Noth;
Ritter so wie Knechte sind in den Herbergen todt."

„Wer hat das verübet?" rief Hagen ihm entgegen. —
„Das hat der Herre Blödel gethan mit seinen Degen.
Auch hat er's sehr entgolten; das will ich Euch nur sagen:
Mit meinen eig'nen Händen hab' ich sein Haupt ihm abgeschlagen."

Hagen erklärt mit wenig Worten den Krieg und furchtbar eröffnet er ihn.

Er sprach: „Bruder Dankwart, so hütet uns der Thür';
Und von den Heunenrecken nicht Einen laßt herfür.
Ich will mit ihnen reden, wie uns zwinget Noth;
Es liegen unverschuldet durch sie uns're Knechte todt.

Man hat mir von Kriemhilden gesagt schon lange Zeit
Sie wolle nicht verwinden ihr altes Herzeleid;
Nun trinken wir die Minne [1] und zahlen des Königs Wein.
Der junge Fürst der Heunen, der muß der Allererste sein."

Da schlug den kleinen Ortlieb Hagen, der Degen gut,
Daß auf die Hand ihm nieder am Schwerte floß das Blut,
Und der Königsfrauen das Haupt sprang in den Schoß.
Da hub sich unter Helden ein Morden grimmig und groß.

---

[1] Diese „furchtbar schönen Worte", wie sie Vilmar nennt, sind eine Anspielung auf einen alten heidnischen Gebrauch, der sich auch in die christliche Zeit hineinzog. Man gedachte nämlich am Ende des Mahles eines Abwesenden oder Verstorbenen und leerte auf sein Andenken einen Becher. Dieser Gedächtniß-Trunk hieß die Minne. Hier galt er Sigfriden. „Der Trank aber war Blut, und Schwerter waren die Becher." Der König und die Seinen lieferten den Wein — ihr Blut.

Nun ruhte Hagen nimmer. „Er schenkte den allerübelsten Trank.“ Auch „Volker, der schnelle Degen, von dem Tische sprang; sein Fiedelbogen schallend an seiner Hand erklang. Da fiedelte unbändig Gunthers Fiedelmann; hei, wie viel kühner Heunen er sich zu Feinden gewann!“ Könige und Mannen wollten die Streiter scheiden; doch bald schlugen auch sie Wunden viel und weit. Doch Dietrich von Bern forderte freien Paß. „Der Ritter auserkoren rief kräftig in die Schlacht, daß, wie ein Horn des Büffels, erscholl der Stimme Macht.“ Und er zog ab und führte rechts und links am Arme Etzel und Chriemhild aus dem Saale. Auch Rüdeger und seine und Dietrichs Mannen folgten; sie wollten Frieden halten. Da klagte Etzel:

„O weh mir dieser Gäste! das ist 'ne grimme Noth,
Daß alle meine Recken vor ihnen sollen liegen todt.“

„Ach weh des hohen Festes!“ so sprach der König hehr.
„Es ficht da drinnen Einer, Volker nennt sich der,
Gleichwie ein wilder Eber, und ist ein Fiedelmann!
Ich dank' es meinem Heile, daß ich dem Teufel entrann.

Seine Weisen lauten übel; seine Striche, die sind roth;
Wohl fällen seine Töne manchen Held zu todt.
Ich weiß es nicht, weßwegen uns grollt der Fiedelmann,
Da ich mir noch nimmer so leidigen Gast gewann.“

Zur Herberge gingen die Recken kühn und hehr,
Der edle Herr von Berne und auch Rüdeger.
Da hatten sie gar willig den bittern Streit vermieden,
Und geboten auch ihren Degen, sie zu lassen dort mit Frieden.

Der Abend kam: im Saale war kein Heune mehr. In der Nacht brannte die Saalesdecke! Da tranken die Burgunder in Wahrheit die Minne mit Blut, um nicht zu verschmachten.

IV. Des andern Tages wollen Dietrich und Rüdeger vermitteln; doch Etzel ist taub. Das Königspaar fordert Rüdeger sogar auf, selbst das Schwert für sie zu ziehen, weil er ja Etzels Dienstmann sei und Chriemhild besonders geschworen habe. Rüdeger kostet dieß einen furchtbaren Seelenkampf. An Etzel bindet ihn die Mannestreue, an Chriemhild die Eidestreue, an die Burgunder aber die Freundestreue. Und als das Königspaar flehend ihm zu Füßen fiel, rief er großen Jammers voll: „O weh mir Gottverlass'nen, daß ich dieß sollt' erleben! Aller meiner Ehren muß ich mich nun begeben!“

Es sprach zu dem Könige der Held von kühnem Sinn:
„Herr, was ich von Euch habe, nehmt's nun wieder hin;
Es soll von Land und Burgen nichts bei mir besteh'n;
Ich will auf meinen Füßen wieder in das Elend geh'n.“

Doch es jammerte so sehr der König und sein Weib,
Da ließ er an das Wagniß, beides, Seel und Leib.

Rüdeger zieht also mit seinen 500 Mannen in den „Strauß“. In der Begegnung mit Hagen übertrifft die deutsche Ritterlichkeit sich selber (vgl. 47. Abenteuer). Hagen und Volker vermeiden es, ihn zu bestehen. Doch Gernot geräth an ihn und Beide schlagen sich Todeswunden.

[Da sie den Markgrafen todt sahen hergetragen,
Ein Schreiber könnt' Euch nimmer beschreiben oder sagen,
Wie ungestüme Klage sich bei Weib und Mann
Aus tiefem Herzensjammer allda zu zeigen begann.

Da ward Etzels Jammer so groß um den Verlust:
Wie eines Löwen Stimme erscholl des Königs Brust
Von schmerzlichem Wehruf; sein Weib trug gleiche Noth.
Sie klagten laut und mächtig des guten Rüdeger Tod.]

Als man Dietrich die Märe vom Tode Rüdegers bringt, glaubt er es nicht. Hildebrand eilt zum Saale, dort sagt ihm Hagen: „Die Mär ist ungelogen. Wie wohl ich Euch das gönnte, daß lebend wär' der Mann, den Weib und Mann in Wahrheit nie genug beweinen kann!“ Hildebrand fordert den Leichnam heraus. Wolfart (sein Neffe) mischt sich hinein und wird von Volker verhöhnt. Der Neffe reißt nun den Oheim sammt dessen Mannen in den Kampf. Da ward der Saal fast leer! Der Fiedelspieler lag todt; ihm hatte Hildebrand „die Saiten so verzogen“ — daß er nimmer fiedeln konnte.

V. Die letzte Scene:

„Nun war der Degen keiner lebend dort zu seh'n,
Als Gunther und Hagen, ganz allein die Zween.
Mit Blute ging beronnen der alte Hildebrand;
Er brachte leide Mären, da er Dietrichen fand.“

Da die Zween sich nicht als Dietrichs Geisel die Rückfahrt gewinnen wollen, so springt der Gothe auf sie zu, bezwingt sie, erst Hagen, dann Gunther, und liefert sie lebend an Chriemhild aus. „Ihr sollt sie leben lassen“, rief er; „sie sprach, sie thät' es gerne.“ Man wirft sie in den Kerker. Bald rollt dort Gunthers Haupt. Die Teufelin trägt es zu Hagen, und da er den Ort des Nibelungenhortes auch jetzt nicht verräth, reißt sie ihm das Schwert aus der Scheide und schlägt sein Haupt herunter. Es war Sigfrids Schwert. „Das trug mein holder Liebster, da ich zuletzt ihn sah, an welchem mir ein Herzeleid vor allem Leide geschah“; so sprach sie; aber es war auch ihr letztes Sprechen. „Traun, sie genießt es nicht, daß sie ihn zu schlagen wagte“, ruft Hildebrand, und „zu Chriemhilden er sprang; er schlug der Königsfrauen einen Schwertesschwang.“

Dietrich und Etzel, zu weinen sie begannen;
Sie klagten da von Herzen um ihre Sippen und Mannen.

Ich kann euch nicht bescheiden, was weiter da geschah;
Nur daß man Frau'n und Ritter dorten weinen sah,
Dazu die edlen Knechte, um lieber Freunde Tod.
Hier hat die Mär' ein Ende. Das ist der Nibelungen Noth.

4) So ist denn das großartige Bild vor uns entrollt! Welche Idee aber liegt ihm zu Grunde? Wir möchten sagen, es sei dadurch dargestellt, wie ein Weib lieben und hassen, wie es aus Liebe zur Furie werden kann; allein der Dichter hatte wohl einen andern Grundgedanken im Auge, nämlich den: „Die Liebe lohnt zuletzt immer mit Leid.“

Wehmüthig durchklingt dieser Gedanke das ganze Lied. Gleich im ersten Gesang spricht ihn Chriemhilde der Mutter aus, als diese ihr den erzählten Traum auf den künftigen Verlobten deutet, Chriemhild aber nichts von einem Manne wissen will. Selbst mitten in den heitern sonnigen Scenen läßt der Dichter den Hörer ahnen, daß der Ausgang ein tragischer sein werde, und im letzten Gesang noch ruft er ergriffen ihm zu:

„Mit Leide was verendet des Küneges hôzît,
Als je die Liebe Leide ze aller jungiste gît.“

§ 16. „Der Nibelungen Not" (Fortsetzung).

(Werth und Geschichte dieses Epos.)

1) Die Composition des Gedichtes ist großartig und kunstvoll; bei der Auswahl wie bei der Anordnung des Stoffes zeigt sich das Genie des Dichters, ebenso in den vorgeführten Charakteren.

2) Der Dichter kannte die Sage in ihrem ganzen Umfange; aber er hat mit künstlerischem Tacte aus ihr und den Volksliedern nur das ausgewählt, was für die Schönheit des Gedichtes paßte. So hält er uns z. B. im Anfange nicht etwa auf mit einer Jugendgeschichte Sigfrids (er läßt die nöthigen Momente daraus erst später durch den länderkundigen Hagen berichten, als Sigfrid in Worms zu Hofe reitet), sondern führt uns sogleich auf den Schauplatz des ersten Theiles und stellt uns die Hauptperson des Ganzen vor. Ebenso meisterhaft schließt der Dichter ab und schweigt. „Als Chriemhild ihr Ziel erreicht und sie selbst zum Opfer gefallen, da endet das Lied und der Dichter erläßt uns den Schmerz des überlebenden Etzel, wie ihn die „Klage"[1] so endlos und ermüdend ausmalt. Die Theilnahme des Hörers, des Lesers weilt nur bei den Gefallenen, nicht bei den Ueberlebenden; nur matt konnte erscheinen, was nach dem erschütternden Schicksal kam" (Bartsch). — Ebenso kunstvoll ist die Gliederung und Aufeinanderfolge der einzelnen âventiure, sowie die Ausfüllung etwaiger Lücken, welche die Lieder und sonstige Ueberlieferung ließen. Die Begebenheiten folgen nicht bloß chronologisch, sondern sie hängen auch auf's Innigste zusammen: die eine Handlung ist nothwendige Folge der andern. Alle Verwicklungen zielen auf den Ausgang (die Katastrophe) hin, bereiten ihn vor.

3) Die Charaktere sind so naturtreu, so alle am rechten Platz, daß sie wesentlich den Kunstwerth des Epos erhöhen. Die Gesinnungen und das Handeln der deutschen Recken ist durchaus deutsch-national, das Empfinden und Handeln der Frauen echt weiblich. — Am großartigsten ist die Auffassung von Chriemhilds Charakter. Wie das Morgenroth tritt sie auf, als sie erstmals dem Sigfrid begegnet und ihn begrüßt. Die ganze Versammlung bestrahlt sie dort mit glühender Schönheit, mit ihrer jugendlichen Majestät; aber fürwahr, auch dieses „Morgenroth" verspricht keinen vollen heitern Lebenstag, weder für Gunther und seine Mannen, noch für Sigfrid und Chriemhild selbst, blutroth sollen diese Alle noch werden wegen ihr, Sigfrid durch ihre Minne,

---

[1] Die „Klage" ist der Titel einer von einem andern Dichter um das Jahr 1170 gedichteten Fortsetzung des Nibelungenliedes.

die Andern durch ihren Haß. Schön zeichnet Platen ihren Charakter mit den Worten:

Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt voll schüchterner Huld dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durch's Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Grauenvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.

Und doch ist noch ein edler Zug an diesem dämonischen Weibe, der unser Mitgefühl für sie weckt; es ist die Treue, die das Grab überdauert, die Treue gegen den einzigen Mann, den sie geliebt, gegen Sigfrid. — Treue ist auch ein Hauptzug an dem Charakter des grauenhaften Hagen. Er ist das Urbild deutscher Mannestreue. Aus Treue fürchtet er weder Tod noch Hölle, aus Treue scheut er selbst die Schmach des Meuchelmörders nicht. Aber er ist nebenbei ein trotziger, finsterer Mensch, voll Ehrgeiz und Neid gegen Sigfrid. Darum haßt er diesen, darum ist ihm selbst gedient, so er gegen Sigfrid seiner Herrin Dienste thun kann. Die letztgenannten Züge stempeln ihn zu der grauenhaftesten Gestalt im Gedichte. — Ueberaus liebenswürdig hingegen sind Sigfrid und Rüdeger. „Sigfrid ist eine ideale Heldengestalt, die jugendlich von der Erde scheidet, im vollen Gefühle der Kraft, eine Gestalt, an der man so recht seine herzliche Freude haben kann, ein ächter Mann mit einem vertrauenden Kinderherzen" (Bartsch). Rüdeger, ein Musterbild für Fürsten und Ritter, weitberühmt als „der milde" (gastfreundschaftliche), läßt tief genug in seine Seele schauen in den wenigen Worten, die wir oben von ihm anführten. Nicht umsonst beklagen Alle, Freunde und Gegner, seinen Fall!

4) Was die Darstellung betrifft, so kommen die Ereignisse rasch nach einander; der Dichter enthält sich, wie es bei dem ächten Volksepos sein muß, jedes eigenen Urtheils oder Belehrung. Keine weitläufige Schilderung findet sich darin, wohl aber die vollständigsten und lebendigsten Gemälde mit wenig Strichen. Die Gleichnisse kommen sparsam vor, sind aber um so treffender. — Die Sprache ist durchaus einfach, streng abgemessen, aber dennoch ist die Zeichnung der Charaktere eben so scharf wie gelungen. Leibhaftig treten da vor uns auf: der arglose, ehrliche Sigfrid, der weise, besonnene Dietrich, der treue, offene, edle Rüdeger. Ganz vortrefflich ist die Darstellung Chriemhildens und Hagens. Die großen Leidenschaften, die blutigen Kämpfe sind furchtbar schön geschildert. — Kunstvoll weiß der Dichter insbesondere auch von dem malerischen Elemente Gebrauch zu machen. So schildert er uns den zur Jagd ausziehenden Sigfrid noch einmal in vollem Glanze als einen „hêrlîche jegere, vil hôhe gemuot"; er malt

ihn uns von Kopf bis zu Fuß, bis auf die reichen Borten des Köchers (vgl. Str. 979—985): damit wir dann um so mehr für ihn fühlen, wenn wir ihn gleich nachher, wie ein mit Blumen bekränztes Opfer, zum Brunnen laufen und dort die Blumen röthend sterben sehen. — Das Versmaß ist die sog. Nibelungenstrophe, bestehend aus vier Langzeilen mit je 6—7 Hebungen. Als Beispiel diene die erste Strophe:

„Uns ist in alten maeren wunders viel geseit,
von helden lobebaeren, von grôzer kuonheît,
von fröuden hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen."

5) Ein Epos mit solchen Vorzügen ist ein wahrer Brillant in der deutschen Dichterkrone. Sein Werth ist um so größer, als darin die Nationaltugenden unserer Vorfahren (s. § 4) so sehr verherrlicht sind. Besonders ist der deutschen Treue darin ein Denkmal gesetzt. Sie bildet „das schlagende Herz dieses, wie des deutschen Epos überhaupt" (Gervinus). Darum sagt auch Göthe: „Die Kenntniß dieses Gedichtes gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Jedermann sollte es lesen." Zwar war es Jahrhunderte verschollen, aber nun wird es nimmer in Vergessenheit gerathen können. Auch Friedrich der Große würde ihm jetzt wohl nicht mehr, wie er es einst gethan, einen Platz in seiner Bibliothek versagen.

6) Aus dem Staube der Vergessenheit zog es Bodmer vor 100 Jahren heraus, indem er eine Handschrift zu Hohenems (Tyrol) entdeckte und herausgab. Nach und nach fanden sich vielerlei Manuscripte dieses Epos. Eines der ältesten und besten ist im Besitze Sr. Durchl. des Fürsten zu Fürstenberg (in Donaueschingen).

Wie Sîfrit beklaget und begraben wart.

Dô biten si der nahte und fuoren über Rîn.
von helden kunde nimmer wirs gejaget sîn:
ein tier, daz si dâ sluogen, daz weinden edeliu wîp;
jâ muoste sîn enkelten vil guoter wîgante lîp.

Von grôzer übermüete muget ir hoeren sagen
und von eislîcher râche. ez hiez Hagne tragen

Wie Sigfrid beklagt und begraben ward.

Bis zu der Nacht sie harrten und fuhren über'n Rhein.
Nie konnte noch von Helden schlimmer gejaget sein.
Das Wild, so sie da schlugen, drob weinte manch hehres Weib;
Auch mußte sein entgelten manches Kämpen edler Leib.

Von großem Uebermuthe mögt ihr hören sagen,
Und gräßlicher Rache. Hagen hieß da tragen,

Sîfriden alsô tôten von Niblunge lant
für eine kemenâten, dâ man Kriemhilde vant.

Er hiez in tougenlîche legen an die türe,
daz si in dâ vinden solde, sô si gienge her füre
hin ze mettîne, ê daz ez wurde tac,
der diu frouwe Kriemhilt vil selten eine verlac.

Man lûte dâ ze dem münster nâch gewoneheit.
Kriemhilt diu vil schoene wacte mänige meit;
ein lieht bat si ir bringen und ouch ir gewant.
dô kom ein kameraere dâ er Sîfriden vant.

Er sach in bluotes rôten; sîn wât was elliu naz.
daz ez sîn hêrre waere, ni en wess er daz,
hin ze der kemenâten daz lieht truoc an der hant,
bî dem vil leidiu maere frouwe Kriemhilt ervant.

Dô si mit ir frouwen ze kirche wolde gân,
dô sprach der kameraere: „frowe, ir sult stille stân;
ez lît vor dem gademe ein ritter tôt erslagen."
„ouwê", sprach frou Kriemhilt, „was wil du solher maere sagen?"

Ê si rehte erfunde, daz ez waere ir man,
an die Hagnen frâge denken si began,
wie er solde in fristen; êrst dô wart ir leit.
von ir was allen fröuden mit sîme tôde widerseit.

Si seic zuo der erden, daz si niht ensprach;
die schoenen fröudelôsen ligen man dô sach.

Todt wie er lag, Sigfriden von Nibelungenland,
Vor eine Schlafkammer, worin man Kriemhilden fand.

Da hieß er ihn heimlich legen an die Thür,
Daß sie ihn finden sollte, wenn sie ginge herfür
Zu der Frühmetten, eh' daß es würde Tag,
Deren Kriemhild selten eine zu versäumen pflag.

Man läutet' in dem Münster zur gewohnten Zeit.
Kriemhilde, die viel schöne, weckte manche Maid;
Sie hieß ein Licht sich bringen, und auch ihr Gewand.
Da kam daher ein Kämmrer, so daß er Sigfriden fand.

Er sah ihn roth von Blute; all' sein Gewand war naß.
Daß es sein Herre wäre, noch nicht wußt' er das.
Er trug zur Schlafkammer das Licht in seiner Hand,
Bei dessen Schein Kriemhilde die schmerzliche Kunde fand.

Da sie mit ihren Frauen zur Kirche wollte geh'n,
Da sprach zu ihr der Kämmrer: „Frau, Ihr sollt stille steh'n;
Es liegt vor dem Gemache ein Ritter zu Tod erschlagen."
„O weh!" sprach Frau Kriemhilde, „was willst du solche Mären sagen?"

Eh' sie recht erkannte, daß es wär' ihr Mann,
Sogleich an Hagens Frage zu denken sie begann:
„Wie er Sigfrids Leben friste?" Da kam ihr Angst und Noth.
Von ihr ward allen Freuden abgesagt mit seinem Tod.

Sie sank zu der Erden; sie sprach kein einzig Wort.
Die schöne Freudenlose, man sah sie liegen dort.

Kriemhilde jâmer wart unmâzen grôz;
dô schrei si nâch unkreften, daz al diu kemenâte erdôz.

Dô sprach daz gesinde: „waz ob ez ist ein gast?“
daz bluot ir ûz dem munde vor herzen jâmer brast.
dô sprach si: „nein, ez ist Sîfrit, mîn vil lieber man;
ez hât gerâten Brünhilt, daz ez Hagne hât getân.“

Diu frowe bat sich wîsen, dâ si den helt vant.
si huop sîn schoene houbet mit ir vil wîzen hant;
swie rôt ez was von bluote, si het in schiere erkant.
dô lac vil jaemerlîche der helt von Niderlant.

Dô rief trûreclîchen diu küneginne milt:
„wê mir dises leides! nu ist dir doch dîn schilt
mit swerten niht verhouwen; du bist ermorderôt.
wess ich, wer ez het getân, ich riete im immer sînen tôt.“

Allez ir gesinde klagete unde schrê
mit ir lieben frouwen; wand in was vil wê
umb ir edelen hêrren, der dâ was verlorn.
gerochen hete Hagene vil übele Brünhilde zorn.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Ju enkunde nieman daz wunder vol sagen
von rittern und von frouwen, wie man die hôrte klagen,
so daz man des wuofes wart in der stat geware.
die edelen burgaere kômen gâhende dare.

Unmäßig großer Jammer ward bei Kriemhilden wach;
Nach der Ohnmacht schrie sie, daß rings erscholl das Gemach.

„Wie ob's ein Gast wohl wäre?“ so das Gesinde sprach.
Das Blut vor Herzensjammer ihr aus dem Munde brach.
Da sprach sie: „Nein, 's ist Sigfrid, mein viellieber Mann.
Das hat gerathen Brünhild, und Hagen hat es gethan.“

Sie ließ sich hinführen, wo sie den Helden fand.
Sie hub sein schönes Haupt empor mit ihrer weißen Hand;
Wie roth es war vom Blute, sie hatt' ihn bald erkannt.
Jammervoll erschlagen lag da der Held von Niederland.

Da rief sie gar traurig, die Königsfraue mild:
„Weh' mir dieses Leides! Nun ist dir doch dein Schild
Mit Schwerten nicht verhauen; ermordet liegst du hier.
Wüßt' ich, wer es hat gethan, mit seinem Tode zahlt' er mir.“

Da schrie und klagte alle des Ingesindes Schaar
Mit ihrer lieben Frauen; wie wehe ihnen war
Um ihren lieben Herren, der da war hingerafft!
Gerochen hatte Hagen Brünhildens Zorn gar frevelhaft.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Euch könnte nimmer Jemand das Wunder völlig sagen
Von Rittern und von Frauen, wie man die hörte klagen;
So daß man des Wehrufs ward in der Stadt gewahr.
Die edeln Bürgersleute, eilends kamen sie dar.

Si klagten mit den gesten; wan in was harte leit.
Sîfrides schulde in wâren niht geseit,
durch waz der edel recke verlôs dâ sînen lîp.
dô weinden mit den frouwen der guoten burgaere wîp.

Smide hiez man gâhen wurken einen sarc
von silber und von golde, michel unde starc,
und hiez in vaste spengen mit stâle, der was guot
dô was al den liuten harte trûric der muot.

Diu naht was ergangen; man seite, ez wolde tagen.
dô hiez diu edel frouwe zuo dem münster tragen
Sîfrit den hêrren, ir vil lieben man.
swaz er dâ friunde hête, die sach man weinende gân.

Dô s'in zem münster brâhten, wie vil dâ glocken klanc!
dô hôrt man allenthalben maneges pfaffen sanc.
dô kom der künic Gunther dar mit sînen man,
und ouch der grimme Hagene; daz waere bezzer verlân.

Er sprach: „liebiu swester, wê der leide dîn,
daz wir niht môhten âne sô grôzes schaden sîn!
wir müezen immer klagen Sîfrides lîp.“
„daz tuot ir âne schulde“, sprach daz jâmerhafte wîp.

„Waer iu dar umbe leide, sô waer ez niht geschehen.
ir hetet mîn vergezzen, des mag ich wol jehen,
dâ ich dâ wart gescheiden und mîn lieber man.
ei wolde got der wâre, waer ez selber mir getân!“

Sie klagten mit den Gästen; denn es schmerzte sie sehr.
Von Sigfrids Verschulden wußten sie keine Mär',
Warum der edle Recke erlitt so blut'gen Fall.
Da weinten mit den Frauen der guten Bürger Weiber all'.

Schmiede hieß man eilen und machen bereit
Einen Sarg von Gold und Silber, stark und lang und breit,
Und ihn verseh'n mit Spangen von Stahle, der war gut.
Da war all' den Leuten gar sehr traurig zu Muth.

Die Nacht war vergangen; man sagt', es wolle tagen.
Da hieß die edle Fraue zu dem Münster tragen
Sigfrid, den Herren, ihren viellieben Mann.
So viel er Freunde hatte, die zogen weinend heran.

Da sie ihn zum Münster brachten, wie manche Glocke klang!
Da hörte man allenthalben vieler Pfaffen Sang.
Da kam mit seinen Mannen auch Gunther daher,
Und auch der grimme Hagen; was besser unterblieben wär'.

Er sprach: „Liebe Schwester, o weh des Leides dein,
Daß wir so großen Schadens nicht ledig konnten sein!
Wir müssen stets beklagen, daß ihn der Tod uns nahm.“
„Das thut ihr ohne Ursach'“, sprach die Frau im bittern Gram.

„Wenn es leid euch wäre, so wär' er nicht erschlagen.
Ihr hattet mein vergessen, das darf ich wohl sagen,
Da ich ward geschieden von meinem lieben Mann.
O wollt' es Gott, der wahre, es wäre mir selbst gethan!“

Si buten vaste ir lougen. Kriemhilt begunde jehen:
„swelher sî unschuldec, der lâze daz besehen;
der sol zuo der bâre vor den liuten gân:
dâ mac man die wârheit harte schiere bî verstân.“

Daz ist ein michel wunder; dicke ez noch geschihet:
swâ man den mortmeilen bî dem tôten sihet.
so bluotend im die wunden, sam ouch dâ geschach;
dâ von man die schulde dâ ze Hagenen gesach.

Die wunden fluzzen sêre, alsam si tâten ê.
die ê dâ sêre klagten, des wart nu michel mê.
dô sprach künic Gunther: „ich wil'z iuch wizzen lân:
in sluogen schâchaere; Hagene hât ez niht getân.“

„Mir sint die schâchaere“, sprach si, „vil wol bekant.
nû lâze ez got errechen von sîner friunde hant.
Gunther unde Hagne, jâ habet ir'z getân.“
die Sîfrides degne heten dô zuo strîte wân.

Sie blieben fest beim Läugnen. Da sprach Kriemhilde schier:
„Wer da ist unschuldig, der beweis' es mir;
Der soll zu der Bahre vor allen Leuten geh'n:
Daraus mag man gar balde die rechte Wahrheit erseh'n.“

Das ist ein großes Wunder (noch jetzt es oft geschieht),
So man den Mordbefleckten nah bei dem Todten sieht,
So bluten ihm die Wunden. Also auch dort geschah;
So daß man aus dem Zeichen die Schuld Hagens dort ersah.

Die Wunden flossen heftig, wie sie gethan vorher.
War vorher großes Klagen, deß wurde nun viel mehr.
Da sprach der König Gunther: „Ich gebe dir Bericht:
Ihn erschlugen Schächer; fürwahr, Hagen that es nicht.“

„Mir sind diese Schächer“, sprach sie, „gar wohl bekannt.
Nun lass' es Gott nur rächen durch seiner Freunde Hand!
Ja, Gunther und Hagen, nur ihr habt es vollbracht.“
Da waren Sigfrids Degen wiederum auf Streit bedacht.

§ 17. Kudrun.

(Inhalt dieses Epos.)

1) Dieses Epos führt seinen Namen von einer friesischen Königstochter. Es schildert jedoch nicht bloß das Lebensschicksal der Kudrun, sondern auch das ihrer Mutter Hilde und ihres Großvaters Hagen. So sind eigentlich drei Dichtungen zu einem Epos aneinandergereiht. Schauplatz desselben sind die Nordseeküsten nebst der Normandie, ja die See selbst mit ihren Wogen und Stürmen, mit ihren Inselreichen und Inselburgen.

2) Hagens Jugendgeschichte erzählt der erste Theil also:

Hagen ist der Sohn Sigebants, Königs von Eyrland. Als 7jähriger Knabe wird er mitten im Jubel eines Hoffestes von einem Greifen geraubt und auf

eine ferne Insel getragen. Durch glückliche Fügung entkommt er seinem Räuber und wird von drei Königstöchtern ernährt, die gleiches Loos getroffen hat. So wächst er zum Helden heran. Nach Jahren kommt ein Schiff an der Insel vorbei. Auf ihm retten sich alle nach Eyrland. Hagen besteigt des Vaters Thron und vermählt sich mit Hilde, einer der drei Königstöchter.

3) Im andern Theile ist Hilde, Hagens Tochter, die Hauptperson. Das Land des Königs Hettel, der sie nach mancher Anstrengung entführen läßt, haben wir uns an der deutschen Nordseeküste zu denken. Hegelinge (? Hedelinge) ist der Name seines Volkes. Die drei Sendlinge sind Vasallenkönige Hettels, deren Marken an Hettels Land anstoßen. Der Inhalt dieses Theiles ist:

I. Hagen liebt sein Kind so sehr, daß ihm alle Freier zuwider sind. Er tödtet die Boten derselben und will Hilde nur mit dem verloben, der ihn im Kampfe besteht. Das weiß Hettel, König der Hegelingen (Friesland), der sich auch um Hilde's Hand bewerben will. Er fängt es also listig an, indem er seine drei besten Helden (Vasallen) als Brautwerber gewinnt. Als Kaufleute, mit goldenen Spangen und Edelsteinen beladen, fahren sie nach Irland. Sie landen, bringen reiche Geschenke nach Hof und legen unter des Königs Schutz am Strande ihren „Kram“ aus.

[Aufschlagen nun ließ Frute ein Dach zu seinem Kram;
So reichen Marktes Kunde Niemand zu Ohren kam
Zuvor in allen Landen, und wollten Handelsleute
So billig Güter geben, sie würden ihrer ledig sein noch heute.

Es kaufte, wer da wollte, Geschmeid und rothes Gold;
Der König ward den Gästen darob in Gnaden hold.
Ja selbst wer zum Geschenke ein Kleinod mocht' begehren,
Da säumten sie nicht lange, den Wunsch ihm willig zu gewähren.

Was man auch immer sage von Fruten und von Waten,
Noch größer Maß der Milde die starken Recken thaten,
Als man ihnen mochte jemals nur zutrauen.
Sie rangen nach der Ehre; das sagte man bei Hof den schönen Frauen.

Man sah viel Arme tragen der Fremdlinge Gewand,
Und wer sein Gut verloren, dem ward gar oft sein Pfand
Aus der Haft gelöset; von ihren Kämmerlingen
Erhielt die junge Hilde Kunde wohl von all' den Wunderdingen.]

II. Sie verschaffen sich von Tag zu Tag mehr des Hofes Gunst, ein jeder auf andere Weise: Frute durch seine Freigebigkeit, Wate durch seine Stärke, Horant durch seinen Gesang. Köstlich ist Wate geschildert. Sein naives Wesen erheitert besonders die Frauen. Wie wenn er im Fechten ein Anfänger wäre, geht er bei dem König in die Lehre, „die vier guten Hiebe“ zu lernen, deren sich der König rühmte.

[Der Gast sprach zu dem König: „Wirst du auch schonen mein,
Daß ich von dir, o König, mag ungefährdet sein?
Wenn du mir Wunden schlügest, ich schämte mich vor Frauen.“
Doch er verstand zu fechten, daß er sich selber durfte wohl vertrauen.

Die Leute sahen gerne der beiden Kämpen Kraft;
Der König bald erkannte Wate's Meisterschaft.
Er zürnte fast, doch mußt er Ehren halber schweigen;
Auch schien er in dem Kampfe sich als der Stärkere zu zeigen.

Zum König sprach nun Wate: „Lass' g'nug des Spieles sein!
Ich hab' nun wohl gelernet, die vier Hiebe dein
Mit rechter Kunst zu führen, und will es gern dir danken."
Er hat ihm einst gelohnet wie einem wilden Sachsen oder Franken.

Da sprach der König Hagen: „Hätt' ich dich eh' gekannt,
So hätt' ich nicht genommen das Schwert in meine Hand.
Nie sah ich einen Schüler so schnell die Schule machen."
Ob diesem Wort begannen die edlen Herren alle laut zu lachen.]

Doch den besten Dienst that Horant seinem Herrn. Er sang so wundervoll; alle bezauberte er. Wenn er hub an zu singen,

Da schwiegen alle Vögel vor seinem süßen Sange,
Die Leute, die da schliefen, die lagen nicht mehr lange,
Die Thiere in dem Walde ihre Weide ließen steh'n,
Die Würmer, die da sollten in dem Grase geh'n,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Die ließen ihre Fährte. Wohl konnt' er seiner Kunst da wohl genießen.

Der Sänger muß sogar in der Kemenate Hilde's singen. Dort lenkt er die Rede auf Hettel.

Er sprach zur schönen Hilde: „Viel holdes Mägdelein,
Mein König hat beständig an dem Hofe sein
Zwölf Meister, deren Lieder süßer noch erschallen,
Doch wird das Lied des Königs am allerbesten dir gefallen."

Sie sprach: „Und ist so kundig dein Herr der Sangeskunst,
So geb' ich gern gefangen mein Herze seiner Gunst.
Ich lohn' ihm seine Sehnsucht nach mir, sein treues Minnen:
Dürft' ich vor meinem Vater, ich wollte gerne folgen euch von hinnen."

III. So verlockt die Nachtigall das zarte Täublein, mit ihr nach Hettels Land zu fliehen. Nach einem Plane des „listreichen Dänen" (Horant) entführt man sie zu Schiff. Hagen verfolgt die Flüchtigen, erreicht sie erst kurz nach deren Landung. Auf Frieslands Strand „spielte man so auf zu Waffentanz, daß Feuer flog im Wind aus harten Eisenhelmen, im Angesicht der Frauen. Die Königstochter faßte ob ihrer Flucht mit Fremden Reu' und Grauen". Wate und Hagen gerathen aneinander und verwunden sich; da mahnt Hettel zum Frieden und alle stimmen bei.

Der junge König Hettel den Helm vom Haupte band;
Man hörte Frieden rufen nun über alles Land.
Es sprach der Vater Hildens, der Streit geschieden wäre.
In langer Zeit vernahmen die Frauen nicht so frohe Märe.

Da sprach die Jungfrau: „Dürft' ich nur wagen mich hinan;
Doch hab' ich meinem Vater so vieles Leid gethan,
Daß meinen besten Freund ich nicht wage zu empfangen.
Er und die Seinen werden gar wenig wohl nach meinem Gruß verlangen."

Horant der Däne faßte die Jungfrau an der Hand
Und führte sie mit Frute hin, wo sie Hagen fand.
Der sprach zu ihr: „Willkommen, vielliebe Tochter Hilde.
Ich kann's nicht unterlassen, zu grüßen dich in Gnaden und in Milde."

Hilde muß noch einmal mit nach Hause zurück; doch bald kehrt sie als Verlobte Hettels wieder.

4) Erst im dritten Theile, welcher hauptsächlich in der Normandie spielt, erscheint Kudrun (Chaudrun) auf der Bühne. Ihr Verlobter ist Herwig, König von Sêlant, welches aber nicht die dänische Insel ist, sondern wahrscheinlich das friesische Seeland. Folgendes ist der Inhalt:

I. Hettel und Hilde erfreuen sich zweier Kinder, des Ortwein und der schönen Kudrun. Diese zieht königliche Freier herbei, so den Siegfried von Morland und Hartmut von der Normandie. Sie wäre letzterem schon geneigt, aber die Eltern verschmähen ihn wie den Siegfried. Glücklicher ist Herwig, ein Königssohn von Seeland (an der Scheldemündung), mit welchem Kudrun sich verlobt.

II. Zur Zeit ihres Brautstandes zieht Hettel in den Krieg; Herwig steht ihm bei. Hartmut benützt dies, fällt in Friesland ein, und raubt Kudrun nebst ihren Hofdamen. Sobald wie möglich setzt Hettel dem Räuber nach, erreicht ihn auf dem Wülpensant (einer Insel an der Scheldemündung), verliert jedoch Kampf und Leben, letzteres durch den alten Normannenkönig Ludwig. In der eingebrochenen Nacht segeln die Entführer unbemerkt weiter. Zum Verfolgen waren die Hegelingen zu schwach; sie bestatten Freund und Feind und stiften auf dem Werder ein reiches Kloster mit Hospitalitern (spitalaere). Die „pfaffen“ darin sollten durch Beten und Singen sorgen, „wie sie zu Gottes Hulden die von Hegelingen von ihren großen Schulden und ihren Missethaten möchten bringen“.

III. Wate bringt die Märe an Hilde's Hof und gelobt einst Rächer zu sein, wenn der Nachwuchs wehrhaft geworden; Kudruns Schiff aber nähert sich der Normandie.

Als Ludwig der Normanne seine Burgen sah,
Zu der schönen Kudrun sprach der König da:
„Seht ihr die Burg dort, Jungfrau? Die werdet ihr bewohnen;
Wollt ihr uns Gnade schenken, so wollen wir mit reichem Land euch lohnen.“

Da sprach in großer Trauer die edle Königsmaid:
„Wie soll ich Gnade üben? Ist von mir selber weit,
Ob eueres Verschuldens, die Gnade doch geschieden;
So glaub' ich, daß in Zukunft nur Jammer sei mein Theil hienieden.“

Von Neuem sagte Ludwig: „Laßt euch das leid nicht sein!
Schenkt Hartmut eure Minne, dem Sohn und Erben mein,
Und Alles, was wir haben, das soll euch angehören.
So mögt ihr mit dem Degen in Wonne leben und in Ehren!“

Da sprach Frau Hildens Tochter: „Entlaßt mich dieser Noth!
Eh' ich Herrn Hartmut nähme, wär' ich viel lieber todt.
Er ist nicht solchen Stammes, daß ich ihn möchte minnen;
Ich will viel eher sterben, als ihn zum Ehgemahl gewinnen.“

Es that dem König Ludwig die stolze Rede weh;
Er griff sie bei den Haaren und warf sie in die See.
Doch solcherlei Beginnen war Hartmut nicht gewogen;
An ihren blonden Flechten hat er sie in das Schiff zurück gezogen.

IV. So „übel es Ludwig verstand, zarte Frauen zu pflegen“, so übel verstand es auch sein Weib Gerlinde, unter deren Obhut nun Kudrun kam. Sie war eine „alde vâlendinne“. Viel zartfühlender zeigten sich Hartmut und seine schöne Schwester Ortrun gegen die „Heimathlose“. Gerlinde sucht

nun Kudrun für die Ehe mit Hartmut zu gewinnen. Da Bitten und Versprechen umsonst sind, so versucht es Gerlinde mit Strenge; sie behandelt die Anbefohlene wie die geringste Magd, läßt sie Jahre lang als solche dienen und seufzen. Kudrun aber bleibt treu, bis nach erst 13 Jahren die Rettung kommt.

V. Ortwein und Herwig nahen mit einer Flotte. Beim Auskundschaften finden sie Kudrun und Hildburg als Wäscherinnen am Meer, barfuß im Schnee stehend. Sie erkennen sich; aber zu ritterlich ist ihr Sinn, um die im Sturm Geraubte ihren Feinden zu stehlen: sie wollen nach Heldenart sie nur im Sturm gewinnen. Tags darauf stürmen sie Ludwigs Veste. Der alte Wate feuerte an:

> Wollt ihr Kudrunen helfen aus der Noth,
> So sollet ihr die Kleider wieder machen roth,
> Die da gewaschen haben ihre viel weißen Hände.

Im Kampfe, dem Kudrun von der Burg aus zusieht, fällt der greise Ludwig. Gerlinde „die wûlpinne" will sich deßhalb an Kudrun vergreifen; doch Hartmut ist der Bedrängten Schild. Sie vergilt es ihm gleich nachher viel gut; denn durch ihr Rufen vom Fenster aus rettet sie ihn vor Wate's Ingrimm. Ja, nach Erstürmung der Burg sammelt sie die weinenden Burgfrauen wie eine Henne ihre Küchlein, und selbst Gerlinde will sie nicht verrathen. Mit flammendem Auge und ellenlangem Barte sucht sie aber Wate; er findet und enthauptet sie. — Freunde wie Feinde, diese als Gefangene, fahren nun nach Hilde's Land. An der Seite der Mutter tritt dort Kudrun wie ein Friedensengel auf und verbindet die Entzweiten durch gar festes Band: Sie leget Hartmuts Hand in die der Hildburg, sie weiset ihrem Bruder Ortwein die edle Ortrun zu, dem König Siegfried bestimmt sie Herwigs Schwester und von Herwig will sie selbst sagen: „der herre mîn". Da geschah die Hochzeit; „nie schieden die Recken besser von einer solchen".

5) Wir sehen aus dieser Skizze, daß dieses Epos mit Recht „das Lied von der Treue" überschrieben werden kann. Es mahnt an das Wort: „Wer ausharrt, wird gekrönt"; denn hier finden wir die Ausdauer in der Treue unter den schwierigsten Verhältnissen, in den drückendsten Fesseln, und finden sie bei einem weiblich zarten, schüchternen Wesen. Wir sehen diese Treue nie welken, sondern stets frisch blühend, aber — wir erleben es auch, daß sie gekrönt wird. So fassen wir denn die Grundidee in den Satz: „Der Lohn unwandelbarer Treue kann nicht ausbleiben."

§ 18. **Kudrun** (Fortsetzung).

(Werth und Geschichte dieses Epos.)

1) Die Kudrunsage ist durchaus altheidnischen Ursprungs. In diesem Epos aber ist sie in die christlich-romantische Zeit verpflanzt. Sowie nun der Dichter die altnordischen rauhen Seehelden in höfische Gewänder und Manieren steckt, seiner Zeit gemäß sie herausputzt, so schiebt er auch christliche Gebräuche ein und läßt sie dieselben mitmachen. Und sowie er dem ungeschlachten Wate Goldborten in das Haar geflochten, so hat er auch einzelne

christlichen Züge in die altgermanischen Charaktere eingemalt; allein bis zu einer wahren, vollkommenen Taufe derselben ist es nicht gekommen, selbst bei der Kudrun nicht. Den heidnischen Trotz und selbst Haß gegen Ludwig, ihres Vaters Mörder, und gegen Gerlinde, die Anstifterin ihres Jammers, hat der Pinsel des Dichters nicht ganz übermalt.

2) Was die Composition des Gedichtes betrifft, so leidet dasselbe freilich an dem Mangel der Einheit: denn die zwei ersten Theile gehören nicht nothwendig dazu; sie sind zu lose mit dem dritten (der erst von der Heldin handelt) verbunden. Der Dichter hatte dies den so beliebten Ritterromanen abgelernt. Um aber gerecht zu sein, muß man doch eine gewisse innere Verbindung darin erkennen, daß die zwei ersten Theile uns Vorbilder von dem Schicksale der Kudrun bieten, indem ja die Großmutter Hilde und ihre Mutter Hilde auch aus der Heimath in die Ferne mit Gewalt gebracht wurden. Noch enger sind der zweite und dritte Theil mit einander verwachsen. Was Hettel an Hagens Vaterherz gesündigt, das widerfährt ihm selbst durch Hartmuth und mit noch schlimmerem Ausgang. Und was Hilde als Tochter verschuldet, das büßt sie als verlassene Mutter und mit ihr noch ihr Kind. Insofern könnte man diese zwei Theile als ein einheitliches Gedicht auffassen mit der Grundidee: Die Sünde, die man an Eltern begeht, straft sich durch die eigenen Kinder (wenigstens durch die Erlebnisse und Schicksale mit ihnen). Poetisch gerecht ist es, daß ihres (der Hilde und Kudrun) Leides Urheber die Rache erreicht; aber auch der freudige Ausgang ist, wiewohl überraschend, doch ungezwungen. Denn er ist der Segen im Gefolge der schwergeprüften und bewährten Treue.

3) Die Charaktere verdienen ähnliches Lob, wie die in dem Nibelungenlied. Die schönsten Züge des germanischen Volkes, furchtlose Tapferkeit, felsenfeste Treue, unbeugsames Rechtsgefühl werden darin vor uns entfaltet. Die lieblichste Gestalt ist natürlich Kudrun. Der Adel des deutschen Weibes hat sich in keiner Frauengestalt der alten Dichtungen so schön ausgeprägt, wie in der Kudrun. Denn bei ihr finden wir vereinigt die Alles opfernde Treue, das stille Dulden, die versöhnende Milde (letztere freilich erst dann vollkommen, nachdem ihres Vaters Tod durch den Tod Ludwigs gesühnt ist) und verklärende Reinheit.

4) „Auf das Feinste und Sorgfältigste sind auch alle Charaktere ausgearbeitet, alle consequent durchgeführt. Nie begegnet es dem Dichter, daß er sie aus der Rolle fallen, sie anders denken und reden läßt, als es jedem von ihnen nach seiner eigensten Anlage zukommt. Meisterhaft sind des Dichters Schilderungen;

das unruhige Wogen des Kampfes, den zauberischen Gesang Horants, die Heimkehr der Wäscherin nach der Unterredung mit Herwig 2c. malt er so, wie nur ein großer Maler es vermag" (Bartsch). Die Schilderungen sind noch lebendiger, als im vorigen Epos, die Sprache bilderreicher. Das Versmaß ist der Nibelungenstrophe nachgebildet, indem die erste und zweite Zeile ganz beibehalten wurde, die dritte und vierte jedoch einen klingenden (weiblichen) Reim erhielt. So hat die Kudrunstrophe, dem Inhalte des Epos entsprechend, einen mehr weiblichen, milderen Charakter.

5) Mit Recht wird also dies Epos „die wunderbare Nebensonne" des Nibelungenliedes genannt. In beiden ist die Hauptperson ein Weib, hervorragend durch Schönheit und Treue. Dort ist es das Weib, getrennt vom Manne durch Mord; hier ist es die Braut, getrennt vom Verlobten durch Raub. Kudrun aber ist gottergeben, sucht nur Rettung, nicht Rache, vergilt zuletzt noch Böses mit Gutem; Chriemhild hingegen lebt in Unmuth dahin, erhitzt sich im Hasse immer mehr, dürstet fort und fort nach Rache, und selbst Blutströme stillen ihren Durst nicht. Kudrun schweigt und duldet, Chriemhild klagt und handelt.

6) Daß dieser poetische Schatz uns nicht verloren ging, verdanken wir dem ritterlichen Kaiser Max I., welcher, selbst eine poetische Gestalt und Dichter, 1502 eine große Sammlung von Abschriften alter Gedichte veranstaltete und sie auf Schloß Ambras (Tyrol) hinterlegen ließ. In dieser allein ist „Kudrun" erhalten.

Aus „Kudrun".

Der Glücksvogel.

Nû swigen wir der degene. ich wil iuch lân vernemen,
die wol mit vreuden waeren, wie den daz mac gezemen,
daz sî müezen waschen in dem vremeden lande.
Gûdrûn unde Hildeburc die wuoschen alle zît ûf einem sande.

Ez was in einer vasten umb einen mitten tach.
ein vogel kam gevlozzen. Gûdrûn dô sprach:
„owê vogel schoene, du erbarmest mir sô sêre,
daz dû sô vil gevliuzest ûf diseme vluote", sprach diu maget hêre.

Schweigen wir der Degen und vernehmen nun,
Wie es denen anstand, die billig sollten ruh'n,
Daß sie waschen mußten in dem fremden Lande.
Gudrun und Hildeburg, die wuschen alle Tage bei dem Strande.

Es war in den Fasten und um den mitten Tag,
Ein Vogel kam geschwommen: nun hört, wie Gudrun sprach:
„O weh, schöner Vogel, du mußt mich wohl erbarmen,
Daß du einher geschwommen kommst auf diesen Fluthen", sprach die Arme.

Dô sprach der vogel schoene: „dû maht dich wol versehen,
maget vil ellende: dir sol grôz liep geschehen.
wilt dû mich vrâgen von dîner mâge lande,
ich bin ein bote der dîne, wan mich got ze trôste dir here sande.“

Dô sprach diu gotes arme: „sît Krist dich hât gesant
uns vil ellenden ze trôste in dize lant,
dû solt mich lâzen hoeren, bote nû vil guoter;
lebet noch inder Hilde? diu was der armen Kûdrûnen muoter.“

Dô sprach der vil hêre: „ich wil dir verjehen,
Hilden dine muoter hân ich gesunt gesehen,
dô sî dir her daz groezest vrumte her ze lande,
daz witewe oder künne durch lieber vriunde willen ie gesande.“

Dô sprach diu maget edele: „bôte dû vil hêr,
lâ dich des niht verdriezen, ich wil dich vrâgen mêr.
lebet noch indert Ortwîn, der künec von Nortlande,
und Herwîc mîn vriedel? diu maere ich harte gerne erkande.“

Dô sprach der vogel schoene: „daz tuon ich dir wol kunt.
Ortwîn unde Herwic die sint wol gesunt.
die sach ich in den ünden ûf des meres muoder.
die ellenthaften degene zugen vil gelîche an einem ruoder.“

Sî sprah: „sô hôrte ich gerne, hâst dû daz vernomen,
sol von Tenemarke Hôrant here komen
mit den sînen helden, die mich in sorgen liezen?
den weiz ich als biderben, daz ich armiu sîn wol möhte geniezen.

Da sprach der schöne Vogel: „Du magst dich wohl verseh'n,
Arme Heimathlose, dir soll groß Heil gescheh'n.
Willst du mich fragen von deinem Heimathlande,
Ich bin der Deinen Bote: Gott schickt mich dir zum Trost zu diesem Strande.“

Da sprach die Gottesarme: „Hat dich Christ gesandt
Uns Heimathlosen zu Trost in dieses Land,
Du sollst mich hören lassen, Bote, du mein guter,
Ist Hilde noch am Leben? sie war der armen Kudrune Mutter.“

Da sprach der hehre Bote: „Das will ich dir sagen:
Hilde, deine Mutter, sah ich gesund vor Tagen,
Als sie dir ein größer Heer zu Hülfe sandte,
Als jemals liebem Kinde eine Mutter oder Nahverwandte.“

Da sprach die edle Jungfrau: „Edler Bote hehr,
Laß dich es nicht verdrießen, so frag ich dich noch mehr:
Ist Ortwin, der König von Ortland, noch am Leben?
Und Herwig, mein Verlobter? der Frage hört' ich gerne Antwort geben.“

Da sprach der schöne Vogel: „Das mach' ich dir wohl kund:
Ortwin und Herwig sind beide noch gesund.
Ich sah sie heute fahren auf des Meeres Wegen:
An Einem Ruder zogen mit gleicher Kraft die beiden edeln Degen.“

Sie sprach: „So hört' ich gerne, sofern es dir bekannt,
Soll auch Horant kommen, der Held von Dänenland,
Mit seinen kühnen Helden, die mich in Sorgen ließen?
Ich weiß ihn so bieder, wohl möcht' ich armes Mägdlein sein genießen.“

„Dir kumt von Tenemarke Hôrant der neve dîn
ûf urliuge starke er und die recken sîn.
er sol das Hilden zeichen tragen in sînen handen,
sô die Hegelinge koment zuo den Hartmuotes landen.“

Dô sprach aber Kûdrûn: „kanst dû mir gesagen,
lebet noch Wate von Stürmen? sô wolte ich niht klagen.
des vreuten wir uns alle, swenne daz geschaehe,
daz ich ouch Fruoten den alten bî mîner muoter zeichen gesaehe.“

Dô sprach aber der bote: „dir kumt in dize lant
Wate von den Stürmen. der hât an sîner hant
ein starkez stiurruoder in einem kiel bî Fruoten.
bezzer vriunde deheiner darftu niht bî urliuge muoten.“

Dô muoste von in scheiden der bote vil hêr.
die ellenden vrouwen vrâgten dô niht mêr.
jâ was in mit gedanken liep unde swaere,
die in dâ helfen solten, wâ daz vil werde ingesinde waere

„Auch Horant dein Neffe kommt von Dänemark
Zu manchem heißen Sturme mit seinen Recken stark.
Er soll in seinen Händen tragen Hildens Zeichen,
Wenn die Hegelingen zu streiten kommen in Hartmuthens Reichen.“

Da sprach wieder Gudrun: „Kannst du mir sagen,
Lebt Wate noch von Sturmland? so wollt' ich nicht klagen.
Deß freuten wir uns Alle, wenn das geschähe,
Daß ich Herrn Frute den alten auch bei meinem Banner sähe.“

Da sprach der Bote wieder: „Dir kommt in dieses Land
Wate von Sturmland; der hält in seiner Hand
Ein starkes Steuerruder in Einem Kiel mit Frute:
Bess're Freunde darfst du zum Kampf nicht wünschen in deinem Muthe.“

Da mußte sie verlassen der Gottesbote hehr.
Die heimathlosen Frauen fragten da nicht mehr:
Doch lag auf ihrem Herzen noch großen Kummers Schwere,
Wo ihrer Helfer werthes Ingesinde jetzo wäre.

§ 19. Kunstpoesie.

1) Diese ist von der Volkspoesie schon durch den Inhalt verschieden; denn der Kunstpoet verschmäht die im Munde seines Volkes lebende Sage; er will Neues erzählen und greift deßhalb gern nach den Sagen des Auslandes, oder er erfindet Abenteuer. In seinen Liedern spricht er auch nicht die Gefühle des Volkes aus, sondern die seines eigenen Herzens: sein Leid, seine Freude, seine Liebe, seine Wehmuth u. s. w. und sucht dadurch Mitgefühl zu gewinnen. Seine Seele ist nämlich der Spiegel, in welchem sich das wirkliche oder gedachte Leben abspiegelt. Je nach dem Zustande dieses Seelenspiegels gibt es andere Bilder.

2) Der Kunstpoet liebt aber auch eine andere Form. Einfache, kunstlose Verse genügen ihm nicht; denn er dichtet ja nicht für das einfache Volk, sondern für die hohen und höchsten Stände. Darum denkt er auf recht zierliche Verse, schmückt sie reichlich mit Betrachtungen, Bildern, Gleichnissen und scheut selbst gelehrte Ausdrücke nicht. Ebenso wählt er ein anderes Versmaß, nämlich die kurzen Reimpaare mit Versen von 3—4 Hebungen, die er gern zu künstlichem Strophenbau vereinigt.

3) Die Kunstpoesie ward nur selten durch Bürgerliche („Meister"), meistens durch Adelige („Herren") gepflegt. Selbst Fürsten, Könige und Kaiser zählt man unter den Kunstpoeten, z. B. Heinrich VI., Konradin. An den Höfen der Fürsten, in den glänzenden Versammlungen der Ritter, Frauen und Jungfrauen ließen die edlen Sänger ihre Zither (Harfe) erklingen. Sie heißen darob auch höfische Dichter.

4) Die höfischen Dichter versuchten sich nicht bloß in epischer Dichtung, sondern vielfach auch in lyrischer, selbst didaktischer Poesie.

§ 20. Das Kunstepos.

1) Zum Kunstepos wurden also vielfach fremdländische Stoffe gewählt. Die beliebtesten waren die fränkischen Sagen von Karl dem Großen (vgl. § 9), die Sage vom König Artus mit der Tafelrunde und die Sage vom heiligen Gral. Weil nun diese Sagen von den romanischen Völkern entlehnt waren, so erhielt das Kunstepos auch den Namen romanische oder romantische Poesie.

2) Die Artussage ist britischer Abkunft. Sie verherrlicht ein Ritterthum, dessen Streben rein weltlich ist; denn die ihm Dienenden dürsten nach kühnen Thaten, nur um Ehre oder um Frauenminne zu gewinnen. Der Inhalt der Sage ist folgender:

König Artus, ein alter britischer Held, residirt mit seiner schönen Gemahlin auf Schloß Leon in Wales. Viele hundert Ritter, ausgezeichnet durch Tapferkeit und höfische Sitte, und ebenso viele Frauen voll Anmuth und Zucht bilden seinen Hofstaat. Die zwölf tapfersten und edelsten Ritter sitzen abgesondert an einer runden Tafel. Solcher Ehrenplatz galt für die höchste Auszeichnung des Ritters. Doch nur wer die kühnsten Thaten gethan, die schwersten Prüfungen bestanden, wurde Ritter der Tafelrunde. Von Artus Hof zogen sie deßhalb auf Kampf und Abenteuer aus, besonders wo es galt, Frauen zu schützen oder die von Riesen und Zauberern Bedrängten zu befreien.

3) Die Gralssage besingt hingegen ein geistliches Ritterthum, das dem Christenthum seine volle Kraft weiht. Ihr Ursprung ist spanisch. Ihr Inhalt ist folgender:

Der heilige Gral (celtisch = Schüssel) ist das smaragdene Gefäß, in welchem Christus das Osterlamm genoß und worin Joseph von Arimathäa

das Blut des Gekreuzigten auffing. Wer den Gral jede Woche nur einmal anschaut, kann nicht sterben, nicht altern, und lebte er hundert Jahre. Jeden Charfreitag bringt eine weiße Taube vom Himmel die heilige Hostie, legt sie auf den Gral, dessen Wunderkraft zu erneuern. Gralsritter, das heißt Hüter des Grals zu sein, ist auf Erden die höchste Ehre, das größte Glück. Doch nur die Ritter sind dazu berufen, die sich ebenso durch Reinheit, Frömmigkeit und Demuth, wie durch Tapferkeit vor Allen auszeichnen. Die Berufenen heißen Templeisen oder Templer. Lange befand sich im Abendlande kein dieses Berufs Würdiger. Engel hielten deßhalb den heiligen Gral schwebend in der Luft, bis Titurel, ein französischer Königssohn, auf Montsalvage eine Burg für die Gralsritter und einen Gralstempel von märchenhafter Pracht baute. Dieser Tempel stand inmitten eines dichten Waldes. Niemand konnte durch denselben dringen, ohne vom heiligen Gral erwählt zu sein. Lange Jahrhunderte stand dieser Tempel im Abendlande, bis er wegen der Gottlosigkeit der abendländischen Völker in den Orient entrückt wurde.

4) Die berühmtesten höfischen Dichter, welche Kunstepen schufen, sind: Herr Hartmann von der Aue, Herr Wolfram von Eschenbach und Meister Gottfried von Straßburg. Sie lebten beinahe gleichzeitig. Weniger berühmt, doch nennenswerth sind ihre Nachahmer: Meister Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems. Die Lebensumstände der Genannten sind noch sehr in Dunkel gehüllt; nur wenige Lichtstrahlen erhellen sie.

§ 21. Herr Hartmann von der Aue.

1) Dieser war ein Ritter aus Schwaben und hatte seine Stammburg in der Nähe von dem heutigen Obern-Au (Würtemberg). Nach dem Tode seines Lehensherrn, den er mehrfach beklagt, scheint er sich in Franken aufgehalten zu haben. Von da aus machte er unter Friedrich I. den Kreuzzug mit, kam auch wieder zurück. Er dichtete nicht sowohl, um von seinem Sang zu leben, als „um trübe Stunden aufzuklären, dem Herrgott Ehre zu gewähren, ihm selbst jedoch und seiner Kunst zu schaffen guter Menschen Gunst". Sein Tod fiel zwischen die Jahre 1210 und 1220.

2) Für seine Zeit besaß er viel Bildung, verstand Latein und Französisch, „war wohlbekannt mit aller Art von Büchern". Die Bildung des Herzens besaß er in noch höherem Maße. Aus seinen Gedichten spricht seine Seelengüte, seine Milde, sein inniges Gefühl, vor Allem aber seine wahre Frömmigkeit. So bittet er gleich im Eingang seines „Armen Heinrich" den, der nach seinem Tode diese Dichtung lese, um sein Gebet, „daß Gottes Gnad ihm werd zu Theil für seiner armen Seele Heil". Dabei zeigt er doch stets den ritterlichen Mann. In seinen Gedichten gibt er sich so, daß wir wohl mit seinen eigenen Worten von ihm sagen dürfen:

Falschheit und rohes Wesen
Sind ihm verhaßt gewesen,

Er mied nach einem theuren Eid
Sie alle seine Lebenszeit.
Er war sein ganzes Leben
Der Ehre nur ergeben.

(Aus „der arme Heinrich“.)

So war also Herr Hartmann ein edler Degen und ein ächter Christ, dazu ein wahrer Dichter.

3) Wir besitzen nämlich von ihm vier epische Dichtungen, die seinem Talente alle Ehre machen: „Erec“, „Gregorius auf dem Stein“, „der arme Heinrich“ und „Iwein“. Sie sind schon dadurch schön, daß sich der Seelenadel des Dichters darin abspiegelt. Derselbe versteht es aber auch, so schön zu erzählen, wie kaum ein Anderer, so anmuthig und zierlich und doch so natürlich singt er seine Mären. Deutsche Sprache und höfische Verse bietet er uns in ihrer ganzen Reinheit. Schon Meister Gottfried rühmt deßhalb, „wie lûter und wie reine sin cristallinin Wörtelin sint“ und erkennt ihm „schapel und lorzwi“ zu. Auch in der Zeichnung der Charaktere ist er glücklich und in jeder Dichtung behält er eine Idee im Auge.

4) In den zwei Rittergedichten „Erec“ und „Iwein“ haben wir es mit Artusrittern zu thun. Dem „Erec“ dürfte vielleicht die Idee zu Grunde liegen, daß der Ritter, der ob der häuslichen Behäbigkeit sich „verliegt“, d. h. keine Thaten mehr aufsucht, seines Namens unwerth sei. In dem „Iwein“ ist mehr die Kehrseite dieser Idee dargestellt, daß nämlich der Ritter ebenso wenig um der Abenteuer willen sein Weib und sein Haus ganz vergessen und so das Glück der Familie ganz und gar dem Thatendurste opfern dürfe. Der Form nach ist „Iwein“ Hartmanns beste Dichtung. Sie heißt auch „Der Ritter mit dem Löwen“ und hat folgenden Inhalt:

Iwein, ein Ritter der Tafelrunde, zieht auf Abenteuer aus. Er besteht einen Kampf mit dem Besitzer eines Zauberbrunnens, tödtet ihn und heirathet dessen reiche Wittwe Laudine. Sein Thatendrang läßt ihn aber nicht zu Hause. Er verspricht seiner Frau Rückkehr binnen Jahresfrist, und sie läßt ihn ziehen. Doch in der Lust der Ritterfahrt vergißt er die Heimkehr, Laudine sagt sich von ihm los und die Tafelrunde beschuldigt ihn der Untreue. Da wird er wahnsinnig und lebt wild im Wald. Zwar wird er wieder geheilt; doch erst nach langer Irrfahrt und schweren Prüfungen findet und versöhnt er Laudine wieder. Ein Löwe, den er von einer Schlange befreit, folgt ihm dankbar wie ein „Suchhund“ und hilft ihm jene Prüfungen (Kämpfe mit Riesen und Rittern) leichter zu bestehen.

5) „Gregorius auf dem Stein“ ist „eine seltsame Märe von dem guten Sünder“,

der mehr durch Schuld der Mutter und seine „Tumbheit“ in große Sünde gefallen, dennoch aber, darüber belehrt, 17 Jahre lang, an einen öden Felsen geschmiedet, Buße thut. Da stirbt der Papst und Gott thut es in Rom kund,

daß man den Büßer Gregorius vom Felsen auf den Stuhl Petri berufe. Es geschieht, und in Buße kömmt dann die Mutter zum Sohne, Nachlaß der Sünden zu erlangen. Der Dichter schließt:

Bei diesen guten Kunden hie
Von diesen beiden Sündern, wie
Sie sich nach großer Schuld
Erwarben Gottes Huld,
Darf nimmermehr daran
Ein sündhafter Mann
Ein böses Vorbild nehmen, —
Daß er darob gedenkt also:
Nun sei nur frevelhaft und froh;
Seit diese wir gerettet seh'n
Nach ihrer großen Frevelthat,
So wird auch dir gleich guter Rath.
Wer auf den Wahn in Sünden bleibt,
Und wen dazu der Teufel treibt,
Den hat er überwunden,
In seine Gewalt gebunden.

6) Dem Inhalte nach ist „der arme Heinrich“ Hartmanns schönste Dichtung. „Ueberall steigt aus dieser lieblichen Idylle, wie aus einem reinen Kindesauge, ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung hervor“ (Barthel). Der Grundgedanke dieses Epos ist: Die Liebe, welche in Gott wurzelt, ist allgewaltig: sie überwindet Alles, sie besiegt die widerstrebende eigene Natur sowohl, wie die widerstrebenden Herzen der Mitmenschen und selbst das Herz Gottes. An noch andere herrliche Ideen erinnert das Epos, z. B. an das Wort der Schrift: „Der Herr wählt das Schwache, um das Starke zu beschämen“; um so größer ist sein poetischer Werth. Der Inhalt ist folgender:

I. „Der arme Heinrich“ ist eigentlich „an Gütern wie ein König reich, an Adel manchem Fürsten gleich, und reicher noch an Ruhme im edlen Ritterthume“. Auf der Höhe seines Glücks erscheint er als

Ein Musterbild der Tugend,
Ein Blüthenreis der Jugend,
Der Welt ein fröhlich Spiegelglas,
Der steten Treu' ein Adamas,
Ein Ehrenkranz der edlen Zucht
Und der Bedrängten Hort und Flucht,
Den Seinen all' ein sich'rer Schild,
Dabei in rechtem Maße mild,
Geehrt um manche Heldenthat,
Ein reicher Quell von weisem Rath,
Ein Sänger edler Frauen,
Und herrlich anzuschauen
Von Angesicht und von Gestalt: —

Nur eine Tugend fehlt „dem stolzen Herrn“, die Demuth!

II. „Drum harte Prüfung ihn da traf, ein Wetterschlag im süßen Schlaf, und all' die stolze Herrlichkeit versank in herzzerbrechend Leid.“ Die Misel-

sucht (Aussatz) befällt ihn nämlich: sein schöner Leib bedeckt sich mit Geschwüren und giftigen Wunden. Der Herr prüfte ihn, um „die Seele ihm zu retten aus eitler Weltlust Ketten". Da wird er, den sonst alle Welt ehrte und liebte, gemieden, ja sogar verhöhnt und er heißt nun „der arme Heinrich". Da kann er erwägen:

Gebrechlichkeit ist unser Loos:
Wir wähnen uns in Glückes Schooß,
Bis unser Lächeln Weinen lischt;
Ach, unsers Lebens Honig mischt
Mit bitt'ren Leides Wermuth sich.
Darum, o Mensch, bereite dich:
In deinen schönsten Blüthentagen
Wird dich das Schwert zu Boden schlagen.

Wie Hiob ist er geschlagen, aber er duldet nicht wie jener. „Denn Hiob nahm mit frommem Sinn die schwere Prüfung Gottes hin; er lobte Gott und freute sich der schweren Prüfung inniglich": doch Heinrichs „übermüthig Herz" empörte sich dagegen, „daß er der Ehre Tagen nun sollte Abschied sagen".

[Sein fröhlich Herz erstarrte ganz,
Es schwand der Augen heit'rer Glanz,
Und seines Geistes Muth erlag:
Ein allzuschwerer Donnerschlag
Warf ihn danieder, dunkle Nacht
Umhüllte seiner Sonne Pracht.]

So verflucht er denn sein Dasein, verflucht oft die Stunde, die ihn an's Licht gebracht.

III. Doch noch leuchtet ihm ein Hoffnungsstern — von Süden her! Er reist nach Salerno, wo es die besten Aerzte hatte. Der „Meister sagt ein Mittel ihm zum Heil, doch ist es nicht auf Erden feil"; drum bescheidet er ihn:

„So kann ich keinen Beistand leih'n;
Denn solltet ihr gerettet sein,
So wär's durch eine reine Maid,
Die keusch und züchtig und bereit,
Ihr eig'nes junges Leben
Für euch dahin zu geben.
Des reinen Mägdleins Herzensblut,
Das wär' für euer Leiden gut; —
Doch wißt ihr: Niemand ist zu werben,
Um für des Andern Heil zu sterben.
Drum wenn euch Gott nicht helfen will,
So harret aus, geduldig still."

Er eilt wieder heim; das Leben hat keinen Reiz mehr für ihn. Er verschenkt Geld und Gut an Freunde, Arme und Kirchen und „flehte Gott um mild Erbarmen, die Seele sein ihm zu erretten und sanft im Grabe ihn zu betten". Nur seinen Wohnsitz bedingt er sich aus in dem Maierhofe eines seiner Bauern. Dem klagt er: „Ich habe dieses schwere Leid von Gott verdient zu seiner Zeit. Es stand mein Sinn auf eitle Dinge; ich sann nur, wie es mir gelinge, um Ehre vor der Welt zu hân."

IV. So hatte er also in der Schule des Kreuzes schon ziemlich Fortschritte gemacht. Er hatte sich Gott genähert und nicht zu seinem Schaden. Denn das 10jährige Töchterlein des Maiers, ein Kind voll frommer Einfalt,

pflegt ihn, hört eines Tages von dem Bescheid des Salerner Arztes und entschließt sich, sich für den Armen zu opfern. Die bestürzten Eltern suchen es ihr auszureden. Sie widerlegt alle Einwände, sie ist beredt, „als ob der heilige Geist ihr bei der Rede hälfe". Der Vater meint, sie wisse nicht, was es um das Sterben sei, „sie muthe sich thöricht Unmögliches zu": Doch sie:

Wer sich in Mühsal immerdar
Im Leben plagt, hat auch nur Leid,
Und dennoch kommt auch ihm die Zeit,
Wo er nach all' den schweren Tagen
Zuletzt doch muß den Tod ertragen.
Was hilft es ihm, ein langes Leben
Der Noth, dem Mühsal hinzugeben,
Wenn er nichts weiter kann erlangen,
Als das zuletzt auch zu empfangen,
Was er schon in der Jugend Tagen
Mit leichter Mühe kann erjagen.
Schwer ist's, der Seele Heil zu wahren,
Das Leben droht ihr mit Gefahren,
Und ginge mir mein Heil verloren,
Viel besser wär' ich nie geboren.
Drum muß ich Gott von Herzen preisen,
Will er die Gnade mir erweisen,
Daß ich den jungen Leib darf geben,
Um zu erringen ew'ges Leben.

Die Mutter greift ihr tiefer in das Herz, sie mahnt: „Ist das der Lohn, um mir zu danken? die ich in Schmerzen einst geboren, geht die in Schmerzen mir verloren?" Sie fragt, ob sie den Willen Gottes hassen und sein Gebot vergessen wolle! Zärtlich klagend ruft sie: „O mein geliebtes Töchterlein, du solltest uns're Freude sein, die Sonne unsers Lebens, das Endziel unsers Strebens, und unsers Alters Trost und Stab." — Sie droht ihr schließlich mit dem „Hasse Gottes und der ewigen Pein" — doch noch beredter ist das Kind; es hebt den zeitlichen und ewigen Vortheil seines Opfers heraus.

[Du, theure Mutter, hast das Leben,
Hast Leib und Seele mir gegeben,
Gönnst du mir nicht, daß mir zu Theil
Wird meiner Seele ewiges Heil?
Es kam in meine junge Brust
Noch keine Sünd' und eitle Lust,
So muß ich ja wohl durch mein Sterben
Des guten Gottes Himmel erben.
Wohl muß die Freude dieser Welt,
Die manches Herz befangen hält,
Mit süßer Lust den Menschen kirren,
Wie möchte sie ihn sonst verwirren,
Von seinem Heile abzulassen?
O laßt mich nicht von ihr erfassen!
Weiß Gott, wie wenig mir gefällt
Die Lust und Freude dieser Welt,
Denn ihre Lust ist Herzeleid,
Und ihre Freude Traurigkeit.
Was ist ihr Lohn? — ein bitt'rer Tod!
Was ist ihr Leben? — Sterbensnoth!

Nichts ist gewiß, als daß schon morgen
Die Lust verwandelt wird in Sorgen;
Und daß zuletzt die höchste Noth
Uns überkommt — ein herber Tod.
Es schirmet nicht Geburt noch Gut,
Nicht Leibesstärke, kühner Muth,
Nicht Ehre schirmt, noch Tugend.
Ach, unser Leben, uns're Jugend
Ist eitel Nebel nur und Staub,
Wir sind im Wind ein flatternd Laub.
Wohl ist ein Thor, der an die Welt,
Der sich an Rauch und Nebel hält.]

Nie „floß von Kindeszunge solche Weisheit"; die Eltern meinen zuletzt, „der Geist sei ihr von Gott gekommen" und willigen ein. Nach einigem Widerstreben stimmt auch der Ritter bei.

V. Und so ziehen denn Beide nach Salern; „die Maid ist fröhlich im Gemüthe". Doch als der tödtliche Stoß in ihr Herz geführt werden soll, tritt Heinrich gerührt dazwischen, er will seine Gesundheit nicht so theuer erkaufen. So erhält er sie am Leben, obgleich sie bitter sich beklagt, „weil sie nun verloren die reiche Himmelskrone". Sie ziehen nach der Heimath, die gute Maid „von Schmerz entstellt und großem Leid", doch Heinrich, wiewohl er wußte, „daß ihn daheim Verachtung traf und Spott, traut er doch lediglich auf Gott". Da schaute Der, „vor welchem keines Herzens Thor verschlossen ist, ihre Treue und Noth, und er, der aus Gnade dieses Weh gesendet, zeigte, wie lieb ihm das Erbarmen sei".

Und so schied er sie beide
Von allem ihrem Leide,
Und fügte es zur selben Stunde,
Daß von der Krankheit er gesunde.

Zu Hause da waren sie denn „eine liebe Augenweide"; da lachte und weinte man in Einem. Die Himmelskrone die blieb wohl der treuen „magt" hinterlegt; doch auch irdischer Lohn ward ihr zu Theil, da Heinrich sie zu seiner Braut erkor.

Aus: „der arme Heinrich".

Got hete dem meier gegeben	Gott hat ein selig Leben
nâch siner aht ein reinez leben.	Diesem Maier gegeben.
er hete ein wol erbeiten lip	Gesunden, rüstigen Leib
und ein wol werbendez wip;	Und ein fleißiges Weib,
dar zuo het er schoeniu kint,	Dazu auch manches schöne Kind,
diu gar des mannes fröude sint;	Die des Mannes höchste Freude sind,
unde hâte, sô man sagt,	Und darunter, wie man sagt,
under den kinden eine magt,	Eine artige Magd,
ein kint von zehen jâren:	Ein Kind von zehn Jahren:
daz kunde wol gebâren	Die sah man gebaren
sô rehte güetlichen:	Gütlich sonder Gleichen.
diu wolte nie entwichen	Sie wollte nimmer weichen
von ir herren einen fuoz;	Von ihrem Herrn nur einen Fuß.
umbe sin hulde und sinen gruoz	Um seine Huld und seinen Gruß
sô diente si im alle wege	Diente sie ihm allerwege
mit ir güetlîchen pflege.	Mit ihrer gütlichen Pflege.

sî was ouch sô genaeme,
daz sî wol gezaeme
ze kinde dem rîche
an ir waetlîche.
die andern hâten den sin
daz sî ze rehter mâze in
wol gemîden kunden:
dô flôch sî zallen stunden
zim und niender anders war.
sî was sîn kurzewîle gar.
sî hâte gar ir gemüete
mit reiner kindesgüete
an ir herren gewant,
daz man sî zallen zîten vant
under ir herren fuoze.
sus wonte diu suoze
ir herren zallen zîten bî.
dar zuo sô liebet er ouch sî
swâ mite er ouch möhte;
und daz kinden töhte
zuo ir kintlîchen spil,
des gap er ir vil.
ouch half in sêre daz diu kint
sô lîhte ze gewenene sint.
er gewan ir swaz er veile vant,
spiegel unde hârbant
und swaz kinden liep solte sîn,
gürtel unde vingerlîn.
— — — — —
— — — — —
Ir dienst was sô güetlich.
dô dô der arme Heinrich
driu jâr dâ getwelte,
unde im got gequelte
mit grôzem jâmer den lîp,
nû saz der meier und sîn wîp
unde ihr tohter, diu magt
von der ich iu ê hân gesagt,
bî im in ir unmüezekeit
und begunden klagen ir herren leit.
diu klage tet in michel nôt:
wan sî vorhten daz sîn tôt
sî sêre solte letzen
und vil gar entsetzen
êren unde guotes,
und daz herters muotes
würde ein ander herre.
si gedâhten alsô verre,
unz dirre selbe bûman
alsus frâgen began.
Er sprach: „lieber herre mîn,
möht ez mit iuwern hulden sîn,
ich frâgete vil gerne:
sô vil ze Salerne

So schön auch war sie von Gestalt
Und ihr Reiz so mannigfalt,
Kein Kaiser dürfte sich schämen,
Sie zur Tochter zu nehmen.
Die andern alle mieden gern
Ihren siechenden Herrn,
Verbot es nicht die Schicklichkeit;
Sie aber floh zu jeder Zeit
Zu ihm und nirgend anders hin.
Sie erfreute seinen trüben Sinn,
Und hatt' ihr ganz Gemüthe
Mit reiner Kindesgüte
Ihrem Herrn zugewandt,
Daß man sie immer sitzen fand
Zu den Füßen ihres Herrn.
So leistete dem Kranken gern
Gesellschaft die gute Maid.
Auch war er sie zu frei'n bereit
Und was ihr nur am Herzen lag
Und was Kindern dienen mag
Zu ihrem kindlichen Spiel,
Dessen gab der Herr ihr viel.
Auch half ihm sehr, daß so geschwind
Kinder zu gewöhnen sind.
Er kauft' ihr, was er feil nur fand,
Spiegel oder Haarband.
Und was Kindern lieb mag sein,
Gürtel oder Ringelein.
— — — — —
— — — — —
Sie dient ihm gar so williglich.
Als so der arme Heinrich
Drei Jahre dort verblieben war,
Derweil der Herr ihm immerdar
Mit Jammer schlug den siechen Leib,
Da saß der Maier und sein Weib
Und ihre Tochter, die Maid,
Von der ihr schon vernahmt Bescheid,
Geschäftig einst bei ihm und klagten
Die bittern Martern, die ihn plagten.
Auch that es ihnen wahrlich Noth,
Denn sie fürchteten, sein Tod
Möchte sie schwer verletzen,
Und sie gar entsetzen
Der Ehren und des Gutes,
Wenn ungnäd'geren Muthes
Ein And'rer Gutsherr würde.
Lang trugen sie die Bürde
Der Sorgen, bis der Bauersmann
So zu fragen begann:
Er sprach: „Lieber Herre mein,
Möcht' es mit euern Hulden sein,
So fragt' ich gar zu gerne:
Da doch zu Salerne

von arzenîen meister ist,
wie kumt daz ir dekeines list
ze iuwerem ungesunde
niht gerâten kunde?
herre, des wundert mich.“
dô holte der arme Heinrich
tiefen siufzen von herzen
mit bitterlîchem smerzen.
mit selher riuwe er dô sprach:
daz im der siufze dez wort zebrach:
„Ich hân disen schemelîchen spot
vil wol gedienet umbe got.
wan dû saehe wol hie vor
daz hôh offen stuont mîn tor
nâch werltlîcher wünne,
und daz niemen in sîme künne
sinen willen baz hete dan ich;
und was daz doch unmügelich:
wan ich enhete niht (vil) gar.
dô nam ich sîn vil kleine war,
der mir daz selbe wunschleben
von sînen genâden hete gegeben.
daz herze mir dô alsô stuont,
als alle welttôren tuont
den daz saget ir muot,
daz sî êre unde guot
âne got mügen hân.
sus truog ouch mich mîn tumber wân,
wand ich in lützel ane sach,
von des genâden mir geschach
vil êre unde guotes.
dô dô des hôhen muotes
den hôhen portenaere bedrôz,
die saelden porte er mir beslôz.
dâ kum ich leider niemer in:
daz verworhte mir mîn tumber sin.
got hât durch râche an mich geleit
ein sus gewante siechheit,
die niemen mag erloesen.
nun versmaehent mich die boesen:
die biderben ruochent mîn niht.
swie boese er ist, der mich gesiht,
sîn unwert tuot er mir schîn:
er wirfet diu ougen abe mir.
nû schînet êrste an dir
dîn triuwe, die dû hâst,
daz dû mich siechen bi dir lâst
und von mir niht enfliuhest.
swie dû mich niht enschiuhest,
swie ich niemen liep sî dan dir,
swie vil dîns heiles stê an mir:
dû trüegest doch wol mînen tôt.
nû wes unwert und wes nôt

Viel Meister sind der Arzenei,
Wie kommt's, daß Keiner war dabei,
Der eure Sucht zu heilen
Rath wußte zu ertheilen?
Herr, das dünkt mich wunderlich.“
Da zog der arme Heinrich
Einen Seufzer tief von Herzen
Herauf mit bittern Schmerzen,
Worauf er also traurig sprach,
Daß der Seufzer ihm die Worte brach:
„Ich habe diesen Schimpf und Spott
Nur allzuwohl verdient um Gott.
Denn du sahest wohl hievor,
Daß hoch offen stand mein Thor,
Der Weltlust und der Eitelkeit,
Und daß Niemand weit und breit
So in Fülle lebt' als ich,
Daran that ich freventlich,
So ohnmächtig wie ich war.
Denn wenig nahm ich dessen wahr,
Durch dessen Gnade mir das Leben
Nach allen Wünschen war gegeben.
So verirrt war da mein Herz,
Wie den Weltthoren allerwärts!
Immer wähnt ihr blöder Sinn,
Daß sie Ehr' und Glücks Gewinn
Möchten ohne Gott empfah'n.
So trog auch mich mein dummer Wahn,
Denn ich achtet' ihn gering,
Von deß Gnaden ich so viel empfing
Der Ehre und des Gutes.
Als da des Uebermuthes
Den hohen Pförtner verdroß,
Des Heiles Thor er mir verschloß:
Da geh' ich leider nimmer ein;
Mein Leichtsinn schuf mir diese Pein.
Zur Strafe hat mir Gott gesandt
Eine Sucht, aus deren Band
Mich Niemand mag erlösen.
Nun verschmähen mich die Bösen,
Der Gute selbst vor mir erschrickt.
Wie gering er sei, der mich erblickt,
{Er glaubt, daß ich noch schlechter sei:
{Er legt mir seinen Unwerth bei.
Und kehrt die Augen ab von mir.
Nun wird erst offenbar an dir
Die große Treue, die du hegst,
Daß du mich Siechen hier verträgst,
Und nicht vor meinem Anblick fliehst.
Und wie du ohne Scheu mich siehst,
Wie Niemand sonst mir Liebes thut,
Wie sehr dein Wohl auf mir beruht,
Du ertrügest doch wohl meinen Tod.
Nun sprich, wer war zu größrer Noth

wart ie zer werlde merre?
hie vor was ich dîn herre,
und bin dîn dürftige nû.
mîn lieber friunt, nû koufest dû
und mîn gemahel und dîn wîp
an mir den êwigen lîp
daz dû mich siechen bî dir lâst.
des dû mich gefrâget hâst,
daz sage ich dir vil gerne.
ich kunde ze Salerne
keinen meister vinden,
der sich mîn underwinden
getörste oder wolte.
wan dâ mite ich solte
mîner sühte genesen,
das mües ein selch sache wesen,
die in der werlde nieman
mit nihte gewinen kan.
mir wart niht anders dâ gesagt
wan daz ich müese hân ein magt
diu vollen manbaere
und ouch des willen waere
daz sî den tôt durch mich lite,
und man sî zuo dem herzen snite;
und mir waere niht anders guot
wan von ir herzen daz bluot.
nû ist genuoc unmügelich
daz ir dekeiniu durch mich
gerne lîde den tôt
des muoz ich schemelîche nôt
tragen unz an mîn ende.
daz mirz got schiere sende!"

Auf Erden je erlesen?
Der einst dein Herr gewesen
Spricht dein bedürftig bei dir zu.
Nun, lieber Freund, verdienest du,
Dein gutes Weib und mein Gemahl,
An mir den ew'gen Freudensaal,
Daß ihr mich Siechen hier ertragt.
Doch was du erst mich hast gefragt,
Das sag' ich dir gerne.
Ich konnte zu Salerne
Keinen Meister finden,
Der mein sich unterwinden
Dürfte oder wollte,
Denn womit ich sollte
Genesen meiner Noth und Pein,
Das müßte eine Sache sein,
Die auf dieser Erde man
Um keinen Preis erlangen kann.
Mir ward nichts anders da gesagt,
Als ich brauchte eine Magd,
Die unbefleckter Ehre
Und ganz entschlossen wäre,
Den Tod für mich zu leiden.
Man müßt ihr Herz zerschneiden;
Denn nichts anders wär' mir gut
Als des Mägdleins Herzensblut.
Nun findet sich, das leuchtet ein,
Freilich nicht ein Mägdelein,
Das für mich leiden will den Tod.
Drum muß ich schmähliche Noth
Tragen bis an mein Ende;
Daß Gott es mir bald sende!"

§ 22. Herr Wolfram von Eschenbach.

(Seine Person.)

1) Er war ein armer Ritter aus Eschenbach (bei Ansbach). Er lebte Ausgangs des 12ten und Anfangs des 13ten Jahrhunderts. Sein Geburts- und Todesjahr ist unbekannt. Vermögenslos, suchte er bei Andern Dienste und führte so eine Art Wanderleben. Bald ernährte er sich mit dem Schwert, bald mit der Harfe, wiewohl er kein „Fahrender" war. Beim Grafen zu Wertheim war er z. B. Dienstmann, bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen aber weilte er als Sänger und zwar ziemlich lang. Auf der Wartburg dichtete er seinen „Parzival" und den „Willehalm" und nahm dort auch Theil an dem sogenannten „Sängerkrieg". Nach Hermanns Tod zog er, scheint es, in die Heimath. Dort liegt er wenigstens begraben. Er war verehelicht und hinterließ Kinder.

2) Schulbildung bekam er nur wenig. Er konnte weder schreiben noch lesen, — französisch lernte er erst später —; allein als genialer Mann dachte und diktirte er doch so geistvoll, wie ein „Weiser" der Schule. Von ihm ging damals das Sprüchwort: „Noch nie hat Laienmund besser gesprochen." Dabei war er, wie seine Gedichte zeigen, ein Mann von hoher Religiosität und fast kindlicher Unschuld. Sein Geistesauge war überaus scharf und treu; darum war er auch ein vorzüglicher Kenner der Herzen und der Welt, sittlich streng im Urtheil, und doch voll Gemüth, priesterlich ernst und doch auch wieder humoristisch. Seine Zeit schaute an ihm, „dem Weisen und Kunstreichen", voll Bewunderung hinauf.

3) Wolfram hinterließ drei epische Dichtungen: den „Parzival", den „Willehalm" (Leben Wilhelms des Heiligen) und den „Titurel" (welcher der erste Gralskönig war). Die beiden Letztern sind leider unvollendet. Wolframs Dichtertalent zeigt sich in diesen drei Kunstepen als ein glänzendes. Einige, z. B. Fr. v. Schlegel, nennen ihn „den größten deutschen Dichter". Zum Mindesten ist er „der größte seiner Zeit".

Wolfram gleicht als Epen-Dichter einem Schlachtenmaler. Eine große Menge von Personen und Begebnissen führt er dem Leser vor Augen; kaum kann dieser solch' großartiges Gemälde überschauen: dennoch herrscht durch das Ganze Plan und Zusammenhang; denn Alles gruppirt sich um den Grundgedanken der Dichtung, Alles hat Bezug auf ihn. Schon Rudolf von Ems sagt deshalb von Wolfram: „Mit wilden oventuren kunde er die kunst wol sturen." Und der „Wartburgkrieg" (vgl. § 29) sagt von ihm: „Do sach man den von Eschenbach, als man Hôranden vor der Künigin Hilden sach." Zudem ist der Grundgedanke in all' seinen Epen ein hoher, ernster, voll Bedeutung für Zeit und Ewigkeit. In reicher Fülle finden sich darin erhabene, himmlische Gedanken. Darum ist auch die Sprache bisweilen schwierig und dunkel, und Wolfram selbst scherzt: „daß sein Deutsch Manchen allzukrumm scheine". Alltägliche Gedanken sind freilich leichter auszusprechen und leichter zu fassen. — Auch in der Zeichnung der Charaktere, sowie in der Schilderung der Abenteuer zeigt sich Wolframs hohe Dichtergabe.

§ 23. Wolframs Parzival.

1) In diesem Epos sind die Artussage und die Gralssage zu einem Ganzen verbunden. Es ist sehr umfangreich. San-Marte (ein Uebersetzer desselben) unterscheidet in ihm drei Theile:

2) Der erste Theil, „der sagt von der Einfalt", hat folgenden Inhalt:

Parzival war noch unmündig, als sein Vater starb. Das Ritterthum brachte diesem so frühen Tod. Herzeloide, die besorgte Mutter, zieht nun mit Parzival in Waldeseinsamkeit. Dort, meint sie, werde er nie von Ritterschaft Etwas sehen oder hören. Sie erzieht ihn in bäurischer Einfalt. Da führt der Zufall einstens Ritter in die Gegend; Parzival sieht sie und will nun auch Ritter werden. Jene weisen ihn an Artus Hof und Parzival will

dahin. Umsonst ist der Mutter Flehen, ohne Erfolg ihre List. Er zieht fort — und bricht so der Mutter Herz. Durch seinen komischen Aufzug und seine „Tumbheit" macht er sich überall lächerlich. So auch zu Nantes, wo König Artus Hof hielt. Doch gewinnt er sich hier die Herzen durch seine Schönheit, noch mehr durch seine Stärke. Im Zweikampf tödtet er nämlich den gewaltigen König Ither, zieht dessen rothe Rüstung an und heißt von da an „der rothe Ritter". Von Nantes zieht er darauf der bedrängten Königin Konduiramur zu Hülfe. Unterwegs kehrt er bei einem alten Ritter an. Wie ein Vater unterweist ihn der in Religion und Waffendienst, und gibt ihm weise Lehren auf den Weg, besonders die: „fragt nicht zu viel". Nachdem befreit er Konduiramur und ehelicht sie.

3) Der zweite Theil, „der sagt vom Zweifel". Sein Inhalt ist:

Parzival sehnt sich nach der Heimath und der Mutter. Sie zu suchen, verläßt er sein Weib. Auf dieser Fahrt kommt er zufällig zur Gralsburg. Anfortas, der Gralskönig, liegt an einer schweren Wunde danieder. Er ist Parzivals Oheim, Parzival aber weiß es nicht. Eine Inschrift auf dem Gral hatte verkündet, wenn ein Ritter komme und von selbst nach des Königs Leiden und den Wundern des Schlosses frage, so werde der König genesen, der Ritter aber Gralskönig werden. Parzival saß bei dem kranken König, sah die Wunder der Gralsburg, aber aus „Tumbheit" und wohl auch aus Gleichgültigkeit befolgt er gerade jetzt des alten Ritters Lehre, fragt nicht und verscherzt so das ihm nahe Glück. Des andern Morgens stehen die Hallen lautlos und menschenleer; er muß weiter ziehen. Unterwegs erfährt er, welch „ritterlichen Preis" er durch sein Schweigen eingebüßt und versinkt in Trauer und Leid. Erst an König Artus Hof, wo man seine Aufnahme in die Tafelrunde feiert, „schwamm er wieder in Freude", doch nicht lange; denn mitten in das Fest hinein verfolgt ihn die Fluchbotin des Grals, die Zauberin Kundrie und verflucht ihn vor allen Rittern. Da wurde seine „Freude lebendig begraben und sein männliches Herz wurde wund"; er kann nicht mehr in der Tafelrunde bleiben. Ob seines Unglücks trägt er nun „schweren Haß gegen Gott" und sagt ihm feierlich den Dienst auf. Mit Gott und der Welt zerfallen, ohne Erkenntniß seiner Sünde, stürmt er wieder in die Welt fort von Abenteuer zu Abenteuer.

4) Der Inhalt des dritten Theiles, „der sagt von dem Heile", ist folgender:

Fünf Jahre irrt Parzival so umher und betritt keine Kirche. Er weiß nicht einmal, daß es Charfreitag ist, als ihm einst ein greiser Ritter im Bußgewand begegnet und ihm wegen der Waffenrüstung Vorhalt macht. Parzival lästert auch bei diesem auf Gott; der Ritter aber spricht ihm von der „Treue", die Gott „heute" am Kreuz bewies, und weist ihn zu einem heiligen Einsiedler in der Nähe, der ihm Rath zur Buße für seine Missethat gebe. Da „erhob sich seines Herzens Reue"; er will auch wieder an Gottes „Gunst" glauben, wenn sein Roß von selbst ihn zum Klausner führe. Da rannte es hin, wo Trevrecent „durch Armuth um den Himmel warb". Parzival bittet um Rath, als ein „Mann der Sünde". Trevrecent gibt ihm „neue gute Märe", belehrt ihn über Gott und die Vorsehung, über die Wunder des Grals, wie man nicht in Hochmuth und Selbstvertrauen, sondern nur in Demuth Gralsritter werden könne. Und als er endlich in Parzival seinen Neffen erkennt, eröffnet er diesem seine Bestimmung zum Gralskönig. Nun will Parzival nichts mehr von einer weltlichen Ritterschaft wissen. Er über=

windet diese in siegreichen Kämpfen, besteht im Dienste Gottes den Kampf mit einer Heidenschaar, wird nun zur Gralsburg gerufen, wohin er freudig mit seiner wiedergefundenen Gemahlin zieht, den Oheim heilt und Gralskönig wird.

5) Der Dichter wählte das abenteuerliche Leben Parzivals offenbar nur als Parabel. Er will daran die Grundwahrheit des Christenthums darstellen: „Der Mensch findet seinen Frieden und sein Heil nur in Christus.“ Der heilige Gral ist das Bild dieses Heils. Parzival aber ist das Bild eines Menschen, dessen Herz unruhig nach Glückseligkeit verlangt, der sie aber im Dienste der Welt vergeblich sucht, vielmehr immer unglücklicher wird, je mehr er sich von Gott entfernt, bis er endlich das wahre und höchste Gut und damit den Frieden findet.

„So gleicht dies Epos“, wie Eichendorff sagt, „einem Münster, der von der breiten Grundlage irdischen Treibens zwischen sehnsüchtig emporrankenden Reben- und Blumengewinden allmählich in die feierliche Einsamkeit der höhern Luftschichten aufsteigt, wo über dem vertosenden Leben der Tiefe nur noch steinerne Heiligenbilder mahnend stehen, bis zuletzt Alles sonnetrunken im Kreuze gipfelt.“

6) Des Dichters Kunst zeigt sich weniger in der Anlage des Epos, denn sie ist rein chronologisch. Aber er verliert seinen Helden nie ganz aus den Augen, selbst da nicht, wo er die Abenteuer Anderer, z. B. Gavans, erzählt. Die Schilderung der Abenteuer ist meisterhaft, wenn auch bisweilen zu ausführlich.

Aus „Parzival“.

Dô reit er, ern wiste war,	Da ritt er weglos immerdar,
sô daz diu Munsalvaescher schar	Und der Montsalvaser Schaar
in mit strîte gar vermeit.	Bot ihm weiter keinen Streit.
des grâles vremde was im leit.	Ihm gebrach der Gral, das war sein Leid.
Swerz ruocht vernemn, dem tuon ich kuont	Wer's hören will, dem geb' ich Kunde.
wie im sîn dinc dâ nâch gestuont.	Was ihm widerfuhr nach dieser Stunde,
desn prüeve ich niht der wochen zal,	Doch weiß ich nicht der Wochen Zahl,
über wie lanc sider Parzivâl	Wie lang hernach noch Parzival
reit durch âventiure als ê.	Auf Abenteuer ritt, wie eh'.
eins morgens was ein dünner snê,	Eines Morgens war ein dünner Schnee,
iedoch sô dicke wol, gesnît,	Doch wohl so dicht herabgeschneit,
als der noch frost den liuten gît.	Daß Frost daraus war prophezeit.
ez was ûf einem grôzen walt.	Es war in einem großen Wald:
im widergienc ein rîter alt,	Da begegnet ihm ein Ritter alt.
des part al grâ was gevar,	Dem war ergraut des Bartes Haar,
dâ bî sîn vel lieht unde clâr:	Jedoch das Antlitz licht und klar;
die selben varwe truoc sîn wîp;	Klar und licht war auch sein Weib.
diu bêdiu über blôzen lîp	Die beiden auf dem bloßen Leib
truogen grâwe röcke herte	Trugen Röcke rauhbehaart
ûf ir bihte verte.	Auf ihrer Buß- und Bittefahrt.
sînin kint, zwuo juncfrowen,	Ihre Kinder, zwei Jungfrauen,
die man gerne mohte schowen,	Die man gerne mochte schauen,

dâ giengen in der selben wât.	Gingen auch in solchem Kleid.
daz riet in kiusches herzen rât:	Ihnen rieth Bescheidenheit.
si giengen alle barfuoz.	Sie waren alle barfuß.
Parzivâl bôt sînen gruoz	Parzival bot seinen Gruß
dem grâven rîter der dâ gienc;	Dem grauen Ritter, der da ging.
von des râte er sît gelücke enphienc.	Von dem er sel'gen Rath empfing.
ez mohte wol ein hêrre sîn.	Er mocht' ein Landesfürst wohl sein.
dâ liefen frouwen bräckelîn.	Den Frauen folgten Hündelein.
mit senften siten niht ze hêr	Demüthig gingen, nicht zu hehr,
gienc dâ rittr und knappen mêr	Ritter noch und Knappen mehr
mit zühten ûf der gotes vart;	Sittig auf der Gottesfahrt,
genuog sô junc, gar âne bart.	Noch mancher jung und ohne Bart.
Parzivâl der werde degen	Parzival, der Weigand,
het des lîbes sô gepflegen	Trug am Leibe solch' Gewand,
daz sîn zimierde rîche	Daß sein reiches Ritterkleid
stuont gar rîterlîche:	Ihm herrlich stand wie allezeit.
in selhem harnasch er reit,	Er fuhr so stolz gerüstet,
dem ungelîch was jeniu kleit	Daß er sich anders brüstet,
die gein im truoc der grâwe man.	Als jener graue Mann sich trug.
daz ors ûzem pfade sân	Aus dem Wege früh genug
kêrter mit dem zoume.	Wandt' er mit dem Zaum sein Pferd.
dô nam sîn vrâgen goume	Gern hätt' er fragend sich belehrt
umbe der guoten liute vart:	Ueber der frommen Leute Fahrt;
mit süezer rede ers innen wart.	Sie beschieden ihn mit guter Art.
dô was des grâven rîters klage,	Da war des grauen Ritters Klage,
daz im die heileclîchen tage	Daß er die heiligen Tage
niht hulfen gein alselhem site,	Nicht also ehrte nach der Sitte,
daz er sunder wâpen rite	Daß er ungewappnet ritte,
ode daz er barfuoz gienge	Oder barfuß ginge
unt des tages zît begienge.	Und des Tages Fest beginge.
Parzivâl sprach zim dô	Da gab ihm Parzival Bescheid:
„hêr, ich erkenne sus noch sô,	„Herr, ich weiß zu keiner Zeit,
wie des jârs urhap gestêt	An welchem Ziel das Jahr nun steht
ode wie der wochen zal gêt.	Und wie der Wochen Zahl vergeht.
swie die tage sint genant,	Wie die Tage sind benannt,
daz ist mir allez unbekant.	Das ist mir Alles unbekannt.
ich diende eim der heizet got,	Ich diente Einem, der heißt Gott,
ê daz sô lasterlîchen spot	Eh' seine Ungunst solchen Spott
sîn gunst übr mich erhancte:	Mir gab und solchen Ungewinn,
mîn sin im nie gewancte,	Da doch nie von ihm gewankt mein Sinn.
von dem mir helfe was gesagt:	Man sagte mir, er helfe gern;
nu ist sîn helfe an mir verzagt.“	Doch bleibt mir seine Hülfe fern.“
Dô sprach der rîter grâ gevar	Da sprach der Ritter, grau von Haar:
„meint ir got den diu magt gebar?	„Meint ihr Gott, den eine Magd gebar?
geloubt ir sîner mennescheit,	Glaubt ihr, daß er Mensch geworden
waz er als hiut durch uns erleit,	Und heut für uns am Kreuz gestorben,
als man diss tages zît begêt,	Weßhalb wir diesen Tag begeh'n,
unrehte iu denne dez harnasch stêt.	So muß solch' Kleid euch übel steh'n.
ez ist hiute der karfrîtac,	Denn es ist Charfreitag heut',
des al diu werlt sich freun mac	Daß alle Welt sich billig freut
unt dâ bî mit angest siufzec sîn.	Und doch in Leid befangen ist.
wâ wart ie hôher triwe schîn,	Sprecht, ob ihr höh're Treue wißt,
dan die got durch uns begienc,	Als die Gott an uns beging,
den man durch uns anz kriuze hienc?	Da man für uns an's Kreuz ihn hing?

hêrre, pflegt ihr toufes,
sô jâmer iuch des koufes:
er hât sîn werdeclîchez lebn
mit tôt für unser schult gegebn,
durch daz der mensche was verlorn,
durch schulde hin zer helle erkorn.
ob ir niht ein heiden sît,
sô denket, hêrre, an dise zît.
rîtet fürbaz ûf unser spor.
iu ensitzet niht ze verre vor
ein heilec man: der gît iu rât,
wandel für iwer missetât.
welt ir im riwe künden,
er scheidet iuch von sünden!“
sîn tohter begunden sprechen
„was wilt du, vater, rechen?
sô boese weter wir nu hân,
waz râts nimstu dich gein im an?
Wan füerstun da er erwarme?
sîne gîserten arme,
swie rîterlîch die sîn gestalt,
uns dunct doch des, si haben kalt:
er erfrüre, waern sîn eines drî
du hâst hie stênde nâhen bî
gezelt und slavenîen hûs:
koem dir der künec Artûs,
du behieltst in ouch mit spîse wol.
nu tuo als ein wirt sol.
füer disen rîter mit dir dan!“
dô sprach aber der grâwe man
„hêr, mîn tohter sagent al wâr.
hie nâhen bî elliu jâr
var ich ûf disen wilden walt,
ez si warm oder kalt,
immer gein des marter zît,
der staeten lôn nâch dienste gît.
swaz spîse ich ûz brâht durch got,
die teil ich mit iu âne spot!“
— — — — — —

— — — — — —
Parzivâl hie unde dort
mit bete hôrt ir süezen wort,
des vater, muotr unt (der) kinde.
er dâhte „ob ich erwinde,
ich gên ungerne in dirre schar.
dise meide sint sô wol gewar,
daz mîn rîten bî in übel stêt,
sît man und wîp ze fuoz hie gêt
sîch füegt mîn scheiden von in baz,
sît ich gein dem trage haz,
den si von herzen minnent
unt sich helfe dâ versinnent.
der hât sîn helfe mir verspart
und mich von sorgen niht bewart!“

Habt ihr die Tauf' empfangen,
So muß euch Leid umfangen:
Er hat sein heiliges Leben
Um uns're Schuld dahin gegeben;
Sonst wär' der Mensch verloren,
Zu der Hölle Pein erkoren.
Wofern ihr nicht ein Heide seid,
Herr, so heiligt diese Zeit.
Reitet eures Weges fort:
Nicht ferne wohnt von diesem Ort
Ein heil'ger Mann: der gibt euch Rath,
Wie ihr büßet eure Missethat.
Wollt ihr ihm Reue künden,
Er spricht euch los von Sünden.“
Seine Töchter huben an zu sprechen:
„Was willst du, Vater, an ihm rächen?
So böses Wetter, wie nun ist,
Was räthst du ihm zu solcher Frist?
Hilf ihm vielmehr, daß er erwarme.
Seine geharnischten Arme,
Wie ritterlich und stark sie sind,
Doch ist die Kälte nicht gelind:
Er erfrör' und wär' er seiner drei,
Hast du doch hier nahe bei
Dein Gezelt und Schlafhaus steh'n;
Käm' Artus und sein ganzes Leh'n,
Dir gebräche doch die Speise nicht.
Wohlan, so thu' des Wirthes Pflicht
Und nimm dich dieses Ritters an.“
Da sprach alsbald der graue Mann:
„Herr, meine Töchter sprechen wahr.
Mit Zelt und Hütten jedes Jahr
Fahr' ich durch diesen wilden Wald,
Ob es warm sei oder kalt,
Naht uns dessen Marterzeit,
Der steten Lohn für Dienst verleiht:
Was ich Gott zu Liebe hergebracht,
Das ist euch willig zugedacht.“
— — — — — —

— — — — — —
Mit süßem Wort, mit holden Sitten
Hörte Parzival sie bitten,
Kinder und Eltern beide.
Er gedachte: „Wenn ich bleibe,
Gern zieh' ich nicht in dieser Schaar.
Die Mägdlein sind so hold fürwahr,
Mein Reiten würde übel steh'n,
Da Mann und Weib zu Fuße geh'n.
Es fügt sich besser, daß wir scheiden,
Da Haß mir jenen muß verleiden,
Den sie von Herzen minnen,
Und auf seine Hülfe sinnen.
Mir hat er Hülfe stets verwehrt,
Nur meiner Sorgen Zahl gemehrt.“

Parzivâl sprach zin dô sân
„hêrre und frouwe, lât mich hân
iwern urloup. gelücke iu heil
gebe, und freuden vollen teil.
ir juncfrouwen süeze,
iwer zuht iu danken müeze,
sît ir gundet mir gemaches wol.
iwern urloup ich haben sol.“
Er neic, unt die andern nigen.
dâ wart ir klage niht verswigen.
hin rîtet Herzeloyde fruht.
dem riet sîn manlîchiu zuht
kiusch unt erbarmunge:
sît Herzeloyd diu junge
in het ûf gerbet triuwe,
sich huop sîns herzen riuwe,
alrêrste er dô gedâhte,
wer al die werlt volbrâhte,
an sînen schepfaere,
wie gewaltec der waere.
er sprach „waz ob got helfe phligt,
diu mînem trûren an gesigt?
wart ab er ie ritter holt,
gedient ie ritter sînen solt,
ode mac schilt unde swert
sîner helfe sîn sô wert.
und rehtiu manlîchiu wer,
daz sîn helfe mich vor sorgen ner,
ist hiut sîn helflîcher tac,
sô helfe er, ob er helfen mac.“
er kêrt sich wider dann er dâ reit.
si stuonden dannoch, den was leit.
daz er von in kêrte.
— — — — — —
— — — — — —
Er sprach „ist gotes kraft sô fier
daz si beidiu ors unde tier
unt die liut mac wîsen,
sîn kraft wil i'm prîsen.
mac gotes kunst die helfe hân,
diu wîse mir diz kastelân
dez waegest umc die reise mîn:
so tuot sîn güete helfe schîn:
nu genc nâch der gotes kür.“
den zügel gein den ôren für
er dem orse legte,
mit den sporn erz vaste regte.
gein Fontân la salvâtsche ez gienc.
dâ Orilus den eit enphienc.
der kiusche Trevrizent dâ saz.

„Herr und Frau“, hub er an,
„Laßt euern Urlaub mich empfah'n.
Das Glück verleih' euch volles Heil,
Und Freude werd' euch stets zu Theil.
Ihr süßen Jungfrauen beide,
Eure Zucht euch Lohn bescheide,
Daß ihr's so gut gemeint mit mir,
Nun gebt mir euern Urlaub hier.“
Da neigt er sich und jene neigen;
Sie konnten Klage nicht verschweigen.
Hin reitet Herzeleidens Frucht.
Den lehrte männliche Zucht
Demuth und Barmherzigkeit.
Dem die junge Herzeleid
Angeboren Treu' und Güte,
Traurig ward sein Gemüthe.
Jetzt zuerst gedacht' er Seiner Macht,
Der die Welt aus Nichts gemacht,
Der ihn erschaffen und erhalten,
Wie Der gewaltig müsse walten:
„Wie, wenn Gott doch sendete,
Was meinen Jammer wendete?
Ward er jemals einem Ritter hold,
Erwarb Ein Ritter Seinen Sold,
Hält er seiner Hülfe werth,
Die da führen Schild und Schwert
Unverzagt und mannhaft,
So löſ' er mich aus Sorgenhaft:
Ist heute seiner Hülfe Tag,
So helf' er, wenn er helfen mag.“
Er ritt zurück, daher er kam.
Noch standen jene, wie im Gram,
Daß er von ihnen schied.
— — — — — —
— — — — — —
Er sprach: „Ist Gottes Kraft so groß,
Daß sie beiden, Mann und Roß,
Mag rechte Wege weisen,
Seine Hülfe will ich preisen.
Kann von Gott uns Hülfe nah'n,
So weiſ' er dieses Kastilian,
Daß meine Reise glücklich sei:
Seine Güte steh' mir hülfreich bei,
Nun geh' nach göttlichem Bescheide.“
Zaum und Zügel legt' er beide
Frei zu des Rosses Ohren
Und trieb es mit den Sporen.
Gen Fontäne salvage war's gegangen,
Wo den Eid hat Orilus empfangen.
Der fromme Trevrecent dort saß.

§ 24. Meister Gottfried von Straßburg.

1) Ueber seinem Leben waltet noch ein tieferes Dunkel als über dem Wolframs. Dem Ritterstand gehört der „Meister" wohl nicht an. Straßburg oder die Umgegend mag seine Heimath sein. Er lebte gleichzeitig mit Hartmann, Wolfram und Walter. — Er war ein gelehrter Mann, vielseitig gebildet, aber ein lockeres Weltkind. So wenigstens zeigt er sich in seinem Hauptgedicht. In der Widmung, die demselben voransteht, bekennt er auch ganz offen von sich:

Der werlde wil ich gewerldet wesen,
Mit ir verderben oder genesen.

Da er dasselbe aber nicht vollendete und in der Manessischen Sammlung (vgl. § 26) ein wundervoller Lobgesang auf Christus und Maria ihm zugeschrieben wird, so vermuthet man, Gottfried habe sich später gänzlich bekehrt.

Man vermuthet es besonders auf die geistreiche Darstellung Watterichs hin. Ein anderer berühmter Forscher der Neuzeit aber, Franz Pfeiffer, spricht unserem Dichter diesen Lobgesang ab und erschüttert somit diese Vermuthung.

2) Gottfried war unstreitig ein großes Dichtergenie, und stellt sich so neben Wolfram. Theilweise übertrifft er noch diesen, besonders durch die überaus wohltönende und klare Sprache. Sein Hauptwerk ist das Epos: „Tristan und Isolde." Leider kann man aber Lob und Tadel dieses Werkes in dem einen Satz aussprechen: „Noch nie ist die Sünde schöner dargestellt worden." Denn er beschönigt darin die sündhafte, ja verbrecherische Liebe von Tristan und Isolde, während er die weibliche Tugend und Ehrbarkeit geringschätzig behandelt und die Gattentreue verhöhnt. Mag nun auch der Wohllaut der Verse noch so süß sein, das darf uns nicht bestechen; es ist doch nur Sirenengesang, der in's Verderben lockt.

„Vergleichen wir „Tristan" mit „Parzival", so ergibt sich, daß in beiden dem damaligen Ritterthum ein Lebensbild vorgehalten wird; im „Tristan" ein verführerisches, sinnliches, im „Parzival" ein reines, wahrhaft edles. Wolfram stemmt sich also dem Strome des Weltlaufs entgegen, lehrt und droht wie ein Prophet; Gottfried jedoch schwimmt im vollen Zuge mit der Welt, ja der Welt voraus als ihr Führer zum Gelüst und Genuß" (Vilmar). — Wenn also der Dichter des Tristan in einer Hinsicht verdient, „die Blüthe und Blume der Minne- und Ritterdichtung in ihrer vollen Farbenpracht und in ihrem vollen Zauberduft" (v. d. Hagen) genannt zu werden, so kann man ihn doch in anderer Hinsicht auch einen „Entweiher der Minnedichtung" nennen.

§ 25. Die Nachahmer Gottfrieds.

(Epiker.)

1) Die bedeutendsten sind Herr Rudolf von Ems und Meister Konrad von Würzburg. Beide sind jedoch nur Dichter zweiten oder dritten Ranges. Sie suchten Gottfried nur in der blumenreichen und wohllautenden Sprache nachzuahmen. Der Inhalt ihrer epischen Dichtungen ist sittlich rein, vielfach fromm (Legenden).

2) Herr Rudolf von Ems war Dienstmann zu Montfort und blühte als Zeitgenosse der größten Dichter (1220—1254). Von den ritterlichen Abenteuern und von weltlicher Minne sang er wenig, obgleich es damals sehr im Schwunge war. Dafür dichtete er die herrliche Legende von Barlaam und Josaphat, ebenso die von Eustachius Placidus[1] (welches Epos aber verloren ging), ferner das so rührende Leben und Wirken des guten Gerhard. — „Rudolfs Gedichte sind alle einfach erzählt, sinnig, und zeichnen sich durch inneren Frieden und sittliche Reinheit aus" (Gödeke).

Die vorchristlichen Helden und ihre Thaten zogen ihn, scheint es, mehr an, als die Recken der deutschen und romanischen Sagenkreise. Denn er dichtete ein Epos: „Alexander", von dem wir jedoch nur Bruchtheile haben, und ein anderes: „Troja" (gänzlich verloren). „Wilhelm von Orleans" ist eigentlich sein einziges Rittergedicht.

3) Die schöne Legende „Barlaam und Josaphat" wurde schon längst vor ihm in griechischer und lateinischer Sprache erzählt. Er dichtete sie erstmals in deutscher Sprache und schuf so eines der schönsten Legendenepen. Die Grundidee desselben ist „der Sieg Christi über das Heidenthum"; denn Christus erscheint darin als die Sonne der Gnade und Wahrheit, vor der alle Nebel heidnischer List und Lüge zerreißen. Auch an Sprüchw. 21, 30 wird man lebhaft erinnert: „Es ist keine Weisheit und keine Klugheit und kein Rath wider den Herrn."

Josaphat ist der Sohn eines noch im Heidenthum befangenen indischen Königs. Sterndeuter sagen seine Bekehrung zu Christus voraus, weßhalb ihn der Vater wie einen Gefangenen abschließt. Gerade in dieser Einsamkeit ahnt er ein ewiges Leben, hungert nach Aufklärung durch einen Christen. Der Herr, der ihn innerlich durch seine Gnade belehrte, sorgt nun auch für äußere Belehrung; denn er schickt den priesterlichen Einsiedler Barlaam, welcher als Juwelier bei Hof erscheint und Josaphat zu finden, zu belehren und zu taufen weiß. Der Vater, davon in Kenntniß gesetzt, bietet Alles auf, den Schritt seines Sohnes rückgängig zu machen, und setzt deßhalb heidnische Priester, Zauberer und die Sinnlichkeit in Bewegung. Vergebens, der Neophit widerlegt, besiegt die Versucher. Da theilt der verblendete Vater mit ihm das Reich,

---

[1] Vgl. Herders: „Die wiedergefundenen Söhne."

damit die Politik den Sohn das Christenthum wieder vergessen mache und zum Heidenthum zurückführe. Aber Josaphat regiert als ein ächter Christ und sein Reich blüht herrlich empor in der Kraft Christi. Jetzt gibt sich der Vater für besiegt; er wird Schüler des Sohnes dem Geist und Herzen nach. Aber nach des Vaters Tod zieht Josaphat in die Einsiedelei, findet dort Barlaam und beschließt dort sein Leben.

4) Unstreitig eine der schönsten Dichtungen des deutschen Mittelalters ist die Geschichte des guten Gerhard von Köln. Rudolf hat nun das Epos so angelegt, daß nicht er diese Geschichte erzählt, sondern sie durch Gerhard selbst erzählen läßt. Er erfand also eine einrahmende Erzählung. Die Inhaltsangabe wird dies klarer machen:

I. Kaiser Otto meint, er habe viel Gutes gethan und bittet Gott um eine Offenbarung über die Größe seiner Verdienste. Da weiset ihn die himmlische Stimme an einen schlichten Kaufmann zu Köln, vom Volke „der gute Gerhard" genannt: der habe viel mehr Gottgefälliges gethan. Der Kaiser sucht Gerhard auf; aber dieser fürchtet sich der Sünde, seine Thaten zu erzählen, bittet den Kaiser fußfällig, mit Anbietung von 1000 Mark, ihm es zu erlassen. Der Kaiser beharrt streng auf seinem Befehl und nun erzählt der gute Mann:

II. Gerhard war alseinst Kaufmann weit umher gefahren und befand sich mit überaus kostbarer Waarenladung unterwegs nach Hause, als ihn ein Sturm an ein fremdes heidnisches Land verschlägt. Der Beherrscher des Küstenlandes nahm ihn freundlich auf, musterte und bewunderte die kostbaren Kaufmannsgüter, und will letztere eintauschen gegen einen Schatz, mit dem Gerhard im christlichen Europa wohl den doppelten Werth seiner Schiffsladung erlangen könne. Der Schatz aber war die Braut des jungen Königs Wilhelm von England (eine norwegische Prinzessin) nebst 24 englischen Rittern vom höchsten Adel und 14 Hofdamen. Auf der Fahrt zur Hochzeit hatte sie, mit Ausnahme des jungen Königs, der Sturm an dieses Land verschlagen und sie waren seitdem als Sklaven festgehalten. Unserm Gerhard will Anfangs der Tausch nicht als kaufmännisch erscheinen, doch bittet er Gott um ein Zeichen seines Willens. Und siehe, ein Engel erscheint ihm im Traume und verweist ihm sein Zaudern und Bedenken, da er doch wisse, was an den Bedrängten geschehe, geschehe Gott selber. Nun war Gerhard rasch zur That. Die Erlösten aber schluchzten vor Freude und versprachen ihm doppelten Ersatz seiner Schätze.

III. Fahrt nach Hause. Als sie so weit gesegelt, daß der Weg nach England und Utrecht sich scheiden, schickt er die englischen Ritter und Edelfrauen auf ihrem Schiffe in die Heimath, obgleich sie sich ihm als Pfänder anbieten bis zum Ersatz des Lösegeldes. „Wenn er sein Geld brauche", sagte er, „werde er ihnen Boten senden, eher sollten sie nicht daran gedenken." Die Königsbraut aber nebst den zwei norwegischen Edelfrauen nahm er mit sich nach Köln, bis durch Vermittlung der nach England Entlassenen von ihrem Vater oder Bräutigam Botschaft komme. Aber ein Jahr verstreicht und es kommt keine Botschaft; es schien nun gewiß, daß beide todt seien. Da sann Gerhard darauf, die verwaiste, gänzlich Arme wieder froh zu machen und bot ihr seines Sohnes Hand an. Sie will sie nehmen nach einem zweiten Jahre vergeblichen Wartens. Und es floß dahin, ohne daß Botschaft kam.

IV. Da war denn die prachtvolle Hochzeit. Der Bischof saß beim Mahle neben dem Brautpaar, das Volk schaute theilnehmend zu. Da fiel plötzlich Gerhards Blick auf einen fremden, bleich aussehenden Mann, an die Säule angelehnt. Der Kleidung nach schien er ein Bettler, aber durch Wuchs und Antlitz verrieth er den hohen Adel. Es war Wilhelm. Seines Reiches

vergessend, hatte er die Verlorene in allen Theilen der Welt gesucht, so daß er in England für todt galt. Und Gerhard setzt seiner Herzensgüte die Krone auf: Nach Berathung und unter Mitwirkung des Bischofs bestimmte er seinen Sohn, gleich dem Vater edel zu handeln und die Neuvermählte an den todtgeglaubten Wilhelm abzutreten, der das erste Anrecht auf sie hatte.

V. Doch nun fehlte zum Vollglücke des fürstlichen Paares Krone und Scepter. Aber die Liebe Gerhards wußte zu helfen. Er brachte sie zu Schiffe nach London mit glänzendem Gefolge. Da war gerade Reichstag und man berieth die Wahl eines neuen Königs. Gerhard weiß in den Saal der Reichsfürsten zu kommen, und siehe, es sind die 24 von ihm Geretteten. Kaum haben sie ihn erkannt, so fallen sie ihm um den Hals und rufen: „Lieber Vater, dich hat uns Gott gesandt, du sollst unser König sein!“ Und ehe er zu Worte kommt, reißen sie die Pforte auf, tragen ihn hinaus auf den Stuhl und rufen ihn dort zum Könige aus. Nur schwer gelingt es ihm, den Jubel zu stillen und zu verkünden, daß er gerührt danke, sich aber zu schwach fühle, und daß er ihnen ja ihren rechtmäßigen König nebst Königin gebracht habe. Jubelnd sprangen sie nach den Rossen und holten vom Schiffe die Ueberglücklichen. Nach königlichen Freudenfesten kehrt Gerhard zurück. Er schlägt das angebotene Herzogthum und zwölffachen Ersatz aus, „er zieht Gottes Lohn vor“.

VI. So schließt Gerhard seine Erzählung vor dem Kaiser und fügt bei: Mehr habe er nicht gethan, wünsche aber von Herzen, noch eine bessere That zu vollbringen, um damit die Sünde zu tilgen, daß er sich seiner Gutthat vor ihm gerühmt habe. Der Kaiser war bis zu Thränen bewegt, er schämte sich vor Gerhard seines Selbstruhmes, gestand aber denselben reumüthig vor ihm ein, bat ihn um seine Fürbitte und gelobte, seine Schuld zu büßen, was er auch erfüllt.

5) Der „arme Kuonrat von Wirzeburc“ war bürgerlichen Standes und mußte wohl auf seine Kunst wandern, um sein Weib Bertha und seine zwei Töchter zu ernähren. Am meisten hielt er sich am Oberrhein auf, in Straßburg und Basel. Nach dem Tode seiner Frau trat er in das Dominikanerkloster zu Freiburg i. B. ein und starb so als Mönch am 31. August 1287. — Er dichtete viel und vielerlei, mit besonderem Talent für Verskunst und Reimspiel. „Seine meisterhaft gereimten Erzählungen gehen fast in lauter Duft und Blumen auf“ (v. Eichendorff).

Er hinterließ verschiedene epische Dichtungen von nur 500—1000 Versen (Schwanenritter, Kaiser Otto ꝛc.), dann größere von 1200—7000 Versen (darunter die Legendenepen vom h. Alexius und h. Silvester), endlich ein unmäßig großes von 60,000 Versen: Der trojanische Krieg (weniger gelungen). — Er schrieb auch eine „Klage der Kunst“, worin er die „falsche Milde“ anklagt, die man damals gegen schlechte Dichter übe, während man gute darben (!) lasse. Auch bei Hof gefielen schmähliche Worte mehr als guter Gesang; er wolle aber, wenn auch nur wenige lauschen, wie die einsame Nachtigall singen. — Von seiner Liederpoesie (weltliche und geistliche) wird später die Rede sein.

6) Konrads schönstes Werk ist das Legendenepos vom heiligen Alexius. Die Grundidee ist: „Irdische Freude zergehet so schnell, daß man wohl thut, ihr zu entsagen, um die ewige sicherer zu erlangen.“ Der Inhalt des Gedichtes ist nämlich folgender:

I. Alexius, der Sohn eines vornehmen Römers, vermählt sich mit der edlen Adriatika. Das Hochzeitsmahl wird bei Kerzenschein und Saitenspiel prunkvoll gefeiert. Da, mitten im Festesjubel, kommt dem Bräutigam, wie er sinnend in die Flamme der Kerze schaut, plötzlich der Gedanke: Ach, mit dem Menschenleben ist es wie mit dieser Kerze; während sie durch Lichtglanz das Auge blendet, schmilzt sie dahin [1]. Und er spricht ihn seiner überraschten Braut aus, und fügt bei: „Darum wollen wir uns von der Welt erretten, unsere Seele pflegen, und der vergänglichen Freude entsagen." Er gibt ihr den Ring zurück; gerührt und gottergeben, obgleich tief im Herzen verwundet, nimmt die Braut den Ring und willigt ein, daß Alexius als armer Pilger in die Fremde ziehe.

II. Nach zwölf Jahren der Entsagung kommt er gegen seine Absicht in die Heimath zurück und bettelt ungekannt bei seinem Vater. Dieser läßt ihm unter der Treppe des Palastes ein Lager bereiten. Hier weilt Alexius bis zum Tode und übt großartige Selbstverläugnung im Dulden und Schweigen. Schwer zu ertragen war schon die höhnische, muthwillige Behandlung Seitens der Diener, die ihn oft im Vorbeigehen mit heißen Brühen beschütteten. Viel tiefer schnitt es ihm in das Herz, wenn er Vater und Mutter und die treue Adriatika vorübergehen sah, am tiefsten, wenn sie ihn anredeten und bei ihm nach Alexius frugen. Doch der Herr kürzte sein Leben ab. Kurz vor seinem Tode schrieb er seinen Lebenslauf nieder. Sterbend behielt er die Pergamentrolle in der Hand, aber Niemand vermochte sie dem Todten aus der Hand zu ziehen, außer seine jungfräuliche Braut.

§ 26. Die höfische Lyrik.

1) Als die deutsche Dichtung zu ihrem ersten sonnigen Frühling erwacht war, da stellten sich auch, wie Gottfried von Straßburg sagt, „die Nachtigallen" ein, die Liederdichter, von denen eben derselbe rühmt:

„Die können alle ihren Gruß
Und singen wohl zu Preise
Ihre süße Sommerweise;
Ihr Ton ist lauter und ist gut,
Sie geben der Welt einen hohen Muth
Und thun so recht dem Herzen wohl.
Die Welt, die würde stumpf und hohl,
Und käme außer allen Schwang
Ohne den lieben Vogelsang.

2) Weitaus die Meisten dieser Frühlingssänger nahmen von den Ritterburgen und Schlössern aus ihren Flug durch die deutschen Lande; sie gehörten nämlich meistens dem Adel- und Ritterstande an. Darum sangen sie auch so begeistert für die Religion, für den Kaiser oder Lehensherrn, für das Vaterland und

[1] Ganz denselben Gedanken spricht Hartmann im „armen Heinrich" mit den Worten aus: „Die Kerze, welche lachend blinkt und innerlich in Asche sinkt, ist Bild des Menschenlebens, des irdischen Bestrebens."

gar für die Frauenwelt[1]. Denn eben der Eifer für die Religion, die Treue gegen den Kaiser und Lehensherrn, die Liebe zum Vaterlande, die hohe Verehrung der Frauen waren ja die Standestugenden des christlichen Ritters; beim Ritterschlag mußte er sie vor dem Altare beschwören. Je mehr nun solch ein ritterlicher Sänger seine Standespflicht erfaßte und erfüllte, je mehr er das war, was er als Ritter sein sollte, desto begeisterter konnte er Lieder der Gottesminne und Frauenminne, politische und patriotische Lieder dichten. Nur wenige dieser Dichter gaben sich mit der anderen Liederart, die noch vorkam, ab, nämlich mit den höfischen Dorfgesängen, welche das Leben der Bauern in derber Weise schilderten.

3) Während des ganzen 13ten Jahrhunderts erfüllten Schaaren dieser Sänger das deutsche Land. Es war da ein Sangesleben, ähnlich wie im deutschen Eichenwalde an einem herrlichen Sommermorgen. Wie großartig dasselbe damals gewesen sein muß, beweist der Umstand, daß uns noch Lieder von 160 verschiedenen Dichtern erhalten sind. Die reichhaltigste Liedersammlung aus dieser Zeit ist der in Paris aufbewahrte Manessische Codex, gesammelt vom Züricher Rathsherr Rüdiger von Manesse (im Anfang des 14ten Jahrh.). Es war aber nicht bloß ein sehr vielstimmiges Liederconzert, zu dem sich die höfischen Sänger vereinigten, sondern auch ein herrlich ausgeführtes.

§ 27. Die Formen der höfischen Lyrik.

1) Wir haben soeben nach allgemein üblicher Redeweise alle lyrischen Ergüsse der höfischen Dichter „Lieder" genannt. Wenn wir aber die Sache genauer nehmen, so müssen wir, besonders für die Zeit der höchsten Blüthe, drei Arten von höfisch-lyrischen Gedichten unterscheiden, nämlich: eigentliche Lieder (diu liet), Sprüche (die nur eine Unterart des Liedes bilden) und Leiche. Ihr Unterschied beruht weniger im Inhalte, als in der Form; nur die Sprüche unterscheiden sich von den beiden andern Arten durch ihren vorherrschend moralischen oder auch politischen Inhalt. Was nun den Unterschied in der Form angeht, so

---

[1] „Sie sangen von Lenz und Liebe,
Von sel'ger gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde,
Von Treu' und Heiligkeit.
Sie sangen von allem Süßen,
Was Menschenbrust durchbebt,
Sie sangen von allem Hohen,
Was Menschenherz erhebt." (Uhland.)

besteht das Lied stets aus mehreren gleichartigen Strophen, der Spruch stets nur aus einer einzigen Strophe, der Leich endlich zwar aus mehreren, aber ungleichartigen Strophen.

2) Ein anderer Unterschied dieser drei Arten zeigt sich in ihrem Verhalten zur Musik. Die Lieder und Leiche wurden nur gesungen (mit Instrumentalbegleitung, sei es mit der Fidel oder mit der Harfe), die Sprüche nur hergesagt („ich lernte singen unde sagen“, schreibt deßhalb Walther). In den Leichen [1] herrschte ferner noch mehr das musikalische Element als in den Liedern. Fast alle Leiche zeigen nämlich eine Beziehung zum Tanze, und wurden ganz oder theilweise nicht bloß gesungen, sondern auch getanzt. Viele Leiche verrathen dies durch den Inhalt, wie durch ausdrückliche Benennung (z. B. so wolde ich froelich singen den kinden diesen reigen). In dem Wechsel der Strophenart erkennen wir die Irrgänge des Reigens, in dem raschen Reimschlag den Auftritt der Tanzenden (springen hübsche trite). Diese Hinneigung zum Tanze zeigt sich sogar in vielen Leichen, deren Inhalt nichts weniger als an den Tanz mahnt, z. B. in manchen Leichen, die Liebesklagen oder dem Lob von Fürsten 2c. gewidmet sind. Plötzlich macht oft da der Sänger eine Wendung und ist mit wenig Sätzen auf dem Tanzboden.

3) Daß die deutsche Lyrik, wie ursprünglich alle Poesie, nie ohne das Geleite der Tonkunst erschien, lehren schon die alten Bezeichnungen der Form des Liedes: Ton (dôn) und Weise (wîse). Hiezu gesellt sich als Drittes das Wort. Wort und Weise werden häufig zusammen genannt und beide haben gleiche Wichtigkeit. Unter Wort hat man den Text, das Gedicht selbst, unter Ton die strophische Form, das Maß, unter Weise die Melodie zu verstehen. Doch wird Weise häufig auch für Ton gebraucht und umgekehrt, denn beide stehen unter sich in unlösbarem Zusammenhange.

4) Das bis jetzt über die Form der höfischen Lyrik Gesagte war größtentheils schon vor dieser Periode unsern Lyrikern bekannt und von ihnen angewendet. Neu aber und eine eigenthümliche Frucht der Blüthezeit ist das in jeder Strophe herrschende Gesetz der Dreitheiligkeit. Man versteht aber darunter die Gliederung einer jeden Strophe in drei Theile. Sie hebt an und knüpft sich mit zwei gleichen Theilen, bei den Meistersängern Stollen [2] oder

[1] Auch der Name „Leich“ weist auf die innige Beziehung zur Musik hin; denn „leich“ war im Althochdeutschen soviel wie „Psalm“ — eine mit Saitenspiel vorgetragene Melodie.

[2] Der Ausdruck Stolle ist der Baukunst entlehnt: Stollen sind zwei gleiche Pfeiler, die ein übergelegter Balken verbindet.

Aufgesang genannt, sie tönt aus und löst sich mit einem dritten Theile, dem Abgesang. „Diese Dreitheiligkeit ist es, welche die deutsche Liederdichtung zur Kunst erhob" (Fr. Pfeiffer), und so kam es, daß das Gesetz dieser Dreitheiligkeit nicht blos in dieser Periode, sondern auch späterhin, zur Zeit der Meistersänger, wie ein heiliges Gesetz der Kunstpoesie herrschend blieb. Nur die Leiche scheinen freier gewesen zu sein; denn ihre Strophen sind nicht dreitheilig, es sei denn, daß man die Einzelstrophe des Leiches als eine auseinander gerissene ansieht, deren Glieder (Stollen und Abgesang) da und dort im Leiche zerstreut sind.

5) Auch sonst sind die strophischen Formen, die Töne neu, originell. Jeder Meister erfand sich seinen eigenen Ton, und sogar auch die dazu gehörige Sangweise. Er war so Dichter und Komponist in einer Person. Da aber die öftere Wiederholung eines und desselben Tones als Zeichen der Unkunst galt und es unerlaubt war, die von einem Andern erfundene Tonweise sich anzueignen, so hören wir die Dichter immer von neuem Sange, neuem Liede, neuem Tone reden und sehen sie auch wirklich nach neuen Formen unablässig suchen. Es darf als Regel betrachtet werden, daß zu jedem Liede (bei den Sprüchen herrschte ein anderer Gebrauch) ein neuer Ton, eine neue Weise erfunden wurde. Daher die erstaunliche Mannigfaltigkeit lyrischer Formen in der mittelhochdeutschen Lyrik, deren Zahl sich leicht auf einige Tausende beläuft.

Aus Meister Gottfrieds „Lobgesang auf Christus und Maria".

1. An Christus.

Ich lobe dich, vater, herre, krist,	So sei gelobet, Herre Christ,
daz dir sô maer der sünder ist:	Daß dir so lieb der Sünder ist,
du gîst im frist	Du gibst ihm Frist
vil lange ûf bezzerunge.	Sein Herz zu dir zu lenken.
sô sî gelobt naht unde tac	Drum sei gesungen Nacht und Tag
din lob daz mich vil armen sac	Dein Lob, das ich viel Armer wag',
gein dir enmac	Ob mir's auch mag
verteilen menschen zunge;	Die arge Welt verdenken!
wan dir sint elliu herzen kunt	Dir sind ja alle Herzen kund,
und offen allez tougen:	Vor dir ist nichts verschwiegen,
du weist daz mer unz ûf den grunt,	Du weißt das Meer bis auf den Grund,
und allez daz ie menschen munt	Und Alles, was ein Menschenmund
ze keiner stunt	Zu einer Stund
gesprach: dast âne lougen.	Je sprach, ohn' Wahn und Trügen!
Sô lob ich, herre, dînen tôt	O Herr, ich preise deinen Tod,
der in vil strengebernder nôt	Der für die bitt're Todesnoth
uns helfe bôt	Uns Hülfe bot
und uns vil armen lôste	Und Rettung vom Verderben,

von iemer wernder brinnder brunst,
dâ jâmer ist und jâmers gunst,
sô . . .
der uns sô tiure trôste.
des sol dich loben swaz âten habe
mit hôher wirde und êre,
wîp unde man, kint unde knabe,
dar nâch swaz fliege flieze (und) trabe,
krieche unde snabe
ân ende und iemer mêre.

Got, aller güete ein anevanc,
tief unde hô, breit unde lanc,
sî kan gedanc
süeze in dem herzen machen.
sî fliuzet ûz der minne lant;
vil wol in dem si wirt erkannt:
dem muoz zehant
sîn herze in fröiden lachen.
swaz im diu werlt ze leide tuot,
daz ist im gar ein wünne:
sô suoze enzündet im den muot
dîn süeze brinnde minnegluot;
du bist sô guot
ob allez menschen künne.

Du küel, du kalt, du warm, du heiz,
und aller saelde ein umbekreiz,
der dich niht weiz,
wiest dem sô rehte swaere!
im ist der tac eins jâres lanc,
im gruonet selten sîn gedanc,
erst âne wanc
gar aller fröiden laere.
du bist sô gar des herzen schîn,
ein fröidebernde sunne,
ein herzeliep für senden pîn,
für trûren fröide voller schrîn,
den gernden sîn
für durst ein lebender brunne.

Du voller mân, du voller stern,
wer möht dîn iemer stunde enbern?
der tugende gern
kan unde süezer minne,
der muoz dîn inneclîchen gern:
wan du kanst wunder wünnen wern.
du bist ein stern
in herzen unde in sinne.
du erliuhtest daz nie sunnen schîn
noch stern erliuhten kunde.
sô milt ist dîner minne wîn:
swem er kumt in daz herze sîn,
des herzen schrîn
wirt fröiden vol von grunde.

Der uns befreit von Höllengluth,
Da Jammer ist und niemals ruht,
O Heiland gut
Mit deinem theuern Sterben!
Drum lobe dich, was Odem habe,
Dich höchster Gnaden Spende,
So Weib wie Mann, so Kind wie Knabe,
Dich lob', was fließe, flieg und trabe,
Was Leben habe,
Es lobe dich ohn' Ende.

Gott, aller Güte Anfang,
Tief und hoch, breit und lang,
Wen sie durchdrang,
Dem mag sie Wonne machen.
Sie fließet aus der Minne Land;
O wohl ihm, dem sie wird erkannt,
Ihm muß zuhand
Sein Herz in Freuden lachen.
Was ihm die Welt zu leide thut,
Das will ihm Wonne scheinen:
So süß entzündet ihm den Muth
Die süße brennende Minneglut;
Du bist so gut,
Ob aller Menschen Meinen!

Du Kühl, du Kalt, — du Warm, du Heiß,
Du aller Wonne ein Umkreis! —
Wer dich nicht weiß,
Wie ist dem bang und schwere!
Sein Tag ist eines Jahres lang,
Ihm grünet selten sein Gedank',
Sein Leben lang
Fühlt er der Freuden Leere.
Du bist so recht des Herzens Schein,
Eine Freude bringende Sonne,
Eine Herzelieb für sehnende Pein,
Für Leid ein trostesvoller Schrein,
Bist dem, der dein
Verlangt, ein Lebensbronne.

Du voller Mond, du voller Stern,
Wer ließ dich eine Stunde gern?
Irrt Einer fern
Von Tugend und von Minne,
Der suchet dich mit Thränen gern,
Dich, aller süßen Wunder Herrn!
Du bist ein Stern
Im Herzen und im Sinne,
Du strahlst, wohin kein Sonnenschein,
Noch Stern den Weg gefunden.
O mild ist deiner Minne Wein, —
Wem er geströmt zum Herzen ein,
Deß Herzensschrein
Wird freudenvoll von Grunde.

Du bist gesungen und geseit	Du bist gelobt in Ewigkeit,
daz lamp daz unser sünde treit,	Du Lamm, dem Tod für uns geweiht,
daz dur uns leit	Das unser Leid
mit willen alze verre.	Wollt' bis zum Kreuze dulden!
wir wârn dir, herre, gar ze trût:	Wir waren, Herr, dir gar zu traut:
du spien dîn golt an blôze hût;	Dein Lied erklang nach deiner Braut
wît unde lût	Vom Kreuze laut,
erschal, getriuwer herre,	O König du der Hulden.
diu reine staete minne dîn,	Das Lied der steten Minne dein,
diu süeze unwandelbaere.	Das Spiel aus deinem Herzen!
des müezestu gesegent sîn,	Deß müssest du gesegnet sein,
du reiner herzen sunnen schîn.	Du reiner Seelen Sonnenschein,
du lebender wîn,	Du Lebenswein,
du fröide in rehter swaere.	Du Freund in allen Schmerzen!
Du zallen zîten hâst zertân	Du hältst die Arme aufgethan
dîn arme, uns armen wilt empfân,	Und willst uns stündlich All' umfah'n,
swie vil wir hân	Wie auch im Wahn
getân gein dîner hulde,	Wir höhnten deine Gnaden.
und wellen wir ze hulden vân,	Und rufen deine Huld wir an,
die sünde dur dîn minne lân,	Zu wandeln deines Herzens Bahn,
sô wiltu uns hân	Gleich willst du dann
unschuldic unser schulde.	Von Schulden uns entladen!
du bist sô guot, sô rehte guot,	Du bist so gut, so gründlich gut,
sô guot ob aller güete:	So gut ob aller Güte,
dîn güete lebende wunder tuot;	Deine Güte lichte Wunder thut,
sî bringet dar zuo tôten muot,	Sie bringt dazu den Todten Muth,
daz berndiu bluot	Daß frische Bluth
swirt ûz des herzen blüete.	Aufbricht in dem Gemüthe.

2. An Maria.

Du rôsen bluot, du liljen blat,	Du Rosenblüthe, Lilienblatt,
du küngîn in der hoehsten stat,	Du Kön'gin in der hohen Stadt,
dar nie getrat	Wohin nie trat
kein frouwen bilde mêre,	Ein Weib, dir gleich, o Hehre.
du herzeliep für allez leit,	Du Herzenslieb für alles Leid,
du fröude in rehter bitterkeit,	Du Freud in herber Bitterkeit,
dir sî geseit	Dir sei geweiht,
gesungen lop und êre.	Gesungen Lob und Ehre!
des lebenden gotes zelle was	Lebend'gen Gottes Zelle ward
dîn lîp viel saeldenbaere:	Dein Leib, der wonnigklare;
reht als der sunne durch daz glas	Wie Sonnenstrahl sich offenbart
kan dringen, süezer unde bâz	Durch Glas, wies Gottes Gegenwart,
dranc âne haz	Mehr süß und zart,
ze dir Krist der gewaere.	In dir sich, Christ der wahre.
Du rôsen tal, du vîolvelt,	Du Rosenthal, du Veilchenfeld,
du wünneberndez herzen gelt,	Du wonnereiches Herzensgeld,
du blüender helt,	Du blühender Held,
du süeziu gotes wünne,	Du süße Gotteswonne,
du liehtebernder morgenrôt,	Du strahlenbringend Morgenroth,
du rehtiu friundîn an der nôt,	Du rechte Freundin in der Noth!
daz lebende brôt	Das Lebensbrod
gebaer du küneges künne,	Gebarst du Jungfrau'nsonne,

daz manic vinster herze kalt	Durch das manch Herze, finster, kalt,
erliuhtete unde enbrande	Aufleuchtet und entbrannte
mit süezer minne manecvalt;	In süßer Minne mannigfalt:
sô rehte stark ist sîn gewalt:	So zeigt sich seine Allgewalt;
des wirt gezalt	Darob erschallt
dîn lop in manegem lande.	Dein Lob in manchem Lande.
Du bluomen schîn durch grüenen klê,	Du Blumenschein durch grünen Klee,
du blüendez lignum âlôê,	Du blüh'nde Staude Aloe,
du gnâden sê	Du Gnadensee,
dâ man mit fröuden lendet,	Da froh das Schiff man wendet,
du wünneberndez fröuden tach	Du wonnereicher Freude Dach,
dâ durch man regen nie gesach,	Wodurch kein Regenguß je brach,
du guot gemach,	Du gut Gemach,
des ende niemer endet,	Deß Herrlichkeit nicht endet,
du helfebernder kraft ein turn	Du hülfereicher Kraft ein Thurm
vor vîentlîchem bilde,	Vor grausem Feindesbilde;
du wendest manegen herten sturn	Du wendest manchen Wettersturm,
den an uns tuot durch sînen hurn	Den auf uns thut der Hölle Wurm
der helle wurn	Durch seinen Sturm
und ander würme wilde.	Und and're Würmer, wilde.

§ 28. Der Minnesang.

1) Eine wichtige Stelle unter den Liedern dieser Zeit nehmen die eigentlichen **Minnelieder** ein, d. h. jene, welche der **Verehrung und Verherrlichung des Frauengeschlechtes** gelten. Die meisten Dichter sangen nur solche. Dies erklärt sich also: Schon die alten Deutschen ehrten die Frauen höher, als es bei Griechen und Römern der Fall war. Im christlichen Mittelalter aber glaubte man den Frauen um so mehr Verehrung und Huldigung schuldig zu sein, als der göttliche Erlöser ein **Weib** zur unendlich hohen Würde seiner Mutter erhoben hat. Ein Dichter jener Zeit drückt dies so aus: „Nun höret und merket wohl, warum man Frauen ehren soll: Wir waren ewiglich todt, uns brachte eine Jungfrau aus aller Noth, die uns den Heiland gebar. Um **eines** reinen, zarten Lebens willen ehret **alle** Frauen." So kam es denn, daß es ein wichtiger Theil der Lebensaufgabe eines Ritters wurde, den sogen. **Frauendienst** zu erlernen und zu üben. Ja, er mußte es beim Ritterschlage vor dem Altare schwören, stets die Frauen zu schirmen und Blut und Leben für ihre Ehre einzusetzen.

Schon bei den alten Deutschen fand sich „die Erkenntniß von der Tiefe, der Würde und Innigkeit des weiblichen Gemüths, die Verehrung, zu welcher eine reine, fromm-keusche Frauenseele wider Willen hinreißt, die Huldigung, die der sinnigen Wirksamkeit, der zarten Zurückhaltung, der feinen Sitte der Frauen gebührt" (Lindem.). Sie glaubten sogar, daß den Frauen etwas „Heiliges und Ahnungsreiches" (sanctum et providum, wie Tacitus berichtet) innewohne, und schlossen sie deßhalb nicht einmal von der priesterlichen und prophetischen Würde aus. Wenn nun auch in der christlichen Zeit die letztere Auszeichnung wegfiel, so ergoß doch die Sonne des Christenthums um so mehr

Glanz über das deutsche Frauengeschlecht, je höher sie bei uns emporstieg. Dazu kam auch noch, daß sich die Ritterfrauen und Burgfräulein nach der damaligen höfischen Sitte nur selten blicken ließen. Wenn sie also dann wieder einmal in vollem Glanze hervortraten, da erfaßte freilich die derben Mannen eine besondere Ehrfurcht und Verehrung, da mußten ihnen die Anmuthigsten besonders hehr erscheinen, gleichwie himmlische Gestirne (Mond, Sterne), die aus dem Gewölke hervorkommen.

2) Die ächte Minne war also nicht etwa eine Schwärmerei für die oder jene weibliche Schönheit, sondern die reine, innigzarte, durch die Religion verklärte Huldigung, die man der Würde, Anmuth und Tugend der Frauenwelt darbrachte. Von dieser Minne konnte Wolfram sagen: „Minne gibt in den Himmel gut Geleite; Minne ist überall, außer in der Hölle." — Wie diese Minne, so die ächten Minnelieder. Es waren keine Liebesgedichte moderner Art, sie waren viel kindlicher und frömmer. „Sie galten eigentlich weniger einzelnen Personen, als dem ganzen Frauengeschlechte" (Gervinus); mancher Dichter widmete sein Lied einer „Frowe", die er noch gar nicht gesehen hatte. Selbst am Hofe der heiligen Elisabeth wurden solche Minnelieder gesungen.

Vilmar und nach ihm Andere heben als die eigenthümlichen Züge dieser Lieder das Jugendliche und das Frauenhafte hervor. „Ja, der Hauch der glücklichen Jugend schwebt über diesen zarten Liedern." Der Minnesänger singt nämlich so verschämt und bescheiden, wie es dem zarten Jüngling eigen ist. Von einer Anmaßung, von einem frechen Wesen ist keine Rede; nicht einmal der Name der Besungenen kommt über seine Lippen. Bis zum Kindlichen läßt er sich nieder. Wie sich ein Kind schon ob der geringsten Ehre und Gabe überaus freuen kann, so ist dem Minnesänger ein einziger Gruß, ein Lächeln, ein Blick schon ein reicher Habedank, der ihn überaus zufrieden stimmt, so daß alsbald die Finger in freudigraschem Tempo über die Saiten dahingleiten. — Ebenso ist diesen Minnesängern etwas Frauenhaftes aufgeprägt; eine solche weibliche Schüchternheit, eine so zarte Zurückhaltung und Innigkeit findet sich darin, als ob sie von Frauen gedichtet wären.

3) Freilich diese Minne mit so frommem und unschuldigem Wesen war mehr nur auf deutschem Boden einheimisch, und natürlich auch die Minnelieder solcher Art. In den französischen Minneliedern (der Troubadours) herrschte der Leichtsinn, die Flatterhaftigkeit, in den italienischen gar die Sinnlichkeit vor. Darum singt Walther: „Tugend und reine Minne, wer die suchen will, komm' in unser Land."

4) Aber auch der deutsche Minnesang verdient dieses Lob, und selbst zur Zeit seines schönsten Blühens, nur im Großen und Ganzen. Selbst in einzelne Lieder der besseren Dichter haben sich Verse verirrt, die bedenklich schalkhaft sind.

„Der Garten des Minnesangs hat neben den zarten, treu gepflegten Duftblumen auch Pflanzen mit grell gefärbter Blüthengluth, die aus fremdem Boden verpflanzt zu sein scheinen, daneben hie und da verwilderte Gewächse mit ätzendem Saft und stachlichten Blättern, sowie auch Zierblumen mit betäubendem Duft" (Lindem.).

5) Weil aber die meisten Lyriker des 13ten Jahrhunderts nur **Minnelieder** sangen, so erhielten alle Liederdichter dieser Zeit den Namen „Minnesänger“, und alle Lieder den Namen „Minnesänge“. Der Name Sänger ist um so mehr am Platz, weil sie ihre Lieder und Leiche nur für den **Gesang** dichteten und meist **selbst** sangen mit Begleitung von Saiteninstrumenten („die Singerlein“). An das Aufschreiben ihrer Lieder dachten sie nicht. Eine geraume Zeit wurden ihre Lieder nur mündlich fortgepflanzt und erst später gesammelt und aufgeschrieben (vgl. die Manessische Sammlung).

Lob der deutschen Frauen.

(Von **Walther von der Vogelweide**.)

Ir sult sprechen willekomen:
der iu maere bringet, daz bin ich.
allez daz ihr habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich.
ich will aber miete:
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lîhte daz iu sanfte tuot.
seht waz man mir êren biete.

Ich wil tiuschen frowen sagen
solhiu maere, daz si deste baz
al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.
waz wold ich ze lône?
si sint mir ze hêr.
sô bin ich gefüege und bite si nihtes mêr,
wan daz sie mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar.
daz im wol gevallen
wolde fremeder site,
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gâht vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
unt her wider unz an Ungerlant
sô mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
kan ich rehte schouwen
guot gelâz unt lîp,
sem mir got, sô swüere ich wol daz hie diu wîp
bezzer sint danne ander frouwen.

Ihr sollt sprechen: sei willkommen!
Der euch Märe bringet, das bin ich.
Alles, was ihr habt vernommen,
Das ist nur ein Wind. Nun fraget mich.
Ich will aber Miethe:
Wird mein Lohn wohl gut,
Sag' ich euch vielleicht, was sanft euch thut.
Seht, welche Ehre man mir biete.

Ich will deutschen Frauen sagen
Solche Mär, daß sie desto baß
All der Welt dann soll'n behagen:
Ohne große Miethe thu' ich das.
Was verlang' ich von den Süßen?
Sie sind mir zu hehr.
Drum bin ich gefüge, bitte sie nichts mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab' ich viel gesehen,
Und ich nahm der besten gerne wahr;
Uebel müss' es mir ergehen.
Brachte ich mein Herz je ihnen dar.
Daß ihm wohl gefallen
Manche fremde Sitte,
Unrecht wär' es, wenn ich dieses widerstritte:
Deutsche Zucht geht doch vor allen.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und dann wieder bis zum Ungarland
Mögen wohl die Besten sein,
Die ich habe in der Welt erkannt.
Kann ich recht erschauen
Gut Gelaß und Leib,
Helf' mir Gott, so schwör' ich, besser ist das Weib
Hier als anderwärts die Frauen.

Tiusche man sint wol gezogen,	Deutscher Mann ist wohlgezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.	Recht wie Engel sind die Frauen schön.
swer si schildet, derst betrogen:	Wer sie schilt, der ist betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.	Ich kann dieses anders nicht versteh'n.
tugent unt reine minne,	Tugenden und reine Minne,
swer die suochen wil,	Wer die suchen will,
der sol komen in unser lant, da ist wünne vil.	Komm in unser Land nur, da ist Wonne viel.
lange müeze ich leben dar inne.	Mög' ich leben lang darinne!

§ 29. Die nennenswerthesten Minnesänger.

1) Als der eigentliche Vater der Minnepoesie wird Heinrich von Veldekin (Veldeke), ein Niederländer, angesehen. In seinem großen epischen Gedichte „Eneit", zu welchem er eine französische Bearbeitung von Virgils Aeneide vor sich hatte, schilderte er nämlich mit großer Zartheit und Innigkeit die Minne des Aeneas. Auch der Form nach arbeitete er der Minnepoesie vor: durch die Sprachreinheit, Zierlichkeit im Ausdruck, durch bessern Bau und Reim der Verse.

2) Zu den frühesten Minnesängern mit fast volksmäßigem Tone gehören Spervogel, ein geistlicher Liederdichter, der von Kürenberg und Reinmar der Alte; doch waren sie in der Form noch sehr unbeholfen. Der Erste, Spervogel, war hauptsächlich Spruchdichter, dann weiterhin Sänger der Gottesminne. Hymnusartig klingt sein Gotteslob: „Kräuter des Waldes und Erze des Goldes und alle Abgründe, die sind dir, Herr, kund, die steh'n in deiner Hand; alles himmlische Heer, das möchte dich nicht vollloben an ein Ende." — „Die wenigen geretteten Blüthen des Kürenbergers überbieten durch innern Werth ganze Sträuße späterer Minnelieder" (Lindem.), obgleich ihnen noch häufig der Reim abgeht und durch bloße Assonanz vertreten ist. Von Reinmar dem Alten, der wohl Walthers Lehrer war, sagt dieser, „daß ein wohlredender Mund und viel süßer Sang mit ihm begraben" worden.

3) Auch die großen epischen Dichter Hartmann, Wolfram und Gottfried reihten sich dem Frühlingschor der deutschen Nachtigallen an. Wolfram verfaßte „Tage- und Wächterlieder"; Gottfried von Straßburg aber übertraf als Sänger der Gottesminne — in seinem „Lobgesang auf Christus und Maria" alles andere Derartige. Der Dichter sang ihn, wie Watterich meint, um eine Sühne dem Himmel zu bieten für seine Vergangenheit, insbesondere für sein Epos „Tristan". „Einem so tief bewegten Gemüthe", sagt jener scharfsinnige Forscher, „das sich gedrängt fühlte von der Schuld eines vergeudeten reichen Lebens und von der Pflicht, es wieder zu gewinnen mit äußerster Gewalt,

solch' einem Gemüthe konnte nur ein Psalm großartigster Anlage genügen, ein Psalm, in welchem die ganze Fülle einer gottbegeisterten Dichterseele hinströmte." Die Verschwendung aber von Bildern und Farben, welche diese Dichterseele hier trieb, mahnt uns an jene zur Christusminne bekehrte Sünderin, welche die kostbare Salbe zu den Füßen des Geminnten verschwenderisch ausgoß.

4) Ebenso wollte Konrad von Würzburg nicht fehlen. Er dichtete ein Loblied auf Maria und nannte es „die goldene Schmiede"; denn er wollte darin die heilige Jungfrau mit Sinnbildern und Ehrentiteln schmücken, wie es der Goldschmied mit Gold und Juwelen thut. „Das Gedicht ist einem prächtigen Gewand voll Bildstickerei zu vergleichen" (Menzel). Die Sinnbilder sind aus der heiligen Schrift, aus den Kirchenvätern oder aus der Phantasie hergenommen.

5) Nicht wenige balsamduftende Gottesminneblüthen sproßten innerhalb der Klöster des Dominikanerordens[1]. Besonders gehört hierher die hochbegnadete Dominikanerin-Schwester Mechtildis. Sie ist wohl die erste, die das geistliche Minnelied in deutscher Sprache anstimmte. Auf den Versbau achtete sie weniger, aber ihre Gedanken sind Perlen aus der Tiefe des gottinnigen Lebens geholt. Des Raumes wegen nur drei kleinere Proben:

1. Die reine Minne.

Wäre die ganze Welt auch mein,
Und wär' sie ganz von Golde,
Und wären alle Menschen mir recht holde,
Und wär' ich auserwählt darin
Die allerschönste Kaiserin —
Das wäre mir allzeit unmäre.
Ob mir auch Wunsches Macht gegeben wäre,
Viel lieber will ich Jesus sehen, meinen Herren,
Und gern dafür der ganzen Welt entbehren.
Prüfet, was sie leiden, die lange auf ihn beiten.

2. Zum Jesuskinde.

Wohin soll ich dich legen?
Wie soll ich deiner pflegen?
Ich will dich in mein Bettlein legen,
Das ist das Herze mein,
Und will bei deiner Kripp' erwägen,
Wie deine Liebe groß muß sein.
Ich geb' dir auch ein Wangenkissen,
Das ist die Reue mein,
Es soll dich nimmermehr verdrießen,
Zu kommen in mein Herz hinein.
Zum Bettlein ich die Decke finde,
Die ist die heilige Begier,
Vergebe mir, o Herr, die Sünde.
Und bleibe stets bei mir.

---

[1] Vgl. Die deutsche Mystik im Prediger-Orden (von 1250—1350), von Dr. Greith, Bischof in St. Gallen. Freiburg i. B. bei Herder; III. Buch: Die Poesie 2c. S. 203—282.

3. Hymnus des Vaters.

(An Christi Himmelfahrt.)

Sei willkommen, mein herrlicher Sohn,
Meine Hand ist in deinem Werke, meine Ehre in deiner Gewalt,
Meine Kraft ist in deinem Streite, mein Lob in deinem Siege,
Mein Wille ist in deiner Wiederkunft, mein Wunder in deiner Auffahrt,
Mein Zorn in deinem künftigen Gericht.
Die unbefleckte Braut [1], die du mir bringst,
Soll dein und mein und ewig ungeschieden sein.
Meine Gottheit ist meine Krone,
Deine Menschheit ist meine Sonne,
Unser beider Gott ist ohne Beginnen
Ein Wille, Kraft und That in allen Dingen,
Deine Seele ist unser Dreien nächste Braut.
O wie wonniglich sie in unserer Gottheit spielet,
Gleich dem wunderbaren Blitzen, das in der Sonne schwebt,
Das Niemand sieht, als wer da schöne Augen hat.

6) Mit der muthwillig scherzenden Lyrik gab sich Nithart der Bayer am meisten ab. Er schuf den höfischen Dorfgesang, welcher die Plumpheit und Putzsucht der Bauern, deren Raufereien, Liebeshändel, Tänze verspottet. Doch artet diese Derbheit nicht selten in Gemeinheit aus. Aehnlich sind die Dichtungen des Tanhäuser.

7) Gute Lyriker waren ferner: Heinrich von Morungen, welcher gar lebendig sang und überaus reich an neuen Bildern war; Gottfried von Nisen, der vorzugsweise Tanzlieder dichtete; Reinmar von Zweter und der Marner, zwei Schüler des vorzüglichsten Minnesängers Walthers von der Vogelweide.

8) Gegen Ende des 13ten Jahrhunderts kam die herrliche Rosenstaude der ächten Minnedichtung immer mehr in's Verwelken und Hinsterben. Es kam wie ein heißer Südwind über sie; die Minnepoesie verlor nämlich immer mehr ihren edlen und reinen Ton, und verfiel in's Gemeine und Unsittliche. Den Schluß in der Reihe der noch bessern Minnesänger machten Herr Ulrich von Lichtenstein (aus Steiermark) und Heinrich von Meißen. Dem Erstern soll jedoch nicht nachgesehen sein, daß er bis zur Narrethei der Minneschwärmerei oblag, indem er dieselbe gleichsam als seine Lebensaufgabe erfaßte und sich seiner Familie oft lange genug entzog. Das war doch auch ein „Verliegen" [2], wenn auch nur ein moralisches. Der Andere beschließt viel würdiger den langen Zug der minnenden Nachtigallen. Wenn er nun auch

---

[1] D. i. die Seele der Menschheit Christi.

[2] „Verliegen" nannte man damals ein thatenloses, zielverfehlendes Dahinleben.

nicht gerade „der Kunst ein Koch war" und „in seiner Kunst auf des Kessels Grund" gelangte, wie er von sich selbst meinte, so ist er doch als Dichter ein sittlich-ernster, väterlicher Lehrer für Jung und Alt, ein strenger Widersacher der lockern Sitte, wie er sie an den Höfen und im Klerus da und dort traf, und endlich — unermüdlich im Lobe züchtiger Frauen und treuer Ehegatten. So erhielt er denn auch im Leben den Ehrennamen Frauenlob, und die Frauen und Jungfrauen zu Mainz leisteten ihm nach seinem Tode rührenden Ehrendienst. Sie trugen ihn nämlich zur Ruhe in den Kreuzgang des Mainzer Domes (1318) und gossen reichlichen Wein in seine Gruft. Schwanthaler hat ihm vor einigen Jahren einen neuen Grabstein gemeißelt, da der alte zerbrach.

9) Dieser spätern Zeit gehört auch das interessante Streitgedicht an, welches uns unter dem Namen „der Sängerkrieg auf der Wartburg" ein unbekannter Verfasser (? Frauenlob) hinterlassen hat.

Aus der „goldenen Schmiede".

(Von Konrad von Würzburg.)

Mariâ, muoter unde maget,	Maria, Mutter, so wie Magd,
diu sam der morgensterne taget	Die gleich dem Morgensterne tagt
dem wîselôsen armen her,	Dem führerlosen Pilgerheer,
daz ûf dem wilden lebermer	Das auf dem wilden Lebermeer
der gruntlôsen werlde swebet,	Der grundlosen Weltlust schwebt:
dû bist ein lieht, daz immer lebet,	Du bist ein Licht, das immer lebt,
und im ze saelden ie erschein,	Und hülfreich war ihm stets Dein Schein,
swenn ez der sünden agetstein	Wenn es der Lust Magnetenstein
an sich mit sînen kreften nam.	Fortriß mit geheimem Zug.
Swaz diu syrêne trügesam	Wieviel auch der Sirene Trug
versenken wil der schiffe	Versenken will der Schiffe
mit süezer doene griffe	Mit süßer Töne Griffe,
diu leitest, vrowe, dû ze stâde:	Du leitest, Frau, sie zum Gestad.
dîn helfe ûz tiefer sorgen bade	Manchen aus tiefer Sorgen Bad
vil mangen hât erlediget.	Hat Deine Hülf' erledigt.
Dîn lop hât uns geprediget	Dein Lob hat uns gepredigt
Dominicus und Franciscus.	Dominicus und Franziscus.
Der helle bâsiliscus	Der Hölle Basiliscus
schaden vil von dir begreif:	Schaden viel von Dir empfing.
dîn tugent schuof, daz ûf în sleif	Deine Tugend schuf, daß auf ihn ging
des tôdes hagel und sîn risel.	Des Todes Hagel mit Geriesel.
Bî dir bezeichnet ist diu wisel,	Du bist bezeichnet in der Wiesel,
diu daz hermelîn gebar,	Die das Hermelin gebar,
daz den slangen eitervar	Das den giftigen Drachen gar
ze tôde an sîner krefte beiz.	Zu Tode biß mit seiner Kraft
und sînen bluotvarwen sweiz	Und seines edeln Blutes Saft
rêrte durch ir beider sturm.	Vergoß in ihres Kampfes Sturm.
Dô Lucifer der hellewurm	Als Lucifer der Höllenwurm
uns den apfel ezzen sach,	Uns verlockt zum Apfelbiß,

dâ von ze sterben uns geschach,
dô quam uns dîn geburt ze staten,
unt warf uns an der wünne schaten
ûz bitterlicher noete warm.
Christ, der hôhe himelharm,
sluof in der tiefn helle tunc,
und beiz den mortgîtigen unc
ze tôde an aller sîner maht.
An dem criuce in übervaht
dînes edelen kindes lîp,
dâ von dû bist vür elliu wîp
gerüemet unt gesegenet,
begozzen unt beregenet
mit dem himeltouwe.
Dû bist erhoehet, vrouwe,
sam in Siôn der cyprîân
und der cêder in Libân
sich ûf ze berge leichet.
Din tugent hôh ûf reichet
sam in Cades der palmen rîs.
Dû bist ein lebendez paradîs
vil maniger edelen bluomen.
Ob allen kardamuomen
dîn süezer smac sich waehet:
er riuchet unde draehet
vür den balsem und den bisem.
Den touf vil heilic und den crisem
hât dîn geburt gehêret:
dîn vruht die erden êret,
unde zieret wol den himel.
Dû mirren vaz ân allen schimel,
dû edeliu wîrouchbühse,
si müezen sam die lühse
durnehteclichen wol gesehen,
die manic wunder wellent spehen,
daz an dir blühet zuo aller stunt.
Wie kan dîn minneclicher munt
die sêle spîsen unde laben!
Dû bist der süezen bete ein waben,
der schône tropfet zaller zît,
wan under dîner zungen lît
diu milch und ouch der honicseim.

Daß nun der Tod uns ist gewiß,
Da kam uns Deine Frucht zu Statten
Und warf uns an erwünschten Schatten
Aus bitterlichen Nöthen hin.
Christ, das Himmels-Hermelin,
Kroch in der tiefen Höllen Schlund
Und biß den gift'gen Höllenhund
Zu Tode, daß er machtlos liegt.
An dem Kreuz hat ihn besiegt
Deines edeln Kindes Leib.
Drum ist wie Du kein irdisch Weib
Gerühmet und gesegnet,
Begossen und beregnet
Von des Himmels süßem Thau.
Du hast Dich hoch erhoben, Frau,
Wie die Cypresse von Sion,
Die Ceder auf dem Libanon
Bis an die Wolken reichet.
Deiner Tugend Höhe gleichet
In Cades nicht der Palme Reis.
Du bist ein lebend Paradeis,
Der Blumen voll von klarem Schein.
Ueber allen Specerein
Ist deines Wohlgeruches Duft.
Er durchsüßt und würzt die Luft
Mehr als Balsam und als Bisam.
Die heil'ge Taufe und den Chrysam
Hat Dein Mutterschoß geehrt.
Deine Frucht die Erde ehrt
Und zieret droben wohl den Himmel.
Du Myrrhenglas all sonder Schimmel,
Du edle Weihrauchbüchse!
Sie müssen wie die Lüchse
Wohl mit scharfen Augen seh'n,
Die all die Wunder wollen späh'n,
Die an Dir blüh'n zu jeder Stund.
Wie kann Dein minniglicher Mund
Die Seele speisen und erlaben!
Du bist der Süße Wist und Waben,
Das lieblich träufelt immerdar;
Von Deiner Zunge fließen klar
Die Milch und auch der Honigseim.

Ein kleines Gedicht Frauenlobs.

Ihr hôhen vrouwen, reine wîp,
ich han daz reht, daz ich iu sage:
Waz mac getiuren iuwern lip
ie baz unt baz von tage zu tage,
wan daz ein von der andern niht
mit willen hoere ein schwachez wort?
Beschützet hie und decket dort,
daz ist ein süeze zuoversiht.

Ihr Frauen hoch, ihr Weiber rein,
Ich hab' das Recht, daß ich euch sage:
Was mag euch größern Werth verleih'n
Stets mehr und mehr von Tag zu Tage,
Als daß ihr von einander nicht
Mit Willen hört ein schwaches Wort?
Beschützet hier und decket dort,
Das bringet süße Zuversicht.

§ 30. Herr Walther von der Vogelweide.

1) Ueber Walthers Leben haben wir nur wenige Notizen. Sie sind meistens seinen Gedichten entnommen. Das nun steht fest, daß er zwischen 1170—1230 lebte, daß er über 40 Jahre lang sang, und daß er ritterbürtig war, ein hêr, wie ihn Wolfram nannte, aber ein armer hêr, denn „sein ganzer Reichthum war sein Lied". Sein bäuerliches Rittergut verlegen neuere Forscher nach Tyrol (in das Eisack- oder obere Wipthal). Um 1190 nun flog diese Meisterin der Nachtigallen aus dem ärmlichen Neste aus nach Wien, wie er selbst schreibt: „Zu Osterriche lernte ich singen unde sagen." Da malte er sich denn die Zukunft rosig aus (vgl. seine frühesten Lieder); doch hat er später „nie auch nur ein halben Tag ganzer Freude genossen". Als gelernter Sänger zog er an verschiedene Höfe, hielt sich da bald länger, bald kürzer auf, je nachdem es ihm behagte. Am längsten weilte er bei dem österreichischen Herzog Friedrich und bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen. Aber auch am kaiserlichen Hofe war er bekannt und geschätzt; besonders ehrte ihn Kaiser Friedrich II., indem er ihm ein Lehen gab. Dieses sein „Heimwesen", das in Franken (wohl bei Würzburg) lag, wurde ihm eine zweite Heimath. Und doch blieb dieser Zugvogel nicht daheim, machte wieder Ausflüge; dabei ist er wohl[1] auch „komen an die stat, dâ Got menneschlichen trat" (? 1229). Aber er starb in der Heimath, zu Würzburg, und ruht aus in dem Grashofe des Neuen Münsters. Sein Schüler, Ulrich von Singenburg (Truchseß des Abtes von St. Gallen), rief ihm liebend nach:

„Wir wünschen ihm für seinen werthen höf'schen Sang,
„Da nun sein ird'sche Freude ist zu Wege,
„Daß ihn der süße Vater recht nach Gnaden pflege."

2) Auch über Walthers Charakter, seine religiöse und politische Gesinnung, haben wir fast nur das Zeugniß seiner Gedichte. Und hiernach erscheint Walther als ein geistvoller, feuriger, charakterfester, lebenserfahrener und gläubiger Mann. Ob der Armuth vergaß er nicht die Ehrenfestigkeit, denn er warf sich nicht weg durch Wohldienerei. Ob der Minne vergaß er nicht das Wichtigere, das Vaterland, und ob des irdischen Vaterlandes vergaß er nicht das ewige. Er war kein armseliger Egoist; denn, hoffte er auch

[1] Fr. Pfeiffer meint, der schon betagte Sänger habe nicht mehr den Kreuzzug mitgemacht, und habe das Lied: „Im gelobten Lande" bloß zur Aufmunterung und Erbauung der Kreuzfahrer gedichtet. Rieger behauptet das Gegentheil.

„miethe“ für seinen Sang und Dienst, so standen ihm doch die Ueberzeugung und Wahrheit noch höher!

Aus Patriotismus nahm er auch für den Kaiser gegen den Papst und die Welfen Partei und ereiferte sich bisweilen nur zu arg, so daß er dem Gegner nimmer gerecht war. Sein scharfer Tadel gegen den römischen Stuhl und den Klerus verleitete Manche, in Walther einen kirchlich indifferenten Mann zu begrüßen, dem in religiöser Beziehung „Christ, Jude und Heide durchaus gleich gegolten“ habe. Wer aber seine Gedichte alle liest, der muß lächeln ob solcher Ansicht. Fürwahr, wer wie Walther die Kreuzfahrt predigt, wer in dem Bangen vor dem jüngsten Tag so kindlich an die Hülfe der „Frouwe“ Maria appellirt, und wer selbst von dem bekämpften Papste singt: „O weh! der Papst ist zu jung; hilf, Herr, deiner Christenheit“, der ist kein Indifferentist.

3) Walther gilt als der beste und vielseitigste Lyriker des Mittelalters. Dabei war er ein sehr fruchtbarer Dichter. — Am frischesten und schönsten sind die Lieder seiner Jugend — die Frühlings- und Minnelieder. Er besang über 40 Jahre lang die Minne, aber immer trockener. — Als er zum Manne gereift war, da waren es vor Allem das Vaterland, des Kaisers Ansehen, der Ruhm und das Wohl des Reiches, für die er seine feurigsten Weisen anstimmte (politische und patriotische Lieder). „Deutschland über Alles“, so sang er darin, und darum auch: „Deutsche Zucht und deutscher Mann und deutsches Weib über Alles.“ Bei allen das Reich betreffenden Ereignissen (z. B. bei den Kämpfen zwischen den hohenstaufischen Kaisern und den Päpsten) sang er seine so einflußreichen Lieder, und suchte so dem Reiche mehr durch die Harfe, als durch das Schwert zu dienen. — Je älter er wurde, desto mehr wandte er sein Auge vom Vergänglichen ab und schaute auf zum Ewigen, desto mehr religiösen Ernst goß er in seine Lieder. Nicht blos zeigt sich dies in seinen Kreuzzugliedern, sondern auch in vielen anderen. Als sein „Lebensabend“ (vgl. Nr. 75)[1] heranrückte, da sagt er der Minne förmlich Valet und rüstet sich zu seiner letzten Fahrt; er will nun Gott recht minnen, da finde er bessern Lohn, als der Welt Lohn (Nr. 76) sei. Er nimmt auf originelle Weise Abschied von der Frau Welt (Nr. 77), indem er die Erde als ein Wirthshaus auffaßt, in welchem der Böse als Wirth und Frau Welt als Wirthin hausen.

Für so manche darin erlebten Freuden und Genüsse, meint er, müsse man dem Wirth am Ende die Zeche bezahlen, und er ruft: „Frau Welt, ihr sollt dem Wirthe sagen, daß ich ihm wohl vergolten hab': Die Schuld hätt' ich ihm abgetragen, daß er mich aus dem Buche schab'.“ Er will sich nie mehr von ihr berücken lassen, sagt er schließlich; denn „ich kenne deinen Hinterhalt, vor dem sich Niemand kann bewahren. Gott geb' euch, Fraue, gute Nacht, und ich will jetzt zur Herberg fahr'n.“

[1] Nach der schönsten neuesten Ausgabe (von Fr. Pfeiffer) citirt.

Ja, gerade sein schönstes und gedankenvollstes Gedicht (Pfeiffer) über „Einst und Jetzt“ (Nr. 188) gehört unter die Zeugnisse seiner tief-religiösen Stimmung. „Ganze Bände von Opitz' oder Flemmings Gedichten wiegt dieser Gesang auf“ (Grimm). — Mit Recht reichte darum schon seine Zeit ihm den Ehrenkranz, Meister Gottfried voran, indem er das Verstummen der Nachtigall von Hagenau (Reinmar der Alte) beklagt:

So gebet uns etlichen Rath:
„Wer leitet nun die liebe Schaar?
Wer weiset dies Gesinde?
Ich wähne, daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll:
Ihre Meisterin die kann es wohl,
Die von der Vogelweide;
Hei, was die über die Heide
Mit hoher Stimme klinget!
Was Wunder sie uns bringet!
Wie fein sie organiret,
Ihr Singen moduliret!“

4) Aber auch uns muß Walther als Mensch und Dichter theuer sein, und darum ist es erfreulich, daß sein Andenken in der neueren Zeit wieder so frisch auflebt. Denn im Namen der neueren Dichter hat ihn Uhland bekränzt, ihn, der nach Lied und Denkart der Uhland des Mittelalters genannt werden kann. Im Namen der neueren Gelehrten wand ihm erst kürzlich Franz Pfeiffer einen Kranz mit den Worten: „Frei von Selbstsucht und niedrigem Ehrgeiz, begeistert für das Gute und Schöne, durchdrungen von der großartigen Idee des deutschen Kaiserthums und mit all' seinem Dichten und Denken den großen Angelegenheiten des Vaterlandes zugewandt, schritt er voll sittlicher Würde und Hoheit durch seine Zeit“ (Pfeiffer). Unsere Schulmänner aber können ihm nicht besser huldigen, als wenn sie das sehr alte, aber immergrüne Ehrenkränzlein hervorholen, welches ihm einst der Bamberger Schulrector Hugo von Trimberg flocht, und das in den zwei Versen besteht:

„Hêr Walther von der Vogelweide,
swer dez vergaeze, der taet' mir leide.“

1. Das heilige Land.

Allerêrst lëbe ich mir wërde,	Nun erst leb' ich ohne Fährde,
sît mîn sündic ouge siht	Seit sich meinem Auge weist
Daz hêre lant und ouch die ërde,	Das hehre Land und auch die Erde,
dër man vil dër êren giht.	Die man also lobt und preist.

Mirst geschëhen, dës ich ie bat:
ich bin komen an die stat,
dâ Got mennischlîchen trat.

Schoeniu lant rîch und hêre,
swaz ich dër noch hân gesëhen,
Sô bist duz ir aller êre.
waz ist wunders hie geschëhen!
Daz ein magt ein kint gebar,
hêre übr aller engel schar,
was daz niht ein wunder gar?

Hier liez ër sich reine toufen,
daz dër mensche reine sî.
Dô liez ër sich hie verkoufen,
daz wir eigen wurden frî.
Anders waeren wir verlorn.
wol dir, spër, kriuz unde dorn!
wê dir, heiden! deist dir zorn.

Do ër sich wolte übr uns erbarmen,
hie leit ër dën grimmen tôt,
Er vil rîche übr uns vil armen,
daz wir komen ûz dër nôt.
Daz in dô dës niht verdrôz,
dâst ein wunder alze grôz,
aller wunder übergnôz.

Hinnen fuor dër sun zër helle
vom dëm grabe, d'ar inne lac.
Des was ie der vater geselle,
und dër geist, dën niemen mac.
Sunder scheiden: êst al ein,
slëht und ëbener danne ein zein.
als ër Abrahâme erschein.

Do ër dën tievel dô geschande,
daz nie keiser baz gestreit,
Dô fuor ër hër wider ze lande.
dô huob sich dër juden leit,
Daz ër hêrre ir huote brach,
und daz man in sît lëbendic sach,
dën ir hant sluoc unde stach.

Dar nâch was ër in dëm lande
vierzic tage; dô fuor ër dar
Dannen in sîn vater sande.
sînen geist, dër uns bewar,
Dën sant ër hin wider zehant.
heilic ist daz sëlbe lant:
sîn name dër ist vor gote erkant.

Kristen, juden und die heiden
jëhent, daz diz ir erbe si:
Got müez ez ze rëhte scheiden
durch die sîne namen drî.

Mein ist, was ich je erbat:
Ich bin kommen, wo den Pfad
Gott im Menschenbilde trat.

Schöne Lande, segensreiche,
Hab' ich Wand'rer viel geseh'n,
Keines, das sich dir vergleiche:
Was sind Wunder hier gescheh'n!
Eine Magd ein Kind gebar,
Hehr vor aller Engel Schaar:
War das nicht ein Wunder gar?

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch gereinigt sei;
Hier dann ließ er sich verkaufen,
Daß wir Eig'nen würden frei
Und verloren nimmermehr.
Heil dir, Kreuz und Dorn und Speer,
Heidenschaft, deß zürnst du sehr!

Als er uns sich ließ erbarmen,
Litt er hier den grimmen Tod,
Er, der Reiche, für uns Armen,
Daß wir kämen aus der Noth.
Daß sein Blut uns kaufte los
War ein Wunder übergroß,
Aller Wunder Wunderschooß.

Nieder zu der Hölle Schlunde
Aus dem Grabe fuhr der Sohn,
Dem der Vater war im Bunde
Und der Geist von Anfang schon.
Niemand löset dieses Band.
Drei in einen Gott gewandt,
Wie ihn Abraham erkannt.

Als er dort den Feind bezwungen,
Wie kein Kaiser siegt im Streit,
Hat er neu sich hergeschwungen;
Da begann der Juden Leid:
Daß er ihre Hut durchbrach,
Mit den Seinen ging und sprach,
Den ihr Haß doch schlug und stach.

Hier verblieb der Wunderreiche
Vierzig Tage, fuhr dann frei
Heim zu seines Vaters Reiche;
Seinen Geist, der mit uns sei,
Hat er uns herabgesandt;
Heilig ist dasselbe Land,
Wird vor Gottes Thron genannt.

Christen sagen, Juden, Heiden,
Daß dies Land ihr Erbe sei:
Möge Gott den Streit entscheiden,
Er bei seinen Namen drei.

Al diu wëlt diu strîtet hër:
wir sînt an dër rëhten gër:
rëht is daz ër uns gewër.

Alle Welt hieher begehrt;
Uns nur ward ein Pfand gewährt.
Recht ist, das er uns gewährt.

2. Maienlust.

Muget ir schouwen, waz dem meien
wunders ist beschert?
Sëht an pfaffen, sëht an leien,
wie daz allez vert.
Grôz ist sîn gewalt:
ine weiz, obe ër zouber künne:
swar ër vert mit sîner wünne,
dan ist niemen alt.

Wollt ihr schauen, was dem Maien
Wunders Gott gewährte?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das sich gebärde.
Ja, er hat Gewalt.
Weiß nicht, ob er zaubern kann;
Kommt mit seiner Lust er an,
Dann ist Niemand alt.

Uns wil schiere wol gelingen.
wir suln sîn gemeit,
Tanzen, lachen unde singen,
âne dörperheit.
Wê wër waere unfrô?
sît diu vogelîn alsô schône
singent in ir besten dône,
tuon wir ouch alsô!

Alles wird jetzt wohl gelingen,
Freud und Fröhlichkeit,
Tanzen, Lachen, Jubeln, Singen,
Wie's die Zucht gebeut.
Ei, wer wär' nicht froh?
Da die Vögelein so schöne
Singen ihre besten Töne,
Thun wir ebenso!

Wol dir, meie, wie dû scheidest
allez âne haz!
Wie wol dû die boume kleidest,
und die heide baz!
Diu hât varwe mê.
„dû bist kurzer, ich bin langer",
alsô strîtens ûf dëm anger,
bluomen unde klê.

Wohl dir Mai, wie du bescheidest
Jedem seine Freude!
Wie du schön die Blumen kleidest,
Wie du schmückst die Haide!
War sie bunter je?
„Klein bist du, ich größer, schaue",
Streiten auf der duft'gen Aue
Blumen mit dem Klee.

3. Deutschlands Noth[1].

Ich hôrte ein wazzer diezen
und sach die vische fliezen,
ich sach swaz in dër wëlte was,
vëlt, walt, loup, rôr unde gras,
swaz kriuchet unde fliuget
und bein zer ërde biuget,
daz sach ich, unde sage iu daz:
dër keinez lëbet âne haz.
Daz wilt und daz gewürme
diu strîtend starke stürme,

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt: [Feld,
Wald, Laub und Rohr und Gras und
Was kriechet oder flieget.
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich, und ich sag' euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme
Die streiten starke Stürme,

---

[1] Dieses kleine Lied, welches beklagt, daß Deutschland ohne König sei, fällt in die Zeit, da nach einander Berthold der Reiche von Zähringen, Bernhard von Sachsen und Otto von Poitou dem am 6. März 1198 in Mühlhausen zum Könige erwählten Philipp von Schwaben die Krone streitig machten. Diese Mitbewerber sind unter den „armen Königen" zu verstehen, von denen das Lied redet. Philipp erschien namentlich durch seinen Reichthum geeignet, die königliche Würde mit Glanz zu bekleiden.

sam tuont die vogel under in;
wan daz si habent einen sin:
si dûhten sich ze nihte,
si enschüefen starc gerihte.
si kiesent künege unde rëht,
si setzent hêrren unde knëht.
Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge!
daz nû diu mugge ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât.
bekêrâ dich, bekêre.
die cirkel sint ze hêre,
die armen künege dringent dich:
Philippe setze en weisen ûf, und
heiz si trëten hinder sich.

So auch die Vögel unter sich;
Doch thun sie eins einmüthiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zunichte;
Sie wählen Könige, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh' dir, deutschem Lande!
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt,
Und du der Ehren bist beraubt!
Bekehre dich! Nicht mehre
Der Fürstenkronen Ehre!
Die armen Könige drängen dich.
Philippen setz' den Weisen auf! so
weichen sie und beugen sich.

4. Einst und Jetzt.

Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr!
ist mir mîn leben getroumet oder ist ez wâr?
daz ich ie wânde daz iht wære, was daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen unde enweiz ez niht.
nû bin ich erwachet und ist mir unbekant
daz mir hie vor was kündic als mîn ander hant.
liut unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sint mir fremde worden, reht' als ez sî gelogen;
die mîne gespilen wâren, die sint træge und alt;
bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt:
wan daz daz wazzer fliuzet als ez wîlent floz.
für wâr ich wânde, ez wurde mîn ungelücke grôz.
mich grüezet maneger trâge, der mich ê kande wol.
diu werlt ist allenthalben ungenâden vol:
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die sint mir enpfallen gar als in daz mer ein slac
iemer mêre, owê!

O weh! wohin verschwunden sind alle meine Jahr?
Ist mir mein Leben geträumet oder ist es wahr?
Was ist stets wähnte, daß es wäre, war das icht?
Darnach hab' ich geschlafen und ich weiß es nicht.
Nun bin ich aufgewacht, und ist mir unbekannt,
Was mir zuvor war kundig, wie meine and're Hand.
Leut' und Land, da ich von Kindheit bin erzogen,
Die sind mir fremd geworden, als wär' es all' erlogen.
Die mir Gespielen waren, die sind träg und alt,
Umbrochen ist das Feld, verhauen ist der Wald,
Nur daß das Wasser fließet, wie es weiland floß.
Fürwahr! ich wähne nicht, mein Unglück wurde groß.
Mich grüßet mancher träge, der eh' mich kannte wohl;
Die Welt ist allenthalben Ungnaden voll.
Wenn ich gedenke manchen wonniglichen Tag,
Der mir zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag:
Immermehr o weh!

Owê wie jæmerlîche junge liute tuont!
den vil unriuweclîche ir gemüete ê stuont,
die kunnen nû wan sorgen: owê wie tuont si sô?
swar ich zer werlte kêre, dâ ist nieman fro:
tanzen, lachen, singen zergât mit sorgen gar.
nie kristenman gesach sô jæmerlîche schar.
nû merket, wie den frouwen ir gebende stât;
sô tragent die stolzen ritter dörperlîche wât.
uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen:
uns ist erloubet trûren und freude gar benomen.
daz müet mich inneclîchen (wir lebten ê vil wol),
daz ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.
diu wilden vogellîn betrüebet unser klage:
waz wunders ist, ob ich dâ von vil gar verzage?
waz spriche ich tumber man durch mînen bœsen zorn?
swer dirre wünne volget, der hât jene dort verlorn
iemer mêre, owê!

Owê wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
ich sihe die gallen mitten in dem honege sweben.
diu werlt ist ûzen schœne wîz, grüen' únde rôt
und innen swarzer varwe, vinster sam der tôt.
swen si nû habe verleitet, der schouwe sînen trôst:
er wirt mit swacher buoze grôzer sünde erlôst.
dar an gedenket, ritter, ez ist iuwer dinc:
ir traget die liehten helme und manegen herten rinc,

O weh! wie sich gebahr'n die jungen Leute nun,
Wie sie verzagt im Herzen, wie jämmerlich sie thun!
Sie können nichts, denn sorgen; o weh! wie thun sie so?
Wo ich zur Welt hinkehre, da ist Niemand froh.
Tanzen und Singen vergeht vor Sorg und Leid.
Nie hat ein Christ gesehen so jammervolle Zeit.
Und schaut auch, wie die Frauen geh'n ohne Schmuck und Band,
Die stolzen Ritter tragen bäurisches Gewand.
Uns sind unsanfte Briefe jüngst von Rom gekommen,
Uns ist erlaubt zu trauren und Freude gar benommen.
Das schmerzt mich sehr (wir lebten vor Zeiten wonnevoll),
Daß ich nun, für mein Lachen, Weinen kiesen soll.
Die Vögel unter'm Himmel betrübet uns're Klage,
Was Wunder ist dabei, wenn ich davor verzage?
Was sprech' ich dummer Mann in meinem bösen Zorn?
Wer dieser Wonne folget, hat jene dort verlor'n.
Immermehr o weh!

O weh! wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben!
Ich seh' die bitt're Galle mitten im Honig schweben.
Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und roth
Und innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod,
Wen sie verleitet hat, der suche Trost und Heil.
Ihm wird für schwache Buße Verzeihung wohl zu Theil.
Daran gedenket, Ritter! es ist euer Ding.
Ihr tragt die lichten Helme und manchen harten Ring,

dar zuo die vesten schilte und diu gewîhten swert.
wolte got, wær' ich der sigenünfte wert!
sô wolte ich nôtic man verdienen rîchen solt.
joch meine ich niht die huoben noch der hêrren golt:
ich wolte selbe krône êweclîchen tragen;
die möhte ein soldenære mit sîme sper bejagen.
möht' ich die lieben reise gevaren über sê,
sô wolte ich denne singen „wol" und niemer mêre „owê",
niemer mêre „owê!"

Dazu die festen Schilde und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wäre selbst solches Sieges werth!
So wollt' ich sündiger Mann verdienen reichen Sold,
Nicht mein' ich Huben Landes, noch der Herren Gold:
Die Krone ewigen Lebens wollt' ich selig tragen:
Die mag ein Söldner wohl mit seinem Speer erjagen.
Dürft' ich die liebe Reise fahren über See,
So wollt' ich jubelnd singen: Wohl! und nimmermehr: o weh!
Nimmermehr o weh!

(F. Born.)

§ 31. Didaktische Poesie.

Die wichtigsten Dichtungen belehrender Art, welche in die Blüthezeit fallen, mögen nun chronologisch geordnet hier folgen:

1) „Der wälsche Gast", von dem aus Friaul nach Deutschland eingewanderten Thomassin von Zerkläre (zwischen 1200 bis 1260 lebend). Das Gedicht ist im Jahr 1215 abgefaßt und besteht aus 10 Büchern (14,700 Verse). — Der Dichter geht darin recht planmäßig zu Werke, indem er als obersten Grundsatz festhält, daß die „staete" (Stetigkeit = Beharrlichkeit) das Fundament aller Tugend, die „unstaete" aber die Wurzel aller Laster sei. Nachdem er diesen Satz vorangestellt, zeigt er, worin das Wesen der „Fromheit, Tugend und der Zucht" bestehe. Ebenso schildert er das wahre Glück, den wahren Adel und die wahre Freiheit.

Nicht die äußeren Vorzüge brächten das Glück zuwege, sondern das Streben nach dem Höheren (das Wandeln im Himmel, wie die Schrift sagt); die äußeren Vorzüge störten vielmehr oft das Glück, indem sie die Hinanstrebenden von der Himmelsleiter herabzögen. Ebenso meint er, daß nicht Geburt, sondern die Tugend vornehm mache, und daß wahrer Adel nur dem eigen sei, der den Herzensadel besitze.

„Wenn Einer hochgeboren ist,
So heischt sein Adel aller Frist,
Daß er auch hoch und edel thu';
Und so er sich nicht zwingt dazu,
So trifft ihn nur des Vorwurfs mehr;
Sein Adel mindert seine Ehr!

— — — — — — — — —

„Vom Vater her ist jeder Mann
Geadelt, wer's verstehen kann;
Wer seine Abkunft stets im Sinn,
Der hat den Adel immerhin.
Denn die sind alle Gottes Kind,
Die seinem Worte folgsam sind.“

Doch vom Verächter und Verletzer des Gebotes Gottes sagt er: „Als er vom edlen Vater ließ, sich selbst er aus dem Adel stieß.“ So macht er „klar genug, daß der Adeligste zu aller Frist der ist, der wirklich edel ist“. So ist ihm auch Reichthum — rechte Höfischkeit, und der rechte Edelmann, wer Recht vertritt, wo er nur kann.“ So spricht er auch nur dem Manne, der in der Brust ein gutes Gewissen trägt, die wahre Freiheit zu, die ihm bleibe, läge er auch in Fesseln und in Banden. Der Böse aber ist ihm ein Sklave seiner Pein, ob er auch frank und frei wandle.

Der Gut' ist selig aller Frist,
Was thut's, wenn er gefangen ist?
Und bleibt ihm in der eig'nen Brust,
Was stets ihm war des Lebens Lust,
Die Tugend und die Güte treu,
Wird ihm die Zeit nicht lang dabei;
Ist auch sein Kerker trüb' und öd',
Es schmückt sein Herz die Majestät.

2) Dem „wälschen Gast“ folgte schon im Jahr 1229 das vortrefflichste Lehrgedicht dieses Zeitraums: „Freidanks Bescheidenheit“. Es ist eine Sammlung von Lehren und Sprüchen in höchst einfacher, volksmäßiger und überzeugender Sprache. Viele davon sind dem Volke abgelauscht, sind auf der Gasse aufgelesene Edelsteine. Was Wunder, daß sie, nachdem sie so schön gefaßt waren, zum Hausschatz des deutschen Volkes wurden! Das Buch fand nämlich eine solche Verbreitung, daß man es die weltliche Bibel nannte. Bescheidenheit nannte der Dichter sein Buch, weil es über Vieles und Vielen Bescheid geben sollte.

Hinter dem frîdank (Freidenker) vermuthen einige Gelehrte den Walther, aber ohne rechte Gründe. Doch finden wir bei unserm „Freidank“ ähnliche Denkart und Freimuth wie bei Walther. Er ist ernst und doch auch wieder heiter. Er spricht frei, insofern er ohne Scheu die Fehler Aller, auch des Adels und der Geistlichkeit geißelt; aber voll Ehrfurcht behandelt er das Dogma. Er berichtet als Welfengegner „von Rome“ nicht viel Schmeichelhaftes, aber er ist doch kirchlich-gläubig.

Aus Freidanks „Bescheidenheit“.

Von Gott.

Gott dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang.
Wer um die kurze Lebensfrist
Die ewigen Freuden vergißt,
Der hat sich selber sehr betrogen
Und baut auf einen Regenbogen.

Wer die Seele will bewahren,
Der muß die Selbstsucht lassen fahren.
Wer Gott liebet, wie er soll,
Deß Herz ist aller Tugend voll.

Wer aber ohne Gott will leben,
Der wird nicht viele Ehr' erstreben.

Wer Gott nicht fürchtet alle Tag',
Deß Muth ist nicht vom rechten Schlag.
Wer da lebet in Gottes Gebot,
In dem ist Gott und er in Gott.
Gott höhet alle Güte
Und niedrigt Hochgemüthe.
Gott ist verborgen Nichts allwärts,
Vor Gott liegt offen jedes Herz.
Es sei übel oder gut,
Was Jemand im Geheimen thut,
Oder was im Herzen wird erdacht,
Von Gott wird Alles an's Licht gebracht.
Alle Welt von ihm Lohn empfaht
Im Maß, wie sie gedient ihm hat.
Auf seinem Wege selten fällt,
Wer sein Vertrau'n auf Gott gestellt.
Wir sollen mit allen Sinnen
Gott fürchten und minnen.
Der Welt ihr Dräuen und ihr Zorn,
Die sind an Gott gar sehr verlor'n;
Man muß ihm flehen und ihn bitten,
Er fürchtet Niemands Unsitten.
Mit dem kleinsten Theil von seiner Kraft
Gott mehr, als die ganze Welt mag, schafft.

3) In der Mitte des 12ten Jahrhunderts sangen (wohl vom Rhein her) weise Lehren „der Windsbeck" und „die Windsbeckin". Möglich, daß diese Gedichte von einem Dichter stammen. Jedenfalls ehren sie ihren oder ihre Urheber; denn sie sind sehr schön.

In dem ersten belehrt der Vater seinen Sohn, wie er zu einem christlich-ritterlichen Manne emporblühen solle. Er predigt ihm die Liebe Gottes, die Ehrfurcht vor der Religion und deren Diener, die ächte Minne gegen die Frauen, „die Gott uns gab für Engel hier, da er sich Engel dort erschuf" — u. s. w. In dem andern sitzt die Tochter der edlen Mutter als hörende und fragende Schülerin zu Füßen und vernimmt von weiblicher Zucht und Vorsicht, aber freilich auch von der Minne!

Aus dem Windsbecken.

Eingang.

Ein weiser Mann hatte einen Sohn,
Der war ihm lieb, wie's jedem ist.
Den wollt' er lehren Rechte thun,
Und sprach also: „Mein Sohn, du bist
Mir lieb ohne alle falsche List.
Bin ich dir, wie du selber dir,
So folge mir zu dieser Frist.
Dieweil du lebest, ist's dir gut;
Wenn dich ein fremder ziehen soll,
Du weißt nicht, wie er ist gemuth."

„Sohn, gib ihm, der dir hat gegeben
Und aller Gabe hat Gewalt;
Er gibt dir noch ein ewig Leben,
Und andere Gabe mannigfalt,
Mehr als Laub hat der Wald.
Willst du nun haben diesen Hort,
In seinen Händen dich hier halt
Und sende gute Boten für,
Daß sie dir dort verschaffen Raum."

„Sohn, wenn der Vogel vor der Zeit
Von seinem Neste fliegen will,
Sich selbst er dann wohl geit
Den thörichten Kindern zum Spiel.
Dies Gleichniß ich dir künden will;
Fängst du was an, was du nicht kannst
Vollenden, und dir wird's zuviel,
Daß du's mußt lassen ungewonnen:
Besser wäre es deiner Ehre,
Du hättest's nie begonnen."

4) Ein Liebling des Volkes wurde auch „der Renner", der um das Jahr 1300 von Bamberg aus seinen Lauf begann. Der Dichter, Rector Hugo von Trimberg, nannte dieses sehr große Lehrgedicht so, weil es „rennen sollte durch die Lande". Wohl genährt, freilich meist „von and'rer Leute Korn" (wie sein Herr selbst gesteht), gesund, und für den gewöhnlichen Gebrauch gut

dressirt, lief der Renner dahin; und obgleich er etwas feist war, kam er doch weit herum. —

Die lange und strenge Sittenpredigt nun leitet der Schulrector mit einer Allegorie ein. Er kannte einen Birnbaum, unter dem sich schönes Gras, ein Dornstrauch, eine Lache und ein Brunnen so befanden, daß die vom Wind geschüttelten Birnen theils auf das Gras, theils in die Dornen, Lache und Brunnen fielen. Die Birnen aber sind die Menschen. Die im Dornstrauch gefangenen sind — die Hoffärtigen (die unstäten hoffärtigen Mädchen kommen zuerst daran); die in den Brunnen gefallenen sind — Geizhälse, und die in der Lache schwimmenden sind die Unmäßigen. Die im Grase Liegenden kommen allein gut weg; es sind die bußfertigen Sünder (vgl. Lindemann, Literatur-Gesch., 2. Aufl., Freiburg 1868, S. 174—175). Der Dichter schließt mit der Bitte ab, seine abgeschiedene Seele mit Gebet und Opfer zu beschenken.

Aus dem Renner.

Von Worten.

Der besten Gaben eine,
Die Gott hat gegeben
Dem Menschen in diesem Leben
An Leib und Seele, das sind Wort.
Sie reinigen wie Feuer, unser Kraft
sind sie und Hort.
Wer sie kann richtig wägen,
Treu' und Weisheit mit Sitte pflegen,
Deß Lehre ist als ein Maienregen,
Dem Gott gegeben seinen Segen.
Wer aber ermattet an der Ehre
Und sich dem Laster zukehre,
Dessen Worte und Werke sind Gott
Und all' den Seinen ein arger Spott.
Mancher Mann sein Wort verschließt
So sehr, daß Reden ihn verdrießt;
Mit Worten mancher überfließet,
Dessen Reden Niemand gern genießet.
Böse Wort' und böse Werk
Haben die von Lasterberg;
Gutes Wort und gute Werk
Haben die von Tugendberg;
Gutes Wort und üble Werk
Haben die von Trügenberg.
Wir haben zwei Ohren und einen Mund
Von Natur, daß uns sei kund,
Daß wir viel mehr hören sollen ohne
Klagen,
Als mit dem Munde Worte sagen.
Worte erweichen manchen harten Zorn.
Von Worten werden Freunde oft verlor'n,
Worte erhalten die Christenheit,
Worte geben Beides, Lieb' und Leid;
Worte schließen auf des Herzens Schrein,
Der lange schon verschlossen mochte sein;
Worte thun uns Gut und Uebles kund;
Mancher Mensch von Worten ward
gesund.

5) Erst einige Jahrzehnte nach 1300 erschien das Fabelbuch „der Edelstein", von dem Dichter Ulrich Boner, einem Mönch zu Bern, selbst so betitelt. Er wollte durch diesen Namen nicht sowohl seine Arbeit, als vielmehr den sittlich guten Inhalt der Fabeln (99 an der Zahl) loben, die er ja größtentheils anderswo entlehnt hatte. In der That ist es auch ein wahrer Schatz von guten Lebensregeln. — Die Darstellung ist einfach, ansprechend, oft recht munter, und wie zum Lohne für das Ausharren bei der ernstern Lectüre bietet es gegen Ende dem Leser auch einzelne Schwänke. Das Volk hat lange Zeit diesen Edelstein treu bewahrt und geschätzt; er war auch das erste deutsche Buch, das im Druck erschien (1461 bei A. Pfister in Bamberg).

So herzenskundig dieser Predigermönch darin sich zeigt, so herzgewinnend ist er aber auch. Kindlichen Glauben im Herzen, den Frieden in der Brust, Heiterkeit auf dem Gesichte, so steht er vor uns auf der Lehrkanzel der Poesie! Man merkt es deutlich, ihm war das Mönchsgewand keine Last. Fleckenlos bewahrt er es auch als Dichter, umströmt von der trüben Fluth der zu seiner Zeit schon ausgearteten Minnedichtung. Seinem Geiste nach ist also Boners Gedicht noch ein Kind der bessern Zeit, wenn es auch erst im Jahr 1330 (?) geboren wäre.

Aus Boners „Edelstein“.

Von einer gefangenen Nachtigall. (Von weltlicher Thorheit.)

Ein Weidmann fing ein Vögelein,
Das war klein, stolz und fein:
Eine Nachtigall war es genannt.
Als er es nahm in seine Hand,
Um es sogleich zu tödten, da
Das Vöglein sprach: „Laß geh'n mich ja,
Satt wirst du doch nicht von mir:
Doch will ich drei Lehren geben dir,
Wenn du die behieltest wohl,
Würdest du Frieden und Glückes voll.“
Er sprach: „Sag an, was mag das sein?“
Da sprach das kleine Vögelein:
„Du sollst glauben nimmer mehr,
Was unglaublich ist gar sehr;
Weßhalb sollte irgend ein Mann
Glauben, was nie geschah, noch geschehen kann?
Das andere ist: nicht Müh noch Leid
In deinem Herzen dir bereit
Um Dinge, die vergangen sind,
Und nicht wieder zu erlangen sind.
Durch dein Leid sie nicht wiederkommen,
Auch mag das Leid Niemandem frommen.
So ist die dritte Lehre mein,
Daß du nicht sollst beflissen sein
Um das, was dir nicht werden mag;
Der thut sich selber große Schmach,
Und mag wohl werden der Leute Spott,
Der nicht behält dieses Gebot.
Du sollst die Lehre behalten wohl,
Dann wirst du mancher Weisheit voll.“
Der Mann, der ward der Lehre froh,
Das Vöglein ließ er fliegen da
Auf einen Baum. Da dies geschach,
Das Vögelein zum Manne sprach:
„Du hast nicht weislich gethan,
Daß du mich, Thor, hast fliegen lan;
Das muß dir schädlich sein:
Denn ich trage in dem Leibe mein
Einen Stein, edel und groß:
Wer den hat, der wird nie siegelos.
Er zerstört auch alles Gift,
Ein Straußenei er an Größe übertrifft.
Den hast du nun verloren.“
Der Thor hätte wohl geschworen,
All' das Gesagte wäre wahr.
Die Lehr' hatt' er vergessen gar,
Die ihm der Vogel hat gegeben.
Er ward betrübt wie um sein Leben;
Das Unmögliche glaubte er
Und war betrübt gar sehr,
Wie er den Vogel könnte fah'n.
Da sprach das Vöglein zu dem Mann:
„Immer wirst du ein Narre sein,
Nicht hast du behalten die Lehre mein:
Du hast geglaubt die Ding,
Die gar unmöglich sind:
Daß ich habe einen großen Stein
In mir, dazu bin ich zu klein.
Dazu Leid und Schmerzen
Hast du in deinem Herzen,
Daß du mich, Thor, hast verloren.
Auch ist in deinem Herzen Zorn,
Daß du mich nicht kannst fangen,
Da doch mein Weg und deiner sind aus einander gegangen.
Du hältst nicht die Lehre mein,
Deshalb wirst du stets ein Thor sein.“

Ein Thor wird oft gelehret wohl,
Sein Herz bleibt doch der Thorheit voll.
Wer das glaubt, was nicht sein kann,
Der ist ein unweiser Mann.
Was ohne Gott Niemand wenden kann,
Das soll man ruhig Gott überlan.
Der begehrt sich selber zur Schmach,
Wer begehrt, was ihm nicht werden mag.
Der ist nicht weise, wer das begehrt,
Was ihm doch niemals wird gewährt.
Wie viel die Welt hat hoher Lehr,
Mancher Mensch doch gar oft begehrt
Und glaubt, was nicht ist gut,

Und seiner Seele Schaden thut.
Und richtet nach den Dingen
Seinen Sinn, die ihm mißlingen:
Wie dieser Thor hat gethan.
Dessen Herz muß in Reuen stahn,
Der rechter Lehr nicht folgen will.
Derselben Thoren gibts noch viel,
Die ich nur hier nicht nennen will.

6) Eines der besten Lehrgedichte mit geistlichem (mystischem) Inhalte, welches gegen Ende des 13ten Jahrhunderts entstand, ist „Die minnende Seele oder die Tochter Sion".

Durch Betrachten erkennt die menschliche Seele, wie eitel Alles hienieden sei; sie versinkt in trübes Sinnen; Glaube und Hoffnung reichen aber der Betrübten ihre Hand, führen sie zur Frau Weisheit, die guten Ausweg weiß und den Spiegel (speculum) zum Speculiren vorhält. Der Spiegel aber ist Gottes Sohn von Ewigkeit.

Der Glaube.

Fides sprach mit sanftem Sinn:
Tochter, deinen Ungewinn
Und deines Herzens Qualen,
Die will ich allzumalen
Dir büßen, wenn du mit der That
Leben willst nach meinem Rath.
Ich, Fides, bin's, der Glaube,
Der alle Herzen raube:
Der Freuden, die vergänglich sind,
Mußt du dich entschlagen, Kind.
Mein Spiegel heißet Jesu Christ,
In dem es all' zu schauen ist,
Was wahre Ruhe mag verleih'n:
Du, zarte Tochter, blick hinein.
St. Bernhard schreibt, der weise Mann:
Wer in dessen Wunden ruhen kann,
Der die Welt erlöset hat,
Der findet sich're Ruhestatt.
Willst du in stäter Ruhe sein
Bei Jesu Christ, dem Herren mein,
So merke, was dir Fides räth:
Laß alle Freude, die zergeht,
Halt an ihm mit Festigkeit,
Blick aufwärts in die Ewigkeit,
Und folge mir, ich geh' voran,
So kommst du auf die rechte Bahn.
Meeresstern bin ich genannt
Und führe, Kind, dich an der Hand
Zu meinem Heiland Jesu Christ,
Der Mensch für dich geworden ist,
Sich selbst für dich hat hingegeben,
Daß er dich hätt' im ew'gen Leben.
Er sandte dir den heil'gen Geist,
Das that er darum allermeist,
Daß du von seiner Süßigkeit
Trost empfingst im Erdenleid.
Daß du auch hättest lichten Schein,
Wenn du in deines Herzens Schrein
Sein Minnefeuer ließest brennen,
Das die Kinder dieser Welt nicht kennen.
Tochter, gib mir deine Hand,
Ich bringe dich in's Heimathland.

7) Geistliche Sinn- und Lehrgedichte wurden in besonders geistvoller Weise von der oben schon (§ 29, 5) angeführten Schwester Mechtildis gedichtet.

Das Kloster der Minne.

Ich sah ein geistliches Kloster, es war mit Tugenden gebaut;
Aebtissin ist die wahre Minne, sie hat gar heilige Sinne,
Womit sie treu die Schwestern bewahrt an Leib und Seele,
Alles für Gottes Ehre, gibt sie ihnen manch' heilige Lehre,
Daß immer Gottes Wille geschehe, davon wird sie selber selig.
Der Minne Kaplan ist die göttliche Demuth,
Sie ist stets der Minne unterthan, die Hoffart muß von hinnen gan.
Priorin ist der schöne Gottesfriede, ihr ist die Geduld gegeben,
Den Schwestern die Weisheit zu lehren und das gute Leben.

Unterpriorin ist die Liebenswürdigkeit,
Sie liest die kleinen Brocken zusammen zur rechten Zeit
Und tilget sie mit mütterlicher Mildekeit.
Was man auch missethut, soll man nicht lang tragen im Gemüthe,
Damit mehret Gott des Menschen Güte.
Das Capitel der Frauen ist in der Heiligkeit zu schauen,
Die sich im Dienste Gottes offenbart;
Der Schwestern stille Arbeit thut den Feinden vielfach Leid,
Hütend sich vor eitlen Ehren, sucht jede das Heil der andern zu mehren.
Sangmeisterin ist die Hoffnung, erfüllet mit der Andacht,
Ihres Herzens Chorgesang so schön klinget,
Daß Gott der Töne Schall minnet, der aus dem Herzen dringet.
Schulmeisterin ist die Weisheit, die gütig die Armen lehret;
Dafür wird das Kloster geheiliget und von den Leuten geehret.
Kellnerin ist der Ausfluß helfender Gabe,
Daß sie mit Freuden die Dürstenden labe;
Wenn sie es aus Liebe thut,
Gewinnt sie durch die Gabe ein göttlich Gemüth;
Die von ihr begehren die Gabe, sollen genügsam sein ohne Klage.
Kämmerin ist die Mildekeit, die gerne wohlthut im rechten Maß,
Davon wird sie von Gott viele Gaben gewinnen;
Was sie gibt, dafür danken die Armen Gott mit Innigkeit.
Wohlthun schmeckt im Herzen ohne Unterlaß,
Wie der Edeltrank im reinen Faß.
Krankenmeisterin ist die thätige Barmherzigkeit;
Sie ist den Kranken zu allen Diensten bereit
Mit Hülfe und mit Reinlichkeit, mit Labung und mit Fröhlichkeit,
Mit Tröstungen und mit Liebenswürdigkeit;
Dafür gibt Gott ihr sein Vergelt und stärkt ihr den Muth,
Daß sie es aus Liebe zu ihm immer gerne thut.
Portnerin ist die heilige Hut, die fröhlich immer thut
Mit heiligem Gemüth, was ihr ist anbefohlen;
So bleibt ihre Arbeit unverloren,
Sie kann darum doch zu Gott kommen.
Denn wenn sie beten will, ist Gott bei ihr zu jeder Zeit,
Sie kann ihm klagen allerorts ihr Herzeleid;
Fällt sie was schwer, Gehorsam macht es leicht,
Von dem sie in keinen Stücken jemals weicht.
Zuchtmeisterin ist die heilige Gewohnheit,
Wie eine Kerze soll sie brennen in himmlischer Freiheit;
So tragen wir sanft all' unsere Plage
Bis zu unseres Lebens letztem Tage.
Der Propst ist der Gehorsam in rechten Dingen,
Zu böser That darf Niemand dich je zwingen.
Dem Gehorsam sind alle Tugenden unterthan,
Ohne ihn mag kein Kloster lang bestan.
Wer sich in dieses Kloster will begeben,
Wird immerdar in göttlicher Freude leben
Und Gott im ewigen Leben minnen;
Wohl denen, welche bleiben gern darinnen!

8) Nebenbei sei auch hier einiger vortrefflicher belehrender Schriften dieser Zeit erwähnt, die zwar der Prosa angehören, aber in formeller Beziehung der Poesie sehr nahe stehen. Es sind

die wahrhaft volksthümlichen deutschen Predigten, welche uns die dem Bettelorden angehörigen Volksmissionäre des 13ten Jahrhunderts hinterließen. Wie hinreißend insbesondere der Franziskanerbruder David von Augsburg und sein Schüler Berthold von Regensburg gepredigt haben, kann man schon daraus entnehmen, daß sie fast stets im Freien predigen mußten, daß der Letztgenannte oft vor 10—20,000 Menschen mit fast übermenschlicher Kraft seine zündenden Kreuzpredigten, seine einschlagenden Bußpredigten und seine erhebenden Trostpredigten hielt.

Vierte Periode.

Verfall der deutschen Poesie: Von 1300 bis 1500.

(Dichter aus dem Meisterstande.)

---

§ 32. Uebersicht.

1) Wir treten nun in eine Periode, darin uns, wenigstens was die übergroße Mehrzahl der Dichtungen betrifft, die deutsche Poesie nicht mehr als die blühend schöne Himmelstochter begegnet, über deren ganzes Wesen Anmuth und Adel ausgegossen ist, aus deren Augen reine Minne blickt, von deren Lippen die „hofeliche mâere“ (Epos) so kraftvoll und „sanfte lêre“ (Legende) so honigsüß fließt! Wir bemerken vielmehr mit Schmerz, wie rasch sie nun einen schönen Zug nach dem andern verliert, wie sie ihrer hohen Würde vergessend sich gemein macht, wie sie zwar zungenfertig ist (Meistergesang), dabei aber meist eine fade Schwätzerin oder gar wie eine Lästerzunge (Spott- und Schimpfdichtung). Aus ihren Augen schießt sehr oft unlauteres Feuer, auf ihrem Angesichte zeigen sich häufig entstellende Aussatzblattern (unfläthige Dichtungen). Nur dann noch findet sie sich selbst wieder und verjüngt sich wieder zu einem lieblich reizenden Wesen, wenn sie aus den Städten von dem großen Weltmarkte hinweg in das Freie zieht auf das Land zum einfachen Volke, auf die Anger und Alpen, durch die Wälder und über die Haide; oder auch, wenn sie bei der Kinderwelt sich niederläßt und mit ihr singt (Volkslieder, Kinderlieder).

2) Es wurde also in dieser Periode sehr Vieles gedichtet, aber das meiste war bloße Reimerei. Schon daraus läßt sich

schließen, daß es wohl viele Dichter oder vielmehr des Dichtens Beflissene gegeben habe, daß aber nun die Dichtkunst in wesentlich andere Hände gekommen sein müsse, als jene waren, unter denen sie in voriger Periode so herrlich gedieh. In der That konnte man nun die Dichter nach Hunderten zählen; aber es fehlte den Meisten Beruf und Gabe. Es waren auch meistens Leute von ganz anderem Stande, von ganz anderer Erziehung und Bildung, als früherhin. Es verstummten nun die Nachtigallen, die vormals in den Schloßgärten der Ritter nisteten, und von dort aus aufflogen, um ihre süße Sommerweise weithin ertönen zu lassen; es verstummten auch die Heldensänger, die früher mit ihrer Harfe auszogen, um durch ihren Sang die Herzen zu erobern und mit fortzureißen. Die Königin Poesie hat nun ihre Residenz verlegt, oder vielmehr verlegen müssen: nicht mehr in Mitten des Adels finden wir sie, sondern in Mitten der Städter und Werkleute; nicht mehr die Ritter und „hêren" bilden ihren Hofstaat, sondern vorzugsweise die Bürger und Meister (vgl. § 34, S. 109). — Man dichtete aber in dieser Periode nicht nur Vieles, sondern auch Vielerlei; und selbst das deutsche Drama wagte sich nun hervor, wenn gleich etwas linkisch und plump. So wollen wir denn auch eine Uebersicht über die Periode mit Bezug auf die einzelnen Dichtungsarten gewinnen.

3) Doch zuvörderst ein Wort über die Stellung, welche die Volkspoesie gegenüber der Kunstpoesie nun einnahm. Die Volkspoesie lief nun nämlich der Kunstpoesie entschieden den Rang ab. Sie ist es, die uns in vorliegender Periode einzig und allein noch erquickt und so für den Verfall der Kunstpoesie doch einigermaßen entschädigt. Blühten auch nicht alle Arten der Volkspoesie, so blühte doch um so reicher und mannigfacher das Volkslied, und zwar eben so wohl das epische wie das lyrische. Es liegt außer Zweifel, daß es schon damals in allen deutschen Gauen heimisch war, insbesondere draußen in freier Natur und auf dem Lande.

Es war die Würze des Lebens für Bauern und Hirten, Jäger und Bergknappen, für Studenten und Landsknechte, für Handwerksburschen und fahrende Schüler, für alle Vaganten der Zeit, selbst für die Bettler. Das Volkslied ertönte auf Messen und Märkten, auf der Wanderschaft und auf dem Marsche, im Frieden und im Kriege, im Stall und in der Herberge, Abends vor den Thüren, in Städten und Dörfern und unter der Linde, bei der Arbeit wie bei Scherz und Spiel, von Einzelnen gesungen oder auch von Vielen zusammen, einstimmig oder (besonders in der nächsten Periode) sogar mehrstimmig. Bei den weitaus meisten Volksliedern fragen wir aber vergebens nach ihren Dichtern, vergebens selbst nach ihrer Heimath; denn fast alle (wenige historische ausgenommen) sind gleichsam Findelkinder ohne Vater und Mutter [1].

[1] Die älteste Sammlung solcher Volkslieder verdanken wir der Augsburger Nonne Clara Hätzlerin (im Jahr 1470). Die größte Sammlung von

Der Kunstdichtungen hat es zwar auch eine Legion, aber die große Masse derselben ist des Vergessens werth, dem sie anheimfielen. Sie hören sich fast durchweg nur wie Bänkelsängerei an, und sind in unausstehlichen Knittelversen gedichtet oder vielmehr gereimt.

Weltliche Volkslieder.

Das Herzensschlüsselein.

Du bist min, ich bin din,
des solt du gewis sin.
du bist beslozzen
in minem herzen;
verlorn ist daz sluzzelin:
du muost immer dar inne sin.

Reiterlied.

1. Woluf, ir lieben gsellen,
die uns gebruodert sein,
und raten zuo! wir wöllen
dort prassen über Rein;
es kumt ein frischer summer,
daruf ich mein sach setz,
als ie lenger, ie dummer:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

2. Der summer sol uns bringen
ein frischen freien muot,
leicht tuot uns irn gelingen.
so kum wir hinder guot;
sie sein vil e erritten,
dan graben, diese schetz,
wir han uns lang gelitten:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

3. Drumb last üch nit erschrecken,
ir frischen krieger stolz!
wir ziehen durch die Hecken
und rumpeln in das Holz;
man wird noch unser geren
und nit achten so letz,
all ding ein weil tuon weren:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

Ritter und Bauer.

1. Ain ritter und ein pauman
begunden abenteuren,
ieweder chempfen da versprach,
ir chrieg sol niemant steuren:
nu dar! la sehen, wer er sei,
der dem andern oblig,
und der mit rechter maisterschaft
dem andern angesig!

2. Der ritter sprach: „Ich bins geporn
von art ein edel chunne!"
der pauman sprach: „ich pau das chorn,
das dunkt mich beszer wunne;
dein edel macht du nicht lang verhügen,
wär ich nicht ackerman:
ich ner dich mit des pfluoges zügen,
wer mir des hailes gan."

3. „Hofzucht und ritterliche tat,
die stat mir wol ze preise,
so ner ich mich in heldes chraft
in söliches handels weise,
ich dien den zarten frauen gern,
die wellen sein haben recht;
so muostu, pauman, dienen mir
recht als mein aigen chnecht!"

4. „Umb dein hofieren gib ich nit
als chlain, als umb ain vesen,
ich han des paurchts ainen sit,
das dunkt mich beszer wesen.
Was hilft dein stechen und dein tanz?
Darin ich chain guot spür:
mein herte arbait, die ist ganz,
und trägt die Welt pasz für."

Volksliedern erschien in neuester Zeit unter dem Namen: „Des Knaben Wunderhorn" (von L. A. v. Arnim und Clem. Brentano). Auch Uhland gab eine große Sammlung heraus.

5. „Nu dar, nu dar mein peuerlein!
ich muosz dich ains beschaiden:
wann ich muosz faren über mer
gein Preuszen an die haiden,
und muosz da leiden grosze not,
dasz ich dich, paur, erner,
die christenhait all vor dem tot
mit meines schwertes wer."

6. „Ich sprich es bei dem werden Got:
wenn es sein laid tuot wenden,
für war, du pist mein aigen pot,
ich pauman tuo dich senden
mit meinem guot, das ich dir gib,
mein silber und mein gold:
darumb so lasz mich haben tail
der deinen eren sold!"

4) Nun erst sprechen wir insbesondere von der Epik dieser Periode. Das originelle Epos verschwindet fast gänzlich. Die Nachbildungen der früheren Epen mißlangen gar sehr: viele der an und für sich schönen Heldensagen wurden nämlich da in einer Weise wieder aufgewärmt, daß sie geschmacklos, wenn nicht ungenießbar wurden; in den sogenannten Heldenbüchern aber wurden eine ganze Partie solcher Sagen zu einem Ganzen zusammengezwungen. Unter den Kunstepen ist nur das „von den sieben weisen Meistern" von einiger Bedeutung. Auch von den Volksepen nur ein einziges, und zwar ein Thierepos: „Reineke de vos" (von Nicolaus Baumann in niederdeutscher Mundart 1498 herausgegeben). — Die Legendenpoesie wurde zwar nicht ganz vernachlässigt, brachte im Anfang des 14ten Jahrhunderts sogar einiges Anmuthige hervor, vergröberte sich jedoch mit jedem Jahrzehnt, bis sie zuletzt sogar das feinere Gewand des Metrums ablegte und Legendenprosa wurde. — Als Nachzügler treten dann und wann auch noch Reimchroniken (am besten sind die „Ehrenreden" von Peter Suchenwirth aus Oesterreich) auf; doch werden sie immer seltener. — Sehr reich ist die Periode, wie schon vorhin angedeutet, an epischen Volksliedern mit theils geschichtlichen, theils der Sage entlehnten Stoffen. Besonders kraftvoll wurden die Schweizerthaten (z. B. die bei Sempach und Murten) besungen. Die sagenhaften Volkslieder sind der Mehrzahl nach recht ergreifend oder lieblich, so das Lied vom „Graf von Rom", vom „edlen Möringer", von „Otto dem Schützen", von „Kaiser Max (I.) auf der Martinswand" u. s. w. — Während die Reimlegenden und Reimchroniken allmälig ausstarben, kamen dafür um so mehr die Schwänke und die Volksbücher in Schwang. Jene handeln von „einfältigen Bauern und Weibern, von Schildbürgern und Pfaffen". An ihnen sieht man deutlich, wie sehr in jener Zeit der alte heilige Ernst dem Muthwillen und der Spaßmacherei gewichen war. So reich sie einerseits an gesundem deutschen Volkshumor sind, so angefüllt sind sie anderseits mit Zoten und Angriffen auf den Klerus. Auch die Volksbücher wurden überaus beliebt: es sind das die eigentlichen epischen Prosadichtungen, so zu sagen Volksromane. Die meisten uns überlieferten gehören zwar der späteren Periode

an; doch entſtanden gerade die zwei beſten und populärſten in dieſer (vierten), nämlich „Herzog Ernſt“ und der „Eulenſpiegel“.

5) Was die Lyrik dieſer Zeit betrifft, ſo haben wir ſchon der Volkslyrik entſchieden den erſten Rang angewieſen. Wir bemerken nur noch, daß es nun zahlloſe Reuterliedlein, Gaſſenhauer, Reien oder Reienlieder (wornach getanzt wurde), Tagelieder (oder Tageweiſen), Liebeslieder, Studenten- und Jägerlieder, Bergreien (für wandernde Bergknappen) und ſelbſt Kinderlieder gab. Freilich, wollte man die Moral derſelben auf der Goldwage wägen, ſo müßte man gar viele derſelben verwerfen. Aecht volksmäßig waren auch die deutſchen Lieder, welche das Volk bei kirchlichen Anläſſen, z. B. bei Wallfahrten, Prozeſſionen u. ſ. w. ſang. Man kann ſie geiſtliche Volkslieder nennen. Auch die wenigen deutſchen Kirchenlieder, z. B. das uralte Oſterlied, das Heiliggeiſtlied, die damals in Brauch waren, ſtellen ſich durch ihren Ton und ihre Kraft zum Volkslied. — Die höfiſche Lyrik, alſo der ſogenannte Minnegeſang, verhallte in dieſer Periode immer mehr und mehr, wenn auch einige ritterliche Sänger (wie Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenſtein) ihn mit aller Kraft neu zu beleben ſuchten. Ueberhaupt war es nun mit der Kunſtlyrik, beſonders der weltlichen, ſehr ſchwach beſtellt. Wohl geberdeten ſich die Meiſterſänger als ebenbürtige Nachfolger der Minneſänger, glaubten, ihre Lyrik ſei auch Nachtigallenſchlag; allein das war nur grobe Selbſttäuſchung. Verſeſchmieden und Formenſchneiden reichen ja noch lange nicht aus zum kunſtmäßigen Liede. Noch etwas beſſer war die geiſtliche Kunſtlyrik bedient. Zwei der Periode angehörige Sänger der Gottesminne mögen deshalb in unſerem Andenken fortleben, nämlich der Bruder Hans (vom Niederrhein) und der Domherr Heinrich von Laufenberg (vom Oberrhein).

Geiſtliche Volkslieder.

In dulci jubilo.

1. In dulci jubilo
nu ſinget und ſeid fro!
Unſers herzen wunne
leit in presepio,
Und leuchtet als die ſonne
matris in gremio.
Alpha es et o,
alpha es et o!

2. O Jhesu parvule,
nach dir iſt mir ſo weh!
Tröſt mir mein gemüete,
o puer optime,
Durch alle deine güete,
o princeps gloriae!
Trahe me post te,
trahe me post te!

3 O Patris charitas,
o Nati lenitas,
Wir weren all verloren,
per nostra crimina;
So hat er uns erworben
coelorum gaudia.
Eya, wer wir da,
eya, wer wir da!

4. Ubi sunt gaudia?
Nirgend mehr, denn da.
Da die engel singen
nova cantica,
Und die schellen klingen
in regis curia
Eya, wer wir da,
eya, wer wir da!

Wart umbe dich.

1. Himmelriche, ich frowe mich din,
das ich do mac schowen
Gott und die liebe muoter sin
unser schone frowen,
Und die engele mit den cronen,
die do singent also schone.
des frowent sü sich:
Got, der ist so minnenclich.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

2. Lützel reden, das ist guot,
und ze mose lachen;
Quinc die ougen und den muot,
men sol lange wachen.
Bete gerne und wis alleine,
fliuch die welt, sü ist gar unreine,
ir valsches leben:
Got, der wil sich selbe uns geben.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

3. Sit ich mich nu hüeten sol
vor des tifels lage,
Herregot, nu tuo so wol,
ferlich mir dine gnade.
Ich bit dich, herre, durch dine güete,
das der lip iht an mir wüete
und die welt,
wande sü git so böse gelt.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

6) Sehr reich ist die Periode auch an kleineren Lehrdichtungen, insbesondere an Sprüchen. Die Meistersänger lieferten deren ganze Bücher voll, für Hochzeiten und Taufschmäuse, für Namens- und Geburtsfeste, für die Trinker und Waidmänner u. s. w., und mit besonderer Vorliebe die Priameln. Von den größeren Lehrgedichten sei nur „das Narrenschiff" von Sebastian Brandt, welches rasch 10 Auflagen erlebte, genannt.

7) Auch das Drama zeigte sich endlich in dieser Periode auf deutschem Boden, während es in Frankreich, Italien, Spanien schon festen Fuß gefaßt hatte; es stand hier wie dort Anfangs nur im Dienste der Religion. Es wurden nämlich zu gewissen Festzeiten die Geheimnisse (Mysterien) aus dem Leben des Herrn, besonders seine Leiden, und später auch aus dem Leben Maria's, der Apostel, Märtyrer 2c. dem Volke zur Belehrung und Erbauung dramatisch vorgeführt. Es waren also kirchliche Schauspiele, wie sie denn auch lange Zeit hindurch, wenn es der Platz erlaubte, in den Kirchen aufgeführt wurden. Die einzelnen Rollen wurden nur von Männern oder Jünglingen gespielt. — Erst später kamen in Gestalt der Fastnachtsspiele die ersten weltlichen Stücke auf.

8) Sprache der Dichtung war Anfangs der Periode noch mehr das höfische Hochdeutsch. Welch' schlimme Wandelung aber mit ihm seit der Blüthezeit vorgegangen, wie sehr es verfallen, wie gassenmäßig und bäurisch es wurde, darüber wird uns noch der nächste Paragraph das Nähere bringen. So wie nun aber

das höfische Hochdeutsch Ansehen und Schönheit verlor, so kam das (Seite 30) erwähnte feinere Mittelhochdeutsch mehr zur Geltung. Da es als ein Gemisch von Hoch- und Niederdeutsch am besten für allgemeinere Mittheilungen paßte, so ward es in der kaiserlichen Kanzlei einheimisch; wenigstens formte sich die Kanzleisprache möglichst nach ihr. Und als gar in Folge der vielen Reichstage eine Verkehrssprache, ein sogenanntes „gemeines Deutsch" dringendes Bedürfniß wurde, so rückte diese Kanzleisprache noch eine Stufe höher und wurde „Reichssprache", von der Luther schreibt, daß „Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich von Sachsen im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen haben."

9) Ehe wir jedoch die Entwicklung unserer Poesie in dieser Periode genauer und im Einzelnen besprechen, wollen wir noch die Ursachen des Verfalls (§ 33), und eine in dieser Zeit auftauchende und lange Zeit bestehende Dichterzunft, die Meistersänger (§ 34), näher kennen lernen. Die Meistersänger nämlich haben sich nicht bloß in einer oder der anderen Art von Poesie versucht, sondern in allen Arten, wenngleich das Drama nicht zu ihrer sozusagen zünftigen oder Vereinsdichtung gehörte.

§ 33. Ursachen des Verfalls.

1) Woher kam also dieser Verfall? Nun, dem aufmerksamen Beobachter konnte es schon in der vorigen Periode nicht entgehen, daß sich gewisse Krankheitsstoffe in der Poesie vorfänden, daß gewisse Vorzeichen auf ein Ausarten derselben hinwiesen. So mußte er z. B. bemerken, „wie so mannichfach an der Stelle des freudigen Dichtermuths, der klaren Sängerstimme grollender Mißmuth, gallenbittere Tadelsucht, Sängerneid und Spottdrosselgesang sich Gehör verschafften" (Lindemann). Freilich kam noch vieles Andere dazu, wodurch der gesunden Poesie die Lebensader unterbunden wurde.

2) Den Hauptstoß erlitt die Poesie durch die gänzliche Umstimmung der Gemüther in fast allen Ständen, besonders der Hohen und Vornehmen, der Ritter und Reichen. Die ächte Poesie wird nämlich nur bei einer Generation gedeihen und blühen, die einen gewissen Sinn für das Ideale und Geistige hat; aber nun war es umgekehrt. Sowohl die Stände, welche bis dahin der Poesie so großartigen Schutz angedeihen ließen, als auch jene, welche die große Schaar der wackern und begabten Sänger gestellt hatten, die warfen sich nun mit Macht auf das Reale und Materielle. Die Kaiser, Albrecht I. voran, suchten das Reale einer größern Hausmacht; und die Fürsten erstrebten das Reale

der Landesherrlichkeit und größeren Gebietes. Was Wunder, wenn da die Sänger an den Höfen den Hofnarren, oder bestenfalls den lobhudelnden Wappendichtern Platz machen mußten! Die Ritter aber fielen von der Höhe des Minnegesangs in die Tiefe des Raubritterlebens. Statt von dem Nibelungenhort zu singen, zogen sie lieber aus, etwas dergleichen zu holen, wenn auch nicht aus der Tiefe des Rheines, so doch aus der Tiefe der Rheinschiffe. Sie griffen nun lieber nach dem Humpen als nach der Harfe und verlachten idealeres Streben als altmodisch und närrisch.

3) Die Rohheit und Sittenlosigkeit, die sich damals breit machten, leider genährt durch das Aergerniß der Hohen und des Klerus, waren gewiß auch nicht Thau und Sonnenschein für die Poesie; begreiflich strömten sie in dieselbe ein und vergifteten ihr Blut. Man traut beim Durchmustern dieser Periode kaum seinen Augen, in solch' ein morastiges Gebiet sieht man sich zuweilen versetzt. — Zu all' dem kamen noch kirchliche und politische Zeitverhältnisse, ebenso Naturereignisse, wie sie für das Gedeihen der Poesie nicht ungünstiger sein konnten. Pest und Hungersnoth, Schisma und Interdict, Heuschrecken und Raubritter lösten darin einander ab, die Geister immer mehr zu ernüchtern und so den Born wahrer Poesie zu verschütten. Höchstens drängte es da noch das Herz, ergreifende Bußlieder vor dem Erbarmer zu singen.

4) Aber steuerten nicht die Geistlichen und Gelehrten diesem Verfalle? Auch sie nicht. Zwischen ihnen und dem übrigen Volke war eine Kluft, bei den Geistlichen durch die vielen kirchlich-politischen Wirren (Schisma), bei den Gelehrten durch die Selbstüberhebung gebildet, bei beiden überdieß durch ihre Vorliebe für das Latein noch erweitert.

5) Auch die schöne höfische Sprache war keine Stütze für die zusammenbrechende und in den Staub sinkende Poesie. Denn sie theilte deren Schicksal; auch sie verschlechterte sich nach Rudolfs I. Tod. Es war, als ob sie — die höfische — nun bei Hof den Abschied erhalten und auf die Straße verwiesen worden sei. Denn alsbald gesellte sie sich zur Sprache der Gasse und nahm Gassenmanieren an. Die Dialecte drangen nämlich ohne Aufhören in sie ein und vergröberten sie immer mehr. Die unfähigen Dichter aber halfen vollends mit sie zu verderben, indem der Einzelne, wie etwa ein Schriftsetzer nach verschiedenen Alphabeten greift, so bei einem und demselben Gedichte nach verschiedenen Dialecten griff, um mehr Form in die Reime zu bringen.

§ 34. Der Meistergesang.

1) Während der Ritterstand immer tiefer sank, schwang sich der Bürgerstand, besonders der in größeren Städten, durch Fleiß, Wohlstand und selbst durch Bildung zu großem Ansehen empor. Darob hatte er auch ein gewisses Selbstgefühl und stellte sich mit Stolz den „Ritterbürtigen" zur Seite. Was lag näher, als daß er nun nach der Harfe griff, die einst wie ein Ehrenschild am Arme des Ritters hing, nun aber verstaubt und verstimmt und mit zerrissenem Saitenwerk im Winkel der Schlösser stand! Wir meinen die höfische oder Kunst-Poesie. Denn diese, an Burgen und Höfen geächtet, flüchtete sich nun in die wohlhabenden Städte des südlichen und mittleren Deutschlands und fand offene Arme bei Bürgern und Handwerkern, den sogenannten Meistersängern.

2) In Augsburg, Colmar, Frankfurt, Freiburg, Mainz, Nürnberg, Prag, Straßburg, Ulm, Worms, Würzburg, Zwickau rc. kamen nämlich die sangeslustigen Bürger (meist Handwerker) in ihren Feierstunden zu sogenannten „Singschulen" zusammen und dienten „der wonniglichen Sangeskunst" nach Kräften und in unermüdlichem Wetteifer. Da dichteten sie und sangen es einander vor, worauf dann die Beurtheilung folgte. Ihre Schulgedichte, die Meistergesänge oder Meisterlieder heißen, waren alle für den Gesang bestimmt, darum auch alle strophisch gebaut. Der Stoff war aber keineswegs bloß lyrisch, sondern ebenso häufig episch, und nebenbei meistens noch lehrhaft. Je nach der Leistung gehörte Einer zu den Schülern oder Sängern, oder Dichtern oder Meistern. Ein Meister wurde aber nur der, welcher einen Ton (Strophenart mit Melodie, vgl. § 27) erfand. Natürlich waren auch Kunstrichter da, „das Gemerk, aus drei Merkern" bestehend. Die kritisirten und erkannten in den feierlichen Singstunden auch die Preise (Kleinode), wie z. B. die silberne Kette, einen zierlichen Kranz, zu. So vermißte man die Dichterkrönung durch Fürsten nicht. Von Willkür konnte aber bei diesen Merkern kaum die Rede sein; denn sie waren an die „Tabulatur" gebunden, den Inbegriff vieler Regeln für Dichten und Singen. Darauf standen über dreißig verbotene Dinge. Ueberhaupt war die „Singschule" ganz zunftmäßig eingerichtet (es gab darin einen Kronmeister, Büchsenmeister und Schlüsselmeister) und durchaus pedantisch geleitet.

3) So wichtig nun auch die Meistersänger thaten, so unwichtig sind die meisten ihrer Dichtungen. Nur sehr wenige derselben haben poetischen Geist. Es ahnten nämlich diese Männer nicht im Geringsten, daß der wahre Dichter geboren werde; sie meinten

vielmehr, die Sangeskunst ebenso erlernen zu können, wie sie ihr Handwerk erlernt hatten. Sie meinten den Minnesängern schon ebenbürtig zu sein, wenn sie deren Meisterschaft in der Form erreichten. So strebten sie denn hauptsächlich nach formeller Tüchtigkeit — nach Regelfestigkeit im Strophen-[1] und Versbau, sowie in der Reimstellung — und wetteiferten mit einander darin, recht künstliche Töne zu erfinden. Man zählt deren 200—300. Jeder neue Ton wurde dann auch durch einen besondern Namen verewigt, der freilich oft komisch genug war. Die Kritik war eben so einseitig und unvollkommen. Wohl schauten sie darauf, ob deren Inhalt nicht gegen den Glauben, gegen die Bibel verstoße; aber für den poetischen Gehalt hatten sie keine Wage. Und selbst was die Metrik betrifft, blieben sie hinter den Meistern des Mittelalters zurück; denn für den eigentlichen Rhythmus trugen sie keine Sorge: lediglich Silbenzählung kannten und übten sie, ohne den Silbenwerth zu beachten. Die Zahl der Silben eines Verses durfte dreizehn nicht übersteigen, und zwar wegen des Vortrages, „weil man's am Athem nicht haben kann, mehr zu singen“.

4) Die erste Singschule gründete Heinrich von Meißen (vgl. S. 84), der selbst bürgerlich war, zu Mainz. Ihm zur Seite stand der etwas jüngere Schmied Regenbogen, ein ehrlicher, derber Mainzer, der aber seine Grobschmiednatur auch beim Verseschmieden walten ließ. In welchen Städten der Meistergesang am meisten Wurzel faßte, ist schon oben gesagt. Er dauerte mehrere Jahrhunderte fort, starb selbst im dreißigjährigen Kriege nicht aus. Seine Blüthezeit fällt jedoch nicht in diese, sondern in die nächste Periode, in das 16. Jahrhundert. Da sang man nämlich weitaus am meisten; denn von Blüthe im strengen Sinne des Wortes kann nicht die Rede sein. In Mainz, wo der Meistergesang entstand, erlosch er auch am frühesten; in Nürnberg wurde 1770 die letzte Singschule gehalten. Als eine Reliquie desselben bestand noch eine solche Schule zu Ulm bis zum 21. Oct. 1839[2].

5) Aus der großen Zahl dieser bürgerlichen Sänger ragen kaum drei als begabtere hervor: Hans Rosenblüt, Hans Folz und Hans Sachs, alle drei aus Nürnberg. Der letztere ist der berühmteste, gehört aber in die folgende Periode. Rosenblüt (um das Jahr 1450) war Wappendichter und wohl auch Wappenmaler. Er führte den Beinamen „der Schnepperer“,

---

[1] Besonders strebten sie nach der Dreitheiligkeit im Bau der Strophe oder des „Gesetzes“, wie sie die Strophe nannten, und demgemäß nach der soliden Zurichtung von „Stollen, Gegenstollen und Abgesang“.

[2] Der Uebersicht halber führten wir schon hier die Lebensgeschichte des Meistergesanges bis an das Ende.

weil er als ein Spaßvogel und loser „Swatzer“ bekannt war, wie er selbst uns belehrt:

> Hans Snepperer ist er genant, ein halber byderbman,
> Der in ein großen swatzer heist, der tut kein Sünde dran.

In seinen Dichtungen schlägt er meist einen volksmäßigen Ton an. In den Schwänken zeigte er sich als einen gewandten Erzähler, ist aber, was das Sittlichkeitsgefühl betrifft, gar nicht heikel, am allerwenigsten in seinen Fastnachtsspielen, deren er wohl sehr viele verfaßt hat. Als Lieferant von Priameln und Klopfan machte er sich besonders populär. „Im Ganzen erscheint Rosenblüt als ein ächtes Kind seiner Zeit, in der frommer Sinn und scharfer Spott, zartes Gemüth und derber Ausdruck, langweilige Allegorie und nichts verhüllende Lust an Sinnlichkeit geschwisterlich zusammenleben konnten“ (Lindemann).

6) Hans Folz, Barbier (Chirurg) zu Nürnberg, war etwas jünger. Auch er war, wie Rosenblüt, hauptsächlich stark im Komischen. Die Form seiner Schwänke und Spiele ist jedoch weniger frisch und volksthümlich, als bei jenem, der Inhalt hingegen leider noch schmutziger. Auch er war Spruch- und Lehrdichter und that sich durch seine ellenlangen Töne hervor. So werden ihm „die zehnreimige Feilweise, der achtzehnreimige Baumton, die zwanzigreimige Abenteuerweise“ zugeschrieben.

Meistergesang.

In der Chorweise.

Frölich wil ich heben an
mit meinem gsang uff diser ban.
In meiner hand füer ich ein fan,
daran findt man gezieret stan
ein kranz von rosen wol getan:
wer mir den abgewinnen kan
mit schallen und mit singen!
Ich hab ein krenzlin ausgehenkt;
wie schön es an der stangen schwenkt!
Wer sich nach seinen blumen lenkt,
der wird an künsten unbekrenkt;
und ob er die rechten maß erdenkt;
dem wird das krenzlin hie geschenkt;
ich wil ims selber bringen.
Das krenzlin ist gebunden da
mit einem seiden faden gra,
rot rosen dar in und veiel bla,
mit ganzem fleiß gemachet,
nach luft gespiegelt als ein pfa;
und wer das krenzlin ane sah,
der denkt in seinem herzen ja:
Wer ich mit kunst besachet!

Sein kunst er dennoch fließen la
züchtiglich an alle dra,
das er der blumen nit verjah,
dadurch er werd geschwachet.
Hat er zu gueten kunsten fleiß,
singt er züchtig und auch weis,
er sei jung, alt oder greis,
der hie schon gewinnet preis,
so bin ich selber wol so weis,
ich biet im meines kranzes reis,
er wird im uffgesetzet.
Wer umb ein krenzlin singen well,
der tracht, das er die reime stell,
zal und maß dar von nit fel;
weis und wort er nit vertrell,
das recht gesang von herzen schnell,
und auch kein falscher ton nit grell,
dadurch er werd geletzet.
Ich wil im geben weise ler,
wie er sich zu dem krenzlin ker,
das er die bletter nit verser,
wenn er singens wil pflegen.

Singt er von der keuschen maget her,
eines teils von gotes leiden mer,
der ist für uns gemartert ser
und an dem kreutz gelegen;
singt er von dem planeten her,
die element und die acht sphär:
so wirbt er umb des kranzes er;
den trag ich im entgegen.

Von einem schneider und schuhmacher.

In Jörg Schillers ton.

Mit urlaub wil ichs heben an.
ich bitt euch all, ir handwerksman,
das ir nit zürnen wellen.
Was ich euch sing ist nur ein schimpf.
nun zieht mirs in kein ungelimpf,
sei meister oder gsellen!
Ir hant gehöret ie und ie,
man tut einander treiben.
wann einer ließ den andern hie
in seinem wert beleiben,
das deucht mich wol der beste sin im herzen;
noch mag man schimpfen, scherzen
on allen neid und haß,
als ir hört fürebaß.

Der schneider nam den schuster für
ein ganz gericht, das spottet ir;
da tet ers appellieren
Gen Rotweil an das hofgericht,
da man vil krummer sachen schlicht,
das recht wolt er vollfieren.
Und do nun etlich zeit hinkam,
wol bei vierzehen tagen,
ir sach man auch für handen nam;
man hieß den schneider klagen.
er sprach: „ersam, fürsichtig, weise herren,
der man wil mich betören
und treibt mich mit der geiß,
so ich im herzen weiß.

Ein große stat in Heßen leit,
dar aus und ein der landgraf reit,
Markburg ist sie genennet.
Da hält er fürstiglichen hof
mit manchem edlen ritter, graf.
die stat ist weit erkennet.
Darin da saß ein schneider gut,
der selb sach allzeit saure,
und ein schuhmacher wolgemut,
die waren zwen nachbaure.
der schuster tet den schneider allzeit reißen
und treib in mit den geißen
on allen haß und neit.
der schneider baucht sich gscheit.

Das ich und al mein handwerksman
haben ganz keinen teil daran,
das wil ich wol beweisen:
Der schuster braucht ir glid all ganz,
vom kopf hindan bis zu dem schwanz.
der fuß das ist das eisen,
Damit er grabet aus dem leist
die zwecknägel so reine.
den schwanz den braucht er allermeist
zu dem anzugel feine.
das euter braucht er zu dem sack mit seulen,
das pech und die garnkneulen,
die wirft er alle drein,
die seulen groß und klein.

Er nam es auf in neid und haß
und sprach zu dem schuhmacher das:
„lieber laß mich onkümmert!
Wiltu der sach nit schweigen stil,
die ding ich darzu bringen wil,
das dir ein kitzlein lemmert.“
Der schuster kert sich nit daran,
er treib in hin als here,
er was der aller best fazman.
das müet den schneider sere.
der schneider sprach: „ich wil nit mit dir fechten,
du must mir sein eins rechten,
ich bring dich wol darzu,
das du wirst haben ru.“

Die geiß ich weiter noch durchsuch:
die haut die braucht er zu dem schuch.
er ißt das eingeschlechte
mit knechten, mägden, weib und kind
und was er hat für hausgesind;
darumb so merkent rechte:
Den bart er zu den bürsten nimt,
das kunt ir selb wol rechen,
das einem brat gar wol anzimt;
darumb tunt urteil sprechen!
das or das ist das hörnlein also gute,
da er die zweck ein tute.
noch ist ein stück vorhant,
als ir mich recht verstant.

Das ist das horen auf dem kopf,
das mag er nit empern, der tropf;
es hangt an dem anzügel.
Damit man tut hinein fürwar
die hosen und die lappen gar,
die riemlein und die fliegel.
Ir richter sprechent das urteil,
welcher die geiß sol haben.
Ich wil im wünschen glück und heil,
kan er mirs baß durchgraben.
künt ir ein stück an irem leib erfinden
das mir und meinen kinden
zu gutem dienen mag,
ich sag euch lob all tag."

Do der schneider het ausgeredt,
sein klag und sach volendet het,
do hieß man den schuhmacher
sein antwort auch nun geben hie,
seit das er wer in diser müe
ein täter und ursacher.
Er sprach: „nichts args ich auf in weiß,
wiewol ich in hab triben
und treib in noch mit dieser geiß.
geschriben sei geschriben!
fürwar der sach der kan ich hier nit laugen,
kost es mir meine augen,
ich kan sein laugnen nicht,
was mir darumb geschicht."

Man hieß sie all beid treten ab;
darnach man in das urteil gab,
der schneider het gewunnen.
Der schuhmacher die geiß solt hon
biß an ein stück, solt er im lon
das het ein gricht besunnen;
das hinder teil solt schneiders sein,
das füget in gar eben,
das sie die nadel stecken drein.
darumb hat man in geben.
Gar gute brief und sigel zu Rotweile,
hin zu dem end ich eile,
wil beschließen biß gedicht:
darumb zürn niemant nicht.

§ 35. Die epische Poesie.

1) Nach einem großartigen nationalen Epos fragen wir also in dieser Periode vergebens, zumal nach einem originellen. Von den so schwachen Nachbildungen früherer Epen, sowie von den Heldenbüchern war schon bei der Uebersicht die Rede. Nur von zwei Heldenepen nehmen wir genauere Notiz, von dem einen („Diokletians Leben"), weil es wenigstens ein Epos zweiten Ranges ist, von dem anderen („Theuerdank") wegen seines kaiserlichen für die Poesie begeisterten Verfassers. „Diokletians Leben oder von den sieben weisen meistern" ist von Hans von Bühel (er war im Anfang des 15ten Jahrhunderts „Diener", d. i. Hofbeamter bei dem Kölner Erzbischof) nach älteren Prosawerken gedichtet. „In Rücksicht auf Celebrität und die Größe seines Wirkungskreises erreichte es fast die heiligen Bücher und übertraf alle klassischen" (Görres). Darum wurde es auch später zum Volksbuch verarbeitet. — Der „Theuerdank" ist ein großes episches Gedicht aus der Feder von Kaiser Max I., dem „letzten Ritter". Darin gruppirt er in allegorischer Weise die eigenen Erlebnisse und Abenteuer, insbesondere seine Brautfahrt zu der Maria von Burgund. Theuerdank wird der Held genannt, weil „er von Jugend auf alle seine Gedanken nach theuerlichen (tapfern) Sachen gerichtet".

Inhalt von Diokletians Leben: Dem römischen Kaiser Pontianus wird ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Diokletian erhält. Da

er sieben Jahre alt, stirbt ihm die kaiserliche Mutter, deren letzter Wunsch ist, ihr Sohn solle fern vom Hofe in aller Kunst und Wissenschaft erzogen werden. Der Kaiser ging darauf ein und übergab den Sohn sieben weisen Meistern, unter deren Leitung er zusehends an Weisheit zunahm. Unterdessen hatte der Kaiser seine zweite Frau genommen, auf deren Bitte er den Prinzen nach Hause berief. Die Meister aber lesen es aus den Gestirnen, daß Diokletian sterben müsse, wenn er vor dem siebenten Tage am Hofe ein einziges Wort spreche, und legen ihm darum Stillschweigen auf. Der Vater ärgert sich darob gar sehr: die Kaiserin aber, ein schlechtes Weib, naht sich ihm mit Schmeicheleien, um ihn ganz auf ihre Seite zu ziehen; da er sich aber von ihr in Hoheit und sittlicher Würde abwendet, so soll er Opfer ihrer Rache werden. Sie verleumdet den Stiefsohn bei dem Vater, so daß dieser ihn zum Tode verurtheilt. Während der nun folgenden sieben Tage spielt das Erzählen von interessanten Geschichten die Hauptrolle. Die Kaiserin erzählt jeden Tag eine solche dem Kaiser, aber auch ebenso nacheinander je einer der sieben Meister. Jene bezweckt und erreicht damit, daß der Kaiser jedesmal auf den nächsten Tag die Hinrichtung beschließt; die Meister stimmen aber jedesmal den Kaiser um, bis am siebenten Tag die volle Unschuld des Prinzen an den Tag kommt und der Kaiserin ihr Lohn auf dem Scheiterhaufen wird.

2) Viel besser als die beiden genannten Heldenepen und zugleich echt volksthümlich ist das dieser Periode angehörige Thierepos „Reineke de vos“, welches im Jahre 1498 zu Lübeck in plattdeutscher Sprache im Drucke erschien und überaus rasch und weit verbreitet wurde. Ein gewisser Nicolaus Baumann hat es nach dem niederländischen Epos gleichen Namens bearbeitet, jedoch mit bewußter dichterischer Kraft und Selbstständigkeit. Dieß Epos ist voll von eben so schlichten, als kernhaften Witzreden und Sittensprüchen, die zum Theil schon als Sprüchwörter in dem Munde eines Jeden sind, oder es doch zu sein verdienen. Es sind die Thiere in diesem „Reineke“ noch keine bloß verkappten Menschen; jedoch enthält er schon eine Menge satyrischer Anspielungen auf kirchliche und staatliche Mißbräuche.

Inhalt: Reineke Fuchs wird an Nobels, des Königs, Hof von dem Wolf, dem Hündchen, Hahn ꝛc. verklagt wegen seiner Gewaltthaten, und Braun, der Bär, abgesandt, den Schuldigen vorzuladen. Reineke läßt ihn mit List sich in einem gespaltenen Baum fangen und der Gesandte kehrt halbgeschunden heim. Hinz, der Kater, wird ebenso in die Falle geführt. Endlich folgt Reineke dem befreundeten Grimmbart, dem Dachs, an den Hof, wird zum Galgen verurtheilt, rettet sich aber durch lügenhafte Berichte über einen großen Schatz, welchen er dem Könige verspricht. Reineke kommt wieder zu Gnaden, will nach Rom wallfahren, tödtet aber verrätherisch Lampe, den Hasen. Reineke wird nochmals nach Hof entboten und lügt sich aus allen Anschuldigungen wieder heraus; auch im Zweikampf besiegt er mit List den stärkeren Wolf und findet des Königs Huld und hohe Ehre am Hof.

3) Daß sich die Legendenpoesie nun allgemach vergröberte, prosaisch wurde, und daß die Reimchroniken immer mehr in Abgang kamen, gut nur noch durch den Oesterreicher Peter Suchenwirth (1400) gedichtet wurden, ist schon oben Seite 104 gemeldet. Des Letzteren „Ehrenreden“ (historisch-biographische

Gedichte) sind in der That gar nicht übel. — Dem über das epische Volkslied Gesagten fügen wir aber noch Einiges über die Pfleger desselben bei. Das epische Volkslied war, wie überhaupt das Volkslied, reichlich und gut vertreten. Die Schweizerkämpfe, die Tellssage, wurden am besten besungen, auch die „Weibertreu in Weinsberg". So sang der Schweizer Halbsuter ein gar kräftiges Lied „von dem strit ze Sempach (1386), darin keine Spur von der Künstelei des Meistergesangs ist; wie ein heller Klang des Kriegshorns, wie der Jubelton des Triumphes schallt das Schlachtlied daher" (Lindem.). Später besang Vit Weber[1], „zu Friburg im Brisgawe gar wol erkannt", den Sieg bei Murten (1376), „als er ab der Schlacht kam". Veit Weber war ohne Zweifel ein wandernder Sänger, wahrscheinlich auch in einigen Städten als sogenannter städtischer Dichter (eine Art Spruchsprecher oder Wappendichter) öffentlich angestellt. Man meint, er sei ein Breisgauer, und zwar aus Freiburg, gewesen; man will dieß besonders aus einer Strophe seines Liedes von dem „Strit von Erikort" schließen, die also lautet:

Lob hör ich Fryburg jechen,
die warend gar wol gemuot,
man hat sy gern gesechen,
ir harnesch, der was guot;
es was gar ein hübsche schar:
wo sy im volck umbzugen,
man nam ir eben war.

4) Immergrün und lieblich duftend ist der Kranz von kleineren Sagen, die man damals zu romanzenmäßigen Volksliedern verarbeitete.

Da rührt uns in dem „Graf von Rom" die erfinderische Liebe seiner treuen Gattin, die in der Mönchskutte dem in harter Gefangenschaft schmachtenden Gatten nachzieht, ihn findet, dessen Tyrannen durch Gesang und Harfenspiel gewinnt und statt des zum Lohn gebotenen Goldes einen Sclaven — ihren Gatten — sich ausbittet. — Dort ist es die großmüthig verzeihende Liebe des „edlen Möringer" die uns tief ergreift. Denn in St. Thomas Land verweilend, träumt es ihm, wie das Weib treulos einen Andern gefreit. Und siehe da, St. Thomas bringt ihn in einer Nacht nach Haus. Als alter Pilger legt er dort seinen Trauring in den Becher, der ihm vom Hochzeitstische verabreicht wird. Die falsche Braut schaut den Ring, erkennt ihn und bekennt. Sie will eingemauert, ihr ungerechter Gemahl will enthauptet sein. Doch der Pilger verzeiht, nimmt sein Weib und gibt dem Andern seine Tochter. — Andere Sagen spielen in der Heimath, wenn sie uns auch auf die schwindelnde Höhe der Alpen emporführen, wie z. B. die von Kaiser Max, der sich auf der Gemsjagd gegenüber Innsbruck so verstieg, daß er nimmer wußte, wo hinaus oder wo herab kommen; dem aber doch fast wunderbare Rettung durch einen geheimnißvollen Mann wurde, der ihm den Ausweg wies.

[1] Veit Weber, Kriegs- u. Siegeslieder aus dem 15. Jahrh. herausgegeben u. mit den nöthigen Erläut. versehen von Dr. H. Schreiber. Freiburg, Herder, 1819.

5) Die Schwankliteratur wurde in dieser Periode sehr bereichert: aber die Poesie gewann dadurch nicht viel; sie ward vielmehr dadurch gar oft entehrt, indem die Schwankdichter so gern den Schlamm und Unrath aufrührten. Von den Volksbüchern sind oben die zwei besten aus dieser Zeit genannt; hier ihr Inhalt: Der Held des „Herzog Ernst" betitelten Volksbuches ist Ernst, der Sohn jener bayer. Herzogin Adelheid, die sich später mit Otto II. (den die Sage mit Otto I. verwechselt) verehelichte. Sein Schicksal verlief sich folgendermaßen:

Der Pfalzgraf Heinrich verleumdet den Herzog Ernst bei dem Kaiser, so daß dieser den Stiefsohn aller Güter beraubt. Entrüstet ob dieses Verraths schlägt Ernst vor des Kaisers Augen dem Pfalzgrafen das Haupt ab, entschließt sich aber in seiner verzweiflungsvollen Lage das Kreuz zu nehmen. Nun beginnt die überaus abenteuerliche Fahrt. Bald stößt er auf Kranichmenschen (Schnabelleute), bald auf „ein Volk ungestalt und unfüße, die heißen Plattfüße"; dann finden wir ihn wieder im Kampfe gegen die Langohren, gegen Zwerge und Riesen. Doch erreicht der Waller endlich das heilige Grab und erreicht auch wieder die Heimath. Während der Christmette kömmt er da an, erscheint vor Otto, erfleht und erlangt dessen Huld.

Das weitaus verbreitetste Volksbuch war „Eulenspiegel". Vom Jahre 1483 bis heute ergötzt sich das Volk an diesem Schalke, und nicht das deutsche Volk allein; denn dieß Buch machte die Reise durch fast ganz Europa. Die Hauptperson ist nach dem Buche Till Eulenspiegel, ein Bauernbursche aus Gnetlingen (im Braunschweigischen).

Was fahrende Schüler, Handwerksreisende, Vagabunden, Possenreißer, listige Bauern ꝛc. seit alter Zeit an Schalksstreichen geliefert, das wird auf die breiten Schultern dieses einen Bauern geladen; was an Volkswitz über Mächtige und Geistliche ringsum in Deutschland heimisch war, wird diesem Eulenspiegel in den Mund gelegt. Darum ist er mit Recht schon der Nationalnarr des deutschen Volkes genannt worden. Natürlich kann er eine solche Rolle nur spielen, wenn er selbst ein Landfahrer ist und in die verschiedensten Rollen einschlüpft. So treibt er sich denn als Gaukler, als Arzt, als Hofnarr, als Maler ꝛc. und als Handwerker jeder Art herum und es ist ihm dabei mit Nichts Ernst, als mit dem Spaß. Selbst als er zum Sterben kommt, führt er noch den Beichtvater an und stirbt so, wie er gelebt.

§ 36. Die lyrische Poesie.

1) Wir sprechen zuerst von der weltlichen Lyrik, und zwar von der höfischen (Kunstlyrik). Der Minnegesang, im Absterben begriffen, erlosch endlich ganz. Allerdings bemühten sich einige adelige Sänger, denen sich sogar einzelne Bürgerliche (wie Michael Beheim, Suchensinn ꝛc.) anschloßen, die erlöschenden Lebensgeister des Minnegesanges noch einmal zu neuem Leben zu wecken, aber vergebens. Besonders thaten sich hervor: Graf Hugo von Montfort, Herr von Bregenz (1357—1423), und der Tyroler

Oswald von Wolkenstein (geb. 1367, gest. 1445). Beider Leben war ein bewegtes, merkwürdiges; beide begleiteten den Herzog Albrecht auf seiner Wallfahrt nach Palästina und hatten dabei manche Abenteuer. Der Zweite war auch einige Zeit kaiserlicher Gesandter und Begleiter und kam so nach England, Frankreich, Spanien, zog auch mit gegen die Hussiten (1419), verlebte aber die übrige Zeit, der Muse dienend, auf Burg Hauenstein, wo er starb. Freilich der lyrische Meistergesang, welcher ja stets kunstmäßig gedichtet wurde und durchaus als Kunstpoesie gelten wollte, ertönte allenthalben und verbreitete sich immer mehr. Das Gelingen blieb aber weit hinter dem Streben zurück.

2) Und so waren es denn in dieser Periode fast einzig und allein die Volkspoeten, die sich als Lyriker den Dichterkranz verdienten. Ja, das lyrische Volkslied war, wie oben schon gesagt, reich und glänzend vertreten. Fragen wir aber nach den Namen der besten Volkslyriker, so verstummt die Geschichte. Kaum einen nennt sie uns.

3) Unter den höfischen Sängern der Gottesminne (geistliche Kunstlyrik) nimmt entschieden den ersten Rang ein: Heinrich von Laufenburg (geb. ? zu Laufenburg a. Rh.; Priester, später Domdekan zu Freiburg i. Br.; 1445 zog er sich in das Johanniterkloster zu Straßburg zurück, wo er starb). „Er ist der bedeutendste und fruchtbarste Dichter geistlicher Lieder im 15ten Jahrhundert, und er ist eben deßwegen gewiß nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die weitere Entwicklung des Kirchenliedes gewesen" (Kurz). Er hat viele Lieder den lateinischen Hymnen nachgebildet, auch manchmal Deutsch und Latein untereinander mischend gedichtet. Unter seinen rein deutschen Gedichten sind weitaus die meisten dem Preise der heiligen Jungfrau gewidmet. Und wie er überhaupt als geistlicher Lyriker ein Vorläufer der nächsten Periode (wo das Kirchenlied so überaus aufblühte) war, so insbesondere auch dadurch, daß er schon weltliche Gesänge und vorzüglich bekannte Volkslieder geistlich umdichtete. Eben die so entstandenen Lieder sind nun aber unstreitig viel schöner als alle andern; die Krone derselben ist das so tief gefühlte Lied „Heimweh", welches Uhland wegen seines ächten Volkstones für ein viel älteres Lied hielt. Auch Oswald von Wolkenstein dichtete geistliche Gesänge, mitunter nach lateinischen Hymnen. Ebenso sei Bruder Hans genannt, wegen seiner Marienlieder, die er in niederrheinischer Mundart abfaßte und deren zweitem Theil ein recht zartes „Marienleben" beigegeben ist. Das Manuscript wurde erst vor Kurzem aufgefunden. Die kunstmäßige geistliche Lyrik war allerdings ein Hauptartikel in den Meisterschulen, aber erst in der nächsten Periode leisteten sie darin etwas Besseres.

Zwei Lieder von H. v. Laufenburg.

Heimweh.

1. Ich wölt, daz ich daheime wer,
und aller welte trost enber.

2. Ich mein deheim in himelrich,
do ich Got schowet ewenclich,

3. Woluf, min sel, und riht dich dar!
do wartet din der engel schar.

4. Won alle welt ist dir ze clein,
du kumest denne wider hein.

5. Dohein ist leben one tot
und gangi fröiden alle not.

6. Do ist gesuntheit one we
und wäret hüt und iemer me.

7. Do sind doch tusend jor als hüt
und ist ouch kein verdriessen nüt.

8. Woluf, min herz und all min muot,
und suoch daz guot ob allem guot!

9. Waz daz nüt ist, das schez gar clein
und jomer allzit wider hein.

10. Du hast doch hie kein bleiben nüt,
es si morn oder es si hüt.

11. Sid es denn anders nüt mag sin,
so vlüch der welte valschen schin!

12. Und rüw din sünd und besser dich,
als wellest morn gen himelrich!

13. Alde, welt! Got gesegen dich:
ich var dahin gen himelrich!

An meine Seele.

1. Ach böhterlin, min sel gemeit,
wiltu der hell endrinnen
und schowen Got in ewikeit,
so ker din muot von hinnen.

2. Din fründ, vater und muoter din,
gewalt der zit und eren,
daz muost du alles lassen sin,
wiltu ze Got dich keren.

3. Die welt gat in der sünden naht
und irret in den sinnen:
ach edle sele, daz betraht
und ker din herz von hinnen.

4. Halt us mit rüwens bitterkeit,
din herz soltu verbinden,
und wer es aller welte leit,
so hüet dich vor den sünden.

5. Got fuert dich zuo der rehten hand
us diser welt ellende,
und setzt dich in daz vater land,
do fröud het niemer ende.

6. Do blibst du dag und ouch die naht
mit Gotes minn umbvangen,
was herzen fröuden ie erdaht,
die hest on als belangen.

7. Stand uf, stand uf, du sele min
ker dich ze Gotes muoter,
und bit die edle künigin,
daz si dich hab in huote.

8. Sprich wilkom, edli künigin,
die gnad vor Got het funden,
enphah mich in die gnade din
an mines todes stunden.

9. Es ist mir dick und vil geseit,
ich wolt es nie gelouben,
der valschen welte trugenheit:
nun sich ichs mit den ougen.

10. Slah mirs nit under ougen min,
lasz mich dich, herr, erbarmen:
ach, durch die edle muoter din,
enphah mich in din armen!

4) Geistliche Volkslieder, sagten wir oben, könnte man die Gesänge nennen, wie sie in dieser Periode vom Volke bei kirchlichen Anlässen, sei es in oder außer der Kirche, gesungen

wurden. Zwar waren in dieser, wie auch noch in der nächsten Periode weitaus die meisten Kirchenlieder lateinisch, insbesondere die Meßgesänge, und das Volk, das in ihr Verständniß eingeführt war, hing sehr an ihnen [1]; aber es wäre ein großer Irrthum, mit einem sonst berühmten Forscher zu meinen, „daß erst mit der Reformation das deutsche Kirchenlied aufkam" (Wackernagel). Schon Melanchthon belehrt uns in der Apologie: „Dieser Gebrauch ist allzeit für löblich gehalten in der Kirche. Denn wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutsche Gesänge gesungen worden, so hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutsch gesungen. Darum ist's so neu nicht." Die ältesten deutschen Kirchenlieder nannte man Leisen, weil das Volk die einzelnen Strophen gern mit Kyrioleis beschloß. Wie sehr einzelne Lieder in das Volk drangen, zeigt der Bericht, daß vor der Schlacht auf dem Marchfelde (1278) das deutsche Heer Rudolfs die Worte erschallen ließ: „Maria muoter unde meit al unsre not si dir gekleit."

5) So stammt das berühmte Osterlied sammt Melodie aus dem 12ten Jahrhundert:

Christus ist erstanden
von des Todes Banden;
des sollen wir alle fro sein,
got wil unser trost sein.
Kyrieleison.

Ebenso das noch heute bekannte Pfingstlied, von dem Berthold († 1272) in einer Predigt sagt: „Wänt ihr, herschaft, daz der kyrleise durch gestüppe [2] erdaht sie, der da sprichet:

Nu bitten wir den heiligen Geist
umbe den rechten Glauben allermeist,
daz er uns behüete an unserm ende,
so wir heim suln varn uz diesem ellende. Kyrieleis.

Es ist gar ein nüzz sanc, ir sult es immer dester gerner singen unde sult ez alle mit ganzer andacht und mit innigem herzen hin ze gote singen unde ruefen. Es was gar ein guot funt, und er was ein wiser man, der daz selbe liet von erste vant."

Ein ebenso altes Weihnachtslied beginnt: „Er ist gewaltic unde stark, der ze winacht geboren wart." Besonders gern jubelte das Volk ein Weihnachtslied mit Mischversen: „In dulci jubilo, nu singet und seit fro" (s. S. 105), welches sicher aus dem 13ten

[1] Noch jetzt hängt in manchen Gegenden, z. B. im Elsaß, Münsterland das katholische Volk viel mehr an den lateinischen Gesängen, als an den deutschen.
[2] Um des Staubes willen = für nichts, vergeblich.

Jahrhundert kommt. Zur Fastenzeit ward schon sehr früh das berühmte lateinische Lied „Media vita“ auch deutsch gesungen:

Media vita in morte sumus,
Quem quaerimus adiutorem,
Nisi te Domine,
Qui pro peccatis nostris
Juste irasceris?
Sancte Deus,
Sancte fortis
Sancte et misericors salvator,
Amarae morti ne tradas nos!

In Mittel unsers Lebens Zeit
Mit Tod seind wir umbfangen.
Wen suchen wir der uns Hülfe geit,
Von dem wir Huld erlangen,
Dan dich Herre alleine,
Der umb unser Missetat
Rechtlichen zürnen tust?
Heiliger Herre Got,
Heiliger starker Got,
Heiliger und barmherziger Heilmacher Got,
Laß uns nit Gewalt tun des bitteren Todes not.

Dem 14. Jahrhundert gehört das berühmte Tauler'sche Weihnachtslied und das Osterlied („es gingen dri Fräulin“) an, von welchen hier das erstere abgedruckt ist.

1. Uns komt ein Schif gevaren,
Es bringt ein schönen Last,
Dar uf vil Engel-Scharen,
Und hat ein großen Mast.

2. Das Schif komt uns geladen,
Got Vater hats gesant,
Es bringt uns großen Staden [1],
Jesum unsern Heilant.

3. Das Schif komt uns geflossen,
Das Schiflein get am Lant,
Hat Himel ufgeschlossen,
Den Sun herus gesant.

4. Maria hat geboren
Us irem Fleisch und Bluot
Das Kindlein userkoren,
War Mensch und waren Got.

5. Es ligt hie in der Wiegen,
Das liebe Kindelin,
Sin Geist liuht wie ein Spiegel:
Gelobet muost du sin!

6. Maria Gotes Muoter,
Gelobet muost du sin!
Jesus ist unser Bruoder,
Das liebe Kindelin.

7. Möch ich das Kindelin küssen
An sin lieblichen Munt,
Und wär ich krank, für gewisse,
Ich würd davon gesunt!

8. Maria Gotes Muoter,
Din Lob ist also breit!
Jesus ist unser Bruoder,
Gibt dir groß Würdigkeit. Amen.

6) Besonders mögen bei Bittgängen, Prozessionen, Wallfahrten und auf den Kreuzzügen die deutschen Lieder im Schwang gewesen sein. So war gewiß schon im Jahr 1200 bekannt: „In Gottes Namen varen wir, seiner Gnaden begeren wir.“ Ein anderes Lied für die „Bete varten“ war folgendes:

Nu ist die betevart also her.
Crist reit selber gen Jerusalem;

Er füerte ein criuce in siner hant.
nu helfe uns der heilant!

Nu ist die betevart also guot.
hilf uns, herre, durch din heilges bluot,

Das du an dem criuce vergossen hest
und uns in dem ellende gelossen [2] hest.

---

[1] Glück, Heil. [2] gelöset, erlöset.

Nu ist die strosse also bereit
diu uns zuo unser frowen treit[1],

In unser lieben frowen lant.
nu helfe uns der heilant!

Wir sullent die buosse an uns nemen,
das wir gotte deste bas gezemen[2]

Aldort in sins vatter rich.
des bitten wir dich alle glich.

So bitten wir den heilgen Crist
der aller welte gewaltig ist.

§ 37. Didaktische Poesie.

1) Sehr viele Lehrgedichte besitzt diese Zeit; doch sind es meistens Sprüche. Die Meistersänger lieferten solche — ganze Bücher voll — für alle möglichen Anlässe, Feste u. s. f. Sie waren meistens ernst, theilweise aber auch scherzhaft. Nicht bloß Hochzeits-, Namenstags- ꝛc. Sprüche gab es, sondern auch die sog. Klopfan, Räthselfragen, Weinsegen, Jägerschreie, Weingrüße, Waidsprüche u. s. f. Die Klopfan waren Glückwünsche auf Neujahr, die an der Thüre der Beglückwünschten gesprochen wurden. Sie waren meist wohlwollend, hie und da auch derb. Die Weingrüße und Weinsegen floßen aus dem Munde des Trinkers. Mit jenen begrüßte er den nun zu schlürfenden Rebensaft, mit diesen „gesegnete" er den Trunk. Die Jägerschreie und Waidsprüche waren natürlich im Munde des Jägers. Daß auch die eigentlichen Sprüchwörter vermehrt wurden, läßt sich denken („die Nürnberger henken keinen, bevor sie ihn haben"). Von den Räthselfragen kursiren heute noch viele, z. B.: „Wo ist eine Straße ohne Staub, ein Baum ohne Laub?" Manche gute Aufschriften kamen damals an Häuser und Geräthe, z. B: „Dies Haus ist mein und doch nicht mein, Der vor mir war, war auch nicht sein, Der ging hinaus und ich hinein; Nach meinem Tod wird's auch so sein."

Weingruß.

Nun grüs dich got, du liber landtsman:
kein'n bessern gesellen ich nie gewan
und den ich liber wölt bei mir wissen.
wenn ich des morgens han angebissen
und ich dich han in einem glas,
so dinstu mir zu tisch vil bas
denn all truchsessen die da leben.
got behüt den stock und auch die reben
davon du heur gewachßen bist;
got füg dir stecken bandt und mist.
sunnen regen und auch ein'n man
der dich wol schneidten und hawen kan
das du biß jar mügst wider geraten.
die großen weck und feißte braten
wenn ir all drey bei einander seidt,
so komt ir mir vil baß die zeit
dann harpfen geigen tantzen und badten.
darumb wil ich dich zu gaste laden:
kom spat oder fru, du wirst eingelassen;
nit langk an dem thor soltu passen.

---

[1] trägt, bringt, führet. [2] geziemen, gefallen.

Weinsegen.

„Nu gesegne dich Gott, du lieber Eidgesell!
Mit Lieb und Treue ich nach dir stell.
Du bist meiner Zunge eine süße Naschung
Und meiner Kehle eine reine Waschung;
Du bist meinem Herzen ein edles Zufließen,
Und meinen Gliedern ein heilsam Begießen,
Und schmeckest mir baß denn alle Brunnen,
Die aus den Felsen je sind gerunnen;
Denn ich die Enten nicht leiden mag.
Nu behüt dich Gott vor St. Urbans Plag (Podagra),
Und beschirm mich auch vor dem Strauchen,
Wenn ich die Stiege hinab muß tauchen,
Daß ich auf meinen Füßen bleib
Und fröhlich heimgeh zu meinem Weib
Und alles das wisse, was sie mich frag!
Nu behüt mich Gott vor Niederlag!"

2) Sehr beliebt waren die **Priameln**, d. h. Vorläufe, in denen mehrere, scheinbar nicht zusammengehörige Sätze vorauslaufen, zuletzt aber der Hauptsatz folgt, auf den sie sich alle beziehen. Man nannte sie auch **Schnepper**.

1. Priamel.

In dem haus frohlich und tugentlich,
uff der gassen ersam und zuchtiglich,
in der kirchen diemutiglich und innigklich,
uff dem velt menlich und sinnigklich,
an allen enden fromm und ernveste,
allezeit gotzvorchtig: das ist das beste.

2. Priamel.

Wer einen raben will baden weiß
und darauf legt sein'n ganzen fleiß,
und an der sonne schnee will dörr'n,
und allen wind in ein truchen sperr'n,
und ungelück will tragen feil,
und narr'n will binden an ein seil,
und einen kahlen will beschern,
der thut auch unnütz Arbeit gern.

3. Priamel.

Welcher Mensch da glaubt an Vogelgeschrei,
Das da Sterben bedeute oder Solcherlei;
Und Glauben hat an Waffensegen,
Daß sie das Schneiden lassen unterwegen;
Und Glauben hat an verworf'nen Tag,
An welchem Gott alles Glück versag;
Und glaubt, daß Segen heilsam sind
Für Geschwulst und für den Grind;
Und an's Schuhwerfen über's Haupt,
Wer an solche Zaubereien glaubt
Und es in der lezten Beichte nicht gestand,
Den weis't man am jüngsten Tag zu der linken Hand
Tief in den verfluchten höllischen Grund. —
Dafür ist Beicht' und Buß' gar gesund.

3) Das größte Lehrgedicht jener Zeit ist „Das Narrenschiff", welches Sebastian Brandt (1458—1521) in seiner Vaterstadt Straßburg im Jahre 1494 vom Stapel laufen ließ. Der Verfasser genoß in hohem Grade das Vertrauen der Mitwelt, nicht bloß seiner Mitbürger, sondern auch des Kaisers. So war er denn auch von beiden Seiten mit Amt und Würde betraut, war Syndikus und Kanzler für Straßburg und nebenbei kaiserlicher Kammerrichter und Pfalzgraf. Er war einer der wenigen Humanisten [1], die unverbrüchlich treu zur Kirche hielten. Wir übergehen hier seine sehr gediegenen wissenschaftlichen Werke und besprechen bloß seine satirische Dichtung „Das Narrenschiff", dessen Inhalt folgender ist:

Der Narren sind so viel in der Welt, daß, um sie nach Narragonien zu bringen, Karren und Wagen nicht ausreichen. So rüstet denn Brandt ein großes Schiff aus und besteigt es selbst als erster Passagier, nämlich als Büchernarr, „der unnütz viel Bücher hat und eitel wenig darin liest". Das Laufen und Rennen nach dem Schiffe ist nun so groß, daß es 111 Sorten von Narrenpassagieren zählt. Bei einer Musterung derselben fallen uns die Geiznarren, die Putznarren, die Neufundnarren (Modenarren), die Buhl- und Saufnarren, die Schwatznarren, die Sorgnarren, „die sich kümmern, ob die Gänse barfuß gehen", die Verzugnarren, „die singen cras, cras der Raben Gesang und wissen nicht, ob sie leben so lang", die Ruhmnarren u. s. w. auf. Auch die bösen Weiber fehlen nicht, unter denen „die klagt, die klappert, diese leugt, diese richt Alles aus, das steubt und fleugt". Ebenso sind die Studenten stellvertreten — „sie sollen studiren, doch geh'n sie lieber bubeliren, so ist das Geld gelegt wohl an; Studentenkapp muß Schellen han". Auch „wundert er sich gar nicht daran, daß Narren närrische Kinder han", und meint damit die thörichten Eltern mit Affenliebe und schlechter Kindererziehung. Kurz, als Narren finden wir Jeden eingeschifft, der seine Pflicht gar nicht oder nur theilweise thut. Nachdem nun Alle eingepackt und mit Narrenkappen versehen sind, so wird der Anker gelichtet zur Fahrt nach Schlauraffenland und dann weiter gen Montefiascone und gen Narragon; doch auf Kompaß und Stundenglas achten die Narren nicht, zu ihrem eigenen Verderben.

Wir sehen, der Dichter versprach nicht zu viel, wenn er sagte: „Aller Ständ Schand und Laster, üppiges Leben, grobe, narrächte Sitten sollen als in einem Spiegel allhier gesehen und gestraft werden." Nicht nur gibt uns Brandt darin ein reiches und treues Bild seiner Zeit, sondern er straft auch die Thorheiten derselben in rechtem Maße und in dem rechten Ton. Er schont sich nicht, während er Andere geißelt, und mildert den Schmerz durch seinen Humor. Darum hatte das Buch auch unglaublichen Erfolg, erlebte Auflage auf Auflage. Die Sprache ist hart (elsäßisch), der Versbau ziemlich verwildert, der Quell des Witzes versiegt auch öfters im Sande der trockenen Belehrung, und „so kann man den poe-

---

[1] Humanisten nannte man Jene, welche das Studium der alten Sprachen und Schriftsteller als zur Bildung nothwendig anpriesen.

tischen Werth der Dichtung allerdings nur einen sehr mäßigen nennen" (Vilmar).

4) Auch in dieser Periode lebte noch im Dominikanerorden die Vorliebe für die Poesie. Dafür geben Zeugniß die glücklicherweise nicht verloren gegangenen Sinngedichte der Schwestern von St. Katharina in St. Gallen und in Villingen (bad. Schwarzwald). Für diese gottminnenden Seelen hatte jede Blume auf dem Felde, jeder Fisch im Wasser, jeder Vogel in der Luft eine Stimme, um irgend eine Tugend zu verkünden, und die Berufenen stets an ihr ewiges Ziel und Ende zu mahnen.

Der Distelfink.

Ich bin ein Distelvögelein, mein Gesang ist lieblich und fein;
Geistliche Freud' sollst du im Herzen haben,
Dann wirst du alle Arbeit leichter tragen;
Der süße Jesus ist deine Hülf' in jeder Noth,
Den fröhlichen Dulder minnet Gott.

Das Zaunschlüpflein.

Zaunschlüpflein bin ich genannt, Demuth ist mein Gesang;
Ich lehre das Gemüth niederbiegen
Und zu den Füßen Christi liegen;
Denn der lustbare Born göttlicher Barmherzigkeit
Fließt abwärts in das Thal der Demüthigkeit.

Die Taube.

Ein Täublein ist mein Nam', Sanftmuth mein Gesang:
Ohn' alle Galle will ich leben,
Niemanden mag ich widerstreben,
Die Sanftmuth ist so hold und fein,
Sie lehret dich ein Lehrkind Christi sein.

Die Amsel.

Eine Amsel ist mein Nam', willige Armuth mein Gesang;
Freue dich allzeit, arm zu sein,
Gott legt großen Reichthum darein;
Hast du auch viel Leiden und Arbeit,
Denke dann: dort in der Ewigkeit
Wird mein süßes Ruhekisselein
Das göttliche Herz Jesu sein.

Die Lerche.

Eine Lerche ist mein Nam', andächtig Gebet mein Gesang;
Es will hinauf zum Himmel dringen,
Vor Gottes Thron gar süß erklingen,

Ich lehr' den Herrn zu mir biegen
Und mag nie leer von ihm zurückefliegen,
Und was mein Gesang von ihm begehrt,
Hat er mir allzeit noch gewährt.

Das Wächteli.

Ein Wächteli bin ich genannt, geistliche Zucht ist mein Gesang,
Wer sich mit mir thut zieren,
Der mag in rechter Weis' psaliren,
Die Engel helfen ihm im Chore singen
Und der Gesang wird in den Himmel bringen;
Dann ist das geistlich Kind den Engeln gleich
Und wird mit ihnen einst singen im Himmelreich.

Das Rebhühnlein.

Ein Rebhühnlein bin ich genannt,
Dem Liebesjünger Johannes gar wohl bekannt;
Er nahm mich auf die gnadenreiche Hand
Und lehrte mich meinen zarten Gesang.
Wer rechte Verständigkeit halten will,
Gibt jeder Tugend Maß und rechtes Ziel,
Daß ihr nie werde zu wenig noch zu viel;
Laß meinen Sang dir wohlgefallen,
Dann wirst du in kein Uebermaß verfallen.

Die Wasserstelze.

Ein Wasserstelzlein ist mein Nam',
Die Mäßigkeit ist mein Gesang;
Ich will dich lehren nüchtern sein,
Zuweilen Wasser trinken für den Wein;
Doch sollst du es zu streng nicht machen,
Daß du zuweilen noch magst lachen,
Und geht die Andacht nicht, wie du gedacht,
So denk': aus Wasser hat ja Jesus Wein gemacht.

5) Auch in diesem Zeitabschnitte weisen wir ausnahmsweise noch auf die Schriftsteller hin, deren Werke zwar keine eigentlichen Dichtungen, aber doch durch Sprache und Darstellung poetisch gefärbt sind. Es sind einmal die Geisteslehrer: Meister Eckhart (gest. 1326) zu Köln, eine großartige Erscheinung, der ein mächtiger Magnet für die jungen Gottesgelehrten war, der sich an die erhabensten Geheimnisse wagte und, um seine tiefen Gedanken auszudrücken, in die Tiefen des deutschen Sprachschatzes griff; und sein Schüler Heinrich Suso (geb. 1300, sehr wahrscheinlich zu Ueberlingen am Bodensee; gest. 1365 als Prior des Dominikanerklosters in Ulm), der Minnesänger der göttlichen Liebe, „dessen Schriften fast vor allen andern eine tiefe, zarte Innigkeit, eine treue, fromme und heitere Gottesliebe athmen und deren Styl mit

zu dem Wohlklingendsten, Geschmeidigsten und Gebildetsten gehört, was die ganze Periode aufweisen kann“ (Vilmar). Und dann nennen wir noch zwei gefeierte Prediger: Johannes Tauler (ein Dominikaner, gest. 1361) und Johannes Geiler von Keisersberg (gest. 1510), welche beide die Kanzel von Straßburg beherrschten und sich darum gleich hohen und verdienten Ruhm erwarben. Tauler war in seinen Predigten mehr ernst, mehr mystisch-tief; während Geiler seine lebhafte Phantasie und seinen reichen Witz gern auf der Kanzel wirken ließ.

Das berühmteste Werk Taulers ist seine „Nachfolge des armen Lebens Jesu“, für das Volk geschrieben; das bekannteste von Geiler ist sein „Narrenschiff“, eine Sammlung von 150 Predigten, die Geiler an Brandts „Narrenschiff“ anknüpfend, unter großem Beifall hielt; denn er stand mit Brandt auf vertrautestem Fuße. Die 111 Narrenschwärme theilt er wieder in besondere Arten mit ihren besonderen Schellen. Das Seitenstück zu diesem „Narrenschiff“ ist sein „Schiff des Heils“, welches Geiler ein Jahr später ausrüstete.

§ 38. Die dramatische Poesie in ihrer Kindheit.

1) Das deutsche Drama (wenigstens das ernste) wurzelt durchaus in der Religion, wie überhaupt das Drama zuerst auf religiösem Grund und Boden gewachsen ist. Schon im Mittelalter finden wir die sogenannten Mysterien, das sind geistliche Schauspiele, im christlichen Abendlande weit verbreitet. In Italien, Frankreich und selbst England waren sie schon im 12ten und 13ten Jahrhundert stehend, in Deutschland hingegen scheinen sie erst im 14ten Jahrhundert allgemeinere Verbreitung gefunden zu haben. Sie wurden aber bei uns so beliebt, so volksmäßig, wie das alte Epos. Selbst auf Dörfern wurden sie gespielt. Viele wurden so sehr Nationalgut, daß man vom Aufschreiben derselben Umgang nehmen und sie mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefern konnte.

2) Diese Mysterien hatten den Zweck, die Geheimnisse der Religion dem Volke auf die angenehmste und ergreifendste Weise einzuprägen, es dadurch zu erbauen, zu rühren, zu bekehren und ihm die Religion, Kirchen und Gottesdienst recht lieb zu machen. Daraus ergibt sich von selbst, was Alles man aufführte. Das Leben Jesu lag natürlich zunächst. Und so gab es denn Passionsspiele, Osterspiele, Dreikönigsspiele ꝛc. Bald wurde auch das Leben Maria's, besonders die Marienklage, dargestellt, die Bekehrung Magdalena's, Pauli ꝛc., das Martyrerthum berühmter Heiligen und überhaupt biblische Geschichte.

3) Die Sprache der ältesten Mysterien ist durchweg Latein. Der Text schließt sich streng an die Bibel, oder die Liturgie, oder die Kirchenväter an. Später wurden einzelne erklärende Strophen

in Deutsch (in der Landessprache) eingefügt. Bisweilen wurden nach den lateinischen Strophen gleich die verdeutschenden gesprochen. Das Deutsche gewann immer mehr die Oberhand und zuletzt gab es ganz deutsche Spiele. Einzelne Stellen (besonders die lateinischen) oder auch die ganzen Spiele wurden gesungen, so zwar, daß Soli, Duetten, Terzetten, Chöre vorkamen. Manchmal ging selbst eine Art Ouvertüre dem Spiele voraus. Das älteste deutsche Passionsspiel, von dem wir wenigstens Fragmente (die in Aarau liegen) haben, reicht bis zum 12ten Jahrhundert hin. Die älteste deutsche Marienklage, die von poetischem Werthe ist, fand sich im Kloster Lichtenthal vor. Ihre Abfassung fällt in das Ende des 13ten Jahrhunderts. Das umfangreichste (über 4000 Verse umfassende) deutsche Passionsspiel stammt aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Das Manuscript (nicht ganz vollständig) gehört der F. Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen an, enthält die Melodien und die hinsichtlich der Bühne und Aufführung sehr lehrreiche Scenerie. Aus dem 16ten Jahrhundert liegen ihr noch andere interessante Zettel und Notizen, selbst eine rohe Bühnenzeichnung bei.

4) In der ersten Zeit wurden diese Spiele, wo nur immer thunlich, in den Kirchen aufgeführt. Reichte der Platz nicht, so schlug man die Bühne in den Kirchhöfen (die um die Kirche herum lagen), oder in den Klosterhöfen, oder auch an andern öffentlichen Plätzen auf, wo dann freilich das Wetter dem Spiel manchmal zu früh ein Ende machte, um so mehr, da sie oft ganze Tage dauerten, ja mehrere Tage (Tagwerke [1]). Das war nun aber keine Bühne der heutigen Zeit, sondern ein nothdürftiges Brettergerüste, bald mehr in die Breite, bald mehr in die Höhe gebaut. Wenn z. B. Himmel, Hölle und Erde vorkamen, bestand sie aus drei Stockwerken. Die darstellenden Personen waren nur Männer und Knaben (Chorknaben, Klosterschüler). Die letztern spielten die weiblichen und Engel-Rollen. Die Männer waren lange Zeit nur Geistliche oder Ordensleute; später, wo das Personal immer zahlreicher wurde, Hunderte (2—300) umfaßte, spielten auch erwachsene Laien mit. Wichtig war der Ausrufer (Herold), welcher ein lebendiger Theaterzettel und (?) zugleich Souffleur war. Costüm kam theilweise schon im 12ten Jahrhundert auf. Christus erschien alsdann in Priesterkleidung 2c., die Teufel in Thierfellen mit Hörnern und Schwänzen. Die übrigen Personen hatten die Trachten des Mittelalters. — Die sonstigen äußern theatralischen

---

[1] Das letztgenannte Passionsspiel z. B. umfaßte zwei Tage. Am ersten Tag spielten sechs, am andern Tag acht Handlungen. Jene sechs Handlungen begriffen in sich 38 Auftritte, die acht anderen 48 Auftritte.

Mittel waren sehr ärmlich. Von Decoration, Maschinerie war natürlich kaum die Rede. Eine Höllenfahrt von damals würde uns zum Gelächter bringen.

5) Die Zwischenspiele wurden immer beliebter, aber auch immer weltlicher. Da traten nach und nach allegorische Personen auf, z. B. der Frühling, der Sommer rc., Feld und Wald, die Seelenkräfte rc. Allgemach drängte sich auch der deutsche Humor bei, der sich seit alter Zeit in Gestalt der Gaukler, Possenreißer und Tänzer (joculatores, mimi, histriones) unter dem Volke herumtrieb. Er war zu sehr deutsch und beliebt, als daß er es nicht hätte wagen dürfen. Freilich trat er anfangs nur schüchtern und gemäßigt auf, vielleicht zuerst nur, wenn die Spiele außerhalb der Kirche gegeben wurden. Späterhin machte er aber auch seine Sprünge in der Kirche, wie er ja auch an manchen Tagen sogar auf der Kanzel auftauchte, um die lustigen Ostermärlein zu erzählen.

So erscheint denn, um zum Lachen zu reizen, in den Mysterien entweder ein Diener des Herodes, der sich die Freiheit eines Hofnarren herausnimmt und in Herodes den menschlichen Hochmuth verspottet; oder es ist der Judas, der mit den Priestern handelt und mit falschen Silberlingen bezahlt wird, oder es sind die Grabwächter als Ritter costümirt, oder der Salbenhändler mit seinem rothhaarigen Knechte Rubin (Rufin), oder gar der Teufel selbst, dem oft die Ehre zu Theil wird, in besonderm Nachspiel als „dummer Teufel" ausgelacht zu werden. Gewiß waren solche heitere Scenen, da die ernsten Spiele halbe und ganze Tage dauerten, eine Art Bedürfniß, den Kopf und das Herz wieder etwas abzuspannen. Sie konnten sich darum wie Schmarotzerpflanzen an die auf deutschen Boden verpflanzte Palme des geistlichen Dramas anhängen und sie leider überwuchern. Inzwischen aber verwilderten sie zugleich immer mehr.

Der Humor wurde nach und nach frech wie in der Schenke, und immer frecher, bis ihm zuletzt die Kirche die Thüre wies. Da der Unfug aber zu sehr mit den Spielen verwachsen war, so kündigte man Seitens der Kirche selbst den Spielen, verbot sogar den Geistlichen, dabei mitzuspielen. Außer der Kirche verfielen sie immer mehr der Weltlichkeit, bis sie endlich ganz und gar ausstarben, von den rein weltlichen Dramen überflügelt. Wie eine Reliquie dieser Mysterien besteht noch das Passionsspiel zu Oberammergau (Ober-Baiern), welches dort alle zehn Jahre mit staunenerregender Vollkommenheit aufgeführt wird [1].

6) Mittlerweile mögen wohl neben den kirchlichen Spielen die Fastnachtsspiele aufgekommen sein. Die herumziehenden Komiker, deren Erntezeit besonders der Fasching (Maskensprüche) war, mögen wohl ihrer zwei oder drei, dann mehrere zusammen herumgezogen sein und ihre burlesken Stücklein zu dramatischen

---

[1] Auch in Tirol wird noch an einem Orte (?) ein ähnliches Passionsspiel recht würdig aufgeführt.

Possen entwickelt haben. Auch Neujahrsspiele kamen bald auf. Die Meistersänger waren besonders eifrig im Dichten solcher Possen; aber einen Maßstab der Sittlichkeit scheinen sie mit wenigen Ausnahmen hiebei nicht gebraucht zu haben, wie wenn das Faschingsleben nicht unter die Controle Gottes fiele. Hans Folz und Rosenblüt waren die berühmtesten Fastnachtsdichter dieser Zeit.

Bruchstück aus einem Osterspiele des 15ten Jahrhunderts.

Das spil von der besuchunge des grabes und von der uferstendunge gotes.

Nu gen die person und singen.

Almechtiger got, vater der hochste,
Der engel trost der uns erloste
Von großen noten unde troste.

Die ander persone.

Vater, almechtiger got,
Dem die engel sten zu gebot,
Wie sol uns armen nu geschen
Daß wir dich nicht me sullen sehn?

und spricht.

Wir han verlorn
Der uns zu troste wart geborn,
Jesum Christum.
Der reinen junkfrauen (sun).
So er was der werlde hoffenunge.
Owe wie groß ist unser smertze!
  Wir haben verlorn Jesum Christ,
Der aller werlde ein troster ist,
Marien son den reinen:
Darum müsse wir beweinen
Swerlichen seinen tot:
Wenn er half uns aus großer not.

Die dritte persone.

Wir sullen gan und trauer han
Da Jesus wart geleit durch unser selikeit
Und salben jm die großen wunden sein.
Owe wie groß ist unser herzepein!
  Viel lieben swestern beide,
Wie sulle wir uns haben zu unserem leide,
Wenne wir Jesu des süßen
Leider entberen müssen.
Des gehe wir und kaufen salben
Damite wir jn allenthalben
Bestreichen seine wunden
Nu zu disen stunden.

Der kaufmann ruft dem knechte.

Rubein Rubein Rubein!

Rubinus komt gelaufen.

Was welt ir, herre meister mein?

Mercator.

Rubein, es mag wol schiere tagen.
Ich hore jemmerliche klagen
Drei frauen unde singen:
Uns mag noch gar wol gelingen
An dem kaufe den wir da han.
Gehe und heiß sie her gan.

Rubinus.

Herre, welche meinestu?
Sol ich sie alle rufen herzu?

Mercator.

Nein, rufe mir die alleine,
Die da an dem wege klagen und weinen.

Rubinus get zu den swestern.

Got grüße euch, ir frauen, zu aller zeit:
Ich sehe wol daß ihr betrübet seit;
Was euch auch werre,
Ir holet das seufzen ferre;
Das ist mir leit, das gleubet mir,
Daß ir also betrübet stet allhier.

Die person sagen.

Gut kint, got lone dir:
Wir haben swer gemüte allhier.

Rubinus.

Das besser euch got durch seine güte
Und euch von allem leiden behüte!
Dürft ir nicht hülfe oder trost,
Get zu meinem hern: ir wert erlost.

Die ander persone.

Got ere dich, guter jüngeling;
Daß got gebesser deine ding!
Unser leit ist verborgen,
Wir wellen dir gerne volgen
Nicht lenger welle wir allhie stehn:
Wir wellen gerne mit dir gehn.

Mercator canit.

Ir frauen, nu seit mir willkommen.
Ich hoffe, ich neme euer guten frommen.
Ist hier icht das ir begert,
Des wert ir von mir ganz gewert.
Ich habe die besten salben
Die da allenthalben
In dem lande mag gesein,
In Ysmodia und in Neptalcim.
Summer mein korp und mein stap,
Die brachte ich von Arab;
Summer mein schones weib Anthonie,
Die brachte ich von Babylonie;
So musse euch die wol gedein:
Wenne ich brachte sie von Alexandrein.

Die dritte persone.

Gut man, ich habe in meinen henden
Drei gute guldene besanden:
Gip uns darumme deine masse,
Daß dich got leben lasse.

Mercator.

Ir frauen, ir keuft ane schelten:
Euer gelt wil ich euch abe gelten.
Nemet dise buchse darumme:
Wenne sie ist besser wenne ander funse;
Und nemet die buchse dabei:
Die ist besser wenn ander drei;
Auch nemet die darzu:
Sie ist besser wenne ander zwu.

Tercia persona.

Nu sage uns, guter man:
Sulle wir mit diser salbe gan?

Mercator.

Ja frau, were ich rot golt,
Ir soltet sie tragen wohin ir wollt.

Die erztin zornig spricht.

Ir frauen, lat die büchsen stan:
Ir sullet sie nicht von danne tran:
Sie kost mich alzu teuer;
Ich machte sie nechten bei dem feuer;
Und get gar engelich von meinem kram,
Oder ich wil euch mit eime knuttel slan.

Der kramer spricht zu ir.

Wie, ir rechte übel haut!
Wie tort ir immer werden laut
Daß ir strafet mein verkeufen?
Darum muß ich euch slan und reufen.

Mercatrix.

Ich sweige noch nicht so schiere.
Wenn du kommest von dem biere,
So bistu trunken sam ein swein:
Daß es dir nummer müsse gedein!

Mercator.

Ach du altes redefaß,
Ich bin dir nie worden gehaß:
Ich wil dich nu slan umb den kop
Daß du wirst werden top;
Nu sehe dir eines uf den rucke
Zu deinem großen ungelucke.

Mercatrix.

Ach ach ach leider!
Sein das die neuen kleider
Die du mir zu den ostern hast gesant?
Daß du mußt werden gebrant!
Got gebe dir das korfel in den magen
Daß du das jar nicht mußt überleben!
Werstu zu Wiene nicht entgangen.
Man hette dich an den galgen gehangen.
Du hast auch einen roten bart
Und bist ein mudig von der art.

Mercator.

Fraue, liebe fraue mein,
Daß ir immer selig müst sein!
Vergib mir daß ich dich habe geslagen
Gar hertlich an deinen kragen.
Du machst deine klage gar manchfalt:
Daran tustu mir gewalt;
Und hast ein wunderlich geberde,
Und wilt mich bringen unter die erde.

Mercatrix.

Nein, ich vergebe dir nicht dise slege,
Ich sehe (dich) denne in ein grab legen.

Mercator spricht zu Rubein.

Wol hin mit den pulvern:
Ich kan allhie nicht me bleiben.
Hebe uf korb und stab,
Und laufe wir gein Arab,
Und mache wir uns aus dem lande:
Anders wir mochten werden zu schanden.

Rubinus dicit.

Herre, ich lege ein alzuhant
Und laufe mit euch in fremde lant.

Die dritte persone.

Swestern, wir sullen hie nicht lenger stan:
Wir sullen zu dem grabe gan:
Wenne ich habe ein alt sprichwort
Gar dicke unde ofte gehort,
Daß man die treue lobet allermeist
Die man nach dem tode leist.
Darumme, lieben swestern mein,
Was uns liep das leben sein,
Das tu wir nach dem tode schein.
Zu dem grabe wolle wir eilen,
Ob wir finden Jesum Christ
Der uns je der liebeste ist,
Und alle seine wunden groß
Die er empfangen hatte bloß,
Bestreichen allenthalben
Mit diser teuern salben.

Persone sil. euntes ad sepulcrum canunt.

Wer hilft uns welzen abe
Den stein von dem grabe
Der dar uf gelegit ist,
Daß wir unserm herren Jesu Christ
Salben seine wunden?
Die sten noch jm unverbunden.

Die engel antworten.

Wen sucht ir, frauen gut,
Mit so traurigem mut,
Also frü vor tage
Mit so jemmerlicher klage?

Die ander persone.

Gutes kint, das sage wir dir:
Jesum von Nazareth suche wir,
Den wir hatten vor einen waren got
Und taten gerne seine gebot.

Die engel singen.

Er ist nicht hie, den ir sucht:
Sunder get, ob irs gerucht,
Und saget seinen jungern
Und Petro besunder
Daß er ist erstanden
Und gein Galilea gegangen.

Die dritte persone.

Weist uns, vil stolzen jungelinge,
Die stat da er hat gelegen inne.

Get her und schauet die stat
Da Jesus inne gelegen hat.
Hie ist nicht me denne ein tuchelein
Da Jesus was gewunden ein.

Die personen alle singen.

Owe, wir armen swestern waren kommen mit leide zu unsers hern grabe:
Der stein was abe,
Die engel sageten uns mere
Wie Christus erstanden were.

Die ander persone.

So wir zu dem grabe quamen,
Der engel stimme wir vernamen:
Sie sageten uns liebe mere,
Daß Jesus erstanden were
Von dem tode wol gesunt
Und hez zubrochen der hellen grunt.

Der erste engel.

Vil liben frauen, wir sagen euch vor war
Daß Jesus alhie hat gelegen zwar:
Sunder er ist nu erstanden
Und vorbas gegangen.
Darumb (wollet) ir jn han,
So suchet jn zu Galilean.

Die dritte persone geseinende.

Got geseine euch, lieben swestern mein:
Seht, noch heute komt mir swere pein:
Ich mag weder gerasten noch gerun
Bis ich meinen herren finde nu;
Ich wil auch meine hende winden
Bis ich meinen herren vinde.

Die erste persone.

Jesu, du bist der milde trost
Der uns von sünden hat erlost,

Von sünden und von sorgen
Den abent und den morgen.

Die ander persone.

Er hat dem teufel angesiget,
Der noch vil feste gebunden liget;
Er hat vil manche sele erlost:
O Jesu, du bist der werlte trost.

Die dritte persone.

Nu schauet alle dise stat
Da Jesus inne gelegen hat.
Ich habe das tuch in meiner hant
Das jm seine mutter umbbant.
Ich bin genant Maria von Magdala:
Ich werde nimmer fro;
Trauren mag mich nicht vorgan,
Ich sehe ja denne mit den augen an.
Der mir meine sunde vergap,
Der wart geleget in ein grap:
Des muß ich aber klagen mer
Und großen meines herzen swer.
Owe der mere!
Owe der jemmerlichen klage!
Das grap ist lere:
Owe meiner tage!
Wo ist nu hin mein trost,
Der mich von sünden hat erlost?
Der mir die sünde vergap,
Den sach ich legen in ein grap.

Tercia persona.

Ich quam gegangen salben
Den herren in em grap allenthalben:
Da vant ich das grap wan,
Und da erkante ich an
Daß er was erstanden
Von des todes banden.

Silete. canitur.

Der stein ist abe,
Des meret sich mein ungemach,
Von unsers herren grabe,
Also mir der engel sprach.
Ich suchte den engel nicht:
Ja suchte ich Jesum, der engel licht.
Ich sterbe durch das licht:
Vil süßer got, nu tröste mich!

Tercia persona dicit.

Der stein ist werlich geleget von der stat
Darinne unser herre gelegen hat;
Mit rittern was das grap besatzet wol:
Nu weiß ich nicht wo ich jn suchen sol.

Fünfte Periode.

Verwilderung der deutschen Poesie: Von 1500 bis 1618.

(Uebergangsperiode.)

---

§ 39. Gute und schädliche Einflüsse.

1) Keine Periode der deutschen Literatur war so sehr eine Zeit des Kampfes und der Gährung (nämlich des Kampfes auf geistigem Gebiete, und der Gährung im deutschen Geistesleben), wie die nun zu besprechende. Diese Vorgänge geistiger Art waren natürlich von großem Einflusse auf die gesammte Literatur (welche ja die Erzeugnisse des Geistes umfaßt und somit das geistige Leben einer Nation abspiegelt), insbesondere auch auf die Poesie, sei es zum Heile oder Schaden derselben. Wir wollen deßhalb jene

Vorgänge etwas eingehender betrachten; zugleich aber auch sonstige Umstände, die mit der ferneren Entwicklung der deutschen Poesie in Beziehung standen, in den Kreis dieser allgemeinen Erwägung ziehen.

2) Vor Allem kömmt die Reformation, diese tief eingreifende religiöse Scheidung der Geister, in Betracht. Sie war von mehrfacher Einwirkung auf die deutsche Poesie: Wie zwei große Kriegsheere standen sich in Folge derselben die Anhänger der alten Kirche und die der Reformation einander gegenüber. Bis in's Tiefste waren die Gemüther aufgeregt und höchst erbittert stritt man mit Wort und Schrift. Deutschland glich einem vom Sturme gepeitschten, mit schäumenden Wellen bedeckten Meere. So wenig aber dieses uns ein ruhiges Bild von der Sonne zuspiegelt; so wenig ist ein geistig aufgeregtes Volk, wie es damals das deutsche war, in der Verfassung, wieder eine Poesie voll Anmuth und Adel zu erzeugen. — Aber nicht genug, daß die dichtenden Geister vor lauter Kampf und Erregung jene zum künstlerischen Schaffen so nothwendige Seelenruhe (Harmonie) verloren; es machte sich auch der Religionshaß — die Leidenschaft jener Zeit — in Wort und Schrift Luft, so daß die Schreibart der Grobheit und Schmähung allenthalben in Mode kam. Wurde so die Schreibart überhaupt verderbt; so kam noch dazu: daß die Poesie, die doch dem Zank und Streit fern bleiben sollte, selbst in den Kampf hereingezogen wurde, daß insbesondere die satirische Poesie als Magd den erbitterten Parteien dienen mußte. Wie arg da die Poesie mißbraucht, ja entehrt wurde, läßt sich leicht denken. — Ferner wurde in Folge der Reformation auch die Stellung der deutschen Poesie zur Kirche wesentlich verändert. Bis daher umschlang das Band des einen Glaubens die deutschen Sänger; sie schaarten sich um eine und dieselbe Fahne kirchlichen Bekenntnisses. Was der Eine als heilig, als religiöse Wahrheit besang, dafür griff auch der Andere in seine Harfe. Nun aber rief die Kirchenspaltung auch eine Scheidung im Lager der deutschen Dichter hervor. So Manches, was die Einen als einen sehr würdigen und erhabenen Dichtungsstoff erkannten; was sie als himmlisch, als ewig wahr besangen: das erschien den Andern als Aberglauben und Wahn, oder als Irrthum und Frevel. So gab es denn jetzt und für alle kommenden Perioden Dichter verschiedener Bekenntnisse, insbesondere katholische und protestantische Dichter[1]. Immerhin aber schwebte doch für jetzt noch über den verschiedenen Lagern der Katholiken und der Protestanten das

[1] Um die Confession der einzelnen Dichter der Neuzeit in kürzester Weise bemerklich zu machen, wollen wir den katholischen Dichtern, welche die Minderheit bilden, das Zeichen * beisetzen.

eine Panier des dreieinigen Gottes, des Gottmenschen und überhaupt des Christenthums. Es stimmten sohin die Harfen der deutschen Sänger doch noch zusammen in der Hymne auf den Dreieinen, auf den Gekreuzigten, im Preis- und Dankliede auf die Erlösungsthat und auf die Kraft des Christenthums[1]. — Auch das ist noch zu erwähnen, daß man in dem Getöse und Lärm des Streites der großen Vorbilder im Dichten, der ewig schönen Epen und Lieder des Mittelalters allmählich ganz vergaß, Seitens der Protestanten auch schon deßhalb, weil jene an das als „Zeit der Finsterniß“ gescheute Mittelalter mahnten. So verstaubten denn die Originale aus der Blüthezeit, an denen die Dichter hätten ihre Verirrung erkennen, Sitte und feines Wesen hätten lernen können.

3) Ein anderes geistiges Ferment, das in dieser Periode erst recht zu wirken begann, war der immer mehr zur Herrschaft kommende Humanismus[2]. Darunter verstand man jene Methode, wornach man sich durch eifriges, fast ausschließlich betriebenes Studium der alten (besonders der römischen) Klassiker die Humanität d. i. rein menschliche Bildung (Leutseligkeit, Feinheit im Benehmen, Wohlwollen u. a.) aneignen sollte. Zunächst sah dieselbe von speciell kirchlicher oder christlicher Geistes- und Herzensbildung ab, ohne sie aber grundsätzlich auszuschließen. Thatsächlich bestand der Humanismus in nichts Anderem, als in der genauen Kenntniß der beiden Hauptsprachen des Alterthums, des Griechischen und Lateinischen, der Geschichte, der Archäologie der Griechen und Römer, und endlich in der Kunst, sich in beiden alten Sprachen fertig und schön auszudrücken. Dieses Wiederaufleben der altklassischen Studien[3] konnte nun an und für sich von

---

[1] Wohl waren gar manche Humanisten (siehe Seite 137) in dieser Periode und schon in der vorigen mit der Offenbarung in Christo zerfallen; allein sie verbargen es entweder oder traten doch nur als „klassische“ d. i. als lateinische Religionsspöttler auf.

[2] Das Wiederaufleben oder die Wiedergeburt der altklassischen Sprache, Denkweise und Kunst ꝛc. führt den Namen Renaissance. Diese ging von Italien aus, und zwar von den dortigen Höfen. Schon im 15. Jahrhundert florirte sie daselbst. Dann hielt sie ihren Umzug durch ganz Europa, beschirmt von den Großen.

[3] Allerdings wurden die lateinischen Klassiker auch nach dem Absterben des römischen Reiches im christlichen Abendlande nie ganz vergessen; aber abgesehen davon, daß im Mittelalter mehr nur die Stubengelehrten, die Klosterleute sich damit befaßten, so herrschte bei deren Lektüre meist nur das sprachliche Interesse, d. h. es wollten eben die Leser hauptsächlich Latein lernen. Alles Andere kümmerte sie weniger; so daß ihnen selbst die Kunde von der römischen Geschichte schwand, wie die vielen Geschichtsirrthümer in den alten Reimchroniken deutlich beweisen. Und nun erst wurden die bisher bloß als

höchst wohlthätigem Einflusse, insbesondere auch für unsere Poesie sein, insofern nämlich, als die alten Klassiker (die römischen [1], und noch mehr die griechischen [2]) wirklich lebensfrische Vorbilder für Kunst und Wissenschaft, und was speciell die Poesie betrifft, ewig gültige Muster des Schönen sind. Es hätten sich nämlich durch dieses (in rechter Weise und in rechtem Maße betriebene) Studium Geschmack und feine Sitte wieder heben können; und solch' maßlos rohe poetische Producte, wie sie die vorige Periode bot, hätten da fast unmöglich werden müssen: denn wie vielen dichterischen Stoff, wie viele allgemeine dichterische Regeln in Behandlung desselben, in Betreff der Rhythmik und Verskunst konnte man von den Alten holen oder lernen! Und doch brauchte es noch zweihundert Jahre, bis unserer deutschen Poesie solche Frucht aus dem altklassischen Studium erwuchs. Denn die Humanisten — so hießen damals die Beförderer und Lobpreiser dieser Studien — verfielen in das Extrem; sie überschätzten nun die Alten, sie schwärmten in übertriebenster Weise für sie. In Folge dessen geriethen fast alle Humanisten auf zwei Abwege, auf denen der deutschen Poesie nie und nimmer aufgeholfen werden konnte. Sie wurden nämlich ihrer eigenen Muttersprache fremd, fingen an, mit solcher Vorliebe in Latein zu schreiben und zu dichten, daß sie sich zuletzt des Deutschen schämten. Dieß war der eine Abweg; der andere bestand darin, daß sie als Dichter die alte Mythologie in die Poesie einführten, daß sie kaum ein Bild oder eine Vergleichung wagten, wenn solche nicht aus einem Klassiker entlehnt waren oder doch auf antiker Vorstellungsweise beruhten 2c., indem sie wähnten, nur

---

Sprachmeister Geschätzten auch als Muster der Wissenschaft und Poesie erkannt. Völlig fremd waren aber die Griechen, die Meister der Römer! Homer, die großen griechischen Dramatiker und Geschichtsschreiber waren Jahrhunderte hindurch für das Abendland verschüttete Erzadern, an deren Dasein kaum Jemand noch dachte und die erst wieder auf den Leuchter gestellt wurden, als Konstantinopel den Türken im Jahre 1453 erlegen, und die griechischen Gelehrten mit ihren literarischen Schätzen in's Abendland zogen. Eben dieser Umstand trug viel zu dem Aufschwung bei, den der Klassicismus damals nahm, zuerst in Italien und dann weiterhin im übrigen Abendland.

[1] Die Epiker Virgil und Ovid; die Lyriker Horaz, Tibullus, Catull; der Fabeldichter Phädrus; die Satiriker Persius, Juvenal und Martial; die Lustspieldichter Plautus und Terenz; der Philosoph und Redner Cicero; die Geschichtschreiber Cäsar, Cornelius Nepos, Sallust, Livius und Tacitus.

[2] Die Epiker Homer und Theokrit (Idyllendichter); Lyriker Anakreon, Pindar, Sappho; der Fabeldichter Aesop; die Dramatiker Aeschylus („der Vater der Tragödie"), Sophokles (der größte in der Tragödie), Euripides, Aristophanes (der größte in der Komödie); die Geschichtschreiber Herodot, Thukydides, Xenophon und Plutarch; die Philosophen Plato und Aristoteles; die Redner Demosthenes und Aeschines.

durch diese doch wahrhaft steife und schülerhafte Nachahmung jenen Dichergenien ebenbürtig und also „klassisch" zu werden.

„Selbst die Dichtungen, die durch mehr Geist und Erfindung oder durch eine schönere Form den wahren Dichter verrathen, tragen wie Dante's Verdammte in Bleimänteln das unbequeme Gewand der Classicität über der Natur" (Menzel). Dieß ging so weit, daß selbst die frommgläubigen geistlichen Sänger aus ihnen in diesem Geleise wandelten. Sie priesen den allgütigen Zeus (Jehovah), den Erlöser Apollo und die reinste Nymphe Maria. Um so verderblicher wirkte diese falsche Anschauung, als die vielen mittelmäßigen Köpfe, die Dichterlinge, sich fast ausschließlich an jenes Beiwerk und etwa noch an den Strophen- und Versbau der Alten hielten und darin die vollkommene „Classicität" sahen; während sie gerade das Wesentlich-Poetische, den poetischen Geist jener Dichter nicht einmal herausfühlten, viel weniger in sich aufzunehmen suchten. Stritt man doch ganz ernsthaft in dieser, wie auch in der folgenden Periode darüber, ob Homer oder Virgil den Vorzug verdiene; und gaben doch die meisten (deutschen wie französischen) Humanisten unbedenklich dem „polierten" Virgil den Vorzug. Kein Wunder, daß man fast nur „hölzerne, steife, geistesleere Nachahmungen des Antiken zu Markt brachte, in denen auch nicht ein Funke des antiken Dichterfeuers glühete" (Vilm.). Und so sehr gewöhnte man sich in Deutschland an dieses schülerhafte Nachahmen, an diese Unmündigkeit, daß man sich nur sehr allmählich davon losmachen konnte. Selbst als unsere Poeten wieder mit Begeisterung zur Muttersprache zurückgekehrt und nur „deutsche Poeten" sein wollten, liefen sie doch noch lange an diesem Gängelbande.

4) Der Humanismus schadete aber noch in anderer Weise. Denn für eine große Anzahl der Humanisten waren diese alten Klassiker lauter honiggefüllte Blumen, auf die sie dann als literarische Bienen zuflogen, und aus denen sie nicht bloß den wirklichen Honig, sondern alle möglichen andern Säfte, selbst die gallenbitteren und giftigen, so in sich hineinsogen, als ob auch diese reiner Honig wären. Sie huldigten nämlich nicht bloß dem dichterisch Schönen, sei es dem Stoffe oder der Form nach, sondern dem Geiste überhaupt, der in den Klassikern wehte, ihrer heidnisch-römischen oder griechischen Lebensanschauung, kurz dem heidnisch-klassischen Leben. Sie gaben sich, ohne es vielleicht nur zu merken, als Deutsche und selbst als Christen auf, „sie betrachteten sich als Freigelassene des Christenthums, als Bürger eines alt-klassischen Staates, als Genossen einer vom Christenthum losgeschälten Gesellschaft" (Lindem.). Gerade aber deßhalb wurden sie Sclaven eines fremden Geistes und unwahr in ihrem ganzen Wesen. Und je mehr es bei ihnen Ton wurde, deutsche Art und deutsches Wesen, deutsches Fühlen und Sprechen, ja selbst deutsche Gläubigkeit hintanzusetzen; desto selbstgefälliger erhoben sie sich über das ungelehrte, gemeine Volk; desto mehr erweiterten sie die schon in voriger Periode sich entwickelnde Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten. In Folge dessen verachteten sie auch des Volkes Sagen und Gesänge, seine politischen und patriotischen Traditionen. Was Wunder also,

wenn so ihre Dichtung nicht bloß der Sprache, sondern auch dem Geiste nach undeutsch[1] wurde, wenn sie, weit entfernt national[2] zu sein, besten Falls eben nur „klassisch“[3] wurde? Von Volkspoesie konnte bei ihnen natürlich ohnehin keine Rede sein, da hiezu ja absolut die Volkssprache angewendet werden mußte.

Diese beiden Vorwürfe sind historisch als nur zu wahre festgestellt. „Die Humanisten,“ schreibt Menzel, „haben das Mögliche geleistet, um die Blüthe der auf Universitäten gebildeten deutschen Jugend ihrer eigenen Nationalität zu entfremden. Was sie durch Verbreitung der classischen Werke genützt haben, leidet keinen Vergleich mit dem unermeßlichen Schaden, den durch sie der deutsche Geist gelitten hat, indem sie an die Stelle des Glaubens eine fade Witzelei, an die Stelle des Patriotismus die unnatürlichste Entfremdung in ausländischer Denkart und Sprache, an die Stelle der altdeutschen Tugend die ganze Frivolität und den Leichtsinn der Renaissance setzte.“ Schon im 15ten Jahrhundert tauchten unter den Humanisten Vorläufer der freisinnigsten Richtung auf. Im 16ten Jahrhundert wird deren Zahl schon merklich größer. Gar manche Humanisten jubelten den Reformatoren nur insoweit zu, als sie deren Wirken für eine Vorarbeit ansahen, welcher die Vollendung der Aufklärung erst folgen müsse. Sie schauten vergnügt in das von dem kühnen Augustinermönche angefachte Feuer, nicht sowohl, weil sie Reinigung der Kirche Christi davon erwarteten, sondern gänzliche Einäscherung derselben.

5) Ein gewaltiger Gährungsproceß entstand nun auch im Bereich der Sprache und währte bis in die nächste Periode hinein. Luther war es, der als geistiges Ferment sein Bibeldeutsch oder Neuhochdeutsch (vgl. S. 138) mitten in den lebhaften geistigen Verkehr hineinwarf. Eben dieses von Luther angewandte Deutsch überflügelte nämlich alle anderen Mundarten, kam weit und breit zur Geltung und in Gebrauch, und entwickelte sich sohin zu einer ganz Deutschland umfassenden Schriftsprache. Freilich brauchte es schon eine geraume Zeit, bis sie sich überall in allen Gauen des Vaterlandes Bahn gebrochen und der Mundart das Scepter entwunden hatte. Im Süden, z. B. in den katholischen Landen, sowie im hohen Norden ward sie begreiflicherweise nicht so bald herrschend wie in den protestantischen Kreisen und in Mitteldeutschland. Ja es gelingt ihr in dieser Periode überhaupt noch nicht, Sprache der Poesie zu werden, am allerwenigsten der metrischen Poesie; nur in der prosaischen und

---

[1] Zu einer ächt deutschen Dichtung gehört eben so wohl deutsche Sprache wie deutscher Geist, deutsches Blut; dennoch ist eine Dichtung mit deutschem Geiste, aber fremder z. B. lateinischer Sprache werthvoller, als im umgekehrten Falle. Wie kerndeutsch ist z. B. die in § 50 abgedruckte lateinische Ode Balde's.

[2] Wir nehmen hier „national“ im engeren Sinne des Wortes, wornach die Poesie deutsch sein kann, ohne national zu sein. National ist sie dann, wenn sie die Haus- und Herzensgeschichte der Nation abspiegelt d. h. mit der politischen Geschichte der Nation zusammenhängt (vgl. § 58).

[3] Ueber den Begriff „klassisch“ siehe in § 58 das Nähere.

politischen Literatur setzt sie sich fest und höchstens in Kirchenliedern und in den Nürnberger Meistergesängen.

Das Neuhochdeutsch in seiner ersten Gestalt ist aber nichts anderes, als jenes Mischdeutsch, von dem S. 28 die Rede war, und welches zwar viele niederdeutsche Elemente enthielt, seinem Kern nach (wie schon sein Name besagt) doch hochdeutsch war. Schon am Schluß des 15ten Jahrhunderts war es Kanzlei- und Hofsprache in dem größten Theile Deutschlands. Zur vollen Herrschaft, zum Eindringen auch in die Masse des Volkes und eben dadurch zum Ansehen einer allgemeinen Schriftsprache verhalf ihm aber erst Luther, durch seine vielen Schriften, besonders aber durch seine Bibelübersetzung [1]. Luthers Name und Ansehen, die große Verbreitung seiner Schriften trug viel zur Annahme seiner Sprache bei, mehr aber noch der Umstand, daß Luther diese Kanzleisprache unter der Feder umschuf und wesentlich verbesserte, daß er insbesondere deren Wortschatz bereicherte. Für das Letztere hatten ihm die Mystiker vorgearbeitet, von deren Prosa er Manches annahm; hauptsächlich aber zog er die Volksausdrücke herein, wo sie ihm treffend schienen, indem er sagte: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.“ Und es gelang ihm vortrefflich: denn die meisten seiner Wörter und Wendungen tragen volksthümliches Gepräge; darum erkannte auch das Volk hier alsbald seine Sprache, trotz ihres Unterschiedes von seinem ihm geläufigen Dialecte. Und somit war denn durch Luther die großartige Glocke der einheitlichen Schriftsprache gegossen, im Dom der deutschen Einheit wenigstens bis zu einer gewissen Höhe emporgezogen und angeläutet. Wohl war deren Guß durch Andere vorbereitet; wohl kann man auch (mit Menzel) wünschen, daß als Grundstoff des Glockenerzes das klangreichere Alamannische gewählt wäre: immerhin aber muß man Luther ein bleibendes Verdienst zuerkennen, mag man sich in kirchlicher Beziehung zu ihm stellen, wie man will.

6) Wie stand es nun damals um die Beschaffenheit der in der Poesie noch wirklich angewendeten deutschen Volksdialecte, wie um das bei den Poeten sehr beliebte sog. Mitteldeutsche? Wie hörten sie sich an, in wie weit unterstützten sie den das Schönste erstrebenden Dichter? Darauf können wir keine günstige Antwort geben. Allbekannt ist das Wort Karls V., der die Sprache von damals eine „Pferdesprache“ nannte. Wohl war sein Ohr von Jugend auf an die klangvolle spanische Sprache gewöhnt und in sofern etwas verwöhnt; allein das damalige Deutsch lag doch gar sehr im Argen. „Die Sprache war jämmerlich verwildert und gebrochen; jeden Aufschwungs unfähig, stolperte sie in kurzen Verszeilen und verbindungslosen Sätzen, die Wörter fast bis zu beständiger Einsilbigkeit verschluckend, ohne klare Satzbildung, ohne Wendung, ohne Periodirung, ohne Rhythmus, in engsten Grenzen armselig und mühsam nach dem Reim suchend,

---

[1] Von den vor Luther erschienenen deutschen Bibelausgaben waren die meisten, nämlich 16, in hochdeutscher Mundart und nur fünf in plattdeutscher Mundart geschrieben.

herabgesunken zu einem Kindeslallen und behaftet mit allen Merkmalen der Unbildung" (Gruppe).

Aber auch nach der Beschaffenheit des durch Luther aufkommenden „Neuhochdeutschen" müssen wir fragen, oder, um bei unserm Vergleiche zu bleiben, nach dem Tone dieser alle Deutschen zusammenrufenden Glocke. Und auch da stellt sich nicht lauter Günstiges heraus. Wir müssen nämlich bestätigen: daß sie aus zu rauhem Erz gegossen, in der ersten Zeit auch allzurauhe Töne von sich gab; daß sie weiterhin eine ganze Stufenleiter aller möglichen Zustände durchmachte; daß erst gar viel an ihr gefeilt und geglättet werden mußte, bis ihr Ton zärter und reiner ward, bis er endlich so schön und klangvoll wurde, wie er jetzt ist. Die Grundlage von Luthers Schriftsprache war ja gerade jenes Mitteldeutsch (Kanzlei- und Hofsprache), das wir soeben als überaus rauh und hart charakterisirten und das wohl Karl V. hauptsächlich im Auge gehabt haben mag. Luther hat es zwar, wie vorhin gesagt, wesentlich verbessert; aber der Grundton blieb eben doch Rauhheit und Härte. Dazu kam noch, daß gerade die, welche sein Werk fortführten und verbreiteten, in der so üppig gepflegten theologischen Zank- und Streitliteratur seine (Luthers) Sprache wieder verschlechterten. Und so sank denn die Schriftsprache wieder in raschem Falle. Erst gegen das 18te Jahrhundert arbeitete sie sich allmählich aus dem Groben heraus, indem sich Gelehrte und Dichter viele Mühe gaben, sie zu verbessern und nicht ohne Erfolg. Die Sprachgesellschaften, die schlesischen Dichterschulen, Männer wie Opitz, Gottsched, erwarben sich dabei mehr oder weniger Verdienste. Viele Andere trugen auch ihr Scherflein bei. Auch nachrückende Dichter, besonders die hervorragenden, wie Hagedorn, Klopstock, Wieland, Lessing 2c., waren alle Mitverbesserer des Neuhochdeutschen.

7) Wie aber damals die Sprache verwildert war, so war es auch mit der öffentlichen Sitte und mit der ganzen Denkart jener Generation. Eine maßlose Rohheit, ja Gemeinheit beherrschte das Fühlen und Denken der Menge, ja selbst der besseren Stände. Die Zügellosigkeit, mit der man sich über allen Anstand und jede bürgerliche Sitte hinwegsetzte, war ein Hauptgebrechen der Zeit, so daß Brandt's Worte für diese Periode noch viel mehr als für die vorige passen: „All' Grobheit ist jetzt kommen aus und wohnt gar nah in jedem Haus" und, wo er von Prassern redet: „Wer der Allerschandbarste ist, dem beut man ein Glas mit Wein und lacht, daß das Haus bebt, bittet ihn, daß er noch eins sage; man spricht: das ist ein guter Schwank, damit wird uns die Weile nicht lang." Natürlich floß denn das, wovon das Herz so voll war, auch in die Poesie über.

8) Ein anderer Umstand hätte, so scheint es, unserer Poesie förderlich sein sollen; wir meinen die damals übliche Dichterkrönung (Seitens der Kaiser und der Reichsfürsten oder ihrer Delegirten): allein es scheint auch nur so. Wohl kam in dieser Periode diese schon früher nach Deutschland verpflanzte Sitte erst recht in Schwang; und ein jeder, der den Lorbeer suchte, mußte sein Büchlein Gedichte abliefern: aber dieser fürstliche Schutz nützte der deutschen Poesie rein Nichts. Die Sonne fürstlicher Gunst

beschien mehr nur die lateinischen Poeten und zudem war jene kindische Ceremonie für ein ganzes Heer von Dichterlingen nur Nahrung ihrer Eitelkeit und Einbildung, sowie Anlaß zur wegwerfendsten Schmeichelei und Kriecherei.

9) Die Gesammtwirkung der hier zusammengestellten Einflüsse ist augenscheinlich keine der deutschen Poesie günstige. Wir dürfen darum auch nicht hoffen, daß sich dieselbe von ihrem Verfalle schon in der vorliegenden Periode wieder erhole, und auf's Neue blühe. Aus dieser Vorbetrachtung erhellt aber auch, wie sehr sich der Kampf der Geister in das Gebiet der Poesie hinüberspielte, und auch in deren Bereich eine mächtige Gährung hervorrief. Wir sehen da ein Ringen der lateinischen Poesie mit der deutschen, der Gelehrtenpoesie mit der Volkspoesie, der classischen (politisch und national indifferenten) mit der deutsch-nationalen, der protestantischen mit der katholischen, der neuhochdeutschen mit der mundartlichen Poesie. Erst gegen Ende dieser und in nächster Periode werden die Wogen ruhiger und zeigt sich das Ergebniß des Kampfes und der Gährung: die nationale Poesie ist fast ganz zu Grabe getragen, die sogenannte „classische" ist oben auf, das Scepter führend; die Gelehrten sind fast die einzigen Dichter, die Volkspoesie erstirbt auch, freilich mehr in Folge erst nachkommender Ereignisse; die neuhochdeutsche Schriftsprache dringt in alle Gauen vor und in die gesammte Dichtung ein; endlich, es verlassen die Dichter der beiden Kirchen die religiöse Polemik und richten sich ein, in Eintracht neben einander zu wohnen. Mit Recht kann man also diese Periode eine Uebergangsperiode nennen.

§ 40. Uebersicht.

1) Das Eigenthümlichste dieser Periode ist, daß während derselben in Deutschland ebenso eifrig (oder noch eifriger) die lateinische wie die deutsche Dichtung gepflegt wurde. Ist es nun schon ohnehin zu beklagen, daß sich die poetische Kraft der Deutschen in der Weise zersplitterte, so noch mehr deßhalb, weil gerade die Bestgebildeten der Nation, die Humanisten, sich fast gar Nichts um die deutsche Dichtung kümmerten. Diese wurde vielmehr von ihnen verachtet und gleichsam als Aschenbrödel im eigenen Hause behandelt. Ja, sie fürchteten sich gemein zu machen, wenn sie deutsche Bücher und Dichtungen verfaßten; ihre Schwärmerei für die alten Sprachen ging selbst so weit, daß sie ihre deutschen Namen in Latein oder Griechisch übersetzten, und es für einen Schimpf hielten, „deutscher Poet" betitelt zu werden. Da wir

nun aber in diesem Buche nur die Geschichte der deutschen Dichtung behandeln, so schließt sich die Besprechung jener lateinischen Poesien von selbst aus.

2) Und dennoch war die Periode keineswegs arm an deutschen Poesien, am allerwenigsten an kunstmäßig gedichteten (Kunstpoesie). Gerade diese schoßen wie Pilze auf, weil ja in dieser Periode der Meistergesang erst recht um sich griff und allerorts überaus lebhaft wurde. Leider gilt aber auch (wenigstens nahezu) von diesen Poesien, was von den Pilzen gilt: die besten taugen nicht viel. — Auch die Volkspoesie, besonders das Volkslied, lebte, wie in der vorigen Periode so auch jetzt, ein kräftiges frisches Leben. Die Volkslieder, epische wie lyrische, mehren sich in staunenswerther Weise, ein Beweis, daß sie zum Gedeihen nicht die Pflege der Gelehrten brauchen, sondern lediglich ein sanglustiges, freies Volk. Eine Menge von Sammlungen solcher „kurzweiligen, guten, frischen, teutschen Liedlein", wie sie ein verdienstvoller Sammler (Georg Forster, ein in der Tonkunst unterrichteter Angestellter des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz) nennt, sind in dieser Periode entstanden. Und somit ist es also wieder die Volkspoesie, welche die Ehre der Periode fast allein zu retten hat. Jedoch nicht ganz allein. Wir finden außerdem einige geniale Satiriker (Fischart, Murner, Hutten) und den Primus aller Meistersänger, den Nürnberger Schuster Hans Sachs (1494—1576), welcher nicht bloß ein wahrer Poet und überaus fruchtbar war, sondern auch vielfach den Volkston in seiner Dichtung anschlug.

3) Indem wir die Periode vorerst so ganz allgemein charakterisiren, müssen wir noch einen Doppeltadel über sie aussprechen, welcher auch die Ueberschrift der Periode rechtfertigen wird. Zu keiner Zeit nämlich dichtete und schrieb man in Deutschland so roh und unflätig, wie im 16ten Jahrhundert. Die Dichter aber, welche sich über dem Sumpfe zu halten suchten, und solchem Verderbniß entgegenstemmten, sind bald gezählt; so klein ist ihre Zahl. Wie sehr auch bei den Dichtern das sittliche Gefühl abgestumpft war, kann man daraus entnehmen, daß einige Fabeldichter dieser Periode, z. B. Burkard Waldis, ihren Fabelsammlungen, die wir nie und nimmer in Handen der Jugend oder ehrbarer Frauen und Jungfrauen wissen möchten, allen Ernstes die Versicherung vorausschicken, sie hätten alles Aergernißgebende und Unschickliche mit Vorsicht vermieden.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß die lateinischen Poeten hoch oben im reinen Aether der Sittlichkeit schwebten; denn längere Zeit hindurch waren nicht sowohl die tiefernsten sittlichstrengen Classiker, nicht sowohl die griechischen Tragöden, sondern gerade die sinnlich behaglichen, die lockern und locker-

sten Dichter, wie z. B. Ovid, die Lieblinge der Humanisten. Und so kam es, daß eine Menge lateinischer Poeten unter der fremdländischen Maske so unflätig thaten, wie die deutschen. Sie wagten es, der Mitwelt den gröbsten Cynismus in lateinischen Versen zu bieten, und durften solche Dichtungen hohen und höchsten Personen widmen, ohne Anstoß zu erregen. Also auch noch Sanction des Gemeinen durch die feinen, gelehrten und hohen Herren!

4) Der andere Tadel trifft die Grobheit, Schmähsucht und Gehässigkeit, die sich in der damaligen Literatur, besonders auch in der Dichtung breit machten. „Fast die ganze Literatur erhält einen verbitterten, polemischen Anstrich; die Satire und das Pasquill feiern ihre Wonnetage; über die Blüthe der Poesie legt sich der kalte Reif des Hasses“ (Lindem.). Vielfach liefern schon die Titel und Titelbilder der Schriften jener Zeit den traurigen Beweis, wie wahr dieses Urtheil. Aber erst wenn man in deren Inneres blickt! Wahrlich, die literarischen Köche von damals würzten ihre poetischen Gerichte so stark, sie durchpfefferten sie so sehr mit Spott und Haß, daß diese für uns größtentheils ungenießbar sind. So lag denn das Feld deutscher Poesie zwar allerdings nicht kahl und wüste da; aber es war überwuchert von Unkraut, von verwilderten Blumen und giftigen Gewächsen. Und dennoch wird unser Auge, indem es über dasselbe hinschweift, einigermaßen wieder versöhnt durch zahlreiche allerliebste Volksliedblümlein, und durch das gar reich bepflanzte, in schönem Flor stehende Beet der Gottesblumen (Kirchenlieder).

5) Wir fassen nun in unserer Ueberschau die einzelnen Dichtungsarten in's Auge. Leider müssen wir, um bei der epischen Poesie zu beginnen, feststellen, daß nun gerade das Volksepos, wie das Kunstepos gänzlich ausstarben. Nicht bloß wurden keine neuen Epen gedichtet, sondern es wurden auch die alten und selbst die besten vergessen. Viel trug dazu das nun weit verbreitete Vorurtheil gegen das Mittelalter bei. Je mehr sich die Reformation befestigte, desto mehr schwanden die alten vaterländischen Erinnerungen. Nur poetische Erzählungen, Märchen, epische (am meisten historische) Volkslieder, besonders aber heitere Geschichten, Witze, Schwänke und Volksbücher werden noch gedichtet. Der fruchtbarste unter den besseren Epikern war unstreitig Hans Sachs (vgl. § 41). Hat er doch allein nahezu 2000 Schwänke gedichtet. Und gerade die Epik war seine starke Seite. Weniger fruchtbar in der Epik war Johann Fischart („der Menzer“, um 1550), aber noch besser befähigt, als Hans Sachs. Sein „glückhaft Schiff“ hat er gar gut gesteuert und in den sichern Hafen einstimmig lobender Kritik eingelenkt. So recht ausgiebig war diese Periode an Volksbüchern, der ernsten, wie der scherzhaften. Besonders heben wir „Faust“ und das „Lalenbuch“ heraus.

6) Die weltliche Lyrik beſtand in dieſer Periode, wenn man das Volkslied abrechnet, hauptſächlich aus Meiſtergeſängen. Daraus kann man ſchon auf ihren Werth ſchließen. Auch Fiſchart hat manches Lyriſche ſeinen Proſadichtungen eingelegt, und darunter ſehr Anſprechendes, z. B. die Schilderung von Mann und Weib in ſeinem „Ehezuchtbüchlein". Die Dichter des lyriſchen Volksliedes hingegen und die des proteſtantiſchen Kirchenliedes ſtreiten mit einander um die Palme. Sie gebührte jenen, wie dieſen; doch ſind uns nur dieſe bekannt, Luther voran, dann Nikolaus Hermann, Bartholomäus Ringwaldt, Philipp Nikolay u. ſ. w.

7) Zur Lehrdichtung uns wendend, fallen uns in dieſer Periode ſogleich zwei neue Gattungen in die Augen, nämlich das allegoriſch=ſatiriſche Thierepos und die Lehrfabel. Georg Rollenhagen hat durch Nach= oder Umbildung das beſte der erſten Gattung gedichtet, nämlich ſeinen „Froſchmeuſelerkrieg". Als Dichter der Lehrfabel aber verdient ein Andenken der Heſſe Burkard Waldis. Das Feld der Satire war wie begreiflich ſo recht der Tummelplatz der höchſt aufgeregten literariſchen Streithähne. Der ſatiriſchen Dichtungen gab es deßhalb in dieſer Periode eine ganze Legion; aber das waren freilich keine farbenreiche, lieblich duftende Blumen, ſondern nur Brenneſſeln. Die genialſten Satiriker wurden oben ſchon genannt, nämlich Murner* („Narrenbeſchwörung", „Schelmenzunft"), Fiſchart („Geſchichtsklitterung"), Hutten (ein Ritter und Humaniſt); wir nennen noch Johannes Nas* (Mönch, ſpäter Biſchof zu Brixen), Gengenbach (ein Basler). Die meiſten andern Satiriker, die gleichzeitig mit den genannten lebten, ſowie ihre Nachfolger, überſchwemmten das deutſche Land mit zahlloſen Pasquillen, Spottliedern, Pamphleten, die eben nur Rohheit und Grobheit ohne feinen Geiſt und Witz enthalten. Wie ſchon oben bemerkt, wenn man nur die Titel aller dieſer Schriften unter einem Rahmen zuſammenſtellete, ſo gäbe dieß allein ſchon ein ſehr anſchauliches und abſtoßendes Bild von der gehäſſigen und verbiſſenen Satirik jener Zeit. Und doch ſind die Titel, mit dem Inhalt verglichen, noch zart zu nennen.

8) Unſere dramatiſche Poeſie nahm in der letzten Periode einen viel verſprechenden Anlauf, nun aber werden wir enttäuſcht. Denn ſie ſchritt in der vorliegenden Periode nur wenig vorwärts, ſie wuchs kaum aus der Kindheit heraus, geſchweige denn, daß wir es zu einer nationalen Bühne gebracht hätten. Es fehlte nicht am ſchauluſtigen Publikum, dieß wuchs vielmehr von Jahr zu Jahr; es fehlte auch nicht an dramatiſchen Dichtern, ſelbſt nicht an begabten; und ebenſo verſäumten dieſe nicht, bei den alten Meiſtern im Drama in die Schule zu gehen (einige über=

setzten ja lateinische Dramen in's Deutsche): dennoch — zum Aufbau einer nationalen[1] Bühne kam es bei uns nicht, weder in dieser noch in der nächsten Periode, während sie in Spanien, besonders in England (hier durch Shakespeare und seine Vorläufer) schon gegen Ende des 16ten Jahrhunderts in schönstem Schmucke dastand.

Die Sache erklärt sich aber so: Das geistliche Drama bestand zwar noch einige Zeit, aber es hatte keine Zukunft mehr. Nachdem es (vgl. § 38) vielfach ausgeartet, so entzog ihm nun die Kirche ihren Schutz, sie verschloß ihm ihre Tempel, verbot dem Klerus dabei mitzuspielen. So war ihm denn der Lebensnerv abgeschnitten. Naturgemäß kam nun das weltliche Drama immer mehr zu Ansehen; es verdrängte die Mysterien von Stadt zu Stadt. Auf ihm ruhte nun die Hoffnung; seine Zukunft war die Zukunft des deutschen Drama's überhaupt. Wären nur jetzt die rechten Stoffe, das sind allgemein bekannte, im ganzen Volk noch lebendige großartige Stoffe, von den begabtesten Dichtern jener Zeit, z. B. von Hessus, Cordus, Frischlin &c. ergriffen und dramatisch behandelt worden. Die rechten Stoffe aber lagen so nahe; man denke nur an die deutsche Heldensage, an Sigfrid's Tod, an die herrlichen Gestalten Rüdigers und Hildebrands, an Herzog Ernst, oder auch an Barbarossa u. s. w. Allein die dazu am meisten befähigten Köpfe dienten eben nur der lateinischen Muse: sie buhlten mit dem Ausland; sie und der ganze gelehrte Chorus verachteten jene Stoffe als roh und barbarisch, wenigstens als „Weibermärchen". Allerdings griffen in richtigem Gefühl einige Dichter nach der vaterländischen Sage, z. B. von Sigfrid's Tod (Hans Sachs), Wilhelm Thellen (Jacob Ruef), und dramatisirten sie; aber ihr gesundes Streben wurde von den tonangebenden Humanisten verachtet und durchkreuzt. Freilich kam auch das ungelehrte und von den Gelehrten weniger beeinflußte Volk diesen nationalen Dramen nicht mit dem empfänglichen Herzen entgegen, wie man es meinen sollte. Die Heldensage hatte lange nicht mehr den Reiz für das Volk; im Volksbewußtsein schien sie ganz zu erlöschen: überhaupt war die vaterländische Erinnerung sehr erschlafft; die Gegenwart mit ihrer geistigen Umwälzung, mit ihrer Zerklüftung der Nation, mit ihrem endlosen Religionshader drängte die Vorzeit in den Hintergrund. Um also das Volk wieder für diese Stoffe zu begeistern, um sein ganzes Herz zu packen und mit sich fort auf diese richtige Bahn zu reißen: bedurfte es genialer Dramatiker, wie sie England hatte, wenigstens jener besten Talente dieser Periode, die wir oben nannten; Hans Sachs aber und Ayrer reichten mit ihrer Kraft nicht aus.

9) Nun erst ein Wort von Fortschritten, die das eigentliche Drama in dieser Zeit machte. Es sind folgende: Größere Abwechslung im Stoffe und in den Versarten; die Eintheilung in Acte und Scenen; ein langsamer Fortschritt von dem bloßen Dialog zur dramatischen Handlung; ein Anflug von Charakterzeichnung; Verbesserung und Verschönerung der Bühne, des Kostüms und der Dekoration. — Aber wie sehr wurden diese Fortschritte aufgewogen durch die unvermeidlichen Mord- und Brand-

[1] D. h. eine wenigstens in den größeren Städten fest bestehende Bühne, die ihr Publikum aus allen Ständen der Nation heranzieht, insbesondere den gesunden Kern, den besseren Theil aus denselben.

scenen, durch die schamlosen Zoten, durch die zügelloseste Frechheit des Hanswurstes! — Der Ort der Aufführung war immer noch meist das Freie; nur Schulkomödien wurden in Sälen und Fastnachtsspiele in Schenken gespielt. Das erste Schauspielhaus (1550 in Nürnberg erbaut) ward nur für die Bühne und Darsteller gebaut, die Zuschauer saßen im Freien. — Die Schauspieler waren noch lange Zeit Schüler oder junge Bürger; aber noch betraten keine Frauenzimmer die Bühne. Erst gegen Ende der Periode gab es auch Schauspieler von Fach, die miteinander das Land durchzogen. Besonders wichtig wurden die sogen. englischen Komödianten, von denen unsere Dichter und Darsteller Manches lernten, und denen unser Drama mehrere der oben aufgezählten Fortschritte verdankt.

In der zweiten Hälfte unserer Periode kam nämlich wirklich eine Truppe (vielleicht nach einander sogar mehrere Truppen) englischer Schauspieler herüber auf den Continent, zunächst nach Holland und Dänemark, bald auch nach Deutschland. In den Küstenstädten, Residenzen und Reichsstädten schlugen sie ihre Bühnen auf. Sie brachten ein fertiges Repertoire englischer Stücke mit, spielten sie bei uns in nie gesehener Weise und ergötzten auch „durch schöne Tänze, liebliche Musika und andere Lustbarkeiten“. Möglich, daß sie Anfangs in den Seestädten sogar englisch spielten; wie sie aber landeinwärts zogen, mußten sie denn doch ihre Stücke übersetzen und deutsch spielen. Dieß war um so leichter, als sich die Truppe, je länger sie in Deutschland weilte, desto mehr aus Deutschen rekrutirte. Daß sich aber auch ihr anfängliches Repertoire mehr und mehr änderte, läßt sich denken. Das aus England gebrachte war jedenfalls das beste; denn dort war die volksthümliche Komödie schon weit vorgeschritten. Sie brachten gewiß auch Einzelnes von Shakespeare mit, freilich volksthümlich zugeschnitten, abgekürzt, mit besonderer Vorliebe für das Komische ausgewählt. So konnten also diese englischen Wandertruppen möglicherweise unserm Drama ein edles Reis einpfropfen. Allein, anstatt den Geschmack des Volkes zu erziehen, ließen sie sich durch denselben hinabziehen in das Rohe und Gemeine. Sie verdarben ihre Stücke, damit sie recht gute Kassenstücke wurden, und dichteten neue dieser Art. Blutige Gräuel und unzüchtige Scenen wurden nun auf ihrer Bühne stehend. Auch statt des feinen, geistreichen Narren, wie ihn die englischen Stücke hatten, stellten sie nun einen rohen Possenreißer auf die Bretter. So wurde ihr Spiel eine gefährliche Schule für unsere Dramatiker. Den guten Kern von der schlechten Zuthat, den rechten dramatischen Stoff vom schlechten auszuscheiden: dazu bedurfte es eines scharfen Auges, wie es unsere damaligen Dichter nicht hatten. Leider imponirten ihnen gerade die großen Mängel; also durften diese in ihren Dramen nicht fehlen: weder Mord- und Brandscenen, noch schamlose Possen, und am allerwenigsten der pöbelhafte Narr, wegen seiner Eßlust später „Hanswurst“ oder „Pikelhäring“ genannt. Es fehlte uns eben ein Shakespeare.

10) Am wenigsten veredelte oder besserte sich das Fastnachtsspiel, der Liebling der Zeit. Es wucherte in der üppigsten Weise fort; besonders ward von Nürnberg aus der Fasching bedient. Es blieb aber leider der Topf, in welchem der Unflath und alle schmutzigen Bächlein und die bittersten Gallenergüsse zusammenflossen. Hans Sachs ist noch der beste und genießbarste Fastnachtsdichter.

11) Hier ist auch der geeignete Ort, von zwei ganz absonderlichen Auswüchsen der Poesie jener Zeit zu reden, nämlich von der maccaronischen und der rothwelschen Poesie. Diese beiden erzeugten nun ächte „Wildlinge“. Das Eigenthümliche der maccaronischen Poesie besteht nicht bloß in der Mischung von Latein und Deutsch [1] (oder einer andern Landessprache), sondern wesentlich auch darin, daß hiebei die nicht lateinischen Wörter wie lateinische flectirt werden. Natürlich dient sie nur dem Scherz und Spott, wie sie denn auch den witzigen Italienern ihr Dasein verdankt. Maccaronisch ist z. B. die Zauberformel, welche Hans Sachs in einem Fastnachtsspiele einer zänkischen Frau verabreichen läßt: „Trutz eigensinn und klaffibus — Widerpellen und muffibus — venit prügel in faustibus — sub capite et lendibus.“ In Rothwelsch dichteten die Landstreicher, Gauner und Räuber; denn auch diese hatten ihre Poesie. Das Rothwelsch ist aber ein Gemisch aus hebräischen, romanischen und selbstgebildeten deutschen Wörtern. Als Probe dieser Sprache diene hier ein neueres Gedichtchen:

Funkert her! hier laßt uns hocken,
Hol der Ganhart das Geschwenz!
Auf dem Terich ist's ja trocken,
Wie am Glatthart in der Schrenz.

Nerrgescherr, ihr Gleicher alle!
Tippet, was ihr habt ersetzt
Im Polender, in der Galle,
Alles brißt dem Erlat jetzt.

Jeder dippe jetzt das Seine!
Betzam, Lechem brißt herbei,
Regenwürmer groß und kleine
Jo die ganze Fünkelei.

Keris her! Und laßt sie schlafen,
Schreiling, Mussen, Sonz und Hauz!
Keris her! wir wollen basen,
Weckt uns doch kein Holderkauz.

Funkert, Feuer; Ganhart, Teufel; Geschwenz, Umherlaufen; Terich, Land; Glatthart, Tisch; Schrenz, Stube; Nerrgescherr, guten Abend; Gleicher, Kameraden; dippen, geben; ersetzen, erwerben; Polender, Schloß; Galle, Stadt; brissen, zutragen; Erlat, Meister; Betzam, Ei; Lechem, Brod; Regenwurm, Wurst; Fünkelei, Küche; Keris, Wein (Xeres); Schreiling, Kind; Musse, Weib; Sonz, Edelmann; Hauz, Bauer; basen, zechen; Holderkauz, Hahn.

Volkslieder.

1.

Nun hab ich doch einmal erlebt die stund,
in derer ich mich rümen mag gut rund,
daß ich sei ganz von liebessucht gesund.

---

[1] Solche Mischung mit Belassung der rechten Flexion wurde schon früher angewendet. So z. B. in dem alten Kirchenliede: In dulci jubilo, oder in der alten Hausregel:

„Sê korn Egidii, habern, gersten Benedicti,
Iss gens Martini, wurst in festo Nicolai,
Iss Blasii lemper, haering Oculi mei semper,
Kauf holz si velis, wilt nit erfrieren Michaelis. etc.“

Darumb ich jetzt on alles trauren bin,
wil auch fleiß han, zu bhalten solchen sin;
mein lieb und leid sind allzugleich dahin.

Hievor hab ich getrauret spat und fru,
auch nit ein stund können gehaben ru;
ich weiß, daß sie nur hat gelacht darzu.

Darumb sol in leid kein mensch verzagen nicht,
sondern zu Gott setzen sein zuversicht,
im sei gedankt, er hats also gericht.

2.

Nun bin ich einmal frei von liebesbanden
und tu jetzund allein nach kurzweil ringen,
des mag ich wol mit lust ein liedlein singen.

Kein trauren ist bei mir nicht mer vorhanden,
für freuden tut mir oft mein herz aufspringen,
des mag ich wol mit lust ein liedlein singen.

In lieb hab ich der gfar so vil erstanden,
drein ich hinfür nicht mer werd sein zu bringen,
des mag ich wol mit lust ein liedlein singen.

Drumb alle, die ir seid mit lieb umbgeben,
zu wenden wider umb befleißt euch eben,
so lieb euch immer ist eur leib und leben!

3.

Annelein,
du singst fein,
from, frölich kanst auch sein;

holdselig engelein
geben lieblichen schein;
wünsch dir mein gruß ins herz hinein.

4.

Wolauf, wolauf, resch und bald!
daß sein Got selber walt!
der tag her dringt,
der vogel singt,
daß allenthalben schalt.
ir ritter und knecht,
merkt eben recht,
ob ich ein hirsch zu wegen brecht!

Wolauf, gut gesell, was hör ich do?
mich dünkt, es sei ein hirsch gar noh,
wuff, wuff,
hernach, ir lieben hund!

Do lauft der edel hirsch doher,
wuff, wuff,
du hast noch recht, guter gesell,
wuff, wuff,
kumt herfür mit großem schall,
kumt herfür, lieben hund all!

Do lauft der edel hirsch doher,
trauter hund!
Nun kumt herzu, ir gsellen all,
und greifet zu mit reichem schall!

5.

Den liebsten bulen, den ich han,
der leit beim wirt im keller;
er hat ein hölzens röcklein an,
er heißt der muscateller.
er hat mich nechten trunken gmacht
und frölich heut den ganzen tag,
Got geb im heint ein gute nacht!

Von disem bulen, den ich mein,
wil ich dir bald eins bringen;
es ist der allerbeste wein,
macht mich lustig zu singen;
frischt mir das blut, gibt freien mut,
alls durch sein kraft und eigenschaft;
nu grüß dich Got, mein rebensaft!

6.

Herzliebster wein, von mir nit weich!
ich lieb dich ganz on arge list.
du bist allein in allem reich,
für dich kein freud zu gleichen ist,
und schmeckst mir wol;
drumb ich für vol
ganz lob dein farb für allem schein
und wünsch mir heil,
bist mir nit feil.
o wein, o wein,
ich kan dir nit feind sein.

Ach klarer wein, herzliebster gsell,
kein freud auf erd mir lieber wart!
du bist ganz rein, ich nach dir stell,
kom her und netz mir meinen bart.
mit deinem fleiß
dein art beweis
und kül du mir mein herz gar fein;
durch dein gestalt
mich aufenthalt!
o wein, o wein,
du freust mir das herze mein.

O süßer wein, ich klag mich ser,
wo ich auch von dir scheiden muß;
du bringst mir pein mit großer schwer,
ich fürcht, mir werd dein nimmer buß.
ich zu dir trab,
kom nur her und lab!
saur oder süß, so bistu rein
und gibst mir freud
für alles leid.
o wein, o wein,
allzeit bleib ich der dein!

7.

Ich setz das gläslein an den mund,
trinks heraus bis an den grund.
lieber bruder, was fragst du mich?
was ich kan, das kan ich,
was mir liebt, das treib ich,
der ich bin, der bleib ich.
alde, ich far dahin.

8.

Vil schöner künst und gaben
schenkt Got uns menschenkind,
darvon wir freude haben!
die ere Got geziemt.
die singekunst
hat preis und gunst,
denn sie gibt freud und wonne.
lieblicher gsang,
schön seitenklang,
ist aller künst ein krone.

Weil tausent englein singen
lieblich in süßem ton,
die harfen schön erklingen
für ires schöpfers tron.
o englisch freud,
o frölich zeit!
wenn ichs bei mir betrachte,
mein herz sich schwingt,
für freuden springt,
keinr wollust ich sonst achte.

Ich glaub nicht, daß man finde
so köstlich erzenei,
darvon so bald verschwinde
die schwer melancholei,
als wo man singt,
daß lieblich klingt.
all traurigkeit muß weichen;
drumb lobt und ert
die music wert!
die kunst hat nicht irs gleichen.

Ich wil ein freund ersterben
der edlen musickunst.
er, gut kan sie erwerben,
sie hat der fürsten gunst.
zu Gottes er
wil ich noch mer
die edle kunst anwenden,
frölich allzeit
in lieb und leid.
zur freud helf mirs Gott enden!

9.

Herzlich tut mich erfreuen
die frölich sommer zeit,
all mein geblüt verneuen,
der mei vil wollust geit.
die lerch tut sich erschwingen
mit irem hellen schal,
lieblich die vöglein singen,
voraus frau nachtigal.

Der kukkuk mit seim schreien
macht frölich jederman,
des abends frölich reien
die meidlein wolgetan.
spazieren zu den brunnen,
pflegt man in diser zeit,
all welt sucht freud und wunne
mit reisen fern und breit.

Es grünet in den welden,
die bäume blüen frei,
die röslein auf den felden
von farben mancherlei.
ein blümlein stet im garten,
das heißt vergiß nit mein,
das edle kraut wegwarten
macht guten augenschein.

Ein kraut wechst in der auen
mit namen wolgemut,
liebt ser den schönen frauen,
darzu die holderblut.
die weiß und roten rosen
helt man in großer acht;
man kan geld daraus losen,
schön krenz man daraus macht.

Das kraut je lenger je lieber
an manchem ende blüt,
bringt oft ein heimlich fieber,
wer sich nit dafür hüt.
ich habs gar wol vernommen,
was dises kraut vermag,
doch kan man dem fürkommen,
wer maßlieb braucht all tag.

Darumb lob ich den summer,
darzu den meien gut,
der wendt uns allen kummer
und bringt vil freud und mut.
der zeit wil ich genießen,
dieweil ich pfenning hab,
und den es tut verdrießen,
der fall die stiegen ab!

10.

Was wirt es doch
des wunders noch
so gar ein seltsams leben,
als jezund ist
all welt vol list,
mit untreu übergeben!
gut wort, arg tück,
vil grüß, böß blick,
ist jez der brauch auf erden;
es günnt keiner mer
den andern er,
was wil doch daraus werden?

Wils glück zu eim,
so günnt mans keim,
man stellt in ein für blucken,
der richt in aus
nur nach der paus,
redt im nichts guts zu rucken,
verlauft im dweg,
all steig und steg;
kein ander brauch auf erden
ist jezund mer,
dann nur: ja, herr;
was wil doch daraus werden?

Noch werden die
zu zeiten je
mit untreu selbs geschlagen,
wer nicht ansicht,
was im gebricht
und wil von andren sagen
als dem und jem,
weiß nit von wem.
ist jezund gmein auf erden
ein solcher lauf.
nun schau man auf!
was wil noch daraus werden?

11.

Den besten vogel, den ich weiß,
das ist eine gans;
sie hat zwen breite füß,
darzu ein langen hals.
ir füß sein gel,
ir stimm ist hel,
sie ist nit schnel,
das best gsang, das sie kan,
da da da, das sie kan,
das ist: gickgack, gickgack.
gickgack, gickgack
singen wir zu sant Mertens tag!

12.

Wiewol sich vil zum widerspil
meins glückes wil anrichten,
so schreckts mich doch mit nichten;
wil alzeit frölich singen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

Kein glück on neid, on leid kein freud
ist lang der brauch gewesen,
wie ich oft hab gelesen;
noch wil ich frölich singen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

Manch menschenkind mir das nit günt,
was mir Got tut bescheren,
und kan mirs doch nit weren;
drumb wil ich frölich singen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

Trau Gott allein und achte klein,
was alle welt mög sagen,
so hört bald auf dein klagen,
kan dir auch nit misslingen,
und solt der neider herz darumb zerspringen!

§ 41. Epische Poesie.

1) Zuerst sei Hans Sachs (geb. 1494) genannt, dieser so populär gewordene Nürnberger Schuster. Nachdem er bis zu 15 Jahren die lateinische Schule besucht hatte, ergriff er das Handwerk, suchte sich jedoch, von Wissensdurst getrieben, auch als Schuster noch fortzubilden. — Hans Sachs war ein fleißiger, biederer, treuherziger Mann, geschätzt von Hoch und Nieder. Als Luther auftrat, nahm er für ihn in Gedichten und sonstigen Schriften Partei, besang ihn als „die Wittenberger Nachtigall", war aber in seinen Ausfällen gegen die alte Kirche nicht so verletzend, wie die meisten Andern. Er starb als ehrwürdiger Achtziger im Jahre 1576. — Hans Sachs war ohne Zweifel dichterisch begabt, aber ebenso gewiß kein Genie. Unter den Meistersängern war er zweifellos der talentvollste; alle dichtenden Zeitgenossen aber übertraf er durch Fruchtbarkeit und Allseitigkeit im poetischen Schaffen. Bis in's hohe Alter füllte er seine Mußestunden mit Dichten aus; und so schnell ging es ihm von Statten, daß er uns über 6000 Dichtungen, freilich meist kürzere, hinterließ. Darunter sind alle Dichtungsarten vertreten: 4000 Meistergesänge, 1700 Schwänke (heitere und ernste), 200 Komödien, ferner Fabeln, Legenden, Sprüche u. s. w.

2) Die große Menge seiner Dichtungen ist mittelmäßig; er nahm sich auch zu wenig Zeit dazu: doch gewinnen sie wieder dadurch, daß Hans Sachs nicht so oft und nicht so grob gegen die Sitte und Zucht verstößt, wie es leider damals den Dichtern geläufig war. Hingegen fällt in die Wagschale des Tadels „die ohrenzerreißende, unerträglich harte Sprache aller seiner Gedichte" (Menzel). Hans Sachs war in dieser Beziehung ebenso wie seine Zeitgenossen abgestumpft und nahm deßhalb nicht den geringsten Anlauf zur Sprachverbesserung. — Am glücklichsten war er gerade

als Epiker; denn seine Schwänke und Erzählungen sprechen sehr an. Wie oft ist sein „Schlaraffenland“ und „Sankt Peter mit der Geiß“ abgedruckt worden! „Wohl kaum ist seit dem 16ten Jahrhundert wieder ein so glückliches Talent für naiv-komische Erzählung unter uns aufgestanden“ (Lind.). So kommt uns denn Hans Sachs vor wie ein halbgenialer Maler, der unermüdlich mit den gröbsten Farben drauflos malt, aber mit gewandter Hand die Züge ausführt und zum Verwundern schnell Bild um Bild fertigt. Als Dramatiker besprechen wir ihn später.

Sankt Peter mit der Geiß.

Da noch auff erden gieng Christus
Und auch mit jhm wandert Petrus,
Eins tags aus eim dorff mit jhm gieng.
Bey einer wegscheyd Petrus anfieng.
„O Herre Gott und meyster mein,
Mich wundert sehr der güte dein.
Weil du doch Gott allmechtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller frist
In aller Welt gleich wie es geht.
Wie Habacuck sagt der Prophet:
Frefel und Gewalt geht für recht;
Der gottloß obervortheilt schlecht
Mit schalckheit den grechten und fromen,
Auch kön kein recht zu end mehr komen;
Die lehr gehn durch einander sehr
Eben gleich, wie die fisch im meer,
Da immer einr den andern verschlind.
Der böß den guten vberwind.
Deß steht es vbel an allen enden
In obern und in niedern stenden.
Deß sichst du zu und schweigest still,
Sam kümmer dich die sach nit vil.
Und geh dich eben glat nichts an:
Könst doch alles vbel vnderstahn,
Nemst recht in dhänd die herrschaft dein.
O solt ich ein jar Herr Gott sein,
Und solt den gwalt haben, wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu
Führn ein viel besser regiment
Auff erderich durch alle ständt:
Ich wolt steyern mit meiner Hand
Wucher, betrug, krieg, raub und brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig leben!“
Der Herr sprach: „Petre sag mir eben,
Meinst, du woltst je besser regieren,
All ding auf erd baß ordinieren,
Die frommen schützen, die bösen plagen?“
Sankt Peter thet hinwider sagen:
„Ja, es müst in der Welt baß stehn,
Nit also durch einander gehn,
Ich wolt viel besser ordnung halten.“
Der Herr sprach: „Nun, so must verwalten,
Petre, die hohen Herrschaft mein:
Heut den tag solt du Herr Gott sein.
Schaff und gebeut alls, was du wilt,
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib aus den fluch oder den segen,
Gib schön wetter, wind oder regen,
Du magst straffen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen:
In summa mein gantz regiment
Sey heut den tag in deiner händt.“
Darmit reichet der Herr sein stab,
Petro den in sein hände gab;
Petrus war deß gar wohl gemut,
Däucht sich der Herrligkeit sehr gut.
In dem kam her ein armes weib,
Ganz dürr, mager und bleich von leib,
Barfuß in eim zerrissnen kleyd,
Die trieb jhr geiß hin auf die weyd.
Da sie mit auf die wegscheid kam
Sprach sie: „Geh hin in Gottes nam!
Gott bhüt und bschütz dich jmmerdar,
Das dir kein vbel widerfahr,
Von wolffen oder ungewitter,
Dann ich kann warlich je nit mit der.
Ich muß arbeiten das taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen kinden.
Nun geh hin, wo du weyd thust finden,
Gott, der bhüt dich mit seiner händ!“
Mit dem die fraw widerumb wend
Ins dorff; so ging die geiß jhr straß.
Der Herr zu Petro sagen was:
„Petre, hast das gebet der armen
Gehört? Du must dich jhr erbarmen,

Weil ja den tag bist Herr Gott du.
So stehet dir auch billig zu,
Daß du die geiß nembst in dein hut,
Wie sie von hertzen bitten thut,
Und bhüt sie den gantzen tag,
Daß sie sich nit verjrr im hag,
Nit fal, noch mög gestollen wern,
Noch sie zerreissen wölff und bern,
Das auff den abend wiederumb
Die geiß unbeschedigt heim kumb
Der armen frawen in jhr hauß:
Geh hin und richt die sach wol aus!"
Petrus nam nach des herren wort
Die geiß in sein hut an dem ort,
Und trieb sie an die weyd hind an:
Sich fieng Sankt Peters vnruh an.
Die geiß war mutig, jung und frech,
Und blibe gar nit in der nech,
Loff auf der weyde hin und wider,
Stig ein berg auff, den andern nider,
Und schloff hin und her durch die stauden.
Petrus mit ächtzn, blasn und schnauben
Muß immer nach trollen der geiß:
Und schien die sonn gar vberhaiß:
Der schweiß vber sein leib abrann.
Mit vnruh verzehrt der alt man
Den tag biß auff den abend spat
Machtloß, hellig, gantz müd und mat:
Die geiß widerumb heim hin bracht.
Der Herr sach Petrum an und lacht,
Sprach: „Petre, wilt mein regiment
Noch länger behalten in Deiner händt?"
Petrus sprach: „Lieber Herre mein,
Nimb wider hin den stabe dein
Und dein gwalt: ich beger mit nichten
Forthin dein ampt mehr auszurichten:
Ich merck, das mein weisheit kaum töcht (tauge)
Das ich ein geiß regieren möcht
Mit großer angst, müh und arbeit.
O Herr, vergib mir mein thorheit!
Ich will fort der regierung dein,
Weil ich leb, nit mehr reden ein."
Der Herr sprach: „Petre, dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller ruh,
Und vertraw mir in meine händt
Das Allmechtige regiment." —

3) Der andere hier zu nennende Epiker, Joh. Fischart, „der Menzer" genannt, wurde in der Mitte des 16ten Jahrhunderts vermuthlich zu Mainz geboren. Er hielt sich lange Zeit im Elsaß, besonders in Straßburg auf, wo er Stadtschreiber war und auch starb (gegen 1590). Er muß viel und weit in Deutschland gereist sein; denn er kannte Land und Leute durch und durch. — Dem Bekenntniß nach war er Calvinist, und zwar ein sehr freisinniger; aber trotzdem schürte er noch die Hexenverfolgung. Er besaß großes satirisches Talent (vgl. unten § 43), war dazu ein grundgelehrter Mann. So war es ihm leicht, Andere maßlos zu verspotten; aber es war ihm dieß auch die größte Wonne. Zielscheibe seines Spottes war hauptsächlich die alte Kirche. Später richtete er seinen Spott auch gegen die „frommen Lutheraner".

4) Fischart schrieb meistens Satiren, worüber wir später (vgl. § 43, S. 161) berichten werden. Unter seinen epischen Dichtungen ist das „glückhafft Schiff" als die beste zu nennen, weil sie sich durch lebendige Schilderungen und edle Sprache auszeichnet. Diese Dichtung wurde also veranlaßt: Die Züricher boten den Straßburgern ein Bündniß an. Die Letzteren lehnten es jedoch ab mit dem Vorgeben, es liege Zürich zu weit von Straßburg entfernt. Da wollte Fischart das Grundlose dieses Vorgebens dichterisch darstellen und die Straßburger für das Bündniß gewinnen und so dichtete er denn das „glückhafft Schiff" mit folgendem Inhalte:

Eine Büchsenschützengesellschaft in Zürich unternahm im Juni 1576 eine Reise zu Schiff nach Straßburg, die sie in einem Tage vollendete und wobei sie zum Zeugniß solch schneller Fahrt einen Kessel voll Hirsebrei, der in Zürich gekocht war, noch warm nach Straßburg brachte.

5) Von den zahlreichen Volksbüchern dieser Periode müssen doch einige hervorgehoben werden. Von den ernsten, die ihren Inhalt aus alten Rittergedichten und Sagen entlehnten, seien die vom ewigen Juden und von Faust genannt. Letzteres wirkte sehr gefährlich auf die Massen, beförderte Teufelei und Aberglauben.

Der ewige Jude, Ahasverus genannt, gibt vor, bei der Kreuzigung Christi betheiligt gewesen und von Gott dem Allmächtigen zur Strafe bisher am Leben erhalten worden zu sein. Er mußte immerzu wandern, ist aber unter der Zuchtruthe seines Schicksals ein gläubiger, gottvertrauender Christ geworden.

Faust ist ein Schwarzkünstler, der, mit dem Teufel im Bunde, allerlei zauberähnliche Werke vollführt, aber nicht bloß unheimliche und wüste, sondern auch heitere, sogenannte Zauberpossen. Zum Schluß wird er vom Teufel, dem er sich verschrieben, in grausenhafter Weise entführt.

6) Unter den komischen Volksbüchern steht das „Lalenbuch“, das „der Schildbürger wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten“ enthält, obenan.

Wie in der vorigen Periode dem einen „Eulenspiegel“ alle Streiche aufgebürdet wurden, die man sich von vielen Einzelpersonen erzählte: so werden nun hier einer einzigen Stadt, nämlich dem sächsischen Schilda und seinen Bewohnern (Lalenbürger) alle Thorheiten zugeschrieben, die man am Niederrhein von Dülken, in Westphalen von Bekum, in Niedersachsen von Buxtehude, in Schwaben von Tripstrill erzählte. Offenbar sollte hiedurch das dummkluge, pedantische Wesen verspottet werden, wodurch sich damals die Reichsstädter in ihren städtischen Angelegenheiten so oft lächerlich machten.

7) Das epische Volkslied ist auch in dieser Periode zahlreich vertreten; doch merkt man ihm auch den Parteihaß der Dichter an, von dem geleitet sie bewußt oder unbewußt die Geschichte fälschten. Daher sind die historischen Lieder fast durchweg parteiisch.

Vom Bauernkrieg.

Und wölt ir hören ein neu gedicht,
wie sich der bauer auf schalkheit verpflicht?
gelübd und eid vergeßen,
die herren vertreiben überal,
das haben sie sich vermeßen, ja vermeßen.

Am sunntag jubilate gieng es an,
do sah man manchen stolzen bauernman
wol über das felt her ziehen.
und do es an ein treffen gieng,
wie not war in das fliehen, ja fliehen!

Zum dorf ein was in also gach,
mancher stolze man der eilt in nach,
begert sich an inen zu rächen.
flieht! flieht! das war ir geschrei,
ir ordnung taten sie zerbrechen, ja zerbrechen.

Da nun dasselb also zugieng,
mancher baur großen schaden empfieng
an leib und auch an gute.
flieht! das war ir best geschrei,
wie angst war inen zu mute, ja mute!

Da nun der abent schier hergieng,
das dorf auch großen schaden empfieng
von wegen großem feure.

o herr Got, der großen not!
das lachen war inen teure, ja teure.

Die nacht die drang nun auch heran,
ein weiß kreuz in einem roten fan
und sunst zwei fänle darneben,
das trugen die bauren zum dorf heraus.
gefangen täten sie sich geben, ja geben.

Herr Sigmund von Heßberg und die
zwen hauptleut,
die drei die ritten zu dem dorf hinein:
die weren solten sie von sich legen.
des waren die bauren also fro,
ir keiner tät sich regen, ja regen.

Die bauren machten einen ring,
darzu die frummen von Kriechendnig,
und wolten merken gar eben,
und was inen käm für neue mär,
den eid tat man inen geben, ja geben.

Da nun das alles geschach,
der bauren hauf gar zerbrach
und tat sich gar zertrennen,
ein jeder wider heim zu haus,
mit laufen und mit rennen, ja rennen.

Ja, wer hat mer gehört solche geschicht?
zwölf tausent bauren hatten sich zu
einander verpflicht,
hab und gut zu gewinnen.
siben hundert man schlugen sie aus
dem feld.
die kunst tat inen zerrinnen, ja zer-
rinnen.

Wölt ir wißen, warum es ist also gangen?
sie täten, als hetten sie Got gefangen,
das sakerment zertreten, die bildnuss zer-
brochen.
doch hat Got nit mügen erleiden
und sich an inen gerochen, ja gerochen.

Nun darf es dem frommen fürsten nie-
mand verkeren,
darumb hab ich im es gesungen zu eren.
sein leut und land hat er ton retten.
wären die bauren daheime geblieben,
die münch singen lassen ir metten, ja
metten!

Das haben die bauren nit wellen ton,
darumb hat man inen geben den lon
mit reiter und mit knechten.
wär ein jeder blieben zu haus,
er hät nit dürfen fechten, ja fechten.

Und wer ist, der das liedlein hat ge-
sungen?
mit dem brandenbergischen haufen ist
er hin gedrungen?
er hat sich müßen weren,
dazu in gelübd und eid,
darumb darfs im niemand verkeren,
ja verkeren.

Er singt uns das und singt uns mer,
Got behüt allen jungfrauen ir er
vor allen bösen zungen.
er dankt Gott in seinem reich,
daß im nit ist misselungen, ja misse-
lungen.

Gegen die Türken.

Hort zu, ir christen, nicht erschreckt,
was ich euch neus wil singen.
Got hat sein arm ausgestreckt
mit einer scharfen klingen.
sein zorn erscheint an manchem ort,
mit angst sein wir umbgeben,
ach, laßt uns hören Gottes wort,
allzeit auch darnach leben.

Mit namen seind wir christen allein,
des tuen wir uns nicht achten.
was möcht Got mer wider sein,
seim willen nicht nach trachten!
kein beßerung ist, das sicht man frei,
wer helt sein stand und orden?
Gottslesterung, saufen und büberei
ist jetz kein sünd mer worden.

Man hat lang gepredigt, gsungen, gsagt,
vergeblich uns vermanet,
Got auch uns vil und oft geplagt,
doch unser ser verschonet.
nichts weniger für wir unsern bracht,
drumb ist die rut schon punden.
der türk kumt jetzt mit großer macht
samt seinen wütenden hunden.

Wolauf, ir burger arm und reich!
die zeit ist nun vorhanden.
vom ersten suchet Gottes reich,
laßt ab von sünd und schanden!
wie der künig zu Ninive tet,
ist selbs in aschen geseßen.
Got wirt erhören unser gepet,
seins zorns gar vergeßen.

Her, her, ir burger, drauf und dran
mit püchsen und helleparten!
wir haben noch manchen künen man,
des türken wöll wir warten.
der grabn ist weit und hoch der wal,
polwerk und gute mauren,
groß gschütz haben wir on zal,
o Wien, du sollst nit trauren.

Nun, türk, nun kum zum drittnmal her,
wir wöllen dich empfahen!
und wenn der teufel in dir wer,
noch soltu uns verschmahen.
der stat soltu nicht gweltig sein,
im land auch nicht bleiben.
schießt, stecht und schlagt mit freuden drein,
die schelmen zu vertreiben!

Gedenk, daß christlich billich sei,
umb christlichen glauben zu fechten!
von Christo müßt wir fallen frei,
wo sie uns übermöchten.
unser weib und kinder kemen in not,
wie vormals ist beschehen.
vil lieber sei uns der grimmig tot,
daß wir solchs nit ansehen.

Got in deinem höchsten tron
verleih dein gnad darneben,
daß wir frum zu werden heben an,
dem türken widerstreben!
er haßt dein nam, all christen gleich;
drumb tu uns gnad beweisen,
behüt das haus von Österreich!
so müg wir dich loben und preisen.

Ir burger, nun seit wolgemut,
laßt euch gar nichts anfechten!
und wenn die türken all wern do,
all teufl mit in brächten,
so wirt Got unser hauptman sein,
uns auch einmal erfreuen.
des walt Got vater, herre mein,
der tu sein gnad verleihen!

§ 42. Die lyrische Poesie.

1) Die lyrischen Meistergesänge dieser Periode, so viele auch ihrer sind und obgleich sie meist religiösen Stoff behandeln, haben dennoch keinen besondern dichterischen Werth. „Man findet in ihnen nichts als verschlungene, überkünstliche Formen, blumenreiche Phrasen und dürftigen Inhalt“ (Lind.). Selbst von den zahllosen des Hans Sachs verdienen die meisten diesen Tadel.

Eine geistliche Tageweise.

(Hans Sachs.)

Wach auf, meins herzen schöne,
du christenliche schar,
und hör das süß getöne,
das rein wort Gottes klar,
das jetzt so lieblich klinget;
es leucht recht als der helle tag
durch Gottes güt her bringet.

Der propheten weissage
hört man jetzt widerum,
die lang verborgen lage.
das evangelium
man jetzt auch süßlich höret:
da wirt manich gewißen frei,
das vor war hart beschweret,

Mit vil menschen gesetzen,
mit bannen und gebot,
mit geltstrick und selnetzen.
die werden jetzt zu spot,
vor jederman zu schande,
für eitel lüg und finsternis
durch alle teutsche lande.

Christus vil boten sendet,
die verkünden sein wort.
ir vil werden geschendet,
gefangen und ermort,
die warheit zu verstecken.
o christenheit, du Gottes braut,
laß dich nit mit abschrecken.

Keim gleißner tu mer trauen,
wie vil ir immer seint,
vor menschen ler hab grauen,
wie gut sie immer scheint.
glaub dem wort Gots alleine,
darin uns Got verkündet hat
den guten willen seine.

Dem wort gib dich gefangen,
was es verbieten tut,
nach dem hab kein verlangen.
was es dich heißt ist gut,
was es erlaubt ist freie.
wer anders lert, wie Paulus spricht,
vermaledeiet seie.

Das wort dir wendet schmerzen
für sünd und helle pein.
gelaubstu im von herzen,
du wirst von sünden rein
und von der helle erloste.
s leret dich, allein Christus
sei dein einiger troste.

Selig sei tag und stunde,
darin das göttlich wort
dir widerumb ist kunde,
der selen höchster hort.
nichts liebers sol dir werden,
kein engel noch kein creatur
in himel noch auf erden!

O christenheit, merk eben
auf das war Gottes wort.
in im so ist das leben
der selen hie und dort;
wer darin tut abscheiden,
der lebet darin ewiglich
bei Christo in den freuden.

2) Wie das epische, wurde auch das lyrische Volkslied eifrigst gepflegt. Alles Volk sang: der Jäger im Wald, der Landmann auf dem Feld, der Bergknappe im Schacht, der Reiter und Landsknecht im Kriege, die Burschen und Mädchen am Abend nach gethaner Arbeit.

3) Keine Dichtungsart entfaltete sich zu so reicher und schöner Blüthe wie das Kirchenlied. Begreiflicherweise wurde es am meisten von den Lutheranern und Reformirten gepflegt: denn nachdem sie die lateinische Messe und überhaupt die lateinische Sprache aus ihrem Culte verbannt hatten, mußten die Lücken durch deutsche Gesänge ausgefüllt werden; und so war denn dem deutschen Kirchenliede ein viel größeres Feld eröffnet. Luther selbst übersetzte in vortrefflicher Weise alte katholische Lieder (z. B. Veni creator spiritus — Komm heiliger Geist), arbeitete Psalmen oder alte deutsche Lieder um, oder er dichtete neue, z. B. sein berühmtes Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Viele andere protestantische Geistliche folgten seinem Beispiel, so daß G. Witzel uns berichtet: „Es ist in Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in Dörfern also untüchtig, der ihm nicht selbst ein Liedlein oder zwei bei der Zeche macht, das er mit seinen Bauern zur Kirche singt." Auch Hans Sachs verfaßte viele Kirchenlieder, die zu den besten jener Zeit gehören. Und so kam es, daß man bereits am Ende des 16ten Jahrhunderts bis 20,000 geistliche Lieder zählte. — Von den vielen Dichtern protestantischer Kirchenlieder nennen wir den „alten Kantor" Nikolaus Hermann mit seinem kindlichen Sinne, seinen Freund, Pfarrer Matthesius, der Gustav Adolphs Lieblingslied („Auß meines Herzens Grunde sag' ich dir Lob und Dank") verfaßte, Paul Speratus, Phi-

lipp Nikolay, der zur Pestzeit zwei berühmte Lieder sang (wovon das bekannteste: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern"), und Bartholomäus Ringwaldt.

Ein Kinderlied auf die Weihnachten.

(Von Luther.)

Vom himel hoch da kom ich her,
ich bring euch gute neue mer,
der guten mer bring ich so vil
davon ich singen und sagen will.

Euch ist ein kindlein heut geborn,
von einer jungfrau auserkorn,
ein kindelein so zart und fein,
das sol eur freud und wonne sein.

Es ist der HERR Christ, unser Got,
der will euch fürn aus aller not,
er wil eur heiland selber sein,
von allen sünden machen rein.

Er bringt euch alle seligkeit,
die Got, der vater, hat bereit,
daß ir mit uns im himelreich
solt leben nu und ewigleich.

So merket nu das zeichen recht,
die krippen, windelein so schlecht,
da findet ir das kind gelegt,
das alle welt erhelt und tregt.

Des laßt uns alle frölich sein,
und mit den hirten gehen hinein,
zu sehen, was Got uns hat beschert,
mit seinem lieben son verert.

Merk auf, mein herz, und sich dorthin,
was ligt dort in dem krippelin?
wes ist das schöne kindelin?
es ist das liebe Jesulin.

Bis willekom, du edler gast,
den sünder nicht verschmehet hast
und kömst ins elend her zu mir,
wie sol ich imer danken dir?

Ach HERR, du schöpfer aller ding,
wie bistu worden so gering,
daß du da ligst auf dürrem gras,
davon ein rind und esel aß!

Und wer die welt vil mal so weit,
von edelstein und gold bereit,
so wer sie doch dir vil zu klein,
zu sein ein enges wigelein.

Der sammet und die seiden dein
das ist grob heu und windelein,
darauf du köng so groß und reich
her prangst, als wers dein himelreich.

Das hat also gefallen dir,
die warheit anzuzeigen mir,
wie aller welt macht, er und gut
für dir nichts gilt, nichts hilft noch tut.

Ach, mein herzliebes Jesulin,
mag dir ein rein, sanft bettelin,
zu rugen in meins herzen schrein,
daß ich nimer vergeße dein.

Davon ich allzeit frölich sei,
zu springen, singen imer frei
das rechte sussaninne schon,
mit herzenlust den süßen ton.

Lob, er sei Got im höchsten tron,
der uns schenkt seinen einigen son;
des freuen sich der engel schar
und singen uns solchs neues jar.

Danket dem Herrn.

(Von Nikolaus Hermann.)

Danket dem herren heut und allezeit,
denn groß ist seine güt und miltigkeit,
alles fleisch er speiset und erhelt,
denn sein geschöpf im wol gefelt.

Wenn über uns sein angesicht uns leucht,
der regen und tau die erd befeucht,
alsdenn wechst alles laub und gras,
sein werk treibt er on unterlaß.

Sobald der herr auftut sein milde hand,
so wechst die fülle in allem land,
daß sich des freuet jederman,
kein mensch noch vieh darf mangel han.

Er hat kein lust zu eim starken helt,
kein pracht noch macht im wolgefellt,
im liebt, daß man in fürcht und traut,
wer auf in hofft, hat wol gebaut.

Billich wirt er von uns gepreist,
daß er uns so reichlichen speist.
o vater, für dein gütigkeit
sagen wir dir dank in ewigkeit.

Ach herr, gib uns ein fruchtbar jar,
den lieben kornbau uns bewar,
für teurung, hunger, seuch und streit
bewar uns, herr, zu diser zeit.

Unser lieber vater du bist,
weil Christus unser bruder ist;
drumb trauen wir allein auf dich
und wollen dich preisen ewiglich.

Ach bleib bei uns, herr Jesu Christ,
weil es nu abent worden ist,
dein wort, o herr, das ewig liecht,
laß ja bei uns auslESchen nicht.

Er, lob und dank mit hohem preis
für disen trank und dise speis,
die uns der lieb und freundliche Got
aus gnaden jezund mitgeteilet hat!

Denn er ist freundlich und sein genad,
sein güt und treu kein ende hat,
der da erneret alles fleisch,
der seim geschöpf sein hülf beweist,

Der alle tier, fleisch und vöglein
mit seiner güt erhelt allein.
wenn der alt rab sein jung verleßt,
so speist sie Got in irem nest.

Er hat kein lust an rosses sterk,
gibt auch gar nicht auf stolze werk;
allein dem ist er lieb und wert,
der auf sein güte wart und ert.

Wir danken dir vater, herr und Got,
daß du uns speisest in hungers not,
durch unsern herren, Jesum Christ,
Der unser heiland und erlöser ist. Amen.

Es ist gewißlich an der Zeit.

(Von Bartholomäus Ringwaldt.)

Es ist gewisslich an der zeit,
daß Gottes son wird kommen
in seiner großen herrlichkeit,
zu richten bös und frommen.
da wirt das lachen werden teur,
wann alles wirt vergen durchs feur,
wie Paulus davon zeuget.

Posaunen wirt man hören gen,
in aller werlet ende:
wann für Gottes gricht werden sten
all menschen gar behende.
da wirt der tot erschrecken ser,
wann er wirt hören neue mer,
daß alles fleisch sol leben.

Ein buch wirt abgelesen bald,
darin da stet geschrieben,
wie Got wirt richten jung und alt;
nichts bleibt alda verschwiegen.
da wirt eim jeden kommen zu haus,
wie er es hat gerichtet aus
in seinem ganzen leben.

Was werd ich armer sünder tan,
für meim gerichtstul sagen?
was werd ich für ein fürsprecher han,
der mein sach wird antragen?
das wirstu tun, herr Jesu Christ,
dieweil du darumb kommen bist,
all sünder zu erlösen.

Wenn ich an meine sünd gedenk,
mein augen die tun weinen;
wenn ich an die ewig freud gedenk,
mein herz tut sich erfreuen.
herr, hilf, daß ich dein angesicht
mög sehen mit meim augenlicht
dort im ewigen leben!

Hilf, du heilige dreifaltigkeit,
daß mein nam werd gefunden
im buch des lebens allezeit
in meiner letzten stunde.
weich nicht von mir, herr Jesu Christ,
dieweil daß du mein helfer bist,
bitt, wöllst nicht von mir scheiden.

Herr Jesu Christ, kom, machs nicht lang
in disen letzten tagen;
den menschen ist auf erden bang,
laß sie doch nicht verzagen,
schick in den tröster, den heiligen geist,
der sie den weg zum himmel weist
durch Jesum Christum. Amen.

4) Dieß Beispiel wirkte natürlich anregend auf die Katholiken, so daß nun auch bei ihnen der deutsche Kirchengesang mehr und mehr beliebt und geübt wurde. Besonders verschafften sich Uebersetzungen und Umarbeitungen der vielen herrlichen lateinischen Hymnen Zutritt bei dem Gottesdienste. Aber auch Originaldichtungen folgten nun rascher aufeinander. Schon im Jahre 1537 konnte deßhalb zu Leipzig ein katholisches Gesangbuch mit deutschen Liedern (von Michael Vehr) im Druck erscheinen. Ihm folgte das von Leisentritt (1567), im Jahre 1586 das Münchener und im Jahre 1609 das Paderborner Gesangbuch: „Alte Catholische geistliche Kirchengesäng.“ Im Jahr 1629 erschien zu Münster ein plattdeutsches katholisches Gesangbuch mit dem Titel: „Catholische Geistlike Kerkengesang up de vornembste Feste und sonsten dorch dat gantze jahr nüttelick tho gebruken. Sampt den seuen Bothpsalmen und andere utherlesene Catholische Leder und Psalmen. Dem gemeinen Vaterlandt tho nütte in düsse korte Form und Sprake auergesatt. Gedruckt tho Münster in Westph. bey Bernard Raßfeldt im jahr 1629.“

5) Noch sei eine Notiz, die beide Confessionen betrifft, hier beigefügt. Man dichtete nämlich gern weltliche Volkslieder in geistliche Lieder um. Die große Popularität der Volkslieder sollte so den Umdichtungen zu Gute kommen. So entstand z. B. das Lied: „Es wollt' ein Jäger jagen, er jagt vom Himmelsthron; was begegnet ihm auf dem Wege? Maria, die Jungfrau schon (schön).“ Unter den Protestanten that sich hierin ein gewisser Heinrich Knauß hervor. Von ihm sind die „Gassenhauer, Reuter- und Bergliedlein, christlich, moraliter und sittlich verändert, damit die böse, ärgerliche Weise, unnütze und schandbare Liedlein zu singen, mit der Zeit abgehen möchte“. Allein diese Art umzudichten ist doch etwas Verfehltes; sie wird gern läppisch und profanirt sehr leicht das Heilige.

Insbruck ich muß dich laßen,

christlich geändert.

(Von Dr. H. Knauß.)

O welt, ich muß dich laßen
und far dahin mein straßen
ins vaterland hinein.
irdisch freud ist mir gnommen,
die ich nicht mer bger zu bekommen,
weil ich in elend bin.

Groß leid muß ich jetzt tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebsten herren mein.
ach Got, nu laß mich armen,
im herzen dein erbarmen,
weil ich so arm muß sein!

Mein trost in allen leiden,
von dir sol mich nicht scheiden
kein not in diser welt,
kein armut sein so schwere,
mein sin und all mein bgere
zu dir allein gestellt.

Reienlied.

(Von Jakob Klieber.)

Der meie, der meie bringt uns der blümlein vil,
ich trag ein frei gemüte, Got weiß wol, wem ichs wil,
Got weiß wol, wem ichs wil.

Ich wils Christo dem herren, der unser heiland ist,
er tregt das kreuz für unser sünd, ja, wie man von im list,
ja, wie man von im list,

Wir waren all gefangen, im tod warn wir verlorn;
die sünd die quelt uns tag und nacht, darin wir warn geborn,
darin wir warn geborn.

Und niemant kan uns helfen, dann diser herr allein,
ist uns zu gut geboren von einer jungfrau rein,
von einer jungfrau rein.

Und ist für uns gestorben, auferstanden vom tod,
hat uns das heil erworben, geholfen aus der not,
geholfen aus der not.

Er hat das gesetz erfüllet, das uns so hart verklagt,
und hat das fünklein gestillet, das unser gwißen nagt,
das unser gwißen nagt.

Er ist der weg, das liecht, die pfort, die warheit und das lebn,
er ist des vaters ewigs wort, das er uns hat gegebn,
das er uns hat gegebn.

Er hat den tot überwunden, die hell gerißen ein,
die sünd hat er verschlungen geholfen aus der pein,
geholfen aus der pein.

Er wil die nit verlaßen, die an in glauben seind.
das hat er uns versprochen, dann wir sein kinder seind,
dann wir sein kinder seind.

Drumb wer im kan vertrauen, verleßt er nimmer mer.
demselben unserm herren, dem sei preis, lob und er,
in ewigkeit bißher.

§ 43. Die didaktische Poesie.

1) Die meisten Lehrdichtungen dieser Periode gehören der „Satire“ an. Denn im damaligen religiösen Kampf brauchten gar viele Schriftsteller diese scharfe Waffe. Die vier geistreichsten Kämpfer waren der schon genannte Fischart, Thomas Murner, Ulrich von Hutten und Johannes Nas. Talentvoll

und gelehrt, wie diese Männer waren, schlugen sie dem jeweiligen Gegner manche schmerzliche Wunde. Leider spielte aber auch großer und selbst ungerechter Haß hiebei seine Rolle (vgl. Fischarts Auslegungen alter Steinbilder am Münster).

2) Der beste und zugleich originellste Dichter auf protestantischer Seite war Fischart. Seine Personalien lernten wir kennen, als wir von seinen epischen Dichtungen sprachen; die Satire war jedoch sein Hauptfeld (vgl. S. 152). Er schrieb kirchliche und weltliche Satiren. Zielscheibe seines bittersten Spottes waren die alte Kirche („der Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarmes"), das Mönchthum („der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit") und der damals aufblühende Jesuitenorden („die Legend von dem vierhörnigen Jesuitenhütlein"). Uebrigens verschonte der „fortgeschrittene" Calvinist auch nicht die frommen Lutheraner. Schadenfroh ergriff er jede Gelegenheit, seine scharfen Pfeile auf sie abzuschnellen. Fischart's weltliche Satiren verrathen nicht minder seine Derbheit und seine Liebhaberei für das Gemeine. Frei von Ungezogenheiten ist nur das „Podagrammisch (pfotengrammisch) Trostbüchlein", worin er den „pfotengrammischen Hand- und Fußverstrickten" das boshafte Compliment macht, Fräulein Pfotenkrampf, das „federlinde" Töchterlein sei von je an feine Hofhaltung gewohnt gewesen; zu ihrem Hofstaat gehören unter andern „die Jungfrau Polyphagia von Frashausen und Schleckspitzen, die verdrüssig leidselige Frau Misoponia oder Arbeitscheu von Faulgänglien, die plinzelnd Jungfrau Philypinia oder Schlafhulda von Federhausen". — Sein Hauptwerk ist seine „Geschichtsklitterung", wozu ihm eine französische Dichtung von Rabelais die Unterlage, das Gerippe bot. Es ist ein Buch voll Laune und Witz, und zugleich ein erschöpfendes Culturbild von Fischart's Zeit. Denn an der Hand des Lebens von Gargantua (so heißt der Held des Buches) schildert und geißelt er die Schattenseiten seiner Zeit: besonders die Ueberschätzung der vornehmen Abstammung, die Ausschweifung jeder Art, die Putz- und Proceßsucht, die falsche Kindererziehung, die superkluge Gelehrsamkeit u. s. w.

3) So geistreich und witzig Fischart's Schriften sind, so reich sind sie auch an Derbheiten der gröbsten Art. Die eine oder andere, z. B. seine „Flöhhatz" hat so viel Ungezogenes, daß sie fast unleserlich wird. Nur sein „Trostbüchlein" macht eine rühmliche Ausnahme. Dieser „Grobianismus" lag nun freilich auch in der Zeit. — Durchaus originell aber ist Fischart's Darstellungsweise. In der Bildung von Wörtern, Sätzen und Perioden leistet er so Komisch-Seltsames, wie nichts Aehnliches mehr in unserer Literatur existirt. Besonders wimmelt es in sei-

nen Schriften von absonderlich neuen oder bizarr veränderten Wörtern. Er häuft derlei Wörter oft so an, daß er dem Leser zum Weiterlesen förmlich den Weg versperrt. So hart sie übrigens unser Ohr treffen, so erschüttern sie doch unser Zwerchfell; man muß eben lachen, zugleich aber auch staunen über die große Gewalt, die dieser Wortkobold über die Sprache ausübt. Schon der Titel von spätern Ausgaben der Geschichtsklitterung ist ein Beispiel hiefür. Er lautet: „Die affentheuerlich naupengeheuerliche Geschichtklitterung von Thaten und Rahten der vollenwolbeschreiten Helden und Herren, Grandgoschier, Gorgellantua und des eiteldurstlichen, durchdurstlechtigen Pantagruel" u. s. w. Diese seine burleske Darstellungsweise zog ihm schon öfters geringschätzende Kritik zu, als ob er nur ein „Hanswurst", ein „närrischer Kopf" wäre, dessen ganze Kunst in schlechten Wortwitzen bestehe, oder darin, „närrische, stachlichte, kurzweilige Wörter und Unwörter" zu erfinden. Doch gründlichere Bekanntschaft mit ihm, wie sie z. B. Vilmar eigen ist, findet:

„Er hat die Narren seiner Zeit, er hat die Narren aller Welt in diese Wörter gebannt, und diese führen nun in diesen Wörtern den grandiosesten Fasching auf, den man sich denken kann, so daß man mittanzen muß den tollen Wörtertanz, man mag wollen oder nicht. Denn man fühlt es wohl, daß hier nicht ein Narr, sondern ein Meister der Narren zu uns, ja zu dem eigenen Narren in uns spricht, wenn er nach einer langen Vorrede voll der seltsamsten Wörter und sinnverwirrendsten Bilder uns anredet: „„Wohin meinst aber, du mein kurzweiliges Geschöpf, daß dieß vorgespielte, vorgetrabte, vorgelaufene an- und vorgebaut werde? Gewiß, zu nichts anderem, als daß du mein Jünger, und etliche andere deiner Mitnarren nicht gleich nach dem äußeren betrüglichen Schein urtheilen lernet; also, daß, wenn ihr einmal von der Bibel über etliche Titel von Büchern unseres Gespinstes kommt, die euch wunderlich krabatisch in die Ohren lauten, als aller Praktik Großmutter, der Praktikmutter erstgeborner Sohn, Flöhatz, die Kunkel- oder Rockenstub, Fatztratzbrief, Bacbuc, Flaschtasch, Taschflasch, Schwalm- und Spatzenhatz, die Göffellöfflichkeit, Froschgosch, Anatomie der Knackwürste, Trollatische Träume und andere dergleichen Winholdisch und elloposkleronisch Sauerwerk — daß ihr, sag ich, nicht gleich darauf fallet, und meinet, es werde nichts anderes als Spottwerk, Narrerei und anmuthige Lügen darin gehandelt, sintemal die Rubrik und Titel einen so anlachen. O nein, meine lieben Kinder, es hat weit die Meinung nicht — es kann sich im Marcolfischen Esopo auch ein Salomo verbergen; ihr pflegt doch selber zu sagen, das Kleid macht keinen Mönch, und mancher ist verkappt in eine Mönchskutt, trägt doch einen Mönch Jlsanischen Landsknechtsmuth, mancher trägt ein Pfaffenschlappen, trüg billiger ein Reiterskappen, mancher der nie kein Pferd beschritt, singet doch ein Reiterlied, non est venator jeder durch cornua flator, es jagen nicht all' Hasen, die Hörner blasen. So nun dieß nicht nach dem äußerlichen Schein anzusehen, so will sich auch gebühren, daß man hie dieß Büchlein recht eröffene und dem Inhalt gründlich nachsinne, so wird sich befinden, daß die Specerei darin von mehrerem und höherem Werth ist, als die Büchse von außen anzeigt und verheißet, das ist, daß die fürgetragene Materie nicht so närrisch und aus der Abweise geschaffen, wie die Ueberschrift vielleicht möcht fürwenden"" (Vilmar).

4) In Spottschriften und Spottgedichten auf den Klerus war fast ebenso eifrig und gewandt — Ulrich von Hutten (1488 bis 1525). Hutten, ein fränkischer Ritter und einer der genialsten Humanisten, führte ein höchst unruhiges Leben und es ging ihm oft recht schlecht. Freilich trug er selbst die meiste Schuld hieran. Mit seiner Familie zerfallen, mit Noth und Verfolgung kämpfend, bald das Schwert, bald die Feder führend, so trieb er sich im deutschen Reiche und in Italien herum, bis er, zuletzt noch von der Reichsacht getroffen, als Flüchtling von Stadt zu Stadt eilte und erst auf der Insel Ufnau Zuflucht, bald nachher auch seine Ruhestätte fand. Dieses sein so frühes Grab grub er sich selbst hauptsächlich durch sein lockeres Leben. — Seine äußerst scharfen Streitschriften waren fast alle lateinisch; in deutscher Sprache schrieb Hutten das Wenigste und mit einer gewissen Unbeholfenheit. Das berühmteste deutsche Gedicht ist sein leidenschaftliches „new Lied", welches beginnt: „Ich hab's gewagt mit sinnen, und trag des noch kein reu".

Hutten war geistig reich begabt, insbesondere ausgerüstet zu einem literarischen Kämpfer und zu einem politischen und religiösen Aufwiegler. Den Funken der Unzufriedenheit verstand er trefflich zu einer Flamme anzublasen; und er that es auch eifrigst, wiewohl meist in Latein schreibend. Er war sich seines Zieles klar bewußt; und mit zäher Ausdauer, furchtlos und trotzig, stürmte er darauf los. Seine Losung aber war: „Macht euch frei von Rom", und: „Brechet die Macht der Reichsfürsten"! In erster Hinsicht betheiligte er sich denn nicht bloß bei der überaus boshaften gegen die Mönche gerichteten Satire: „Epistolae virorum obscurorum" (d. h. Briefe der Dunkelmänner), sondern veröffentlichte auch unter seinem eigenen Namen eine Reihe äußerst scharfer, vielbewunderter Satiren gegen Kirche und Klerus. „Er verirrte sich hiebei freilich nicht in die beschränkten theologischen Zänkereien" (Kurz); denn er hatte so ziemlich mit allem positiven Christenthum gebrochen, und hielt nur in sofern zu Luther, als dieser ihm ein kräftiger Mauerbrecher, zum Sturze der römischen Kirche zu sein schien. In anderer Hinsicht hetzte er den Adel und die Städter zu einem kriegerischen Vorgehen gegen die Fürsten auf, so zwar, daß es zu einem Putsche kam, der elend ausging und dem Chef desselben — Franz von Sickingen — das Leben kostete.

5) Thomas Murner*, Franziskaner in Straßburg (geb. 1475, gest. 1530), ist der beste Satiriker katholischerseits. Anfangs war er mehr für, als gegen Luther. In seiner „Narrenbeschwörung" und seiner „Schelmenzunft" eifert er im Sinne Luthers rücksichtslos gegen vielerlei Bestehendes, übersetzte sogar eine Schrift desselben. Als ihm aber dieser zu weit ging, da machte er entschieden Front gegen ihn und wählte ihn als Zielscheibe seines Spottes in einem besondern Werk, welches allseitig als sein berühmtestes anerkannt ist. Schlagender Witz, lebendige Darstellung, naive Sprache machen dieses, wie seine Schriften überhaupt, sehr ergötzlich. Schlägt er auch scharf, rücksichtslos, ja grob drein; er thut es doch mit Geist und erzwingt

Bewunderung für sein eminentes Talent. — Wie Fischart von Hutten, so wurde der katholische Kämpe Murner von dem Barfüßermönche Johannes Nas* (Nasus) secundirt. Nas, welcher später Weihbischof zu Brixen wurde und viele ausgezeichnete Predigten hinterließ, war ein kräftiger, aber ruhiger Vorkämpfer der alten Kirche. Sein Ton ist ächt volksthümlich; er liebt das Sprüchwort und populäre Gleichniß: sein Witz ist überraschend. Uebrigens schwang er die Geißel der Satire auch gegen verschiedene Sorten damals grassirenden Aberglaubens, gegen das Wahrsagen aus Planeten, das Nativitätsstellen u. s. w. Er that dieß in seiner „Practica practicarum."

6) Das Thierepos fing schon in der vorigen Periode an, lehrhaft zu werden, nämlich in Reineke de vos (vgl. S. 114). In dieser Periode nun hüllt es sich so sehr in das satirisch-didaktische Gewand, daß man es als reines Epos kaum mehr gelten lassen kann, daß es vielmehr als Ueberläufer zur Lehrdichtung anzusehen und somit als eine neue Art von Lehrdichtung, nämlich als allegorisch-satirisches Lehrgedicht (worin eben die Thiere nur maskirte Menschen, besonders Zeitgenossen sind) hier zu besprechen ist. Das bedeutendste der Art ist: „Die Froschmeuseler oder der Frösch und Meuse wunderbare Hoffhaltung von Marcus Hüpfinsholz von Meusebach, der jungen Frösch Vorsinger und Calmeuser" von Georg Rollenhagen (Rector zu Magdeburg) im Jahr 1595 edirt. Jedoch ist es kein deutsches Originalgedicht, sondern mehr eine Nachbildung des altgriechischen Froschmäusekriegs, mit vielen komischen Einschiebseln. Daß manche der Letzteren für den Klerus gemünzt sind, läßt sich denken. — Auch der einem italienischen Gedichte nachgebildete „Mückenkrieg" fand viele Leser, wiewohl es lange nicht das Original erreicht. Sehr schwach sind Producte wie: „Der Ganskönig", „der Stockfischkönig", „der Eselkönig" u. s. w.

7) Die Lehrfabel begnügte sich in dieser Periode nicht mehr mit der allgemeinen Moral; denn sie wird nun für Klagen und Beschwerden der Zeit, sowohl politischer als religiöser Art in Dienst genommen. So zieht Erasmus Alberus in seinem „Buch der Weisheit" mit 49 Fabeln gegen die „Papisten und Schwärmer" (Zwinglianer) zu Feld „als ein grober Wetterauer, dem die Zung nicht wohl geschliffen ist". — Viel begabter war der Fabeldichter Burkhard Waldis, ein Hesse, der nicht bloß das Leben seiner Zeit, sondern auch die mittelalterliche Dichtung kannte. Sein „Esopus" bringt 400 Fabeln und Schwänke. Bei vielen ist es auf bestimmte Personen und Orte abgesehen. Mönche, Beichte und Ablaß finden auch bei ihm keine Gnade und Schonung. Hagedorn und Gellert kannten und benützten diesen alten Fabulisten.

Vom Bauren und dem Gott Herkules.

Es hett ein Bauwr ein Karren geladen;
Da fuhr er mit zu großem Schaden
Mit seinem Pferd in eine Pfützen:
Da blieb er in dem Kathe (Kothe) sitzen.
Er rief bald an den Herkulem,
Daß er sich seins Jammers annehm,
Und hülf ihm jetzt aus diesem Kat
Kein menschlich Hülf er sonst nicht hat.
Da rief ein Stimm von Himmel 'rab:
„Kein größern Narrn gesehen hab!
Dein unnütz Rufen ist nit wehrt:
Nim dein Geißel und schlag das Pferd,
Trit in die Pfützen unters Rad,
Brauch, was dir Gott gegeben hat,
Und ruf dann Herkulem wieder an,
Dann wird er trewlich bei dir stahn."
(Waldis.)

§ 44. Die dramatische Poesie.

1) Schon oben bei der Ueberschau (§ 40) wurde gesagt, daß nun die eigentlichen Mysterien mehr und mehr verschwanden, daß sich aber dafür eine geringere Abart derselben — die biblischen Schauspiele („Moralia") sowohl bei Katholiken wie Protestanten besonderer Pflege erfreuten.

Da erschien denn auf der Bühne: „Ein schön spil vom gläubigen vatter Abraham", „von Josephen dem frommen Jüngling", „die Historie Gideons", „ein spil von König Saul und dem Hirten David, durch eine ehrsame Bürgerschaft der löblichen stat Basel gespilt" (1571), „Durchzug der Kinder Israels durch den Fuhrt Jordans, durch Bürger der Stadt Lenzburg gespielt" (1579), ein Spiel „von der gottfürchtigen und keuschen Jungfrawen Susanna", „das gulden Kalb", „von den sieben Märterern und ihrer Mutter" (Eisleben 1589), eine „geistliche Komödie von Holoferne und Judith", eine „traurige biblische Tragödie von Jephta's Gelübd". Aus dem neuen Testament erschien die Komödie vom verlornen Sohn, vom reichen Mann und armen Lazaro, die Tragödie von Johannes dem Täufer, das Spiel von dem Könige, der seinem Sohn Hochzeit machte, „in der österreichischen Stadt Ensisheim 1574 durch junge Knaben sehr lustig gehalten". (Nach Lindemann.)

Katholischerseits kamen auch dramatisirte Heiligenlegenden und allegorische Schauspiele in Schwang. Mit besonderer Vorliebe wurden die eben genannten Spiele von den Jesuiten (in ihren Collegien) gepflegt und in pompöser Weise aufgeführt. Doch waren dieselben größtentheils lateinisch abgefaßt, um die Schüler zugleich sprachlich zu üben.

2) Was die kirchlich-polemischen Dramen betrifft, so trieben es hierin die Schweizerdichter am ärgsten, an der Spitze der in Religionshaß verbissene Nicolaus Manuel, ein Berner Maler (Schüler Holbeins und Tizian's). So ließ er durch die Berner Jugend den „Todtenfresser" (gegen die Seelenmessen gerichtet) und das Gespräch: „Von der Meßkrankheit und ihrem letzten Willen" aufführen. Vortheilhaft stechen davon die in den Jesuitenschulen aufgeführten Stücke ab, „in denen uns keine directe Satiren auf die reformirten Gegner begegnen und die in der Regel ernst und würdig gehalten sind" (Menzel).

3) Unter den Dichtern, welche das **weltliche Drama** (das ernste oder komische) eifrigst pflegten, heben wir die drei besseren heraus, wiewohl auch ihre Kraft nicht ausreichte, uns eine nationale Bühne zu verschaffen (vgl. S. 179). Es sind die zwei bürgerlichen Dichter Jacob Ayrer und Hans Sachs (beide aus Nürnberg), und der Herzog Heinrich von Braunschweig. — **Jacob Ayrer**, der Aeltere (Notar zu Nürnberg, † 1605), hinterließ an „dreißig ausbündtig schöne Komödien und Dragödien“ meistens in Versen. Die römische („**Servius Tullius**“) und griechische („**Einnahme von Konstantinopel**“) Geschichte, aber auch die alte Sage („**Kaiser Otnit**“, „**Hugdietrich**“) lieferten ihm die Stoffe. Leider bilden Schauder, Blut und Schrecken den Grundzug dieser Dramen, wiewohl es auch an komischen Scenen und an Liedern nach bekannten Volksweisen nicht fehlt. Im Kaiser Otto z. B. werden dem Crescentius Nasen und Ohren abgeschnitten, dem Papst Johann die Augen ausgestochen, einer, der um die Kaiserin buhlt, wird verbrannt, einer, der sie verschmäht, hingerichtet, und der Kaiser mit ein Paar Handschuhen vergiftet. Nebenbei war Ayrer auch fleißiger Fastnachtsdichter; 36 Fastnachtsspiele von ihm sind erhalten. — Auch **Hans Sachs** griff mitunter nach ächt volksmäßigen Stoffen; er dramatisirte z. B. den „**Tod Sigfrid's**“. Doch war das Fastnachtsspiel noch mehr sein Feld; auch bewegte er sich darauf mit mehr Anstand als alle anderen. Er zieht auch die „Narren“ in diese Spiele herein, was er wohl von Brandt und Murner abgesehen hat. Am berühmtesten und von sittlicher Tendenz ist sein „**Narrenschneiden**“, ein Fastnachtsspiel mit drei Personen (der Arzt, dessen Knecht und der Kranck).

Der Kranck, „dem groß geschwollen ist sein Leib, als ob er wassersüchtig sei“, stellt sich dem berühmten Doktor. Dieser denkt zuerst an ein Trüncklein, das ihm den Magen fegen soll, „nemblich ein vierteil Buttermillich temperiret mit eim viertl sommer Bier“. Doch kömmt er bei fortgesetzter Diagnose dem Uebel auf den wahren Grund. „Der Mensch steckt aller voller Narren,“ so ruft er, und der Knecht fällt ein: „Mein Freundt so ist gar nit zu harrn So muß man dir die Narrn schneiden.“ Und nun muß sich der Arme nothgedrungen ergeben für ein todten Mann und sich die Narren schneiden lassen, was denn der Doktor unter Assistenz des Knechts meisterhaft vollführt und obendrein gratis. Köstlich ist geschildert, wie die sieben großen Narren (Stolz, Geiz, Neid &c.) einer nach dem andern entdeckt, gepackt und ausgezogen werden. Desgleichen, wie schließlich der immer noch geschwollene Leib verräth, daß noch das Narrennest mit zahllosem Narrengeschwürm (jungen Narren) in ihm sitzen und wie das auch noch operirt wird. „Was weren das für Narren worn?“ frägt nach geschehener Kur der Kranck, und es belehrt ihn

Der Knecht.

Allerley Gattung, als falsch Juristen
Schwarzkünstner und die Alchamisten
Finantzer, Alefantzer und Trügner
Schmeichler, spotfehler und lügner
Wunderer, Egelmeyr und leunisch
Grob, ölprer, unzüchtig und hewnisch

Undankbar, stocknarren und gech
Fürwitzig, leichtfertig und frech
Gronet und gremisch die allzeit sorgen
Böß zaler die doch gern borgen
Spieler, Bögschützen und Waidleut
Die viel verthon nach kleiner Beut
Summa summarum wie sie nannt
Doktor Sebastianus Brandt
Inn seinem Narrenschiff zu farn.

— — — — — — —

Der Kranck (steht auf und spricht):

Mein Herr ich bin gar gsund und ring
Vor freuden ich gleich hupff und spring
Wie hetten mich die Narren besessen
Sagt, hett ichs trunken oder gessen
Fort wollt ich meiden solche speiß.

Der Artzt.

Weist nicht man spricht nach alter weiß
Das jedem gfelt sein weiß so wol
Des ist das Landt der Narren vol
Von dem kamen die Narren dein
Das dir gefiel dein sinn allein
Und ließt dein eigen willen raum
Hielst dich selber gar nit im zaum
Was dir gefiel das thetst du gleich.

Der Kranck.

O Herr Doktor gar künstenreich
Ich merk ewer Kunst die ist subtil
Ich thet je als was mir gefiel
Es brecht mir gleich nutz oder schaden
Nun ich der Narren bin entladen
So will ich fürbaß weißlich handeln
Fürsichtigklich heben und wandeln
Und volgen guter Lehr und rath.

4) Viel begabter als die beiden Nürnberger war **Herzog Heinrich Julius von Braunschweig** (1564—1613). Er war der erste deutsche Fürst, der eine Schauspielertruppe an seinen Hof rief, und schrieb selbst **elf Dramen**, die wenigstens wegen ihres lebhaften Dialogs allen andern der Periode vorzuziehen sind. Diese seine dichterische Laufbahn eröffnete er zwar mit einem biblischen Stück „Susanna“, behandelte aber sofort weltliche Stoffe, die er zunächst den alten Schwänken und Romanen entnahm. Am gelungensten ist sein „**Vincentius Ladislaus**, Satrapa von Mantua“, worin sich der Hauptheld wie ein Ahne des Baron von Münchhausen gerirt, d. h. großspricht und aufschneidet. Besondere Anerkennung verdient, daß der fürstliche Dichter die Volkskomödie mit der höhern Bildung zu vermitteln und so zum wahrhaft **nationalen** Drama erheben wollte. Er ließ sich nämlich zu dem Zwecke in seinen eigenen Komödien stets zum Volke herab und suchte hingegen durch Errichtung eines Hoftheaters das Volk heranzuziehen und emporzuheben. Insofern war er ein Frühlingsbote für die deutsche Dramatik, aber statt des Frühlings kam ein lang andauernder harter Nachwinter — der 30jährige Krieg.

Sechste Periode.

Die deutsche Poesie unter geistiger Fremdherrschaft: Von 1618 bis 1748.

(Nachahmende Dichter aus dem Gelehrtenstande.)

---

§ 45. Schlimme Aussichten.

1) Gleich am Eingang dieser Periode steht der 30jährige Krieg, gewiß kein gutes Omen für das fernere Schicksal der deutschen Poesie. Schon der Krieg an und für sich ist nach alter Erfahrung den Künsten feind, daher das Sprüchwort: „Inter arma silent Musae.“ Doch dieser Krieg zog noch besondere der deutschen Poesie schädliche Folgen nach sich, und zwar folgende: Fürs Erste erschütterte er Sitte und Bildung im deutschen Volke in wahrhaft erschreckender Weise. Armuth, Trümmer und Blut bezeichneten ja den Weg, auf dem er seinen Umzug in Deutschland hielt; Gottvergessenheit und fast thierische Rohheit zogen als erstickender Qualm hinter der Kriegsfackel her und blieben für lange Zeit wie ein geistiger Nebel über den heimgesuchten Gauen liegen. Kam es doch, wo er am längsten wüthete, so weit, daß die Frauen mit verzweifeltem Lachen jegliche Entehrung über sich ergehen ließen, und daß die rüstigsten der beraubten Bürger und Bauern aus Rache, Noth und Verzweiflung allenthalben den Trommeln nachliefen, um nun selbst zu morden und zu plündern. Fürwahr, da mußte naturgemäß ein großer Theil unseres Volkes, wenn wir auch die höheren Stände ausnehmen wollen, an Geist und Herz gänzlich herunterkommen! Und nicht bloß die ältere Generation, sondern auch die jüngere mußte so verkommen, sie, die den Krieg überlebte und nach demselben den Kern des Volkes bilden sollte. Denn in welcher Schule wuchs diese auf? Was sah, was hörte sie? Was wußte sie von den Segnungen des Friedens? Wenn nun aber der Krieg den Sinn und das Herz des Volkes derart verwüstete, konnte da wohl die Volkspoesie so fortleben und fortblühen, wie es noch in der vorhergehenden Periode der Fall war?

2) Der Krieg brachte aber auch eine unsägliche Verarmung und Verödung über große Striche Deutschlands. Was sollte da aus dem kaum aus der Knospe geschlüpften deutschen Drama

werden? „Das Theater braucht ja jederzeit einen gewissen Wohlstand, behäbige Geselligkeit und äußeren Apparat; das Drama ist der Luxus der Poesie und an Luxus konnte das bankrotte Deutschland wohl jetzt am wenigsten denken“ (Eichend.).

3) Eine andere für die Poesie schlimme Folge dieses Krieges war, daß das ohnedieß schon erschütterte Nationalgefühl des deutschen Volkes noch mehr geschwächt wurde, ja für eine geraume Zeit fast ganz erlosch. Es kam dieß so: Fremde führten diesen Krieg auf deutschem Boden; Fremde saßen zu Gericht über dessen innere Händel; Fremde theilten sich in dessen Besitz; Fremde dictirten den Frieden; Fremde behielten sich auch für die Zukunft vor in rein deutschen Sachen mitzureden. So ward Deutschland innerlich zersetzt und aufgelöst; es gewöhnte sich in schmählichem Selbstvergessen lediglich nach der Fremde hinzusehen und wenigstens in den Sitten und Gebräuchen, im Denken und Dichten, Sprechen und Schreiben der Vasall des Auslandes, besonders Frankreichs (à la mode-Zeitalter unter Ludwig XIV. und Ludwig XV.) zu sein. Konnte man unter solchen Umständen nur hoffen, daß wenigstens die deutsche Kunstpoesie gedeihe, oder vielmehr wieder Wurzel fasse in deutschem Boden? Mußte es ihr nicht um so schwerer werden, als ja die Gelehrten und Vornehmen ihr schon in der vorigen Periode den Rücken gekehrt hatten? Und, wenn trotzdem deutsche Dichter aus deren Mitte auftreten, werden sie sich bei dem Mangel an gesundem, kräftigem Nationalgeist von jener Fessel losmachen können, die den gelehrten Dichtern der vorigen Periode schon so fest anlag, nämlich von der Nachahmungssucht gegenüber den fremdländischen Dichtern? Und wird man nicht selbst den gelehrten und gebildeten Kunstpoeten den moralischen Barbarismus theilweise ein wenig anmerken, wird er sich nicht in ihren Ausdrücken da und dort vordrängen?

4) Zum Vierten erzeugte oder beförderte dieser Krieg mittelbar die Lohndienerei, wie sie von 1648 bis 1789 in Deutschland und zwar in den gelehrten und höhern Ständen herrschend war. Durch ihn ward nämlich die deutsche Reichseinheit überaus gelockert, durch ihn (d. i. durch den von ihm verursachten Frieden) gelangten die deutschen Reichsfürsten zur Souveränität und gelüsteten und strebten darnach, vollkommene Alleinherrscher zu werden, nach dem französischen Motto: „L'état c'est moi!“ Natürlich mußte da allmählig der Geist der Servilität bei den Unterthanen um sich greifen und am meisten jene erfassen, die ein besonderes Interesse an der Gunst der Fürsten und der bei Hof Einflußreichen hatten. Welche gefährliche Klippe war dieß für die Dichter! Wie leicht konnten sie dahin kommen, die Sangeskunst zur wegwerfendsten Kriecherei und Schmeichelei zu mißbrauchen!

Und wie natürlich war es, daß sie dann vorzugsweise nur die Gelegenheitsdichtung pflegten, gerade aber die Hauptdichtungsarten, das Epos und Drama, vernachlässigten!

5) Endlich ein fünfter Uebelstand im Gefolge des Krieges war, daß die deutsche Sprache, ohnedieß schon mit einer Menge fremder Wörter untermischt, nun ein wahres Kauderwelsch wurde. Die Kriegsfurie schüttelte eben in Deutschland alle Völker durcheinander, Franzosen, Italiener, Spanier, Ungarn, Kroaten, Schotten und noch viele andere. Was Wunder also, daß alle diese mehr oder weniger Spuren von ihrer Sprache unter dem deutschen Volke zurückließen und dieses zuletzt ein ganz entstelltes Deutsch, eine jämmerliche Mischlingssprache sprach! Und wenn nun die Poesie im Gewande einer solchen Sprache auftrat, mußte sie nicht den Eindruck eines Harlekins machen?

6) Dem Gesagten zufolge dürfen wir nicht hoffen, in der vorliegenden Periode die so sehr verfallene und verwilderte Poesie wiedererstehen, wiedererblühen zu sehen. Aber wir dürfen uns die Periode auch nicht als zu armselig denken; denn sie weist neben vielem Unerquicklichen doch auch manches Erfreuliche auf: und demgemäß wird auch das Bild, das wir nun von ihr im Allgemeinen entwerfen wollen, keineswegs ein durchaus düsteres sein, sondern auch seine Lichtpartien haben.

§ 46. Allgemeiner Charakter der Periode.

1) Fast Alles, was wir im vorigen Paragraphen für die Poesie dieser Epoche befürchteten, traf ein, wie uns sogleich ein allgemeiner Einblick in dieselbe belehren wird. Denn zum Ersten wirkte der wüste und lange Krieg wie ein wahrer Giftnebel auf die bis dahin so herrlich blühende Volkspoesie ein, so daß sie rasch dahinwelkte und abstarb. Die Pflanzung also im Garten der Poesie, auf welche man in den Perioden des Verfalls und der Verwilderung einzig und allein noch mit Trost und Freude blicken konnte, war sonach für diese neue Periode auch dahin! Höchstens entstanden noch Soldaten- und Kriegslieder, auch historische auf die Vorfälle des 30jährigen oder des Türken-Krieges bezügliche Volkslieder; doch sind sie der Form nach und selbst was den Volkston betrifft weit geringer als die der vorigen Periode. Die wirklich schönen sind bald gezählt. Nur ein einziges jener Zeit lebt noch im Munde des Volkes: „Prinz Eugenius“.

2) Wenn man nun aber, da sich ja die Gelehrten und Vornehmen schon längst (vgl. S. 135 u. 140) von der deutschen Poesie losgesagt hatten, meint, es müßte also in dieser Periode der deutsche Sang gänzlich verstummen, insbesondere während

des Krieges und während des à la mode-Zeitalters, so sieht man viel zu schwarz. Denn merkwürdigerweise lag der Garten der deutschen Poesie keineswegs brach, selbst in Mitten des Krieges nicht; eine ziemliche Anzahl von Dichtern warteten sein und pflanzten eifrigst wenigstens die deutsche Kunstpoesie. Gerade die Gelehrten und auch ein Theil des Adels waren es, die sich nun der deutschen Sprache und Muse wieder mit Liebe zuwandten, die sich in Vereinen und Gesellschaften zusammenthaten, um deutsches Schriftwesen, besonders deutsche Dichtung recht zu ehren und zu heben. Ein sehr wesentliches Verdienst in dieser Beziehung haben Opitz und Gottsched, besonders jener, der Vormann der ganzen Periode. Welch' ein Zusammentreffen, daß er gerade im Jahr 1618 seine erste Schrift (de contemtu linguae Germanicae) herausgab, worin er für unsere Muttersprache eine Lanze bricht! Sein Wort und dann sein Beispiel wirkten aber um so mächtiger, als er weithin und bis in die höchsten Regionen ein großes Ansehen genoß, weßhalb ihn ja auch der Kaiser (Ferdinand II.) wegen eines deutschen Carmens, einer Trauerode auf den Tod des Erzherzog Karl, zum Dichter krönte (1625), was bis dahin nur durch lateinische Carmina zu erlangen war.

Allerdings, im südlichen Deutschland (ausgenommen Elsaß, die Schweiz und Oberfranken) trat eine geistige Erschlaffung ein, die beinahe die ganze Periode hindurch andauerte; aber um so reger war das poetische Schaffen im nördlichen und mittleren Deutschland. Der Schwerpunkt der deutschen Literatur, welcher im Mittelalter im Süden lag, war nun nach dem Norden verrückt. Die Musen, die sich früher in Schwaben, Baiern und Oesterreich so heimisch fühlten, waren nun ausgewandert und wählten nach einander Schlesien, Sachsen und Preußen als Lieblingssitze. Auch Dichterinnen, und zwar ziemlich viele [1], tauchen während dieser Periode in diesen Gauen auf, und selbst bei den dortigen Kanzleimännern stand die Poesie hoch in Ehren. Und freilich haben die Dichter aus der ersten Hälfte der Periode noch fast alle auch in Latein gedichtet, gewöhnlich sogar mit lateinischen Versen sich als Dichter bei dem Publikum eingeführt; allein ihre Hauptkraft verwendeten sie doch auf die deutsche Dichtung. Ebenso muß man auch das zugestehen, daß allerdings in dieser Periode noch gar Viele aus den höfischen Kreisen und den höhern Ständen die deutsche Poesie ignorirten, insbesondere zu jener Zeit, wo die französische Sprache nicht bloß Hof- und Staatssprache in den deutschen Landen wurde, sondern auch schriftliche und mündliche Umgangssprache der

---

[1] Nur zu viele, meint der Satiriker Joachim Rachel, indem er spottet:

Ja endlich haben wir erlebt die güldnen Jahren,
Daß auch das Weibervolk läßt Spul und Haspel fahren,
Und macht ein Kunstgedicht. Sie wenden klüglich für,
Sind nicht die Musen all' auch Jungfern gleich wie wir?
Ist nicht Minerva selbst, die Fürstin kluger Sinnen,
In beiden gleich geübt, im Schreiben wie im Spinnen?
War Sappho nicht ein Weib? Ist irgendwo ein Mann,
Der einer Schurmannin sich gleich erweisen kann?

Adels- und Fürstenwelt; allein trotz dieser Misere erlosch die deutsche Dichtung nicht, wenn sie auch für einige Jahrzehnte nur ein ärmliches Dasein fristete. Im letzten Drittel der Periode sehen wir sie sogar in einer Weise frisch aufleben, daß es wie ein Vorzeichen einer neuen Blüthezeit erscheint.

3) Wir finden also in dieser Periode (die Volksromane etwa ausgenommen) fast nur Kunstpoesie. Leider ist sie aber im Ganzen und Großen, besonders was den Inhalt und den poetischen Gehalt betrifft, nur mittelmäßig. Der erste Grundfehler dieser Kunstpoeten aber war, daß sie überall ihre Gelehrsamkeit anzubringen suchten. Durch diesen übelangebrachten gelehrten Anstrich verräth die Poesie dieser Zeit sogleich, weß Geistes Kind sie ist, daß sie nämlich aus den Studirstuben der Gelehrten stammt. Noch mehr zu beklagen ist die große Unmündigkeit fast aller Dichter der Periode. Sie gingen nämlich, um „klassisch“ zu dichten, beständig bei dem Auslande betteln, so daß fast all' ihr Dichten entweder ein Uebersetzen oder ein schülerhaftes Nachahmen des Fremdländischen war. Wie es in der vorigen Periode schon die „lateinischen“ Poeten machten, so nun auch die „deutschen“. Ganz bezeichnend ist es, daß der die Periode eröffnende Opitz, zudem der gefeiertste Dichter derselben, sagt: „Wer nicht auf die Alten zielt, nicht ihre Schriften kennt, als seine Finger selbst, ist zwar ein guter Mann, doch nicht auch ein Poet“.

Darum spielte denn auch die alte Mythologie, wie vordem in der lateinischen Dichtung, so nun auch in der deutschen eine oft bis in's Lächerliche übertriebene Rolle. Zahllos sind die Allegorien, die ihr entlehnt wurden. So müssen z. B. in den Lobgedichten auf die deutschen Fürsten jene antiken Götter alle Hofämter übernehmen, Mars jedem Kurfürsten die Waffen besorgen, Venus jeder fürstlichen Dame den Gürtel der Anmuth leihen. Die deutschen Berge, Wälder und Wiesen sind natürlich von Nymphen, Faunen und Satyrn bevölkert.

4) Doch blieb es keineswegs bei der Nachahmung der Römer und Griechen, sondern man griff nun auch eifrigst nach den Italienern, Holländern, Franzosen und Engländern, um von ihnen abzulernen. Darum wurden nun Muster, Stoffe und Formen in überwiegender Anzahl aus der Fremde geholt. Wie Goldkörner sammelte man die Redensarten, Bilder und schmückenden Beiwörter der gerade als klassisch geltenden außerdeutschen Dichter und verwerthete sie gewissenhaft.

Opitz war auch hierin ein Vorbild aller Dichter der Periode; wiewohl er und die seiner Schule Angehörigen den Nachdruck auf die alten Muster legten und die neueren Koryphäen nur deßhalb so hoch schätzten, weil sich, wie sie meinten, die altklassische Kunst in ihnen abspiegelte. Und allerdings hatten uns damals die Italiener und Franzosen weit überflügelt; ein Studium derselben, in rechter Weise und mit rechter Einsicht betrieben, hätte auch der deutschen Poesie schon zu Nutz und Frommen gereichen können, wie es später Herder, Göthe und die Romantiker praktisch bewiesen: allein man ver-

fiel auch hier (vgl. S. 136) in das Extrem einer fast abgöttischen Verehrung und schülerhaft ängstlichen Nachahmung; und man wiegte sich immer mehr in den Wahn ein, auf diesem Wege könne man die in der Klassik vorausgeeilten Ausländer einholen.

5) Schon daraus geht hervor, daß das klassische Alterthum die ganze Periode über als Hintergrund stehen blieb, daß sich fast alle Dichter wenigstens theilweise an es anlehnten. Doch waren im Verlauf der Periode bald mehr die Alten selbst, bald mehr die Italiener, bald mehr die Franzosen oder Engländer von unsern Dichtern gesucht und vorgezogen. Am sclavischsten zog man den Triumphwagen der französischen Poesie durch die deutschen Lande. Es fiel dieß in die Zeit, wo Paris gleichsam die Sonne war, von der ganz Europa die Strahlen der „feinern" Bildung Tag um Tag sehnsüchtig erwartete und empfing. War also auch die deutsche Zunge, so weit es von Dichtern abhing, nun wieder befreit: der deutsche Geist lag um so tiefer in den Fesseln des Auslandes; und es ist gewiß gerechtfertigt, die Dichter und Dichtung dieser Periode als unter geistiger Fremdherrschaft stehend zu bezeichnen. So weit wäre es sicher nicht gekommen, wäre nicht das Nationalgefühl bis auf ein Minimum verschwunden gewesen. Nur so erklärt es sich auch, daß diese Dichter, überaus befangen, das Unwürdige ihrer Rolle nicht einmal ahnten, daß sie schon deutsch zu sein meinten, weil sie deutsch dichteten und gar viel Redens von deutscher Sprache, deutscher Dichtkunst, deutschen Heldenthaten machten.

6) Zum Dritten müssen wir beklagen, daß die Poesie dieser Periode im großen Ganzen durchweht ist vom Geiste der Servilität, der Lohndienerei, wie wir es oben nannten. Fast alle Dichter unterlagen nämlich der Versuchung jener Zeit (siehe oben) und schmeichelten und lobhudelten mit ihren Versen in wirklich greller Weise. In der zweiten Hälfte der Periode begegnen uns förmliche Hofpoeten an der Stelle der Hofnarren. Die Poesie diente so unzähligemal nur als Maske, um ohne Erröthen solche grobe Schmeicheleien vorbringen zu können. — Diese Servilität nährte zudem noch ein viertes Uebel, wie auch sie wieder von diesem genährt wurde, nämlich das Vorherrschen der Gelegenheitsdichtung während der sechsten Periode. Diese hatte weitaus den größten Theil des deutschen Dichtergartens überwuchert. Freilich war auch der Hang zu solcher Dichtung ein Erbstück von der vorigen Periode her (nur waren dort die „Carmina" lateinisch); allein er wurde jetzt viel größer und herrschender. Und gewiß war dieß vom Uebel für die Poesie; denn abgesehen davon, daß dadurch die anderen Dichtungsarten weniger Pflege fanden, so konnte man nun gar zu wohlfeil den Namen und den Kranz

eines Dichters erlangen; es konnte sich die Mittelmäßigkeit aufblähen und den Ruhm eines Talentes erschleichen [1]. Auch wurde dadurch lange Zeit die Menge der Gebildeten in ihrem Geschmack und Urtheil so bethört, daß sie schließlich eine leibliche Behandlung der Sprache und des Reimes für das Höchste in der Poesie hielten. — Endlich ist noch ein Uebelstand zu rügen, der nicht die ganze Periode hindurch herrschte, aber doch ungefähr bis zur Scheide des Jahrhunderts. Es ist dieß eine gewisse Geschmacklosigkeit, eine rauhe, ja „rohe und selbst wilde Art" (Goethe), die uns bald mehr, bald weniger bei allen Dichtern des 17ten Jahrhunderts begegnet. Es lag dieß so sehr in der Zeit (großentheils wohl in Folge des Krieges), saß so tief in allen Ständen und Geschlechtern, daß selbst feingebildete Dichterinnen an diesem Stein stolpern. So singt z. B. die klassisch gebildete, kaum 16jährige Sibylla Schwartzin ihr Sterbelied mit den Worten zu Ende: „Hier, mein Gott, hier schlag' und plage, Hier, Herr Jesu, reck' und streck'! Hier, hier trenne, brenn' und jage! Hier reiß, schmeiß, krenck, senck und schreck! Laß mich hier die Strafe spüren, die mir sollte dort gebüren". Doch trifft, wie gesagt, dieser Tadel nicht die ganze Periode. Gleich mit Beginn des 18ten Jahrhunderts nämlich trat eine Wendung ein und die Herrschaft des sogen. guten Geschmackes (vgl. § 53) löste die des Ungeschmacks ab; und insofern theilt sich unsere Periode eigentlich in zwei Perioden, wovon man die eine als Opitz'sche, die andere als Canitz-Gottsched'sche nennen könnte. — Eine

[1] So geißelt der Satiriker Rachel diese Sorte von Dichtern:

Nun eben diese sind's, die guten Ruhm beschmeißen;
Dieß Lumpenvölklein will (mit Gunst) Poeten heißen,
Das nie was Gutes gelernt, das niemals den Verstand
Hat auf was Wichtiges und Redliches gewandt,
Die nichts denn Worte nur zu Markte können tragen,
Zur Hochzeit faulen Scherz, bei Leichen lauter Klagen,
Bei Herren eiteln Ruhm, dran keiner Weisheit Spur,
Kein Salz noch Essig ist, als bloß der Fuchsschwanz nur.
Drum dürfen sich auch wohl in diesen Orden stecken,
Die niemals was gethan, als nur die Feder lecken.
Ein Schriftling, der kein Buch, als Deutsch, hat durchgesehn,
Will doch als ein Poet und für gelehrt bestehn.
Es thut ihm aber sanft, wenn solche Titel fallen,
Warum nicht? Der im Huy, ja zwischen Feur und Knallen,
Hat einen Vers gemacht? In zweier Tage Zeit
Hat er ein ganzes Buch, fünf Finger dick, bereit!
O Meister Hämmerling! Leg ab die Leimenstangen,
Geschwindigkeit taugt nichts als Flöhe nur zu fangen,
Was mit der langen Zeit soll wachsen und bestehn,
Das muß nicht hokes poks, wie aus den Taschen gehn.

Poesie nun, die solche Mängel hat, wie wir sie eben aufzählten, verdient sicher das Prädikat der Mittelmäßigkeit. Doch muß entschuldigend hinzugefügt werden, daß beim Beginne der Periode die Armuth an Stoff recht groß war, weil man nun vollends mit dem an Poesie so reichen Mittelalter gebrochen und die große Menge seiner wundervollen Sagen, seine Heldengesänge und Legenden nun ganz vergessen hatte. Ebenso müssen wir unser Urtheil mildernd hervorheben: daß doch auch einzelne Dichter eine rühmliche Ausnahme machen, indem sie in voller Freiheit, mit ächter Dichtergabe und wahrhaft deutsch sangen, wie z. B. Friedrich von Spee, Günther, Albrecht von Haller ꝛc.; daß manche Männer, wie z. B. Rachel, Lauremberg, Drollinger den Jammer wenigstens theilweise erkannten und mit Schärfe (Satire) und Kraft gegen die Erniedrigung [1] der Poesie anstritten; ferner, daß sogar einzelne Gruppen von Dichtern einen recht wohlthuenden Eindruck machen; und endlich, daß es überhaupt gegen Ende der Periode wesentlich besser wurde, und sogar das Aufdämmern eines neuen Tages nicht zu verkennen ist. Und zudem haben wir die Poesie der Periode mehr nur dem Inhalte nach eine mittelmäßige genannt.

7) Denn wider Erwarten stand es viel besser um die Form der Poesie, sowohl was die Sprache als was den Versbau betrifft. Wir sagen wider Erwarten: denn zum Ersten artete damals, was wir schon oben erwähnten, die deutsche Sprache so aus, daß sie fast noch weniger den Namen „Deutsch" verdiente als die maccaronische Sprache (vgl. S. 146); und gerade in die

---

[1] So verspottete z. B. Drollinger die Deutschen wegen ihrer kleinlichen Gelegenheitsdichterei und fordert große Stoffe:

Wolan! Wird denn nichts anders draus,
So reimt getrost, ihr werthen Brüder!
Begebt euch muthig in den Strauß,
Nur sucht euch doch was würdigs aus
Zum Vorwurf eurer schweren Lieder.
Ist's möglich, daß ihr eure Leier
Bei einer jeden Kirchweih trillt?
Ist's möglich, daß von solchem Feuer
Euch nur die kleinste Ader schwillt?
Crispinus freit: Glück zu dem Orden!
Susanna starb: Genad' ihr Gott!
Johannes ist Magister worden:
Ich wünsch' ihm bald Verdienst und Brot!
Da habt ihrs. Bei so schlechten Wundern
Fällt wahrlich mir nichts bessers ein.
Soll etwas meinen Geist ermuntern,
So muß es etwas Größers sein.

Kanzlei- und Zeitungssprache drang am meisten das Verderbniß ein, so zwar, daß zum vollen Verständniß die Kenntniß des Französischen, Italienischen und Spanischen nöthig war[1]; dann, was den Versbau betrifft, hatten die Meistersänger und selbst die Nürnberger einen großen Rückschritt gemacht, indem sie einen eigentlichen Rhythmus (Versfußbildung) ganz aus den Augen verloren, mit Silbenzählung und Reim Alles gethan zu haben glaubten. Und dennoch begegnen wir gerade in diesen beiden Beziehungen nun einem großen Fortschritt. Es erheben sich nämlich die Menge der Gelehrten und der Gebildeten, um die deutsche Sprache aus diesem Verderbniß herauszureißen, sie zu reinigen und zu veredeln. Zu diesem Zwecke entstanden zuerst eine Reihe von sogenannten „Sprachgesellschaften" und späterhin die sogenannten „deutschen Gesellschaften"[2]. Da nun fast alle Dichter Mitglieder einer solchen Gesellschaft waren, so mußten sie sich stets bestreben, in immer reinerem Deutsch zu dichten. Zudem setzte Opitz diesem Fortschritte dadurch die Krone auf, daß er die neuhochdeutsche Schriftsprache, welche in der verflossenen Periode erst nur in der Prosa und höchstens im Kirchenliede und den Nürnberger Meistergesängen (vgl. S. 139) heimisch geworden war, nun auch in die metrische Poesie einführte und einbürgerte[3], was freilich nur nach einer von Opitz durchgeführten Reformation derselben möglich war. Und nun erst sanken die Grenzpfähle nieder, die sich dem deutschen Sänger bis dahin innerhalb des Vaterlandes entgegengestellt hatten: nun erst gehörte das ganze Deutschland ihm und er wiederum dem ganzen Vaterland; nun erst konnte sich der Süddeutsche auch im Norden Kranz und Lorbeer ersingen und umgekehrt der Norddeutsche im Süden. Gewiß war dieß für die deutsche Poesie eine werthvolle Errungenschaft und sie

---

[1] Der Berner Arzt Fabricius beklagt sich in der Vorrede zu seinem „Spiegel des Lebens" bitter über dieses undeutsche Gebahren: „Vnsere teutsche Sprach ist nicht dergestalt arm vnd bawfällig, wie sie etliche naßweise nunmehr machen, die sie mit Frantzösischen vnd Italiänischen pletzen also flicken, daß sie auch nicht ein kleines Briefflein fortschicken, es seye denn mit andern Sprachen durchspickt." Vgl. auch das Hamburger Strafgedicht, welches diese Unarten trefflich geißelt, und in Lindemanns Literatur-Geschichte, 2. Aufl., S. 360 abgedruckt ist.

[2] Solche waren die (1617 zu Weimar gegründet) „fruchtbringende Gesellschaft" oder „der Palmenorden", die „aufrichtige Tannengesellschaft" (1633 zu Straßburg gegründet), die „Teutschgesinnte Gesellschaft" (1643 in Hamburg durch Philipp von Zesen gegründet), „die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz" oder der gekrönte Hirten- und Blumenorden (1644 in Nürnberg von Harsdörffer und Klaj gestiftet), der Elbschwanorden (1656 von Johann Rist gestiftet). — Die berühmteste „deutsche Gesellschaft" bestand zu Leipzig.

[3] Natürlich bedurfte es hiezu einiger Jahrzehnte, und manche Dichter, z. B. Simon Dach, lieferten neben den neuhochdeutschen auch noch mundartliche Gedichte, sowie sie neben den deutschen auch lateinische geliefert hatten.

bleibt uns wohl für alle Zeit. Ob der Freude an dieser Errungenschaft soll jedoch der mundartlichen Dichtung keineswegs der Ausrottungskrieg erklärt sein. Im Gegentheil, auch sie hat eine gewisse Berechtigung; und nachdem nun die Herrschaft der Schriftsprache auch in der Poesie gesichert ist, werden wir es stets begrüßen, wenn dazu begabte Dichter auch dann und wann in der Mundart ihres Stammes singen. Demselben Manne verdankt diese Periode aber auch hinsichtlich der Versbildung einen sehr großen Fortschritt (vgl. § 48). Opitz nämlich hat die deutschen Dichter wieder rhythmisch dichten lehren und zwar besser als es selbst die Minnesänger konnten. Und er hat zu dem Zwecke die Prosaschriftsprache geschult und gefügig gemacht[1]. Er war somit Reformator der Metrik und der Sprache in Einem[2]. Ohne diesen Fortschritt, den Opitzens Zeitgenossen die „neue Kunst" nannten, wären die Poeten der nächsten Periode wohl nimmer zu jener klassischen Höhe hinangestiegen, worauf wir sie stehen sehen.

8) Zu den Fortschritten dieser Periode gehört auch noch das Aufleben der Kunstkritik und das Erstehen der Aesthetik als einer neuen Wissenschaft. Hauptsächlich trug hiezu ein in diese Periode fallender Federkrieg bei, welchen die Schweizer und Leipziger Dichter (vgl. § 55) über ein Jahrzehnt lang in der feurigsten Weise miteinander führten. — Gerade über das Wesen des dichterisch Schönen und der Dichtkunst, über Freiheit und Regel des Dichters wurde gestritten. Viele andere Gelehrte und Kunstrichter betheiligten sich durch Schriften an dem Streite, zuletzt auch der gewichtige Lessing; und so bürgerte sich denn die ästhetische Kritik und die Aesthetik (Alexander Baumgarten schrieb die erste „Aesthetica" im Jahr 1750) bei uns ein. Der Vortheil für die Poesie liegt auf der Hand. Durch jene wird den Dichterlingen

---

[1] „Opitz machte im Sinne ihrer Neugestaltung die Forderungen der Klassicität geltend, mit feinem Gefühl für den Bau der Sprache und ihre Forderungen, für Stil und Wohllaut, für leichte Verständlichkeit und freien Gang, ja sogar für schönen Fall der Worte, für anmuthige Bewegung der Satzfügung im Verse. Silben werden nicht mehr verschluckt und abgeworfen, nichts mehr von jenen Füll= und Flickwörtern in Vers und Reim; jede Beugungssilbe erhält ihr Recht, der Ausdruck ist gewählt, die Wortfolge natürlich und gemessen, alle Feinheiten, die man der Rhetorik der Alten abgelernt, kommen zur Anwendung. Das Ohr empfindet zum ersten Mal den deutschen Klang der Rede im Metrum, wohllautend und edel. Bisher hatte man in deutsch zwar gesungen, jetzt lehrte man kunstreich sprechen, sprechen in Versen" (Gruppe).

[2] „Die deutsche Sprache lernte sich im Taktschritt bewegen, mit Anstand und Würde, mit Ernst und Adel, jetzt erst konnte sie ihre Glieder frei und stolz zeigen, jetzt erst gab es in der deutschen Poesie Deklamation, Pathos. Die bisher ungekannte Gewalt des Rhythmus lieh der Poesie Flügel; mit ihm hatte auch der Reim nun einen erhöhten Klang gewonnen, der ganze Stil erhielt neue Belebung" (Gruppe).

das Handwerk gelegt, das wahre Talent aber von den Verirrungen zurückgerufen, geschult und auf das würdige Ziel hingelenkt. Die Aesthetik aber ist die Schule der Kritiker; sie erläutert den verirrten Geschmack und verbreitet den besseren.

§ 47. Uebersicht mit Bezug auf die einzelnen Dichtungsarten.

1) Nun auch einige Worte über die Pflege der einzelnen Dichtungsarten in dieser Periode. Leider tritt gerade die epische Poesie sehr in den Hintergrund. Der Mangel an Stoff machte sich eben bei ihr am meisten geltend. Insbesondere wollte das Heldenepos gar nicht gedeihen. Wohl kamen verschiedene Versuche darin vor: aber sie fielen ganz unbedeutend aus; ja einzelne Dichter ließen es, im Gefühle der geistigen Ohnmacht, bei halber Arbeit bewenden. Vielleicht das beste Epos der Periode ist gerade ein lateinisches, und zwar ein geistliches Epos — Olivetum (Oelberg) von Gryphius. Nur in der beschreibenden Epik (z. B. Flemmings „Reise nach Persien", Hallers „Alpen", Kleists „Frühling"), sowie im Romane, und gegen ihr Ende hin auch in der poetischen Erzählung (Hagedorn, Gellert) erweist sich die Periode fruchtbarer und ausgiebiger. Mit besonderer Vorliebe griffen die gelehrten Dichter dieser Zeit nach dem Romane, indem sie darin so recht ihr gelehrtes Wissen (Geographie, Astrologie, Geschichte 2c.) ausbreiten konnten. Das thaten sie denn auch nach Herzenslust und brachten so eine Menge ganz ungeheuerlicher Romane auf den literarischen Markt. Da gab es denn Staats-, Wunder-, Liebes- und Heldengeschichten, Räthselromane, Robinsonaden, Schäfer- und Schelmenromane; und fast ein jeder umfaßte mehrere Foliobände, natürlich nur darum, weil eine Masse Stoff (mitunter ganze Schäferspiele, Dramen) eingelegt war, der nicht hinein gehörte. Am besten sind noch die volksthümlichen Romane; einer ragt sogar als ausgezeichnet hervor, der „abenteuerliche Simplicissimus" von Christoffel von Grimmelshausen (vgl. § 52).

2) Die Lyrik kann ihr Zelt überall sogleich aufschlagen, und so erklärt sich, daß wir selbst in dieser Periode einen ziemlich reichen und zugleich schönen Strauß lyrischer Blüthen pflücken können. Freilich sind es vorzugsweise nur Gottesblumen, welche den Schmuck des Straußes ausmachen, nämlich geistliche Lieder, geistliche Sonette und vor Allem Kirchenlieder. — Im geistlichen Liede und Sonette zeichneten sich Flemming, Angelus Silesius*, Friedrich von Spee und der Kölner Lindenborn* aus. Hauptsächlich aber wurde das protestan-

tische Kirchenlied gepflegt, da der Stand der Prediger zuletzt darin einen allgemeinen Beruf erkannte. Zu Hunderten lassen sich hier die Namen und Sammlungen anführen. Doch vor Allen und für immer nennenswerth bleiben Paul Gerhardt und Johann Heermann. — Was die weltlichen Lieder dieser Periode betrifft, so fehlt ihnen, so viel es auch deren hat, doch meistens die Wahrheit und die unmittelbare Empfindung. Aus der Opitz'schen Zeit nennen wir nur Flemming und Greflinger als gute weltliche Lyriker. In der Mitte der Periode sah es am schlimmsten aus; nur Günther sang mehr aus dem Herzen, weil er Erlebtes sang. Im letzten Drittel der Periode wird es zwar etwas besser, aber nicht viel. Auch die Anakreontiker (Gleim 2c.) nämlich tändelten und spielten zu viel in ihren lebensfrohen Liedern, als daß man Alles für Ernst nehmen könnte. Nur Hagedorn, der das Lied der Lebensfreude zuerst auf deutschen Boden verpflanzte, ferner Uz und Haller, beide als Odendichter, sangen mehr aus der Brust. Auch die später entstehenden patriotischen Lieder, besonders Gleims „Grenadierlieder" sind besser.

3) Das größere Lehrgedicht wurde zwar auch versucht; doch kam es lange nicht zu eigentlichen Leistungen. Erst Haller („Vom Ursprung des Uebels") und Uz („Theodizee") brachten wahrhaft Gediegenes. Ebenso kommt erst spät die Fabel empor, wird aber dann um so eifriger und mit um so mehr Geschick, freilich nach französischen Vorbildern (besonders Lafontaine's), gedichtet, am besten durch Gellert und Gleim, Hagedorn und Lichtwer. — Noch besser stand es um die Satire in dieser Periode. Im Norden und im Süden ließen sich einzelne Spottvögel mit vieler Virtuosität hören, so im Norden: Lauremberg, Rachel, später Liskov, im Süden: Moscherosch (Elsäßer), Lindenborn* und P. Abraham a S. Klara* (in Wien). In größter Anzahl wurden aber die kleinen didaktischen Arten gedichtet, das Epigramm, der Sinn- und Sittenspruch.

4) Das Drama mußte am meisten unter den Folgen des Krieges leiden. Die Hoffnung einer ständigen nationalen Bühne war für lange Zeit dahin (vgl. S. 167). Was der Krieg noch vom Drama übrig gelassen, war so wüst und verwildert, daß es mehr einer Ruine, der Hütte von Barbaren, als einem wohnlichen oder gar schönen Bau glich. Feiner fühlende Dichter würdigten darum die Ueberbleibsel keines Blickes, fingen wieder ganz von vornen an, indem sie sich mit ihren dramatischen Dichtungen wieder an die Kirche anlehnten. Das that insbesondere der Nürnberger Johann Klaj (vgl. § 51) mit seinen Darstellungen aus dem Leiden Christi 2c. Aber solche leichte Spirituosen

konnten den Gaumen des vom Blute trunkenen Volks nicht kitzeln. Scharfe ätzende Säfte, ausgepreßt aus dem Unkraut der ehemaligen Komödie (schamlose Zoten, handgreifliche Spässe, Prügeleien und Burzelbäume mit gelegentlichem Feuerwerk und anderem Schaugepränge), die waren nach seinem Geschmack; und alsbald wurden sie ihm denn auch allerorts, wo eine Truppe Gastrollen gab, freigebigst von den Brettern aus kredenzt. So war denn das Drama längere Zeit nur ein sogenanntes „Mordspektakel“ und somit nichts anderes, als ein Nachspiel, ein Schattenbild des Krieges. „Der grobianische Gesell und Gumpelmann betrat die Bühne, daß die Bretter krachten; der Hanswurst hatte alle Helden überlebt“ (Eichend.). — An dieser Pöbelwirthschaft nahmen denn die Gelehrten mit Recht großes Aergerniß. Um nun das Drama zu retten, die Bühne für sich zu erobern, führten sie eine Armee von Schulkomödien, Schäfereien (durch Opitz aus dem Italienischen eingeführt), allegorischen Festspielen und Wirthschaften (vgl. Lindemann, Literatur-Gesch., 2. Aufl., Freiburg 1868, S. 405) und endlich große Tragödien (damals nur blutige Staatsaktionen darstellend), auch Komödien in das Treffen. Und damit die Armee auch ihre Janitscharenmusik habe, boten die Dichter dem nun aufkommenden Singspiel und der Oper mit vielem Eifer ihre Dienste an.

Sie entlehnten Taktik, Ausrüstung, Bewaffnung von dem Auslande, von den Alten und von den Italienern, Franzosen &c. (von jenen, den Originalen und Meistern, meistens nur vermittelst ihrer italienisch-französischen Nachfolger und Schüler). Besonders holten sich die Tragöden gern ihr Rüstzeug aus „der damals in Frankreich im schönsten Flor blühenden Aristotelischen Tragödienfabrik“, übernahmen aber dabei auch den abgeschmackten Waffenrock, der sie wie eine Zwangsjacke einschnürte und jede freie Bewegung wie die Entwicklung des sie Tragenden behinderte. Es war dieß nämlich das lange Zeit als heilig gehaltene Gesetz von den drei Einheiten: In jedem Drama muß, so lautete es, die Einheit der Handlung, der Zeit (d. h. die gespielte Handlung durfte nur die Zeit eines Tages umfassen) und des Ortes herrschen. Der so eingeschnürte Dichter konnte sich oft nicht anders helfen, als daß er die ersten Akte (oft in gezwungenster Weise) lediglich mit rein erzählenden Partien ausfüllte, damit doch das Publikum einigermaßen das Verständniß der eigentlichen, bisweilen erst im letzten Akt spielenden Handlung gewann. Gewiß trug dieser Regelzwang viel bei, daß der bestbefähigte Dramatiker der Zeit, Gryphius (vgl. § 49), das deutsche Drama nicht auf die Höhe des englischen oder französischen &c. erhob; freilich stand ihm auch keine stehende Bühne zu Gebot, und eben auch nicht das nöthige Genie.

5) Aber was kam bei all dem für die dramatische Kunst heraus? Wenig oder gar nichts. Die Schulkomödien, Schäferspiele u. s. w. können wir als bedeutungslos ganz übergehen. Für die Tragödie und Komödie schien zwar den Zeitgenossen der rechte Mann, Gryphius, geboren zu sein (vgl. § 49); sah man in ihm doch den deutschen Shakespeare: allein auch seine Dramen waren

nur Anläufe. Er hatte wohl das Fundament gegraben, um den Bau einer nationalen Bühne herzustellen; den Aufbau selbst überließ er jedoch den Nachfolgern. Und leider hatten diese, die Erben seiner Aufgabe, weniger Gabe wie er; sie schlugen einen ganz falschen Weg ein und pfuschten, statt gut zu arbeiten.

Lohenstein (ein guter Jurist und schlechter Dichter) war ihr Führer. Ueberall bilden Mord, Unzucht, Ausschweifung das Hauptthema seiner Dramen, so daß es z. B. in der „Epicharis" Lohensteins, nachdem in den ersten Akten die Verschworenen einander unter gräulichen Flüchen Blut zugetrunken, und mehrere Personen gefoltert sind, im vierten Akte zum Geißeln, Köpfen, Zungenausreißen und Aderzerschneiden auf der Bühne kommt. So war denn das Drama selbst unter gelehrter Hand dem Inhalt nach so geschmacklos, so brutalroh und sittenlos wie die Pöbelkomödie geworden. Freilich erhob sich dagegen Christian Weise (vgl. § 53), der allen Regelzwang über Bord warf und die liebe Einfalt, das rein Natürliche, auf seine Fahne schrieb. Aber das Drama wurde nur zu einfach, wenn nicht einfältig, zu natürlich und präsentirte statt der Helden gemeine Wäscherinnen, Bauern, Handwerksburschen, die bei Leibe nicht in Versen reden durften. — Ebenso scheiterte der Versuch des Magisters Veltheim (aus Halle), welcher (1670) ein studentisches Freicorps anwarb, und mit dieser „Berühmten Bande und kursächsischen Hofkomödianten" Deutschland durchzog, unter Anderem auch übersetzte Stücke von Molière, Corneille, Calderon ꝛc. aufführen ließ. Der Versuch scheiterte eben am Publikum und an der Bande. Unversehens wuchs ihm der „Mordspektakel" über den Kopf. Er mußte nämlich wieder zu den Staatsaktionen greifen und erlaubte, weil er sie etwas pikanter machen wollte, seinen Studenten das Improvisiren (Stegreifspiel). Da waren aber auch die Schleußen der Gemeinheit, des Unflaths wieder geöffnet, und der in spanischen Stiefeln (Veltheim hatte ihn nämlich als „Curtisan" zum spanischen Gracioso zu veredeln gesucht) eingeschnürte Hanswurst erschien plötzlich wieder barfuß, d. h. in alter Rohheit auf der Bühne. Gottsched (vgl. § 54), der gestrenge Diktator in der Kritik, erschien. Er vertrieb das Lohenstein'sche Drama; er ließ den Hanswurst feierlich vertreiben; er sprach den schönen Satz aus: das Schauspiel sollte eine deutsche Volksschule sein: aber was bot er hiefür? Ein selbstgedichtetes elendes Stück, Cato, und eine Unzahl übersetzter französischer leichter Waare. Er hatte also allerdings das deutsche Theater gesäubert, vielleicht nur zu viel aufgeräumt, aber er hat es dann gar arm und leer gelassen. — Von der Oper jener Zeit nur wenige Worte. Eichendorff nennt sie „den in Noten gesetzten Gesammtunsinn des Zeitalters, der Christliches und Heidnisches, Pathos und Pickelhäring, Oratorium und Zoten, Prozession und Ballet in sich vereinigte". Nur das Gute brachte die Oper, daß ihretwegen nun stehende Bühnen zu Dresden, Leipzig, Wien, Nürnberg, Hamburg ꝛc. entstanden. Sie führten auch erstmals weibliche darstellende Personen auf die Bühne, was aber nicht in jeder Beziehung zu begrüßen ist.

6) Noch zwei in dieser Periode sehr beliebte poetische Spielereien sind zu erwähnen: Verse mit Tonnachahmung und die sogenannten Leberreime. Die ersteren liebten besonders die Nürnberger Pegnitzschäfer (vgl. § 51, 4); doch auch schon Opitz dichtete solche, wie folgende Nachahmung des Lerchengesanges beweist:

„Die Lerche schreit dir auch: dir, lieber Gott, allein
Sing alle Welt, dir, dir, dir will ich dankbar sein."

Die Leberreime waren im Anfang der Periode sehr im Schwunge; sie bilden einen wesentlichen Theil von Greflingers „Complimentir- und Tranchirbüchlein“. Offenbar ging das Reimen bei Tisch in die Runde, und wahrscheinlich mußte der anheben, der die Leber von der Hauswirthin empfieng. Greflinger ist zwar nicht der Erfinder, aber er riß sie aus dem Groben, allzu Derben heraus, machte sie feiner und geistreicher, z. B.:

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Hinden,
Wo ist ein solcher Freund, so weit die Welt, zu finden,
Der, wann es übel geht und wann es übel bleibt,
Mit unverrückter Treu uns bleibet einverleibt?

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Maus,
Wer Aller Freund will sein, und liest sich keinen aus,
Der lebet wie ein Gast, der in der Frembde reiset,
Der keine Wohnung hat und sich nur vielen weiset.

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Lamm,
Ich habe mir erwählt selbst einen Bräutigam,
Denn den man Kloster heißt, dem hab' ich mich vertraut,
Er ist mein güld'ner Schatz, ich seine ros'ne Braut.

Zwei Beispiele älterer Form:

1.

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Elster,
Mein Bruder ist mir lieb, und lieber noch die Schwester.

2.

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Ganß,
Die Magd heißt Ursula, der Hausknecht aber Hanß.

Bürger hat diese poetische Scherzform erneuert, indem er bei einem Hechtessen improvisirte:

Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Bär,
Der Herr, der dort am Ende sitzt, der nennt mich immer Er —.

7) Schließlich müssen wir die Periode auch in religiös-sittlicher Beziehung charakterisiren. Und da ist vor Allem zu erinnern, daß damals die Poesie fast ausschließlich im protestantischen Deutschland gepflegt wurde, also dem Geiste nach wesentlich protestantisch werden mußte. In der ersten Hälfte der Periode waren aber die Dichter noch mehr strenggläubig, symbol- und offenbarungsgläubig: später kam auch über sie (wenigstens über Viele derselben) der Geist der sogenannten Aufklärung von Frankreich und England her; es verflachte sich ihr Christenthum, streifte immer mehr das Wunderbare ab und sank so zu einem sogenannten Vernunftchristenthum (Rationalismus) herab. Wenn sie dann auch noch, wie oben bemerkt, religiöse Lieder dichteten, so waren es

mehr nur Lieder des Deismus, die der Türke und Israelite ebenso gut wie der Christ singen konnte. Besonders zog der Geist seichter Aufklärung zur Zeit der Gottsched'schen Herrschaft in unsere Literatur und Poesie ein. Denn Gottsched und sein Anhang übersetzten wie fabrikmäßig die französischen und englischen Dichtungen. Von Leipzig aus, damals das kleine Paris genannt, überschwemmten sie Deutschland mit übersetzten oder nachgeahmten französischen und englischen Romanen, die christlichen Glauben zerstörten und nicht bloß den Glauben, sondern auch die christliche Sitte. Letztere wurde noch mehr vielleicht durch die gleichfalls eingeführten sittenlosen französischen Lustspiele voll Marquisen und Duchessen, mit Reifröcken und Perrücken, untergraben; denn sie waren eine Zeit lang die einzigen Freuden der deutschen Bühne [1]. Doch wollen wir nicht übersehen, daß schon einige Jahrzehnte vor Gottsched die Dichter der sogenannten zweiten schlesischen Schule den frivolen Ton in grellster Weise angeschlagen hatten, so zwar, daß ein neuerer Forscher (Gruppe) von einer „schamlosen Schule" spricht.

Es waren einmal zwei Bauernsöhn.

1. Es waren einmal zwei Bauernsöhn,
Die hatten Lust in Krieg zu gehn,
:,:Wohl ins Soldatenleben.:,:

2. Sie blieben aus ein lange Zeit,
Erbeuten Gold und Gut dabei
:,:Und ungrische Dukaten.:,:

3. Und als sie wieder vom Kriege kamn,
Frau Wirthin vor dem Fenster stand
:,:Mit ihren kohlschwarzen Haaren.:,:

4. „Frau Wirthin, hat Sie die Gewalt,
Zwei Gäste über Nacht zu behalt,
:,:Zwei Reuter zu gastieren?":,:

5. „Ja, die Gewalt, die hab ich schon,
Die eine Frau Wirthin haben soll;
:,:Zwei Reuter kan ich logieren!":,:

6. Und als der ein in die Stub nein trat,
Den Geldgurt auf den Tisch er warf:
:,:„Frau Wirthin soll ihn aufheben!":,:

7. Sie trug ihn auf ein weissen Tisch,
Und stellte drauf gebackne Fisch
:,:Und einen Krug mit Weine.:,:

8. Und als es war um Mitternacht,
Frau Wirthin zu ihrem Manne sprach:
:,:„Wir wolln den Reuter morden!":,:

---

[1] Ein wahres und kräftiges Wort über jene Zeit entnehmen wir einer historischen Skizze (Mainz, Kirchheim) über „die deutsche Aufklärung" von Dr. Haffner: „Von Berlin und Leipzig breitete sich das Gift des französischen Unglaubens und der französischen Sittenlosigkeit über die ganze Milchstraße von großen und kleinen weltlichen und geistlichen Höfen aus. Eine geistige Eroberung und Knechtung Deutschlands bereitete sich vor, die tausendmal schlimmer war als diejenige, welche die Heere Napoleons mit ihrer blutigen Gewalt im folgenden Jahrhunderte vollbrachten. Ja, diese materielle Eroberung war uns zur Arznei. Gott mußte uns französisch werden lassen, um uns aus der französischen Herrschaft zu befreien. Es bedurfte des Blutes der Kaiserkriege, um die französische Schminke aus der deutschen Denkart zu waschen und die alte Farbe deutscher Geister wiederherzustellen. Im Blute der Völker mußten die Sünden der Fürsten gesühnt werden."

9. „Laß du den Reuter Reuter sein:
Er hat dir nichts zu Leid gethan,
:,:Laß du dem Reuter sein Leben!“:,:

10. Sie machte heiß ein Pfann voll Schmalz,
Und goß dem Reuter in sein Hals:
:,:Der Reuter must verbrennen!:,:

11. Sie nahm ihn bei der weißen Hand,
Und grub ihn untern Kellersand:
:,:„Hier ruh, und bleib verschwiegen!“:,:

12. Des Morgens früh der Tag anbrach,
So kam des Reuters Kamerad,
:,:Und sagt: „Wo ist der Reuter?“:,:

13. „Der Reuter, der ist nicht mehr hier,
Ist gestern nicht hier gebliebn,
:,:Er ist noch weiter geritten!“:,:

14. „Wie kan der Reuter weiter sein?
Sein Pferd steht noch im Stalle drein
:,:Mit Sattel und mit Zügel!:,:

15. Sie suchten aus das ganze Haus,
Sie suchten aus das Kellerhaus,
:,:Drin fanden sie ihn liegen.:,:

16. „Habt ihr dem Reuter was Leids gethan,
So habt ihrs eurem Sohn gethan,
:,:Der aus dem Krieg ist kommen!“:,:

17. Der Mann erhenkt sich in den Stall,
Die Frau in den Brunnen sprang:
:,:Drei Mordthat an einem Morgen.:,:

18. O du verfluchtes Geld und Gut,
Bringst manchen um sein Hab und Gut,
:,:Bringst manchen um sein Leben!:,:

Abendlied.

1. Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm mit Freuden=Schall
Aufs lieblichste erklingen!
Komm, komm vnd lob den Schöpffer dein,
Weil andre Vöglein schlaffen seyn,
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, dann vor allen
Kanstu loben
Gott im Himmel hoch dort oben!

2. Obschon ist hin der Sonnen=Schein
Und wir im Finstern müssen seyn,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt und seiner Macht,
Weil uns kan hindern keine Nacht,
Sein Lobe zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, dann vor allen
Kanstu loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

3. Echo, der wilde Wider=Hall,
Will seyn bey diesem Freuden=Schall,
Und lässet sich auch hören,
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaff bethören.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, dann vor allen
Kanstu loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

4. Die Sterne, so am Himmel stehn,
Sich lassen zum Lob Gottes sehn,
Und Ehre ihm beweisen:
Die Eul auch, die nicht singen kan,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie auch Gott thu preisen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, dann vor allen
Kanstu loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

5. Nur her, mein liebstes Vögelein!
Wir wollen nicht die fäulste seyn,
Vnd schlaffen liegen bleiben,
Vielmehr bis daß der Morgenröth
Erfreuet diese Wälder öd,
In Gottes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, dann vor allen
Kanstu loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Erste Gruppe.

§ 48. Die Opitz'sche Schule.

1) Führer dieser Schule war der später geadelte Martin Opitz von Boberfeld (geb. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, gest. als königlicher polnischer Secretär zu Danzig im Jahr 1639). Seine Gedichte sind nur der Form nach schön, wohltönend, regelrecht gereimt; aber sie lassen den Leser kalt und verrathen, daß es Opitz nur zu sehr an tieferem Gefühl und an Erfindungsgabe gebrach. Sie sind darum auch längst vergessen. Seine Zeit erhob ihn aber gleich Virgil und Petrarca; und nicht bloß sie, sondern noch das ganze 18. Jahrhundert feierte ihn als „Vater der Dichtkunst". — Opitz verdient aber wegen anderer Verdienste einen Platz in der Literaturgeschichte. Er hat nämlich zuerst die richtige Versbildung in Deutschland gelehrt, er hat die hochdeutsche Schriftsprache in der Poesie eingebürgert, endlich hat er dieselbe gründlich gereinigt und veredelt.

Sein Hauptverdienst um die Poesie besteht darin, daß er die deutschen Dichter mit der Prosodie bekannt machte, wie sie die Niederländer bereits hatten [1] und wornach also weder die von den Meistersängern in Brauch gesetzte armselige Silbenzählung, noch auch die griechische und lateinische Silbenmessung (Quantität), sondern der Wechsel von hohen und niedrigen (betonten und unbetonten) Silben im deutschen Verse anzuwenden sei [2]. Opitz verkündete diese „neue Verskunst" in seinem Büchlein „Die deutsche Poeterei", dichtete dann fleißig in dieser Art und riß sohin die Dichter mit sich fort auf die rechte Bahn. Das war ein großer Fortschritt. — Hand in Hand damit ging der Umschwung, den Opitz in Betreff der Dichtersprache hervorrief. Er war es, welcher die hochdeutsche Schriftsprache nun auch zur deutschnationalen Dichtersprache erhob, zur Sprache der Dichter aller Gaue. Er hat wenigstens die Sache zum Durchbruch gebracht. — Aber freilich (und das ist sein drittes großes Verdienst), Opitz mußte diese Sprache, wie er sie vorfand, bedeutend reformiren, damit sie sich dem neuen Versfußgesetz fügte und anpaßte: und er hat sie in der That ganz gründlich reformirt; er hat sie gereinigt, veredelt, biegsam, ja (wenn wir von einigen wenigen ihm noch anhaftenden Unarten absehen wollen) graziös gemacht (vgl. S. 177). — Allerdings schmälert sich aber sein Verdienst wieder etwas dadurch, daß er den langweiligen, unserer Sprache durchaus nicht angemessenen Alexandriner in unsere Poesie einführte, so daß er leider für lange Zeit herrschend blieb. — Wenn wir nun aber von einer Opitz'schen Schule sprechen, so wollen wir darunter nicht die ganze große Schaar all der Dichter verstanden wissen, die sich der von Opitz eingeführten Dichtersprache und Prosodie bedienten; denn in solchem Falle gehörten ja eigentlich fast alle deutschen Dichter von Opitz bis heute zu der Schule: wir heben vielmehr als Opitz'sche Schüler nur jene heraus, die das

[1] Seine erste Studie war die Uebersetzung von „Daniel Heinsii Lof — Sank vom Jesus Christus den ennigen ende ewigen sone Godes".

[2] Nur darin fehlte Opitz, daß er bloß Jamben und Trochäen zuließ.

unmittelbare Gefolge desselben bildeten und die insbesondere noch die Opitz eigenthümliche Ansicht theilten, die Poesie solle in erster Linie eine „nützende" Kunst sein, und müsse deßhalb vor Allem „gedankenreiche" Werke hervorbringen.

2) Der begabteste Lyriker der Schule ist der so früh verblichene Arzt Paul Flemming (geb. 1606 in Hartenstein im Erzgebirge, gest. als Arzt in Hamburg im Jahr 1640). Kaum ist eines anderen Dichters Leben so anziehend, so romanhaft, wie das seine, obgleich es so früh erlosch. Denn Flemming war im Gefolge der pompösen holsteinischen Gesandtschaft, welche für den phantastischen Herzog eine persische Prinzessin als Braut gewinnen sollte. Mit ihr machte er die Reise über Moskau nach Persien zum Schach Sefi. Und wahrlich da fehlte es nicht an Abenteuern, Strapazen und Gefahren. Flemming konnte von Glück sagen, daß er Leben und Freiheit rettete und die Heimath wieder sah. Doch gerade Flemming besaß für solche Lagen den rechten männlichen Muth und — das rechte Gottvertrauen. Hören wir, wie er dieses als Leitstern in's Auge faßt, kurz bevor er zur See geht:

Ergebung an Gott.

1.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der Alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

2.

Nichts ist es spat und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen;
Ich stell's in seine Gunst.

3.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist:
Ich nehm es wie er's gibet;
Was ihm von mir geliebet;
Das hab' ich auch erkiest.

4.

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut;
Es sei heut oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

5.

So sei nun, Seele, seine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat:
Es gehe wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

Darum lähmte auch die gefahr- und mühevolle Reise seinen dichterischen Geist nicht im Geringsten; sie regte ihn vielmehr erst recht zum poetischen Fluge an. Eine ganze Reihe von herrlichen lyrischen Ergüssen verdanken wir nämlich dieser Reise. In Persien dichtete er auch das berühmte Sonett:

An sich.

Sei dennoch unverzagt, gib dennoch unverloren,
Weich keinem Glücke nicht, steh höher als der Neid,
Vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt Alles für erkoren,
Nimm dein Verhängniß an, laß alles unbereut,
Thu, was gethan muß sein und eh' man's dir gebeut,
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glück
Ist sich ein Jeder selbst. Schau alle Sache an,
Das alles ist in dir. Laß deinen eiteln Wahn.

Und eh du selber gehst, so geh in dich zurücke;
Wer selbst sein Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die ganze Welt und Alles unterthan.

Desgleichen dichtete er noch in Astrachan die poetische Beschreibung der Reise, welche durchaus gelungen ist. Ordnen wir seine poetische Hinterlassenschaft, so erhalten wir außer dem eben genannten beschreibenden Gedicht noch Lieder (geistliche und weltliche), Oden und Sonette. Die geistlichen Sonette sind wohl die besten Erzeugnisse unseres Dichters. Ueberhaupt ist er (wenigstens unter den allseitigen Lyrikern) der beste Lyriker des 17ten Jahrhunderts.

Ja „Flemming hat das von Opitz künstlich und mühsam gestimmte Instrument wirklich tönend gemacht" (Menzel). Er sang aus voller Brust, Opitz sang mehr nur aus dem Kopfe; Flemming sang das Erlebte, Opitz suchte sich mühsam den Sangesstoff; Flemming sang feurig und schwunghaft, Opitz sang gelehrt und kühl.

3) Wie bald das Kirchenlied „die neue Kunst" umrankte, zeigen die Lieder des schlesischen Predigers Johannes Heermann (1585—1647). In seiner „Haus- und Herzmusika" singt er uns Lieder voll Herzenseinfalt und starker Zuversicht auf Gott. Er wurde aber auch durch des Krieges Drangsal tüchtig in Geduld und Ergebung geschult; denn dreimal verlor er dabei Hab und Gut. Sein schönstes Lied beginnt: „Jesu Deine tiefen Wunden" ꝛc. — Gleichfalls unter Opitz'schem Einfluß dichtete Georg Neumark (1621—1681), ein geborener Thüringer, der aber längere Zeit in Preußen (Königsberg) lebte und nur aus Liebe zur Heimath in dieselbe zurückkehrte, allwo er auch Bibliothekar zu Weimar wurde. Nur seine geistlichen Lieder zeichnen wir hier aus, unter ihnen obenan das allbekannte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc."

Trostlied.

1. Wer nur den lieben Gott läst walten,
Und hoffet auf Ihn allezeit,
Der wird ihn wunderlich erhalten
In aller Noht und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

2. Was helfen uns die schwere Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseuftzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreutz und Leid
Nur grösser durch die Traurigkeit.

3. Man halte nur ein wenig stille,
Und sey doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille
Wie sein Allwissenheit es fügt;
Gott, der uns Ihm hat auserwehlt,
Der weiß auch sehr wol, was uns fehlt.

4. Er kennt die rechte Freudenstunden,
Er weiß wol, wenn es nützlich sey;
Wenn Er uns nur hat treu erfunden
Und merket keine Heucheley,
So kömmt Gott, eh wir uns versehn
Und lesset uns viel Guts geschehn.

5. Denck nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seyst,
Und daß Gott dem im Schoße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist;
Die Folgezeit verändert viel,
Und setzet Jeglichem ein Ziel.

6. Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen,
Und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich;
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürtzen kann.

7. Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird Er bei dir werden neu;
Den, welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläst er nicht.

Auch mehrere fürstliche Dichterinnen versuchten sich in der „neuen Kunst", aber meist nur Kirchenlieder dichtend, so z. B. Luise Henriette (geb. in Haag 1627, gest. 1667), die erste Gemahlin des großen Kurfürsten.

4) Die Opitz'sche Schule ziert auch der berühmteste deutsche Kirchenliedsdichter Paulus Gerhardt. Er war in Sachsen (1606) geboren, wurde aber durch den Krieg nach Berlin verschlagen, wo er erst im vorgerückteren Alter ein geistliches Amt erhielt, Diakon an der Nicolaikirche wurde. Da er aber als strenger Lutheraner gegen die Union auftrat und insbesondere sich nicht an des Kurfürsten Edict (welches alle polemischen Predigten, namentlich das „Verketzern, Verlästern und Verdammen" der Andersgläubigen streng verbot) kehren wollte, wurde er brodlos und nahm den Wanderstab. Doch stellte ihn bald der Herzog von Merseburg zu Lübben an, wo er sieben Jahre darauf (1676) starb. — Seine 120 Lieder gab er nach und nach, je ein Dutzend, heraus als „geistliche Andachten". Wohl sind sie an poetischem Werth sehr verschieden; aber alle sind vom Geiste innigen Glaubens, frommer Begeisterung und besonders des freudigen Gottvertrauens durchweht.

Nebenbei werden wir auch durch eine gewisse ihnen inhaftende Naivetät angenehm berührt. Sie mögen wohl für seine Zeitgenossen eine solche Kraft zu rühren und zu bewegen gehabt haben, „daß sie selten ohne Thränen gesungen wurden" (Thomas Crenius). Auch der Jetztzeit (besonders den Protestanten) ist Gerhardt noch ein so lebendiger Dichter, wie kein Anderer aus jener Zeit. Der eine Theil seiner Lieder nun fesselt mehr durch die Anmuth, Grazie, die manchmal so die Oberhand gewinnen, daß die Lieder in's Weltliche zerfließen. Wie lieblich und süß ist doch z. B. sein Sommergesang. Andere sind hingegen majestätisch, tief ergreifend, so besonders das dem hl. Bernhard nachgebildete Passionslied (siehe unten).

Wie innig und naiv er singen kann, beweist schon die einzige Strophe: „Breit aus die Flügel beide, O Jesu meine Freude, Und nimm dein Küchlein ein. Will Satan mich verschlingen, So laß die Englein singen: Dies Kind soll unverletzet sein". Am bekanntesten ist sein akrostichisch gedichtetes: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen." Der Werth seiner Poesie liegt aber ebensowohl in der Form, als in dem Inhalte: „man kann sagen, daß Niemand vor ihm und selbst lange Zeit nach ihm das Deutsche so klangvoll, so klar aus warmem Herzen gesungen habe, wie Gerhardt" (Gruppe). Schließen wir mit einer Strophe aus seinem Danklied für den Frieden:

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wol auf, und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland! und sing Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe
Und danke Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Sommergesang von Gerhardt.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser schönen Sommerszeit
An deines Gottes Gaben:
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide:
Narcissus und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder:
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen:
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh
In's tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten:
Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen ganz von Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschaar
Zeucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr edle Honigspeise:
Des süßen Weinstocks starker Saft
Kriegt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt,
Darüber jauchzet Jung und Alt
Und rühmt die große Güte
Deß, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüte.

Ich selber kann und mag nicht ruhn:
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen:
Ich singe mit, wenn Alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hier so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden?

Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein,
Wie muß es da wohl klingen,
Da so viel tausend Seraphim
Mit eingestimmtem Mund und Stimm
Ihr Alleluja singen.

O wär' ich da, o stünd' ich schon,
Ach, süßer Gott, für deinem Thron
Und trüge meine Palmen,
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen u. s. w.

Passionslied.

(Nach dem hl. Bernhard von Clairvaux.)

(Abgekürzt.)

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt, zu Spott gebunden
Mit einer Dornenkron!
O Haupt, sonst schön gekrönet
Mit höchster Ehr und Zier,
Jetzt aber frech verhöhnet,
Gegrüßet seist du mir.

Die Farbe deiner Wangen,
Der rothen Lippen Pracht
Ist hin und ganz vergangen:
Des blassen Todes Macht
Hat alles hingenommen,
Hat alles hingerafft:
Und daher bist du kommen
Von deines Leibes Kraft.

Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last;
Ich, ich hab es verschuldet,
Was du getragen hast;
Schau her, hier steh ich Armer,
Der Zorn verdienet hat,
Gieb mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad.

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür:
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth;
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest ans Herze drücken:
Wer so stirbt, der stirbt wohl!

5) Als der tiefsinnigste Lyriker der Schule tritt uns Johann Scheffler* (Angelus Silesius) entgegen. Es wurde aber unser Dichter (1624) zu Breslau geboren. Nach absolvirten Studien machte er noch Reisen und wurde Leibarzt bei dem strenglutherischen Herzog zu Oels. Da ihn aber seine eingehenden theologischen Studien mehr und mehr zu dem beschaulichen gottgeweihten

Leben hinzogen, wie er es im Katholicismus gepflegt fand, legte er seine Stelle nieder, convertirte öffentlich zu Breslau 1653, ließ sich unter dem Namen Angelus firmen und wurde sogar Priester. Späterhin berief ihn der Bischof zu Breslau an seinen Hof, ernannte ihn zum bischöflichen Rath; doch zog er sich so oft er konnte und späterhin für ständig in das Kreuzherrnstift zurück, wo er auch 1677 entschlief. — Wir haben es hier nicht mit Schefflers apologetischen und Streit-Schriften zu thun, zu denen ihn sein Uebertritt veranlaßte sondern nur mit seinen Dichtungen. Und das sind einmal fünf Bücher geistlicher Lieder (205 an der Zahl), die er als „heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche" herausgab, und dann noch sechs Bücher voll tiefsinniger Sprüche (1600 an der Zahl, meist Zweizeilen), die er durch den „cherubinischen Wandersmann" zu verbreiten suchte.

In jenen Liedern nun singt er so kindlich gläubig, so heiß, ja schwärmerisch liebend, mit so morgenländischer Phantasie, daß er in seiner Zeit dasteht (und auch in unserer dastehen würde), wie eine Palme im Norden. Eben deßhalb mahnt sein Sang auch an das hohe Lied und kommen uns manche seiner Lieder zu tändelnd vor. Einzig in seiner Art, vielleicht das schönste geistliche Lied unserer ganzen Poesie ist das unten abgedruckte. — „Das Vorzüglichste von Scheffler bleiben seine Sprüche und geistlichen Sinngedichte, die den höchsten Tiefsinn mit kindlicher Klarheit und herzlicher Einfalt auf das schönste verbinden und meistens auch im Ausdruck sehr glücklich und oft meisterhaft sind" (Fr. v. Schlegel). Diese kostbaren so einfach gefaßten Gedankenperlen sind aber eigentlich lauter Variationen über einen einzigen Gedanken, nämlich den des Aufgehens in Gott, oder über den Satz: Nicht mehr ich lebe, sondern Gott lebt in mir. — Ueberhaupt ist der Grundton von Schefflers Lyrik der Art, daß der Dichter wie ein Schüler Meister Eckharts (vgl. S. 125), des allzukühnen Vaters der deutschen Mystik erscheint.

Geistliches Hirtenlied von Scheffler.

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht;
Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hast wiederbracht:
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich geschaffen war;
Liebe, die du Mensch geboren
Und mir gleich wardst ganz und gar:
Liebe, dir u. s. w.

Liebe, die für mich gelitten
Und gestorben in der Zeit!
Liebe, die mir hat erstritten
Ew'ge Lust und Seligkeit:
Liebe, dir u. s. w.

Liebe, die du Kraft und Leben,
Licht und Wahrheit, Geist und Wort;
Liebe, die sich bloß ergeben
Mir zum Heil und Seelenhort:
Liebe, dir u. s. w.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn:
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herze hat dahin:
Liebe, dir u. s. w.

Liebe, die mich ewig liebet,
Die für meine Seele litt;
Liebe, die das Lösgeld giebet
Und mich kräftiglich vertritt:
Liebe, dir u. s. w.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit;
Liebe, die mich wird umstecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit:
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Aus den „Hirtenliedern der in ihren Jesum verliebten Psyche".

Psyche vermahnt zur Nachfolge Christi.

1. Mir nach, spricht Christus, unser Held,
Mir nach, ihr Christen alle!
Verläugnet euch, verlaßt die Welt,
Folgt meinem Ruff und Schalle,
Nehmt euer Kreutz und Ungemach
Auff euch, folgt meinem Wandel nach.

2. Ich bin das Licht, ich leucht euch für
Mit heil'gem Tugend-Leben;
Wer zu mir kommt und folget mir
Darff nicht im Finstern schweben;
Ich bin der Weg, ich weise wol,
Wie man wahrhafftig wandeln sol.

3. Mein Hertz ist voll Demütigkeit,
Voll Liebe meine Seele;
Mein Mund der fleußt zu jeder Zeit
Von süssem Sanftmut-Oele;
Mein Geist, Gemüte, Krafft und Sinn
Ist Gott ergeben, schaut auff ihn.

4. Fällt's euch zu schwer? ich geh voran,
Ich steh euch an der Seite,
Ich kämpffe selbst, ich brech die Bahn,
Bin alles in dem Streite.
Ein böser Knecht, der still darff stehn,
Wenn er den Feldherrn an sieht gehn!

5. Wer seine Seel zu finden meynt,
Wird sie ohn mich verlieren;
Wer sie umb mich verlieren scheint,
Wird sie nach Hause führen.
Wer nicht sein Kreutz nimmt und folgt mir,
Ist mein nicht werth und meiner Zier.

6. So laßt uns denn dem lieben Herrn
Mit unserm Kreutz nachgehen,
Und wolgemut, getrost und gern
In allen Leiden stehen!
Wer nicht gekämpfft, trägt auch die Kron
Des ewgen Lebens nicht davon.

Aus dem „Cherubinischen Wandersmann".

1. Die neue und alte Liebe.

Die Liebe, wenn sie neu, braust, wie ein junger Wein;
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie seyn.

2. Der Geist bleibt allzeit frey.

Schleuß mich, so streng du wilt, in tausend Eisen ein,
Ich werde doch ganz frei und ungefesselt sein.

3. Ohne Warum.

Die Ros' ist ohn Warum; sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

4. Wer Gott dient, ist hoch adelich.

Mir dient die gantze Welt. Ich aber dien' allein
Der Ewgen Majestät: wie edel muß ich seyn!

5. Dein Kerker bist du selbst.

Die Welt, die hält dich nicht; du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.

6. In dir muß Gott geboren werden.

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.

7. Ich thue es Gott gleich.

Gott liebt mich über sich; lieb' ich Ihn über mich,
So geb ich ihm so viel, als er mir gibt aus sich.

6) So wenig war die Opitz'sche Schule auf Schlesien beschränkt, daß sich sogar ganze Gruppen von Opitzens außerschlesischen Schülern bildeten. So besonders in Königsberg, wo sie Opitz bei dessen Besuch ein Ständchen brachten und wohl auch in Hamburg. Dort war es insbesondere Simon Dach (1605 bis 1659), der an der hohen Schule als Lehrer und „glänzender Dichterstern" unbeneidet Aller Verehrung genoß. Er war ein überaus fruchtbarer Dichter; doch nur seine Lyrik zieht an. Natürlich hat auch er die geistliche wie die weltliche Lyrik gepflegt. Er erreicht Opitz in der Form und Flemming im Inhalte, ist so herzlich und launig wie dieser. Auch hat er nebenbei einen Zug des Volksthümlichen. Sein bekanntes plattdeutsches Lied „Anke von Tharow öß, de my gefölt, Se öß mihn Leven, mihn Goet on mihn Göld ꝛc." galt einer Pfarrerstochter vom Land; er mußte sich aber doch nach einer Anderen umsehen. Den Preis von allen seinen Liedern erhält:

Freundschaft.

1. Der Mensch hat nichts so eigen,
So wol stet jhm nichts an,
Als daß er Trew erzeigen
Vnd Freundschafft halten kan,
Wenn er mit seines gleichen
Sol treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Hertzen, Mund vnd Hand.

2. Die Red ist vns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor vns nur sollen leben
Vnd fern von Leuten sein;
Wir sollen vns befragen
Vnd sehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
Das vns betreten hat.

3. Was kan die Frewde machen,
Die Einsamkeit verhelt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzehlt.
Der kan sein Leid vergessen,
Der es von Hertzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.

4. Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt.
Dann sol mir auch gefallen,
Der mir sich hertzlich giebt.
Mit diesen Bunds-Gesellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Hellen,
Vnd breche durch den Tod.

7) Der Süden und Norden zugleich sind in der Schule vertreten durch Johann Georg Greflinger, der als notarius publicus zu Hamburg im Jahr 1667 starb. Seine Heimath ist wahrscheinlich die Donaugegend (Regensburg) und nur des Krieges Elend riß ihn aus dem juristischen Studium und verschlug ihn

nach dem Norden (zuerst nach Danzig, dann Hamburg). Er gab seine Gedichte in verschiedenen Abtheilungen heraus, zuletzt die „Poetischen Rosen und Dörner, Hülsen und Körner" (1655). Grundzug des Dichters ist so etwas Studentisches, nämlich frische Munterkeit und Offenherzigkeit. — Sein Lied ist schalkhaft und ernst, je nach dem Stoff, immer aber herzlich, tief empfunden. Der Grundzug seiner Lieder ist die Sangbarkeit (wie denn auch viele mit Noten begleitet oder auf bekannte Melodien angewiesen sind) und eine gewisse (freilich hie und da zu gröbliche und lascive) Volksmäßigkeit. Sehr spaßhaft sind auch seine Lieder gegen das Heirathen; doch ist es ihm nicht so ernst damit. „Ha, ha! soll ich denn nicht lachen, daß das Volk so Hochzeit macht? Ich, ich werde sie nicht machen, denn ich hab es wohl bedacht." So beginnt er ein langes Gedicht. Hören wir einige Strophen daraus, und dann noch ein zweites Lied anderer Art.

Aus einem Liede wider das Heirathen.

Bald ist man zu melancholisch,
Bald zu bäurisch, bald zu stolz,
Bald zu wild, bald zu katholisch,
Bald ist man ein grobes Holz,
Bald zu dick und bald zu mager,
Bald zu lang und bald zu hager,
Bald zu groß und bald zu klein,
Und was sonst für Mängel sein. —

Wann man eine hat besieget,
Daß sie unser Herze wird,
Und das Ja am Vater lieget,
Gott, wie wird man da verirt!
Da muß man zum Vater schicken,
Und sich vor der Mutter bücken,
O ich weiß, wie mir's erging:
Freien ist ein mühsam Ding. —

Ach, was muß man ihr nicht geben,
Wenn man hat das Ja gekriegt,
Gnade Gott, wo nichts zu heben,
Da wird keine Magd vergnügt,
Da begehrt sie Hut und Hauben,
Mützen, Strümpfe, Schuh und Schauben,
Thust du ihr gleich was sie will,
Thust du ihr doch nie zu viel. —

Wenn es an die Hochzeit gehet,
Gott, was Müh kommt da zur Hand,
Daß man ganz zerschlagen stehet,
Da, da läuft man in den Sand.
O des Laufens umb die Kleider,
Krämer, Becker, Schuster, Schneider,
Fleischer, Fischer, Silber, Zinn,
Umb die Wäsch- und Nätherin. —

Soll ich euch vom Hausrath sagen,
Was die Tische, Bänk' und Stühl',
Und der schöne Himmelwagen,
Wann das Herzchen fahren will,
Was die Wiege, was die Ammen,
O hier kommt die Noth zusammen!
Freie, wer da freien will,
Freien ist für mich zu viel.

Ein Bissen zum Trunk.

(In der Melodey: Einstmals als ich Lust bekam.)

Sa! du edler Rebensaft,
Schaffest Leben, Lust und Kraft,
Machst die Beutel ledig;
Fülltest du dieselben ein,
Ach, wie mächtig wollt' ich sein,
Reicher als Venedig.

Dann ich trinke trefflich gern,
Hab' auch allzeit Glück und Stern
Guten Wein zu kriegen:
Guter Wein wird gern gesucht,
Bringt dem Wirth auch gute Frucht,
Bleibt ihm nicht beliegen.

Wo der Wein im Glase springt,
Wo der Wirth zu essen bringt,
Und die Wirthin danzet,
O da bin ich trefflich gern,
Ja, bis daß der Morgenstern
Vor der Sonne glanzet.

Wirth und Wirthin, Glas und Wein,
Die nicht frisch noch fröhlich sein,
Sondern sauer schmecken,
Dienen nicht in meinen Sack,
Ja ich mag mit Hack und Back
Mich nicht gern beflecken.

Hab' ich Geld, so zahl' ich auch,
Hab' ich nicht, so ist's mein Brauch,
Daß der Wirth muß borgen:
Will er nicht, so laß ich Pfand,
Oder geb' ihm meine Hand,
Daß er nicht soll sorgen.

Es ist auch ein schlechter Mann,
Der kein Stübgen borgen kann
Bis zum andern Morgen,
Laß es eine Woche sein,
Länger laß ich insgemein
Mir von keinem borgen.

Borgen, Sorgen, bald entricht,
Das erzörnt die Wirthin nicht,
Macht den Wirth zum Freunde,
Spart die Kreide, schont die Wand,
Macht viel Ehr' und wenig Schand',
Borgen machet Feinde.

Jeder thut, so viel er kann,
Zahl' ich nicht, so schreibt es an,
Oder laßt es malen,
Fällt kein Geld noch Haberstroh,
Ei so will ich euch doch so
Wie die Mönchen zahlen.

8) Unverkennbar zeigt den Einfluß der Opitz'schen Kunst auch Sibylla Schwartzin (geb. 1621 zu Greifswald in Pommern), die Tochter eines geheimen Landrathes. Leider starb sie schon in der zarten Blüthe ihres Lebens, 17 Jahre alt. Sie versprach viel, denn sie besaß klassische Bildung und dichterische Anlage. Besonders ist an der jugendlichen Dichterin die Energie ihres Geistes und ihre gereifte Lebensanschauung zu bewundern. Beides erweist die folgende Probe, welche zugleich, mag auch der Anfang den Leser etwas abstoßen, doch von der tiefen Empfindung und der Phantasie der Dichterin Zeugniß ablegt.

Pfui, Pfui dich an, du schnöde Welt,
Du trübe Jammer-Schule,
Du Störenfried, du Kummerfeld,
Du rechter Satans-Buhle!
Fahr hin, fahr hin, ich lasse dich,
Gott, mein Erlöser, fordert mich.

Fahr hin mit deiner stolzen Pracht,
Mit deinem geilen Haufen,
Wie schwerlich wirstu Gottes Macht
Und reuffem Zorn entlauffen,
Fahr immer hin, Gott ist bei mir,
Mein Bleiben ist nicht mehr bei dir.

Wer ist, der in dir Ruhe find,
Der Bösserung verspüret?
Gott Lob mich, als ein seeliges Kind,
Die Allmacht Gottes führet,
Da ich, entbürdet aller Last,
Soll sein ein werther Himmels-Gast.

Drumb schwinge, bringe dich empor,
Du mein geplagtes Herze!
Auf, auf, gieb keinem nicht das Ohr,
Das Zagen macht und Schmerze!
Wirf alles frei auß deinem Sinn,
Was Welt und eitel ist, dahin.

Sich da, des Jakobs Leiter steht
Schon himmelwerts erhoben,
Das englische Geleide geht,
Und trägt die Post vohn droben:
Auf, auf mit uns in schneller Frist
Der Zeiger ausgelauffen ist.

Kein Noht noch Tod erschrecke dich,
Kein Böses lass dir träumen!
Da Lottes Weib sah hinter sich,
Mußt sie die Stette räumen:
Drum gehe frisch und freudig fort
Denn engen Weg zuhr Himmels-Pfort

Den harten Todeskampf tritt an,
Du meine liebe Seele,
Geh an die werthe Himmelsbahn,
Laß deines Körpers Höhle.
Der wird gar bald zu seiner Zeit
Dir nachzufolgen sein bereit!

§ 49. Die Opitz'sche Schule (Fortsetzung).

(Drama. Satire. Epigramm.)

1) Auch Dramatiker stellte die Opitz'sche Schule, darunter den besten des Jahrhunderts: Andreas Gryphius aus Großglogau (1616—1664). Er war ein gelehrter, allseitig gebildeter Mann (verstand elf Sprachen), zugleich ein sehr tüchtiger Rechtsgelehrter, was er von 1618 an als Syndicus des Fürstenthums Glogau bewies. Stets ging aber neben seinem Studieren oder amtlichen Wirken dichterisches Schaffen einher. Des Lebens Schule war für ihn von früh an sehr bitter. Eine Prüfung löste die andere ab, sein Gemüth zu belasten und seinen Charakter zu einem männlich-ernsten, ja finstern und tiefsinnigen auszuprägen. Diese düstere Stimmung liegt auch wie ein Flor über fast all seinen Poesien ausgebreitet. Und doch war ihm eine reiche Ader ächten Humors eingeschaffen, die dann und wann zum Flusse kam. — Wiewohl er auch als Lyriker ganz Gediegenes leistete und gleich Flemming das Haupt der Schule überflügelte, so hat er sich doch mehr durch seine Dramen den Dichterkranz erworben. Mit Vorliebe dichtete er tragische Stoffe und schuf demgemäß fünf größere Trauerspiele. Wir finden in allen die „Reyen" (Chöre) eingeführt, ebenso die Geister oder Gespenster (an deren Existenz Gryphius fest glaubte). Ferner zeigt er sich sehr gewandt im Pathos und in der schlagfertigen Wechselrede (Stychometrien), worin er es Euripides gleich thut. Mehreremal bringt er es damit bis auf hundert und mehr Verse. Aber daß Gryphius, wie seine Zeitgenossen meinten, der deutsche Shakespeare sei, sagt nun Niemand mehr. Der Mängel sind gar viele an seinen Tragödien, so daß sie selbst zu seinen Lebzeiten nicht lange fesselten und natürlich jetzt nur noch für die Literaturgeschichte Bedeutung haben. Doch wirkte das heilsam nach, daß er die Geschichte auf das Theater gebracht, indem er die Hinrichtung Karls I. (1649), was freilich ein frischblutiger Stoff war, dramatisirte. — „Papinian" ist seine gelungenste Tragödie. Wir geben hier kurz den Inhalt und eine Probe daraus:

Inhalt: Der Held Papinian opfert lieber das Leben seines Sohnes und sein eigenes dazu, als daß er seinem kaiserlichen Herrn Bassian zu Gefallen dessen am Stiefbruder begangenen Mord beschönigen hilft. Um so tragischer

ist der Verlauf, als Papinian kurz zuvor ebenso gewissenhaft eine Zumuthung der rachedürstenden Kaiserin-Mutter zurückgewiesen hatte, wornach er gegen den Lohn ihrer Hand und der Krone sie und das ermordete Söhnlein am kaiserlichen Mörder rächen sollte.

Gespräch aus der Tragödie „Papinian“.

(Wechselrede zwischen dem Kaiser und Papinian aus dem V. Akt.)

Papinian.

Mein Sohn, stirb unverzagt! dies Leben ist ein Kriegen
Voll Angst, ein solcher Tod das allerhöchste Siegen.

Bassian.

Der Sieg wird wahrlich dir nicht gar ersprießlich sein.

Papinian.

Dies ist der höchste Sieg, daß mein Gewissen rein!

Bassian.

Schaut, Völker, dieses heißt von großer Weisheit rasen.

Papinian.

Solch Rasen hat mir nie die Geister angeblasen.

Bassian.

Es bläset in den Wind, was dich so groß gemacht.

Papinian.

Wind, Schatten, Spreu und Rauch ist aller Menschen Pracht.

Bassian.

Das zeugt Papinian, der nichts aus Allem worden.

Papinian.

Es stürmet heut aus Ost und morgen leicht aus Norden.

Bassian.

Der Sturm riß deinen Stamm mit Ast und Wurzel aus.

Papinian.

Vor zweifelt' ich, nun hab' ich ein beständig Haus.

Bassian.

Beständig, wenn dein Sohn in eignem Blute badet.

Papinian.

Dem weder Beil noch Grimm des Fürsten hat geschadet.

Bassian.

Geschadet? Bringt hervor sein abgeschmissen Haupt.

Papinian.

Nun seh ich, o mein Kind, was ich von dir geglaubt,
Ich schau' den hohen Muth. —

2) Gryphius hat aber auch Lustspiele gedichtet, und darunter zwei, die unstreitig seine Tragödien weit übertreffen. Was hätte also der Dichter in dieser Gattung erst leisten können, wenn nicht sein Lebensgeschick wie ein Alp auf seiner Brust gelegen wäre! Das eine heißt: „Absurda comica oder Peter Squenz, Schimpfspiel." Dieses weiset zwar seinem Kerne nach auf Shakespeare zurück (d. h. auf ein Zwischenspiel seines „Sommernachtstraum"); aber Gryphius hat es doch so munter und launig durchgeführt, hat ihm solche Frische und Derbheit (fast nur zu viel) gegeben, daß es noch immer mit Vergnügen gelesen werden kann. — Das andere: „Horribilicribrifax und Daradiridatumdarides, ein Scherzspiel" ist um so verdienstlicher, als es gegen die entsetzliche Sprachmengerei, wie sie der 30jährige Krieg vollends groß nährte, und gegen die Schulfuchserei der Zeit gerichtet ist. Hier der Inhalt von beiden:

Von „Peter Squenz": Die Bürger von Rumpelkirchen wollen die Durchreise ihres Landesherrn durch ein Schauspiel verherrlichen. Peter Squenz, der sich vom Glöckner zum Schreiber und Schulmeister emporgeschwungen, dichtet zu dem Zweck ein Trauerspiel und studirt es mit den Bürgern ein. Er stellt sich bei der Ankunft des Königs diesem als den vornehmsten Mann der Welt vor. Sodann leitet er die Aufführung des Stücks: Nicht bloß die vorkommenden Personen, sondern auch der Mond, ein Löwe rc. werden durch die Bürger des Dorfes dargestellt; während der Action gerathen die Künstler in Streit über ihre Fehler. So wird das Trauerspiel eine wahre Komödie; der König wird dabei müder vom Lachen als Zuhören und belohnt solche Kurzweil königlich.

Von „Horribilicribrifax": Zwei kaiserliche Hauptleute, die als Titelrollen figuriren, suchen nach beendigtem Kriege glückliche (nämlich reiche) Heirathen zu machen. Dem einen gelingt es leichter; dem andern (Horribilicribrifax) ist aber ein Schulmeister Sempronius im Wege. Das komische Mittel des Stücks nun liegt vornämlich in der Sprachverwirrung; indem jene beiden Offiziere ihre Rede mit französischen und italienischen, Sempronius seine mit lateinischen Wörtern spicken und ein dazukommender Jude sogar mit holländischen und hebräischen Ausdrücken aufwartet, so daß sie von den übrigen bloß deutschredenden Personen in komischer Weise gebeutet werden.

Scene aus dem Scherzspiel „Horribilicribrifax".

Horribilicribrifax. Und wenn du mir bis in den Himmel entwichest, und schon auf dem linken Fuß des großen Beeren sessest, so wolte ich dich doch mit dem rechten Spornleder erwischen und mit zweyen Fingern in den Berg Aetna werfen.

Daradiridatumdarides. Garde vous Follastreau! meinest du, daß ich vor dir gewichen? Und wenn du des großen Carolo Bruder, der große Roland selbst, und mehr Thaten verrichtet hättest als Scanderbeck, ja in die Haut von Tamerlanes gekrochen wärest, solltest du mir doch keine Furcht einjagen.

Horrib. Ich, ich wil dir keine Furcht einjagen, sondern dich in zwey und siebenzigmal hundert tausend Stücke zersplittern, daß du in einer See, von deinem eigenen Blut, ersticken solltest. Jo ho vinto l'inferno e tutti i Diavoli.

Darab. Ich wil mehr Stücker von dir hauen, als Sternen itzund am Himmel stehen, und will dich also tractiren, daß das Blut von dir fliessen soll, bis die oberste Spitze des Kirchthurms darinn versunken.

Horrib. Per non lascius piu oltre passar questa superba arroganza, will ich die ganze Belagerung von Troja mit dir spielen.

Darab. Und ich die Zerstörung von Constantinopel.

Horrib. Jo spiro morte e tutore, doch laß ich dir so viel Zeit, befiehl deine Seele Gott, und bete ein Vaterunser.

Darab. Sprich einen englischen Gruß und hiermit stirb.

Horrib. Du wirst zum wenigsten die Reputation in deinem Tode haben, daß du von dessen unüberwindlicher Faust gestorben, der den König in Schweden niedergeschossen.

Darab. Tröste dich mit dem, daß du durch dessen Hand hingerichtet wirst, der dem Tilly und Pappenheim den Rest gegeben.

Horrib. So hab ich mein Schwerdt ausgezogen in der Schlacht vor Lützen.

Darab. Morbleu, me voilà en colère! mort de ma vie! je suis faché par ma foy. So hab ich zur Wehre gegriffen in dem Treffen vor Nerglingen.

Horrib. Eine solche positur machte ich in der letzten Niederlage vor Leipzig.

Darab. So lief ich in dem Waal-Graben, als man Glogau hat einbekommen.

Horrib. Ha! Ha! Ist er nicht quaesto Capitaino, mit dem ich Kugeln wechselte bei der Gula?

Darab. O! Ist er nicht derjenige Signeur, mit dem ich Brüderschafft machte zu Schlichtigheim?

Horrib. Ha mon Signeur, mon Frère!

Darab. Ha fradello mio illustrissimo!

Horrib. Behüte Gott, welch ein Unglück hätte bald geschehen sollen!

Darab. Welch ein Blutvergiessen! masagre et strage, wenn wir einander nicht erkennet hätten!

Horrib. Magnifici et Cortesi Heroi können leicht unwissend zusammengerathen.

Darab. Les beaux esprits lernen einander durch dergleichen rencontre erkennen.

3) In der Satire that sich der Opitzianer **Joachim Rachel** (geb. 1618 zu Lunden im Dithmarsischen, Schulrector in Schleswig, gest. 1669) hervor. In seinem Wesen lag etwas Naturwüchsiges, Derbes; deßhalb zog es ihn denn auch zu Juvenal als seinem Vorbilde hin. Wie dieser, trug Rachel etwas stark auf und fuhr scharf darein, was aber seine Zeit und seine Landsleute ertragen konnten. Bei aller Laune aber und bei allem Spott macht sich doch ein biederer Grundton geltend und, was gewiß hoch zu schätzen, eine sittliche Entrüstung gegen die unlautere Dichtungsweise mancher Zeitgenossen. Seine Themata sind: Das poetische Frauenzimmer, die Kinderzucht, der Freund, der Poet, das Gebet, Jungfernlob 2c. Besonders geißelt er die Gelegenheitsdichterei (vgl. S. 171), die alles verdorben habe, sowie die Eilfertigkeit und Sorglosigkeit der Dichter, und fordert:

Wer ein Poet will sein, der sei ein solcher Mann,
Der mehr als Worte nur und Reimen machen kann:
Der aus den Römern weiß, den Griechen hat gesehen,
Was für gelehrt, beredt und sinnreich kann bestehen:
Der nicht die Zunge nur nach seinem Willen rührt,
Der Vorrath im Gehirn und Salz im Munde führt,
Der durch den bleichen Fleiß aus Schriften hat erfahren
Was merklichs ist geschehn vor vielmal hundert Jahren,
Der guten Wissenschaft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Oel als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht,
Der endlich aus sich selbst was vorzubringen waget,
Das kein Mensch hat gedacht, kein Mund zuvor gesaget.

4) Treu zu Opitz stand auch der schlesische Edelmann Friedrich von Logau (geb. 1604 zu Brockgut, gest. zu Liegnitz 1655 als herzoglicher Rath). Nur als überaus fruchtbarer und gewandter Epigrammendichter verdiente er sich das Andenken, das Lessing wieder erweckt hat. Ueber 3500 Epigramme gab er unter dem Namen „Salomon von Logau" heraus, von denen manche klassisch, viele gut, viele auch unbedeutend sind. Im Palmenorden hieß er darum „der Verkleinernde". Sehr oft und mit Schärfe stichelt er auf das Hofleben, den Wandel der Hofgunst u. s. w.

Epigramme.

Guter Anfang.

Selten ist wol abgegangen,
Was nicht wol ist angefangen.

Bosheit.

Der schwärzeste Mohr der schönste Mohr:
Der Schlimmste kommt am ehsten vor.

Lohn für Dienst.

Treuer Dienst heischt seinen Lohn,
Ob er gleich nicht sagt davon.

Schwindel.

Die Welt ist rund und läuft herum,
Drum sind viel Leute schwindeldumm.

Das Hofjahr.

Einen Monat nur hat das Hofe-Jahr,
Weil nur der April da im Brauche war.

Hofe-Gunst.

Herren-Gunst und Vogel sind noch wohl zu fangen,
Herren-Gunst und Vogel sind geschwind entgangen.

Geduld.

Leichter träget, was er träget,
Wer Geduld zur Bürde leget.

Freundschaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt für Früchte Blumen handeln.

Geizhals.

Den Geizhals und ein fettes Schwein
Sieht man im Tod erst nützlich sein.

Trau, schau wem.

Trau, schau wem: Gotte trau,
In der Welt hingegen schau.

Ein Frosch.

Die Stimm ist groß, der Mann ist klein:
Was nahe nichts, hat ferne Schein.

Wahrheit und Lügen.

Die Wahrheit ist ein Oel, die Lügen Wasser; schwimmt
Doch endlich oben auf, wie viel man Wasser nimmt.

Blendung kommt vor Schändung.

Wer kürzlich werden soll gestürzet und geschändet,
Wird meistentheils vorher bethöret und geblendet.

Friede und Krieg.

Der Krieg ist köstlich gut, der auf den Frieden bringt,
Ein Fried ist schändlich arg, der neues Kriegen bringt.

Gold.

Der gelbe Kern der Erde, das Gold, hat alle Kraft,
Vor ihm ist alles Schall: Witz, Tugend, Wissenschaft.

Die jetzige Weltkunst.

Die Weltkunst ist ein Herr, das Christenthum ihr Knecht;
Der Nutz sitzt auf dem Thron, im Kerker steckt das Recht.

An den Naso.

Naso, dir ist deine Nase statt der Sonnenuhr bereit,
Wann der Schatten weist gerade auf das Maul, ist's Essenszeit.

Auf den Fungus.

Fungus Maul ist eine Mühle, die gar gäng' in ihrem Lauf;
Mahlet Witz kaum eine Handvoll, schüttet Wort' ein Malter auf.

Wein.

Der Wein ist unser noch, wann ihn das Faß beschleußt,
Sein aber sind wir dann, wann ihn der Mund geneußt.

Engeländer, Königsmörder.

König Karl in Engeland
Ward der Krone quitt erkannt:
Daß er dürfe keiner Krone
Machten sie ihn Kopfes ohne.

Vom Opitio.

Im Latein sind viel Poeten, immer aber ein Virgil:
Deutsche haben einen Opitz, Tichter sonsten eben viel.

5) Im Gefolge von Opitz erblicken wir auch einen Satiriker aus dem Süden: Johann Michael Moscherosch (geb. 1600 zu Wilstädt bei Straßburg, gest. als kurf. mainzischer Hofbeamter zu Worms 1669). Er schrieb eine Reihe Satiren in der Form von Traumgesichten oder Visionen und edirte sie als: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sitte-

wald." Darin behandelt er denn: „Schergen-Teufel, Welt-Wesen, Venus-Narren, Todten-Heer, Letztes Gericht, Höllen-Kinder, Hof-Schule; à la mode Kehraus, Hans hinüber — Gans herüber, Weiber-Lob, Tournier, Pflaster wider das Podagram, Soldaten-Lob, Reformation". Am achtbarsten erscheint der Dichter, wo er zwei Unsitten der Deutschen geißelt, nämlich deren Vorliebe für fremde Tracht und Sprache. Eine Probe aus à la mode Kehraus möge dieß zeigen:

Philander gelangt in das Schloß Geroldseck, in welchem der Sage nach uralte deutsche Helden: Ariovist, Armin, Sigfrid, Wittekind u. A. zu gewissen Zeiten des Jahres sich sehen lassen, um den Deutschen, wenn sie in höchster Noth und dem Untergange nahe sind, zu Hülfe zu eilen. Philander, wegen seines Namens, seiner Tracht und seines Aussehens für einen Welschen gehalten, wird vor ein Gericht der Könige gestellt, da des Ariovistus alter Zorn gegen die Römer durch die Schändlichkeiten der welschen Soldaten in den letzten Kriegen noch gesteigert worden ist. Sittewald soll nun beweisen, daß er ein Deutscher sei.

„König Ariovist hieß mich besser hinzutreten. „Und hörest du", sprach er, „ich bin auf meiner gestrigen Meinung, je länger ich dich ansehe und höre, gestärket, daß du nicht ein geborner Deutscher, sondern ein Welscher seist, und als ein Kundschafter hierhero kommen. Dann es darum nicht folget, weil dir die deutsche Sprache bekannt, daß du deswegen ein geborner Deutscher seiest und ein deutsch Gemüth und Herz habest."

„Gnädigster Herr König", sprach ich, „wie könnte ich doch einem Welschen im Herzen je und immer hold sein, da ich doch alles Kreuz und Elend, alle Noth und Zwang von ihnen bishero habe dulden und erleiden müssen?"

„Warum denn, so du ein geborner Deutscher bist, hast du nicht auch einen deutschen Namen? Was soll dir ein griechischer oder hebräischer Name in Deutschland? was ist Philander für ein Gefräß? bist du von Sittewald, warum hast du einen welschen Namen? was? hm? was meinst du? hä? —"

„Gnädigster Herr König", sprach ich, „es sind solche Namen gemein bei uns!" —

„Gemein? ja wie die welschen Laster auch. Was habt ihr vermeinte Deutsche denn für Treu in euren Herzen gegen euer Vaterland, wenn ihr bedächtet, wie durch die Römischen Tyrannen, insonderheit den Cäsar, und durch die wälsche Untreu alles in Zerrüttung kommen, daß ihr gleichwohl ihre Namen zu gebrauchen euch noch gelüsten lasset? haben denn die deutschen Namen nicht Lusts und Zierde genug, euch zu nennen? Euere Tugenden und Thaten antag zu geben? Ist euch denn das liebe Deutsch sogar erleidet, daß ihr Erman, Erhardt, Manholdt, Adelhardt, Baldfried, Karl, Kunrad, Degenbrecht, Eitellieb, Friederich, Gotfried, Adelhoff, Hartwert, Theurdank, Volkhart ꝛc. und andere liebe, schönklingende deutsche Namen nur über Achsel ansehet und verlachet? Muß euch denn in euren Bocks-Ohren das griechische Philander, Philippus, Adolphus, Nicolaus, Theophilus, Theodorus ꝛc. und andere besser lauten? Schämet ihr euch denn eurer selbst und eurer redlichen Vorfahren? — Schäme dich für dem Teufel, wann du eine ehrliche deutsche Ader in deinem Leibe hast, daß du einen andern Namen, einen ausländischen Namen, und den du vielleicht selbst weder verstehest, noch weißest, sollst einem verständlichen, bekannten deutschen Namen vorziehen, oder mit welschen Farben anstreichen, mit De und Di füttern wollen." U. s. w.

Und an einer andern Stelle:

„Welches unvernünftige Thier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprach oder Stimm nur ändere? Hastu je eine Katz, dem Hund zu gefallen, bellen, Ein Hund der Katzen zu lieb mauchzen hören? Nun sind wahrhaftig in seiner Natur Ein teutsches festes Gemüth, vnd ein Schlipfferiger Welscher Sinn anderst nicht, als Hund und Katzen gegen einander geartet, vnd gleichwohl wolltet Ihr unverständiger als die Thiere ihnen wider allen Dank nacharten? Hastu je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeiffen hören? vnd ihr wollet die edle Sprach, die euch angeboren, so gar nicht zu obacht nemmen in ewerem Vatterland, Pfui dich der schand:

1. Fast jeder Schneider
Will jetzund leider
Der Sprach erfahren seyn
Vnd redt Latein:
Welsch vnd Französisch,
Halb Japanesisch,
Wann er ist doll und voll
Der grobe Knoll.

2. Der Knecht Matthies
Spricht: bona dies,
Wann er gut Morgen sagt,
Vnd grüßt die Magd:
Die wend den Kragen,
Thut ihm Dank sagen,
Spricht: Deo gratias,
Herr Hippocras.

3. Ihr bösen Teutschen,
Man sollt euch peitschen,
Daß ihr die Mutter-sprach
So wenig acht.
Ihr liebe Herren,
Das heißt nit mehren;
Die Sprach verkehren
Vnd zerstören.

4. Ihr thut alles mischen
Mit faulen Fischen,
Vnd macht ein misch gemäsch
Ein wüste wäsch.
Ich muß es sagen
Mit wemuth klagen,
Ein faulen Haaffen Käß,
Ein seltsam gfräß.

5. Wir hans verstanden,
Mit spott vnd schanden,
Wie man die Sprach verzehrt
Vnd ganz zerstört.
Ihr bösen Teutschen
Man sollt euch peitschen
In unserm Vaterland,
Pfui dich der schand!"

6) Endlich sei noch des Reisegefährten Flemmings — des Adam Olearius (Oelschläger) (geb. 1600) — erwähnt, welcher als herzoglicher Hofmathematikus und Bibliothekar zu Holstein-Gottorp weilte. Er war es, den Flemming meinte, als er bei der Nachricht vom Tode Opitzens (1639) in Asien dichtete: „Kömmt ein Olivenzweig aus Persien nicht wieder, So steht der Lorbeerwald in seiner letzten Noth." Olearius hinterließ jedoch nur Epigramme. Aber nicht sowohl ihretwegen nennen wir ihn, als vielmehr um bei diesem Anlaß ihn als den ersten deutschen Uebersetzer persischer Poesien zu verehren. Er bot uns nämlich die Sprüche des Schich Saadi und die Fabeln des Lokman.

Zweite Gruppe.

§ 50. Vereinzelt stehende Zeitgenossen von Opitz.

1) Wir stellen nun jene Dichter in eine Gruppe zusammen, die wohl zur Zeit Opitzens lebten, aber weder zu seiner Schule,

noch auch zu einer andern (wie z. B. der Nürnberger) gezählt werden können. Es sind also vereinzelte Erscheinungen, von denen mehrere sogar offene Gegner der „neuen Kunst“ waren, einer aber (Spee) den Regeln der Opitz'schen Prosodie gemäß dichtete, ohne die Opitz'schen Schriften zu kennen (vgl. unten). Begreiflicherweise finden sich in dieser Gruppe meist Leute aus den südlichen Gauen und katholische Dichter zusammen.

2) Dem Alter und dem deutsch-originalen Wesen nach gebührt die erste Stelle — Friedrich von Spee*. Dieser edle Mann ist im Jahr 1591 zu Kaiserswerth dem adeligen Geschlechte der Spee von Lengenfeld entsprossen. Mit 19 Jahren trat er in den Jesuitenorden, wirkte später darin zuerst als Lehrer, dann als Missionspriester zu Paderborn, Würzburg und Bamberg. Damals grassirte das furchtbare Unwesen der Hexenverbrennung und zwar gleich stark in protestantischen wie katholischen Gegenden und fast mehr noch von Juristen als Theologen geschürt. Unser Dichter nun mußte an 200 Hexen zum Tode vorbereiten und ach! dabei die volle Gewißheit ihrer Unschuld erlangen. Der Kummer bleichte früh seine Haare; drum wagte er es, diesen großartigen Justizmord durch die berühmte Schrift „cautio criminalis“ zu enthüllen und so die erste Bresche in jene furchtbare Hexengerichtsordnung zu schießen. Er starb 1635 zu Trier an einem Fieber in Folge der Anstrengungen auf dem Schlachtfelde und in den Spitälern. „Wohlthuend ging er vorüber“, kann man also auch von ihm sagen. — Wie viel mehr muß es uns also freuen, wenn wir in ihm einen ganz vortrefflichen original deutschen Sänger finden, der zudem aus sich selbst die rechte Fährte in Betreff der Prosodie fand! Aber erst 14 Jahre nach seinem Tode erschienen seine (jedoch nur geistlichen) Lieder als „Trutz Nachtigall oder geistliches poetisches Lustwäldlein, desgleichen noch nie zuvor in deutscher Sprache gesehen, Köln 1649“. Es sollte nämlich, wie er in der Vorrede sagt, „trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singen“. Sein „güldens Tugendbuch“ ist zunächst Erbauungsprosa, doch auch mit Liedern durchschossen. Dieß Buch ist wahrhaft „gülden“; denn es birgt in sich das Gold der Weisheit, von Christo zu Tag gefördert, von seinem Diener herrlich geformt.

Das Urtheil über Spee als Dichter möge ein gewiß unparteiischer Kritiker der Neuzeit fällen: „Friedrich von Spee ist eine Feldblume unter den im Gartenbeet gezogenen, gleichsam die wilde Rose unter all dem Flor der holländischen Zwiebeln, eine Art Eichendorff unter den Dichtern des 17ten Jahrhunderts; sein Gesang ist der eines freien Waldvögeleins unter den eingefangenen und abgerichteten, er wurzelt mit seiner ganzen Anschauung in einer längst vergangenen Zeit, er ist eine Stimme, wie aus einem ganz andern Jahrhundert und er hat noch Zusammenhänge mit Klängen alter Volkspoesie, welche für die Kunstpoeten längst bis auf die letzte Spur verloren waren. Wir finden bei

ihm Töne des Minnegesanges wieder und die volle Kindlichkeit alter Volksdichtung, er weiß nichts von den Griechen und Ausländern, die ganze neue Bildung des Jahrhunderts ist für ihn nicht vorhanden, und so spricht er auch eine ganz andere Sprache, ein ganz anderes Deutsch“ (Gruppe).

Eingang zur Trutznachtigall.

1. Wann Morgenroth sich zieret,
Mit zartem Rosenglanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächtlich Sternentanz,
Gleich lüstet mich spazieren
In grünen Lorbeerwald,
Allda dann musicieren
Die Pfeiflein mannigfalt.

2. Die flügelreiche Schaaren,
Das Federbürschlein zart,
In süßem Schlag erfahren,
Noch Kunst noch Athem spart;
Mit Schnäblein wohlgeschliffen
Erklingens wunderfein,
Und frisch in Lüften schiffen
Mit leichten Rüderlein.

3. Der hohle Wald ertönet
Ab ihrem krausen Sang;
Mit Stauden stolz gekrönet
Die Kruften geben Klang;
Die Bächlein krumm geflochten
Auch lieblich stimmen ein,
Von Steinlein angefochten
Gar süßlich sausen drein.

4. Die sanfte Wind' in Lüften
Auch ihre Flügel schwach
An Händen, Füß und Hüften
Erschüttlen mit Gemach;
Da sausen gleich an Bäumen
Die lind gerührte Zweig',
Zur Musik sich nit säumen;
O wohl der süßen Streich'!

5. Doch süßer noch erklinget
Ein sonders Vögelein,
So seinen Sang vollbringet
Bei Mond- und Sonnenschein;
Trutznachtigall mit Namen
Es nunmehr wird genannt,
Und vielen wild und zahmen
Obsieget unbekannt.

6. Trutznachtigall man's nennet,
Ist wund von süßem Pfeil;
Die Lieb' es lieblich brennet,
Wird nie der Wunden heil;
Geld, Pomp und Pracht auf Erden,
Lust, Freuden es verspott,
Und achtet's für Beschwerden,
Sucht nur den schönen Gott.

7. Nur klingelt's aller Orten
Von Gott und Gottes Sohn,
Und nur zun Himmelspforten
Verweiset's allen Ton;
Von Bäum zun Bäumen springet,
Durchstreichet Berg und Thal,
In Feld und Wäldern singet,
Weiß keiner Noten Zahl.

8. Es thut gar manche Fahrten,
Verwechselt Ort und Luft;
Jetzt findet man's im Garten
Betrübt an hohler Kluft;
Bald frisch und munter singlet
Zusamt der süßen Lerch,
Und lobend Gott umzinglet
Den Oel- und andern Berg.

9. Auch schwebet's auf den Weiden
Und will beim Hirten sein,
Da Cedron kommt entscheiden
Die grüne Wiesen rein,
Thut zierlich sammen raffen
Die Verslein in Bezwang,
Und setzet sich zun Schafen,
Pfeift manchen Hirtensang.

10. Auch wieder da nit bleibet,
Sich's hebt in Wind hinein,
Den leeren Luft zertreibet
Mit schwanken Federlein.
Sich setzt an grober Eichen
Zur schnöden Schedelstatt,
Will kaum von dannen weichen,
Wird Kreuz noch Peinen satt.

11. Mit ihm will mich erschwingen
Und, Manchem schwebend ob,
Den Lorbeerkranz ersingen
Mit deutschem Gotteslob.
Den Leser nicht verdrieße
Der Zeit und Stunden lang,
Hoff', ihm es noch ersprieße
Zu gleichem Citherſang.

Liebesgesang zu Anfang des Sommers.

Der trübe Winter ist vorbei,
Die Kranich wiederkehren,
Neu reget sich der Vogelschrei,
Die Nester sich vermehren.
Laub mit Gemach
Nun schleicht an Tag,
Die Blümlein sich nun melden.
Wie Schlänglein krumm
Gehn lächelnd um,
Die Bächlein kühl in Wälden.

Die Brünnlein klar und Quellen rein
Viel hier, viel dort erscheinen,
All silberweiße Töchterlein
Der hohen Berg und Steinen.
In großer Meng
Sie mit Gedräng
Wie Pfeil von Felsen ziehen;
Bald rauschens her
Nicht ohn Geplärr
Und mit den Steinlein spielen.

Die Jägerin Diana stolz
Auch Wild und Wassernymphen
Nun wieder frisch im grünen Holz
Gehn spielen, scherz= und schimpfen.
Die reine Sonn
Schmückt ihre Kron,
Den Köcher füllt mit Pfeilen;
Ihr bestes Roß
Läßt laufen los
Auf marmorglatten Meilen.

Mit ihr die kühlen Sommerwind
Als Jüngling still von Sitten
In Luft zu spielen sind gesinnt,
Auf Wolken leicht beritten.
Die Bäum und Näst
Thun auch das best,
Bereichen sich mit Schatten,
Da sich verhalt
Das Wild im Wald
Wann's pflegt von Hitz ermatten.

Die Meng der Vöglein hören laßt
Ihr Schyr und Tyre Lyre;
Da sauset auch so mancher Nast,
Sam er mit musicire.
Die Zweiglein schwank
Zum Vogelsang
Sich auf und nieder neigen,
Auch höret man
Im Grünen gahn
Spazieren Laut und Geigen.

Wo man nur schaut, fast alle Welt
Zur Freuden sich thut rüsten;
Zum Scherzen Alles ist gestellt,
Schwebt Alles fast in Lüsten;
Nur ich allein,
Ich leide Pein,
Ohn End werd ich gequälet;
Seit ich mit dir
Und du mit mir,
O Jesu, dich vermählet.

Nur ich, o Jesu, bin allein
Mit stetem Leid umgeben,
Nur ich muß nur in Schmerzen sein,
Weil nicht bei dir mag leben.
O stäte Klag,
O während Plag,
Wie lang bleib ich gescheiden?
Von großem Weh,
Daß dich nicht seh,
Mir kommt so schweres Leiden.

3) Neben Spee stellen wir noch einen andern deutschen Lyriker aus dem Ordensstande — den Kapuzinerpater **Prokopius*** (geb. 1608 zu Templin in der Mark Brandenburg; gest. 1680 zu Linz im Rufe eines heiligen Mannes). Prokopius liebte es, das Geheimniß des jeweiligen Festes nicht bloß von der Kanzel aus, sondern auch vom Parnaß aus zu verherrlichen. Wie er unermüdlich war als Wanderprediger, so auch ungemein fruchtbar als Dichter. Doch freilich als Prediger steht er ungleich höher, denn als Poet. In jener Eigenschaft zeigt er sich wie ein Vorläufer des Abraham a Sancta Clara; als Poet reicht er aber lange nicht an Spee oder Scheffler hin. Er ist mehr nur Meistersänger, ist

bilderarm und etwas trocken; doch zieht uns sein reiner gerader Sinn, sein munteres einfältiges Gemüth und der halb und halb volksmäßige Ton an. Nur seine **Marienlieder** empfehlen sich als etwas besonders Schönes.

Advent.

Der geistliche Himmelslauf.

Zur Mitternachtsstund
Einstmals ich munter ward,
Fröhlich ich aufstund
Von meinem Bettlein hart;
Ich bethet meine Metten
Dem höchsten Gott zu Lob,
Wollt' mich hinfür erretten
Vom Schlaf; ich thät' die Prob,
Wollt' der Betrachtung
Ein wenig liegen ob.

Ich ging in Garten,
Hebt meine Augen auf,
Thäte abwarten
Dem schönen Himmels-Lauf,
Viel groß und kleine Sterne,
Jeder in seinem Glanz,
Von nahe und von fernen
Herzohen wie zum Tanz
Als Edelknaben
Dem Dienst ergeben ganz.

Ueber eine Weile
So kam daher von fern
In schneller Eile
Der helle Morgenstern,
Ei wie schön thät' er leuchten
Im selben blauen Feld!
Die andern all' ihm weichten
Als einem tapfern Held,
Ich lobt' den Herren,
Der alles so bestellt.

Gar bald hernach her
Die liebe Sonn' ging auf,
All Sternen wacker
Vollendeten ihren Lauf,
Verblichen und verschwunden
Als wären's nimmer dort,
Die Sonn' allein dort stunde,
Schritt majestätisch fort,
Nur sie durchschiene
Die Welt an alle Ort.

Ich bey mir sagte:
Die Ordnung hielte Gott,
Da er gedachte
Zu retten uns aus Noth,
Als er ein Mensch wollt' werden
Annehmend Fleisch und Blut,
Und kommen auf die Erden
Unserm Geschlecht zu Gut,
Aus lauter Liebe
In's Werk Er's setzen thut.

Große Propheten,
Auch Patriarchen viel
Vor ihm hertreten
Zu diesem End' und Ziel,
Als kleine Stern' und Lichter
Mit Glanz der Heiligkeit
Verkünden und verrichten
Messiä Gnaden-Zeit,
Damit die Menschen
Sich hielten wohl bereit.

Johann der Täufer
War wie der Morgenstern,
Als sein Vorläufer
That er das herzlich gern;
Nachdem sie nun verrichtet
Nach ihrer Möglichkeit,
Wozu sie Gott verpflichtet
Begeben sich's bei Seit;
Nun Jesus leuchtet
Als Sonn' in Ewigkeit.

Mariä Geburt.

Gleichwie die lieb' Waldvögelein,
Mit ihren Stimmen groß und klein,
Früh Morgens lieblich singen;
Sobald anbricht die Morgenröth,
Wenn's purpurfarb am Himmel steht,
In Berg und Thal sie klingen:

Also ihr Menschen kommt herbey
Laßt hören eure Melodey,
Das Kindlein zu begrüßen;
Heut fröhlich sein Geburtstag fällt,
Sanct Anna bringt es auf die Welt,
Es läßt sich euch genießen.

Der Morgenröth so kühl und naß,
Die schönen Blumen, Laub und Gras
Sich alle freundlich neigen,
Weil die mit solcher Gütigkeit
Erquicket ihre Mattigkeit
Ihr Reverenz erzeigen.
Also weil wie der Morgenthau
Heut aufgeht uns're liebe Frau.
Zur Trost der armen Seelen,
Sie billig grüßet Jedermann,
Denn sie ist, die uns tröſten kann,
Wenn uns groß Trauren quälen.

Maria hilf! wir bitten Dich,
So viel wir können, flehentlich,
Uns gnädiglich erhöre.
Sey uns ein' schöne Abendröth,
Wenn's jetzt mit uns zum letzten geht,
Ein gold'nes Stündlein b'schere.
Mach, daß wir in dem Paradeis
Selig auf engelische Weis
Lobsingen Deinen Namen.
Zu dem End' Du geboren bist,
Hast auch geboren Jesum Christ,
Der helf uns dorthin, Amen.

4) Fast gleichzeitig mit dem Genannten wurde der Hesse Johann Balthasar Schuppius zu Gießen (1610) geboren, ein Mann, der auf der protestantischen Kanzel in ähnlichem Tone predigte und ähnlichen Ruf deßhalb erlangte, wie Prokopius auf der katholischen, so zwar, daß Schuppius schon der protestantische Abraham a Sancta Clara genannt wurde. Er war auch sonst ein merkwürdiger origineller Mann. Er starb in Hamburg, wo er, einem Rufe folgend, Prediger bei St. Jakob wurde, 1661. Reiche und Arme trauerten um ihn. — Er schrieb viel, sowohl in Latein als Deutsch, hauptsächlich zahlreiche satirische Schriften (an die Fischart's und Moscherosch's erinnernd). Besonders opponirt er heftig „der neuen (Opitz'schen) Kunst" und ist der Führer einer damals sich regenden Reaction gegen dieselbe. Ihn ärgerte die Anmaßung mancher Opitzianer, welche über der Form den Inhalt versäumten und jene übermäßig hochstellten, als ob durch sie allein der Dichter ein Dichter sei. Und so schüttete er denn in seinem Eifer das Kind mit dem Bade aus. Viel Witz und Scharfsinn (an Lessing mahnend) wandte er auch in jenen Prosaschriften auf, die er über das Schulwesen schrieb. Da zeigte er sich denn als einen überaus praktischen Mann, als einen entschiedenen Gegner der ganzen beschwerlichen und unnützen Schulweisheit seiner Zeit, der allgemein angewandten lateinischen Unterrichtssprache, aber auch der übertriebenen Deutschthümelei, wie sie damals durch Zesen gepflegt war, und endlich der vielfach üblichen Methode, die Wissenschaft den Jungen einzubläuen. Er zeigte sich dabei aber auch als einen wahren Vater seiner Untergebenen (der Lehrer), indem er klagt, „daß man den Schul-Bedienten Zeißgen-Futter gibt und Esels-Arbeit aufleget". Als Lyriker ist er weniger nennenswerth, wiewohl seine Morgen- und Abendlieder und Passionslieder neuestens mehr im Werthe steigen. Hier vier Stophen eines Passionsliedes:

Weg, weg mit dir, du schnöde Welt,
Weg, weg, Aussehen, Lust und Gelt,
Ich will mich höher schwingen!

Mein Jesus hängt hier ausgespannt,
Der hat sein Herz zu mir gewandt,
Und der will für mich ringen.

Was frag' ich viel nach Menschengunst?
Es ist doch alles gar umsonst,
Was Sterbliche zusagen.
Es ist um einen Tritt gethan,
So weichet von dir jedermann,
Der zu dir Huld thät tragen.

Hier dieser Freund ist standhaft treu:
Auf daß er dir ein Leben sei,
Ist er für dich gestorben,
Du Gott hast meiner Sündenschuld
In höchster Liebe und Geduld
Das Himmelreich erworben.

Du solt ja meine Liebe sein,
Auf dich setz' ich den Trost allein,
Dir will ich mich ergeben,
Hilf, daß ich lasse nicht von dir,
Gieb ein beständigs Herze mir
Im Sterben und im Leben.

5) Ein Bekannter von Schuppius war der Satiriker Laurenberg, welcher sich selbst Hans Wilmsen Laurenberg nennt. In Rostock 1591 geboren, bildete er sich späterhin zum Professor der Poesie und Mathematik aus, lehrte diese Fächer eine Zeit lang in Rostock, starb aber zu Soroe 1659. Der treffliche Satiriker geißelt in Platt hauptsächlich die fremde (allamodische) Kleidertracht der Deutschen, die Sprachmengerei, die handwerksmäßige Gelegenheitsdichtung. Aber er macht auch Front gegen Opitz und die „allamodische" Kunst. Er will Nichts wissen von der Zählung und Messung der Silben, für den Dichter gäbe es kein Decret oder königliches Mandat. Ja sogar gegen das Neuhochdeutsch wehrt er sich; sein Platt ist ihm lieber, es verändere sich nicht alle fünfzig Jahre wie das Hochdeutsch und „de Reineke Vos" sei auch platt. So können wir also von ihm nur: „de veer olde berömede Scherzgedichte" verzeichnen.

6) Nicht sowohl wegen seiner deutschen, als vielmehr wegen seiner lateinischen Dichtungen sei auch der Jesuit Jakob Balde* genannt (geb. 1603 im Elsaß, später nach Baiern verpflanzt, wo er sich als churfürstlicher Hofprediger großen Ruhm erwarb und im Jahr 1668 zu Neuburg starb). In Deutsch dichtete er nur unbeholfen, fast holperig; aber seine lateinischen Oden stellen ihn so hoch und Herder hat ihm, nachdem er lange vergessen war, einen so herrlichen Kranz auf's Haupt gesetzt, daß wir ihn hier nicht übergehen dürfen. In der That scheint in ihm der alte Horaz auf deutscher Erde und mit christlichem Geiste wieder erstanden zu sein. Wir sagen auf deutscher Erde: denn Balde schrieb zwar seine Oden in klassischem Latein; aber er hauchte ihnen ächt deutschen Geist ein und man kann ihn insofern den katholischen Klopstock nennen. Ein tiefpatriotisches Gefühl beseelte ihn; ein unendlicher Schmerz über das im 30jährigen Krieg niedergetretene, aus allen Adern blutende Vaterland erfüllte ihn. Oft scheint sein Muth ob des Jammers zusammensinken zu wollen; doch ermannt er sich, richtet sich am Stab des Kreuzes auf und ruft sich zu: „Geduld besiegt ein jedes Uebel!" In seinen schönsten Liedern dient er der heiligen Jungfrau wie ein verklärter Minnesänger.

„Mit dem feinsten Tact hält er seine Subjectivität zurück, ohne sich der heiligsten Gestalt zu vertraulich zu nähern. Sie schwebt immer in höheren Regionen über ihm. Mit poetischer Meisterschaft faßt er die oberbaierischen und Tiroler Alpen gleichsam als ihr Piedestal auf. Fast immer erblickt er sie über Wäldern und Bergen, wozu ihm die vielen Gnadenorte im Gebirge nächsten Anlaß geben" (Menzel). So beginnt die „Waldrast" (Marienkloster auf den Tirolergebirgen) folgendermaßen:

Die ein heiliger dunkler Hain in Wolken
Rings umschattet und deckt mit seinen Zweigen,
Indeß über den Wolken sie umwallen
Liebende Sterne!

O wie lüstete mich's, dort ihren heil'gen
Sitz zu schauen, umringt von hohen Felsen,
Tief zu schauen hinab in's Thal der Erde,
Nahe den Sternen!

Liebe rief mich hinauf. Ihr Freunde kehret,
Kehret und nehmet hinab mein Wunschgelübde,
Hier zu sterben. In welchem Schatten fänd' ich
Süßere Ruhe?

Das alte Germanien.

Lateinisch.

Mens in antiquos agitat revolvi
Teutonum mores, et euntis aevi
Dispares Fastos aperire. Montem
Pandite, Musae!

Nempe florebas Alemanna quondam
Patrio pubes bene lota Rheno,
Cum tuos sacra trutinavit urna
Corniger artus.

Pura naturae facies amabat
Picta camporum nemorumque densa;
Inter et grato strepitu loquaces
Ludere Nymphas.

Caeduis stabat casa tecta ramis.
Una pastori pecorique eandem
Vix suo major domus inquilino
Praebuit umbram.

Adspici dignam sine fraude prolem
Uxor ingenti peperit marito,
Larga distenti dare militares
Uberis offas.

Nullus exempti lapis arva fundi
Clausa signabat, prohibens colonum.
Omnium fundus fuit unus et commune beatum.

Meta compressi nebulosa lactis
Glande dimota subigebat iram
Ventris, et fumans calidis ad ignem
Pultibus olla.

Hinc valens corpus, generisque magni
Stirps, et erectum super astra pectus,
Suda mens, grati facilesque laeto in
Gramine somni.

Dis bonis non ex Nomadum metallo
Ara surgebat, Phrygiave rupe;
Sat fuit caespes, genuumque supplex
Luna cadentum.

Cum vaporatae tonuere nubes,
Et domum quernam tremefecit aether:
Nemo pallebat, steterunt ad haec spectacula recti.

Crevit in dies animosa virtus;
Chaonum silvis penitus relictis
Sceptra divisit, populus coëgit,
Condidit urbes.

Marmor advectum ratibus, carinis,
Quale producit Thasus et Carystus,
Quale lucentes maculae cruentant
Synnade caesum.

Pro specu grandes habitantur aulae;
Hispidos mutat tegetes luporum
Purpurae fulgor Tyrioque lana
Murice tincta.

Plura Fortunae cumulo parantis
Mundus accessit, Latiique summus
Caesaris vertex, aquilaeque formidabile culmen.

Sors adhuc tanti toleranda Fati,
Donec hoc digni viguere mores,
Integer Mavors, Venus aequa, justi
Copia veri.

Fluxa Germani semel elocuti
Verba mox instar lapidis rigebant.
Vocis et facti tenor ex utroque
Unus et idem.

Quisque contentus, quod habebat, illo
Duxit optatos sine fraude soleis.
Rara vel Croesi soboles, vel Iri,
Prava sequentum.

Concha sinceri salis, et Lyaeus
Cum bono vultu satiabat omneis.
Divitem pauper tenuemque amicus
Juvit opimus.

At simul dulci medicata morte
Saxo commovit furialis arma,
Et fides, et pax rabiem virorum
Territa fugit.

Deutsch

(nach Viehoff's metrischer Uebersetzung).

Fern zurück uralte Teutonen-Sitte
Anzuschaun, Jahrhunderte, diesen Tagen
Ach! so ungleich, treibt mich der Geist; ihr Musen,
Hellet den Blick mir!

Blühend stieg empor Alemannen-Jugend
Aus des Rheins heimathlichen Fluthen, wann der
Hehre Stromgott sie aus geweihter Urne
Badend umspielte.

Rein und keusch noch schmückte Natur sich damals
Rings mit Waldung nur und Gefild; dazwischen
Scherzten anmuthreich mit geschwätz'ger Welle
Spielende Nymphen.

Baumgezweig bog über die Hütte sich als
Schirmend Dach; kaum höher, als ihre Bewohner,
Nahm sie Hirt und Heerde zugleich in einen
Gastlichen Schatten.

Da gebar Sprößlinge, des starken Vaters
Würdig, ihm truglos die geliebte Gattin;
Ihre Brust bot Fülle der Kraft dem jungen
Kriegergeschlecht dar.

Noch erhob auf Grenzen getrennter Feldmark
Sich kein Stein, nachbarlichem Pflanzer wehrend;
Denn gemeinsam war das Gefild, und alles
Gute gemeinsam.

Finstern Unmuth brütete nicht das Blut aus,
Wo den Tisch Spitzsäulen gepreßter Milch nur
Deckten, wo auf lodernden Heerdesflammen
Dampfte der Breitopf.

Solcher Kost entkeimte der Leiber Vollkraft,
Ganzer Stämm' hochragender Wuchs und Schönheit,
Heit'rer Sinn, sanftathmender Schlaf in fröhlich
Wucherndem Grase.

Für die Gottheit huben sich nicht Altäre
Aus Metall, aus Phrygiens Stein; ein bloßer
Rasenaltar däuchte genug, wann fromm die
Kniee sich beugten.

Wann die Luft schwerdonnernde Wolken deckten,
Wann von Grund aus bebte die Eichenwohnung,
Ward kein Antlitz bleich; mit erhob'nem Haupte
Sah'n sie das Schauspiel.

Mälig wuchs hochstrebender Muth zur Herrschlust,
Brach hervor aus düst'rer Chaonen-Waldung,
Theilte Königsscepter, vereinte Völker,
Gründete Staaten.

Prächtiger Marmor nahte zu Schiff und Wagen,
Wie Carystus ihn, wie ihn Thasus zeuget,
Wie er glanzvoll, röthlich gesprenkt, aus Synnas'
Brüchen emporsteigt.

Mit dem Prunksaal tauschten sie jetzt die nied're
Hüttenwohnung, leuchtende Purpurmäntel
Statt der Wolfshaut struppiger Deck' umhüllten
Jetzo die Glieder.

Höher stets aufwachsendes Glück gewann selbst
Ihnen Weltherrschaft und die Kaiserkrone
Latiums, gab ihnen des stolzen Adlers
Schrecklichen Blitzstrahl.

Solch Geschick war immer erträglich, weil noch
Zucht und Tugend blühten, die seiner würdig,
Weil noch Mavors rüstig und Venus keusch und
Wahrheit geehrt blieb.

War ein Wort germanischer Lipp' entfahren,
Ward es fest, gleich Felsen, erprobt in Brandung.
So voll Eintracht blieben das Wort, die That, als
Wären sie eins nur.

Was das Schicksal Jedem verlieh, genügt' ihm;
So entschwand truglos und beglückt das Dasein;
Keinen Krösus sah man und keinen Irus,
Freunde der Unthat.

Auch ein einfach Mal mit Lyäus Gabe
Und des Blicks Wohlwollen genügte Jedem;
Wechselfreundschaft schlang sich, ein festes Band, um
Reichthum und Armuth.

Aber seit todtsuchender Glaubenseifer
In den Kampf Germaniens Männer fortriß,
Floh entsetzt treuherziger Sinn und Ruh' die
Gauen der Heimath.

7) Hier reihen wir auch am passendsten die berühmteste literarische Frau jener Zeit ein, welche übrigens nur in Latein gedichtet hat, überhaupt mehr wegen ihrer großen Gelehrsamkeit, als wegen ihrer Poesie das Andenken verdient: Anna Maria Schurmännin (geb. zu Cöln 1607; Anhängerin der von Jean de Labadie gestifteten Schwärmersecte, die chiliastische Träumereien und verwirrte Begriffe über Besitz und Ehe hatte; starb 1678 in Westfriesland). Ihrer Zeit galt sie als ein Wunder, als die „holländische Minerva und Prinzessin der Gelahrtheit"; denn sie verstand vierzehn Sprachen (sogar Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Türkisch 2c.), trieb außerdem Mathematik, Philosophie, disputirte öffentlich zu Utrecht.

Dritte Gruppe.

§ 51. Die Dichter des italienischen Geschmackes.

(Die „prunkvolle" und die Nürnberger Schule.)

1) Auch die nun zu nennenden Dichter lernten von Opitz Regel und neuhochdeutsches Dichten; aber sie gingen nebenbei so sehr ihre eigenen Wege, in Stoff und Form, daß sie durchaus besonders zu gruppiren sind. Ja, auch die hier zusammengestellten Dichter scheiden sich wieder in zwei Lager, wie in der Aufschrift schon angedeutet; und nur das haben sie mit miteinander gemein, daß ihnen das Lehrhafte, die kühle Sprachreinigkeit der Opitzianer, nicht genügte, daß sie die Poesie nicht sowohl als eine nützende, sondern als eine ergötzende Kunst aufgefaßt wissen wollten. „Mich dünkt aber," schrieb einer (Harsdörffer) von ihnen, „daß die vielen schweren Lehrpunkte darin (in Opitzens Episteln nämlich) kein schicklicher Inhalt zu Gedichten sind". Auch darin sind sich die Dichter der Gruppe ähnlich, daß sie sich vorzüglich an Italiener hielten.

2) Zuerst von der sogenannten „prunkvollen" oder „schwülstigen" Schule. Wie schon im Anfang des 17ten Jahrhunderts in der Baukunst das Klassische durch das Barocke[1] verdrängt wurde, so nun gegen Ende des Jahrhunderts auch im Bereiche der Poesie; und wie das Klassische von Italien aus seinen Umzug durch Europa hielt, so nun auch das Barocke. Hauptsächlich waren es aber der Neapolitaner Giambattista Marino und der Venetianer Loredano, welche die Herrschaft des Barocken in die Poesie einführten. Anstatt die Poesie in ihrer stillen, schmucklos

---

[1] Das Barocke (eigentl. verschobener Kreis oder solche Kugel) bezeichnet in Kunst und Leben das Sonderbare und Wunderliche, dem Natürlichen Zuwiderlaufende, dem Komischen sich Annähernde, an der Grenze des Närrischen Befindliche, dem Sonderling am meisten Zusagende. In der Kunst ist es also das gerade Gegentheil des Klassischen. Allbekannt ist es, wie Bernini die krausen und schwülstigen Formen in die Baukunst einführte und sie dadurch verderbte, und wie es dann die Franzosen als seine gelehrigsten Schüler ihm weit zuvorthaten. Der gröbere Geschmack der großen Mehrheit fühlte sich nämlich gelangweilt durch die klassische Simplicität; dazu kam noch die Prachtliebe des ausschweifenden Jahrhunderts, welche in allen Dingen Luxus treiben wollte und darum das Schwülstige und Sinnlose der strengen keuschen Schönheit, der strengen Regelmäßigkeit vorzog. „Nur keine gerade Linie", hieß es, „die ist der Tod der Kunst"; und das Geschweifte, Gebauschte, Gebrochene, kurz der Schnörkel wird überall Mode. So erschienen in der Baukunst, in der Ornamentik, an den Meubles die Curven, Schnörkel, Blumengewinde und jedenfalls Ueberladung von Zierrath (Rococcostil). Schließlich wurden auch die Poeten angesteckt.

einfachen Würde zu belassen, wie sie Petrarca und Dante [1] ꝛc. der Welt vorgeführt hatten, wollten sie nun auch ihr den prunkenden und prächtigen Modemantel umhängen, wie ihn die übrigen Künste bereits trugen. Sie schnitten ihn also aus einem in grellsten Farben spielenden Stoffe (Wortspiele, gesuchte Gegensätze, Pointen) zu, verschwendeten daran Gold und Edelsteine (überschwängliche Vergleiche) und überluden ihn mit Bildstickerei (Blumen und Bilder, besonders „durchdringende“ Beiwörter). Während sich nun in Italien schon eine Reaction gegen sie erhob, dichteten Franzosen und dann Deutsche eifrig in dieser Manier.

Marino schrieb viel und vielerlei; seine zwei berühmtesten, dem Inhalte nach sehr heterogenen Dichtungen sind: „Adone“ (Adonis) und „la strage delle innocenti“ (der bethlehemitische Kindermord). Gottsched schon kritisirt dieselben und hebt folgende Stelle als Probe hervor, die aber noch lange nicht zu den stärksten gehört: Satan wird geschildert, wie folgt: Er liegt im Abgrund ohne Grund, an einer scheußlichen Kette von hundert in einander geschlungenen Schlangen. Sein Kleid und Thron ist ein unauslöschliches Feuer. Sein vormals leuchtender Mantel ist nunmehr aus Flammen und Finsterniß gewebet. Sieben Hörner hat er auf dem Haupt, sämmtlich umwunden von Hydern, welche die Edelsteine seiner Krone ausmachen. In seinen Augen flammt ein rothes und trübes Licht, seine Blicke gleichen den Cometen und Blitzen. Gestank und Finsterniß dampft aus seiner Nase, sein Hauch ist dem Wetterstrahl, sein Seufzer dem Donner gleich. Damit und durch seine Blicke zündet er den Holzstoß an, welcher unverbrennlich ist und doch alles verzehrt. Seine von Geifer und Rost angefressenen Zähne klappern und machen Geräusch mit ihrem Knirschen, sein Schwanz schlägt in der Glut auf die Schuppen seiner stählernen Gliedmaßen. Drei Furien umstehen ihn, um ihn ewig auf die Folterbank zu spannen, mit ihren Natterstreichen ihn unaufhörlich zu geißeln. Ihre Haare sind hagere Schlangen — sein Scepter ist von Stahl und kurz; er ist so entsetzlich, daß er vor sich selbst, wie vor seinem Reiche, einen Abscheu hat.

3) Diesem sogenannten marinischen Geschmack huldigten in Deutschland vorzüglich zwei Schlesier: Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (geb. 1618 in Breslau, später Rathsherr und Rathspräsident daselbst, starb auch dort 1679), und Daniel Kaspar von Lohenstein (geb. 1635 zu Nimtsch; Jurist, später Syndikus der Stadt Breslau, wo er 1683 starb). Beide standen sich im Leben sehr nahe, Lohenstein nennt den Ersteren seinen „Wegweiser“ in der Poesie. Beide waren zu ihrer

---

[1] Dante Alighieri (geb. 1265 zu Florenz; gest. als Verbannter zu Ravenna im J. 1321) ist der größte italienische Epiker. Sein Hauptwerk ist die „Divina Commedia“ (Göttliche Komödie), ein Epos von 100 Gesängen, worin er uns durch Hölle, Fegfeuer und Himmel führt. — Petrarca (geb. 1304 zu Arezzo; gest. 1374 bei Padua) ist Italiens größter Lyriker. Seine „Rime“ (Reime), wie er seine weitberühmten Lieder und Sonetten nennt, gelten einer von ihm bewunderten Frau, Laura.

Zeit hochgefeiert, wurden in höheren Ständen fast abgöttisch verehrt, erhielten auch beide den Titel „Kaiserlicher Rath"; und beide verdienen eher gänzlich vergessen als gelesen zu werden. Denn leider genügte ihnen nicht die Phrasenposaune; sie führten vielmehr (besonders als Schüler des gleichfalls zum Patron erkorenen Ovid) das Schlüpfrige und Obscöne in ihre Dichtungen ein, allerdings mehr ihrem Leserkreis zu lieb, als aus persönlicher Frivolität.

Natürlich decken sie sich dann und wann durch den Aushängeschild einer moralischen Idee; sie wollen z. B. das Laster in seiner wahren Gestalt nur zeichnen, um davon abzuschrecken: allein sie wußten ja recht gut, sie mußten es als lebenserfahrene Männer wissen, daß sie mit solchen Dichtungen keine Führer zum Guten, sondern Verführer waren. Insbesondere ist es zu beklagen, daß sie im Garten der Poesie ein Mistbeet im gröbsten Sinne des Wortes anlegten, indem sie durch ihr Beispiel eine ganze Menge leichtfertiger Dichtungen hervorriefen und so eine Dichterschule gründeten, die wir oben S. 183 schon als „schamlose" angemeldet haben (vgl. Wieland).

Lohenstein war allseitiger; er dichtete auch Dramen (Tragödien mit „Reyen"; „Ibrahim Lassa," „Agrippina" ꝛc.) und Romane (sein berühmtester und vielgelesener ist „Arminius und Thusnelda"). Hoffmann hinterließ meist nur Gelegenheitsgedichte, ferner Lieder und „Heldenbriefe". Natürlich stehen ihren Sammlungen, wie es Mode war, auch geistliche Lieder voran (Lohenstein nennt sie „Himmelschlüssel"); und darum urtheilen Vilmar und Eichendorff über sie mit denselben Worten: „Die Poesie war eben nur eine gelegentliche Spieluhr, die nach Belieben weggesetzt oder wieder aufgezogen wurde, um bald ein Zotenlied, bald ein Kirchenlied künstlich abzuflöten."

Rede des Antonius in Lohensteins „Cleopatra".

Was Lepidus und ich
Besaßen, hat er schon; und gleichwohl müht er sich
Zu spannen in sein Joch das Land, das ihr betretet.
Der Nilus hat noch nie die Tiber angebetet,
Egypten auch nicht Rom. Er nehme 's Drittel hin;
Wenn nur mein Heyrath=Gutt mir bleibet zum Gewinn.
Allein wer will den Wurm aus dem Gespinnste bringen,
Der in der Wolle steckt? Wer will den Tiger zwingen,
Durch Güte, der bereit in den zerfleischten Darm
Die Klauen eingesenkt? Ha, heißerhitzter Arm!
Der dem gefällten Wild' auch Höl' und Nest zerstöret!
Der, wenn der Stamm zermalmt, die Wurzeln auch versehret,
Der, wenn der Löwe Raub und Nägel eingebüßt
Der Löwin auch die Brust und ihre Jungen frißt!
Jedoch, wie wenn der Mast schon auf den Klippen springet,
Wenn schon das blaue Salz sich in die Ritze dringet,
Wenn der erzürnte Nord den morschen Kahn zerschleift,
Der Boßmann für das Schiff ein schmales Brett ergreift,

Für 's Rudern braucht den Arm, zum Anker Bein und Füße,
Die Hofnung zum Kompaß; so muß die sauren Biße
Des scheiternden Gelücks, den Schiffbruch seiner Macht
Auf diese Zeit Anton sein auszustehn bedacht.
Das Glücke kitzelt' uns zwar etwas für drey Tagen,
Als Cäsars Reuterey beim Rennplatz ward geschlagen,
Und über Hals und Kopf ins Läger mußte fliehen — u. s. w.

Aus den „Thränen der Mutter Gottes am Kreuze des Herrn".

(Von Lohenstein.)

Ihr milden Thränen fließt, du Angstschweis meiner Seele,
Du bittrer Herzensschaum, du trüber Wehmuths-Jäscht!
Ergeuß dich fort für fort aus meiner Augen-Höle,
Bis mir mein Lebens-Licht dein kalter Strom auslescht.
Ihr milden Thränen rinnt, bis daß mir Seel und Sinnen
In einen Trauer-Bach, in einen Strom zerrinnen!
Benetze diesen Stock des dürr und todten Baumes
An dem der Lebensbaum häng't schmertzlich angeflöckt.
Vermenge seinen Fluß des blutt'gen Purperschaumes,
Mit Perlen, die in sich der Augen Muschel heckt!
Wo Himmelsrosen soll'n aus seinem Blutt' aufschißen,
So muß der Glaubens-Geist mit Thränen es begißen.
Gott, Heiland, Herr und Sohn und Opfer für die Sünde,
Laß dieses Kreutzes Holtz mir mein Altar auch sein!
Den matten Geist, den ich in Andacht dir entzünde,
Schleuß zwischen deiner Brust erblasten Himmel ein!
Des Kreutzes Wurtzeln soll'n in meinen Zehren schwimmen,
Die Seufzer aber sich zu seinen Aesten klimmen.
Der Weihrauch, den ich dir zum Rauchwerk angezündet,
Ist mein von Jammer kalt, von Liebe warmes Herz.
Mein Glaube, der sich hier auf diesen Anker gründet,
Vergißt der Frauen-Angst, verlernt den Mutter-Schmertz.
Denn stünde nicht mein Trost auf deiner Allmacht Füßen,
So hette Seel und Leib bey mir längst scheutern müßen.
Mein Haupt ist ohne Witz, die Glieder ohne Leben,
Die Sinnen ohne Krafft, die Adern ohne Blutt,
Ich fühle Furcht und Angst umb mein Gemütte schweben,
Aus Furcht bin ich voll Eis, aus Angst bin ich voll Glutt.
Der Jammer hätte längst den Lebens-Brunn verzehret,
Wenn nicht die Hoffnungs-Milch mich hätte noch ernähret.

Dazu ist an Kostbarkeiten, die in der Poesie am wenigsten theuer sind, nicht im Geringsten gespart, Gold und Seide, Amethyst und Diamant blitzen überall, jede Seite strotzt von Helfenbein und Marmelstein, Jaspis und Porphyr, Ebenholz und Ceder, alles duftet von Bisam, Ambra und Moschus; aber er würzt seine Reime auch ebenso mit — Geifer, Gestank und noch Schlimmerem.

Abriß eines falschen Freundes.

(Von Hoffmann.)

Was ist doch insgemein ein Freund in dieser Welt?
Ein Spiegel, der vergrößt und fälschlich schöner macht,
Ein Pfennig, der nicht Strich und nicht Gewichte hält;

Ein Strauchstein, dessen Glanz uns Schand und Schaden bringet;
Ein Glas, an Tituln gut, und doch mit Gift erfüllet,
Ein Dolch, der schreckend ist, und uns zu Herzen dringet.
Ein Honigwurm, der stets mit süßem Stachel sticht;
Ein weißes Hennenei, das Drachen hat geboren,
Ein falscher Crocodil, der weinend uns zerreißt 2c.

4) Wir kommen nun zu den Pegnitzschäfern in Nürnberg. Oberschäfer waren der Rathsherr Harsdörffer[1] (1607 bis 1658), der Lehrer und Prediger Klaj (1616—1656) und Sigmund von Birken (1626—1681). Von Opitz wandten sie sich mehr und mehr ab und den Ausländern, besonders den Italienern zu. Schäferromane, Schäfergedichte waren ihr Hauptfeld. Klaj hat aber auch Dramen gedichtet. — Die Hauptfehler, in die sie verfielen, sind die geschmacklosesten Reimspielereien (mit Binnenreimen und Echoreimen), kindische Nachahmung von Naturklängen („Vogelgesang") und die Abbildung der besungenen Gegenstände (z. B. des Reichsapfels, des Parnasses) mittelst des Strophenbaues, also der nach Bedarf länger oder kürzer gewählten Zeilen.

In dem Gedicht „der Vogelgesang" von Harsdörffer heißt es z. B. „Schwalben die swirren, Finken die binken, Zeißlein und Hänfling pfeifen den Zinken" 2c. und von der Nachtigall singt er: „Der Nachtigall krauslichter Klang Tirliret den reinsten Gesang; Sie fällt auf liebliche Terzen, Sie lispelt und wispelt zu Scherzen." Sehr bekannt ist der von Nürnberg aus gesungene

Frühlings-Willkomm.

Fl. Es fünken und flinken und blinken
Kl. Buntblümichte Auen
Fl. Es schimmert und wimmert und glimmert
Kl. Frühperlenes Thauen.
Fl. Es zittern und flittern und splittern
Kl. Frischläubigte Aeste:
Fl. Es säuseln und bräuseln und kräuseln
Kl. Windfriedige Bläste — 2c.
Fl. Es witzschern und zitzschern und zwitzschern
Kl. Die hüpfenden Büsche.
Fl. Es rauschet und lauschet und zauschet
Kl. Ihr holdes Gezische.
Fl. Es dirdirlir, dirdirlir, dirdirlir-
Kl. liret die Lerche.
Fl. Es klappern und bappern und blappern
Kl. Schlankbeinichte Störche.
Fl. Es krekken, krerekken und quekken
Kl. Grüngelbliche Frösche,
Fl. Sie lechzen und ächzen und krächzen
Kl. Mit hellem Gedrösche 2c.

---

[1] Dieser Harsdörffer war es, der den weltbekannten Nürnberger Trichter fabricirte, d. i. eine Anweisung, in sechs Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst einzugießen.

Was die Dramen Klaj's betrifft, so „kann man sich nichts naiveres und geschmackloseres denken, als selbst sein bestgelungenes, „„Herodes der Kindermörder"" (Gruppe). Dort treten die Weisen auf mit den Worten:

Wir haben den Knaben mit Freuden erblicket,
Zu lösen die Bösen vom Höchsten geschicket.
Es flimmert und schimmert das flammende Heer,
Es tanzen die Schanzen, die Berge, das Meer.

Und die Bethlehemitischen Weiber fahren gleich im Anfang den Herodes also an:

Du stets verfluchtes Ungeheur,
Du Basilisk und Abenteur,
Kein Menschenkind hat dich erzeugt,
Ein Tigerthier hat dich gesäugt.
Ein Pardel, der die Lämmer quält,
Hat mit dem Tiger sich vermält.
Von ihm hast du den wilden Mut,
Von ihr das nimmersatte Blut.
Dein Herz ist hart, wie Stein und Bein,
Durchädert mit dem Marmorstein,
Von Demant, den kein Hammer zwängt,
Von Felsen, den kein Essig sprengt.
Dir wohnet im Gerichte bei
Vermaledeite Tyranney.

Vierte Gruppe.

§ 52. Einzelerscheinungen aus der Zeit zwischen Opitz und Gottsched.

1) Vielversprechend ging Anfangs des 17ten Jahrhunderts ein Dichterstern in Nordosten (Schlesien) auf; aber er ging auch rasch wieder unter, denn er hatte allzusehr die unstete Natur eines Wandelsterns und verirrte sich immer mehr auf seiner Bahn: Johann Christian Günther (geb. 1695 zu Striegau; gest. 1723 zu Jena). Er studirte Medicin, blieb aber leider Student bis an seinen Tod, nicht sowohl studirend, als vielmehr schwärmend und genießend. Er hatte ein gutes Herz, aber sonst war er schwach, was nur schwach heißt. „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten" (Goethe). Der Vater gab ihn zuletzt auf, verschloß ihm Herz und Haus. Andere Hülfe, selbst fürstliche Anstellungen (z. B. als Pritschmeister[1] am Dresdener Hofe) verscherzte er wegen seiner meist zu gehobenen (!) Stimmung. Und so brachte ihn bald der Leichtsinn an den Rand der Verzweiflung, bald trieb ihn diese sich in neuen Excessen zu betäuben.

2) Es ist recht Schade um dieses auch von Göthe hochgeschätzte Dichtertalent, daß es so verkümmerte und so frühe erlosch.

[1] Das war eine Art Lustigmacher, der aus dem Stegreif bei Schützenfesten und andern öffentlichen Lustbarkeiten Verse sagen mußte.

Denn Günther war nicht bloß formell einer der vollkommensten Opitzianer, besonders ein Muster der Sprachreinigkeit, sondern überhaupt ein ächter Lyriker. Jede Zeile seiner Lieder ist erlebt, ist Herzenserguß, sei es, daß er mit den Zechbrüdern singt:

(Erste Strophe.)
Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret.
Grab und Bahre warten nicht,
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheret.

(Letzte Strophe.)
Unterdessen seid vergnügt,
Laßt den Himmel walten,
Trinkt bis euch der Wein besiegt,
Nach der Art der Alten!
Setzt nun Alle gleichfalls an,
Und wenn dieses ist gethan,
So leb' die edle Rebe.

oder daß er schuldbewußt zum Erbarmer fleht:

Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme,
Du hörest mich nicht mehr: ich soll vor deinem Grimme
Aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer sein.
Ich soll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein.

oder daß er einen guten Anlauf zur Besserung nehmend „Gott um Beständigkeit im Guten anfleht":

Welch süß und holder Gnadenstral
Verwandelt mich von innen?
Was raubet mir so bald auf einmal
Die alten Wünsch' und Sinnen?
Mein Herz ist froh, mein Geist wird frei
Und reißt der Lüste Band entzwei,
An dem er stark gehangen.

Ach! Gott, erhalt den guten Trieb
Und treib aus Funken Flammen;
Jetzt hab' ich deine Rechte lieb,
Jetzt lern ich mich verdammen,
Jetzt find ich Lust in Kreuz und Pein,
Die Seele muß geläutert sein,
Und über Felsen steigen u. s. w.

oder endlich daß er im tiefsten Leid „sich aus der Welt wünscht":

Von der Welt!
Ist ein Wort, das mir gefällt.
Denn wer wollte bei den Drachen
Länger hier Gemeinschaft machen?
Drum der Schluß ist festgestellt.

Herz und Sinn
Denkt nach Salems Freistatt hin,
Und die eingesperrte Seele
Lechzt in dieser Marterhöhle,
Wo ich ein Gefangner bin.

Drum wohlan!
Fort mein Fuß in Canaan!

Fleuch Egyptens Brod und Schimmel,
Denn die Sehnsucht nach dem Himmel
Setzt dir schon die Flügel an.

Gute Nacht!
Grab und Gruft ist schon gemacht.
Müden Schenkel, legt euch nieder!
Müden Augen, schließt die Lider,
Bis der große Tag erwacht!

Komm o Tod!
Komm du Heiland aller Noth!
Komm! ich rufe nicht vergebens,
Denn die Sonne meines Lebens
Zeiget schon ihr Abendroth.

Schließlich erst gedenken wir seiner patriotischen Hauptdichtung „Feier des Passarowitzer Friedens (1718)". Durch sie lenkte er erstmals das größere Publikum auf sich. Und es ist sehr erklärlich. Denn gleich im Eingang schlägt er einen bis da-

hin kaum gehörten kühnen und feurigen Ton an. Ueberall bricht der damals so seltene frische Naturlaut und das deutsche Herz durch; „Blut und Leben, Feuer und Jubel" (Gruppe) ist der Geist dieses patriotischen Gedichtes. Allerdings ist es nicht durchweg so werthvoll und auch es hat noch so manche „zeitgemäße" Schnörkel; aber die Vorzüge überwiegen die Fehler um so mehr, als Günther es 23jährig dichtete.

3) Auch der originellste und wahrhaft gute Romandichter der Periode findet hier seine Stelle: Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen*. Geboren 1625 in Gelnhausen, gerieth er als Knabe unter hessische Heerhaufen, machte nothgedrungen trotz der Jugend das Kriegsleben mit und lernte es gründlich kennen. Später muß er wohl noch Schul- und selbst gelehrte Bildung erlangt haben, weil er als bischöflich-straßburgischer Schultheiß zu Renchen in Baden 1676 starb. — Sein wahrhaft gediegener, vom Humor getragener Volksroman ist „Der abenteuerliche Simplicissimus". Wir geben seinen Inhalt nebst einer eingelegten Probe nach Lüben (Einführung in die deutsche Literatur I.). Wohlweislich und künstlerisch taktvoll propfte er aber nicht allen Stoff hinein, der ihm bei der Abfassung vorschwebte (diesem Fehler verfielen sonst fast alle Romanschreiber seiner Zeit); er hielt vielmehr mit dem Ueberfluß so Haus, daß er daraus noch mehrere treffliche Novellen schuf, die den Roman ergänzen, ohne ihn fortzusetzen, nämlich den „seltzamen Springinsfeld", den „Trutzsimpler", das „wunderliche Simplicianische Vogelnest" und „vom Ersten Bärenhäuter".

Hauptinhalt des Romans: „Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus."

Der Verfasser rollt in diesem Buche ein lebendiges Gemälde des dreißigjährigen Krieges vor uns auf. Mit einer Wahrheit und Treue, die auf eigene Theilnahme an jenem Kriege schließen lassen, schildert er das verwilderte Volksleben fast in allen Abstufungen: das wüste und tolle Lagerleben der Soldaten, das angst- und mühevolle der Handwerker, das Versinken des Bauers in thierische Rohheit und Stumpfsinn, und daneben wieder die Schwelgerei und Lasterhaftigkeit der Großen. Nur da, wo er Erlesenes oder Erlerntes wieder gibt, wird er prosaisch und langweilig.

Der Held der Geschichte wird in der tiefsten Abgeschiedenheit auf einem Bauernhofe im Spessart aufgezogen, als ein Bauer- und Hirtenjunge, und die Schilderung dieses einsamen Bauernlebens gehört mit zu dem Vortrefflichsten, was jemals ist geschrieben worden. Dieses friedliche Leben wird plötzlich durch den Einfall feindlicher Schweden unterbrochen, deren Plünderungen er also beschreibt:

„Das Erste, was diese Reiter thaten, und in den schwarz gemalten Zimmern meines Knans (Vaters) anfingen, war, daß sie ihre Pferde einstellten. Hernach hatte ein Jeglicher seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede

lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn obzwar Etliche anfingen zu metzgern, zu sieden und zu braten, so daß es sah, als sollte eine lustige Schmauserei gehalten werden, so waren hingegen Andere, die durchstürmten das Haus unten und oben. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrath große Packete zusammen, als ob sie irgend einen Krempelmarkt anstellen wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen und zu Grunde gerichtet. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine genug zu stechen gehabt hätten. Etliche schüttelten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, anderes dürres Fleisch und sonstiges Geräth hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen wäre; Andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen. Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein; Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viele Klaftern dürres Holz im Hofe lagen; Häfen und Schüsseln mußten endlich alle entzwei, entweder weil sie lieber Gebratenes aßen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, stellten ihm ein Sperrholz in den Mund und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstigem Mistlachenwasser in den Leib — das nannten sie einen schwedischen Trunk, der ihm aber gar nicht schmeckte, sondern in seinem Gesichte sehr wunderliche Mienen verursachte. Dadurch zwangen sie ihn, eine Partei anderwärts zu führen, allda sie Menschen und Vieh hinwegnahmen und in unsern Hof brachten, unter welchen mein Knan, meine Meuder und unsere Ursele auch waren.

Da fing man nun erst an, die Steine von den Pistolen und hingegen anstatt deren die Daumen der Bauern aufzuschrauben und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man Hexen brennen wolle; maßen sie auch einen von den gefangenen Bauern bereits in den Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, ungeachtet er noch nichts bekannt hatte; einem Andern machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel (Knüppel) zusammen, so daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren heraussprang. Kurz es hatte Jeder seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine besondere Marter. Allein mein Knan war meinem damaligen Bedünken nach der Glücklichste, weil er mit lachendem Munde bekannte, was Andere mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage sagen mußten; und solche Ehre widerfuhr ihm ohne Zweifel darum, weil er der Hausvater war. Sie setzten ihn nämlich zu einem Feuer, banden ihn, so daß er weder Hände noch Füße regen konnte, und rieben seine Fußsohlen mit angefeuchtetem Salze, welches ihm unsere alte Geiße wieder ablecken und dadurch also kitzeln mußte, daß er vor Lachen hätte zerbersten mögen. Mir kam das so artlich und anmuthig vor — weil ich meinen Knan niemals ein solches langwieriges Gelächter verführen gehört und gesehen — daß ich der Gesellschaft halber, oder weil ich's nicht besser verstand, von Herzen mitlachen mußte. In solchem Gelächter bekannte er seine Schuldigkeit und öffnete den verborgenen Schatz, welcher an Gold, Perlen und Kleinodien viel reicher war, als man hinter dem Bauer hätte suchen mögen. — Mitten in diesem Elende wandte ich Braten und war um nichts bekümmert, weil ich noch nicht recht verstand, wie dieses Alles gemeint wäre; ich half auch Nachmittags die Pferde tränken, durch welches Mittel ich zu unserem Knecht im Stalle kam, welcher zu mir mit kränklicher Stimme sprach: „O Bub! lauf weg, sonst werden dich die Reiter mitnehmen. Guck, daß du davon kommst; du siehst wohl, wie es so übel . . .“ Mehr konnte er nicht sagen.“

Den wohlgemeinten Rath befolgend, läuft nun Simplex davon, geräth immer tiefer in den Wald hinein und kommt endlich zu einem Einsiedler, bei

dem er das oben besprochene Lied hört. Dieser nimmt sich des Verlassenen liebreich an und sucht ihn zu einem „Christenmenschen“ zu machen. Seine Unterweisungen werden durch folgendes Gespräch eingeleitet:

„Einsiedel: Wie heißest du? — Simplex: Ich heise Bub'. — Einsiedel: Ich sehe wohl, daß du kein Mägdlein bist. Wie hat dich aber dein Vater und Mutter gerufen? — Simplex: Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt. — Einsiedel: Wer hat dir denn das Hemd gegeben? — Simplex: Ei, mein Meuder. — Einsiedel: Wie hieß dich denn dein Meuder? — Simplex: Sie hat mich Bub' geheißen, auch Schelm, langöhriger Esel, ungehobelter Rölz, ungeschickter Tölpel und Galgenvogel. — Einsiedel: Wer ist denn deiner Meuder Mann gewesen? — Simplex: Niemand. — Einsiedel: Bei wem hat denn dein Meuder gewohnt? — Simplex: Bei meinem Knan. — Einsiedel: Wie hat dich denn dein Knan geheißen? — Simplex: Er hat mich auch Bub' genannt. — Einsiedel: Wie hieß aber dein Knan? — Simplex: Er heißt Knan. — Einsiedel: Wie hat ihn aber dein Meuder gerufen? — Simplex: Knan und auch Meister. — Einsiedel: Hat sie ihn niemals anders genannt? — Simplex: Ja, sie hat... — Einsiedel: Wie denn? — Simplex: Rülp, grober Bengel, volle Sau, altes Schwein, und noch wohl anders, wenn sie haderte. — Einsiedel: Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eigenen Namen weißt! — Simplex: Eia! weißt du's auch nicht.“ — U. s. w.

Wie weit sich des Simplex Unwissenheit erstreckt, davon gibt auch folgendes Kapitel Zeugniß:

„Als ich das Erstemal den Einsiedel in der Bibel lesen sah, konnte ich mir nicht einbilden, mit wem er doch solch ein heimliches und meinem Bedünken nach sehr ernstliches Gespräch haben müßte. Ich sah wohl die Bewegung seiner Lippen, hörte auch das Gebrummel, hingegen aber sah und hörte ich Niemanden, der mit ihm redete, und ob ich zwar nichts vom Lesen und Schreiben gewußt, so merkte ich doch an seinen Augen, daß er es mit Etwas in selbigem Buche zu thun hatte. Ich gab Achtung auf das Buch, und nachdem er dasselbe beigelegt, machte ich mich dahinter, schlug es auf und bekam im ersten Griff das erste Kapitel des Hiob und die davorstehende Figur, welche ein feiner Holzschnitt und schön illuminirt war, in die Augen. Ich fragte diese Bilder nach seltsamen und meinem simplen Verstande nach ganz ungereimten Sachen; weil mir aber keine Antwort widerfahren wollte, wurde ich ungeduldig und sagte eben, als der Einsiedel sich hinter mich schlich: „Ihr kleinen Hudler, habt ihr denn keine Mäuler mehr? habt ihr nicht allererst mit meinem Vater“ — denn also mußte ich den Einsiedler nennen — „lange genug schwatzen können? Ich sehe wohl, daß ihr auch dem armen Knan seine Schafe heimtreibt und das Haus angezündet habt. Halt, halt! ich will dieß Feuer noch wohl löschen und euch Einhalt thun, daß es nicht weiter Schaden thue.“ Damit stand ich auf, um Wasser zu holen, weil mich die Noth vorhanden zu sein dünkte. „Wohin, Simplicius?“ fragte der Einsiedel, den ich hinter mir nicht wußte. „Ei, Vater!“ sagte ich, „da sind auch Krieger, die haben Schafe und wollen sie wegtreiben; sie haben's dem armen Manne genommen, mit dem du erst geredet hast. So brennt sein Haus auch schon lichterlohe, und wenn ich nicht bald lösche, so wird's verbrennen.“ Bei diesen Worten zeigte ich ihm mit dem Finger, was ich sah. „Bleib nur,“ sprach der Einsiedel, „es ist noch keine Gefahr vorhanden.“ Ich antwortete, meiner Höflichkeit nach: „Bist du denn blind? wehre du, daß sie die Schafe nicht forttreiben, so will ich Wasser holen!“ „Ei“, sagte der Einsiedel, „diese Bilder leben nicht, sie sind nur gemacht, um uns vorlängst geschehene Dinge vor Augen zu stellen.“ Ich antwortete: „Du hast ja erst mit ihnen geredet, warum sollten sie denn nicht leben?“

Der Einsiedel mußte wider seinen Willen und seine Gewohnheit über diese meine kindische Einfalt und einfältige Kindheit lachen und sagte: „Liebes Kind, diese Bilder können nicht reden, was aber ihr Thun und Wesen sei, kann ich aus diesen schwarzen Linien sehen, welches man lesen nennt, und wenn ich dergestalt lese, so hältst du dafür, ich rede mit den Bildern, was aber nicht der Fall ist.“ Ich antwortete: „Wenn ich ein Mensch bin, wie du, so müßte ich auch an den schwarzen Zeilen sehen können, was du kannst; wie soll ich mich in dein Gespräch richten? Lieber Vater! berichte mich doch eigentlich, wie ich die Sache verstehen solle.“ Darauf sagte er: „Nun wohlan, mein Sohn! ich will dich lehren, daß du sowohl als ich mit diesen Bildern wirst reden, und was sie bedeuten, wirst verstehen können; allein es wird Zeit brauchen, in welcher ich gewiß Geduld und du Fleiß anzulegen hast.“ Demnach schrieb er mir ein Alphabet auf birkene Rinden, nach dem Druck gebildet, und als ich die Buchstaben kannte, lernte ich buchstabiren, folgends lesen und endlich besser schreiben, als es der Einsiedel selbst konnte, weil ich Alles dem Druck nachmalte.“

Allein der gute Einsiedel stirbt nach zwei Jahren, und Simpler wandert nun auf gut Glück in die Welt hinein, wird in Gelnhausen gefangen genommen, zum Gouverneur nach Hanau gebracht, von diesem in eine Kalbshaut gesteckt und zu seinem Leibnarren erhoben, in welcher Würde er allmählich mit den Lebensverhältnissen vertraut und ein eben so großer Schalk wird, als er früher ein unwissender Tropf war. Mitten in seinem Glück geräth er bei einer Eisfahrt in die Hände der Croaten, und von nun an beginnt sein wechselvolles Kriegerleben, das ihn von einem Ende Deutschlands und von einem Regimente zum andern wirft. Er ergibt sich dem Raube und der Freibeuterei, hält sich prächtige Pferde und viele Diener und verschafft sich als Jäger von Soest durch seine listigen und verwegenen Streiche einen weit und breit gefürchteten Namen. Aber rast- und ruhelos treibt es ihn weiter und weiter. Er kommt nach Frankreich, lebt bald in den glänzendsten Verhältnissen, bald in tiefster drückendster Armuth und versucht endlich, im Schwarzwalde einen häuslichen Herd zu gründen. Aber eine unglückliche Ehe verleidet ihm vollends das ungewohnte thatenlose Leben, und erst, nachdem er auf's Neue weite Reisen nach Rußland hinein gemacht und den Unbestand irdischen Glückes erkannt hat, wirft er alles Weltliche von sich ab und begibt sich als Einsiedler in die Einsamkeit eines Waldes, um durch ein frommes Büßerleben das wieder gut zu machen, was er durch ein hoffärtiges Weltleben verdorben.

4) Zu dieser Gruppe stellt sich auch die Freiherrin Katharina Regina von Greifenberg* (?), fast die einzige süddeutsche Dichterin der Periode. Sie war zwar (1633) zu Seyßenegg in Oesterreich geboren, lebte aber meist in Nürnberg, wo ihr Oheim sie als Dichterin erzog und schulte. Ihre Gedichte, die der Onkel ohne ihr Wissen veröffentlichte, erschienen zum Theil als „Geistliche Sonette und Lieder zu gottseligem Zeitvertreib“, die übrigen als „der teutschen Urania himmelaufflammender Kunst-Klang und Gesang“. So hieß sie denn alsbald allerorts „die teutsche Urania“. In der Form weicht sie manchmal von Opitz ab und hält es mit den Nürnbergern; allein sie erhebt sich durch poetische Begabung doch über fast alle norddeutschen Dichterinnen: sie ist gedanken- und bilderreich und voll Unschuld und inniger Frömmigkeit.

Die Gott lobende Frühlingslust.

Das schöne Blumenheer geht wiederum zu Feld
Um Ruh und Farbenpracht recht in der Welt zu streiten.
Des Laubes Lorbeersträuch' bekränzen's aller Seiten;
Dryaden schlagen auf die kühlen Schattenzelt'.

Es ist mit Lieblichkeit vergüldet alle Welt;
Die Freudengeister sich ganz in die Luft ausbreiten,
Die Welt-regierend Kraft will all's in's Feld verleiten,
Die süße Himmelsfüll' sich etwas erdwärts hält.

Es weist die Ewigkeit ein Fünklein ihrer Schöne,
Ein Tröpflein ihres Safts, ein Stäublein ihrer Zier.
Dies lieblich Kosten macht, daß ich mich erst recht sehne,

Und lechz' mit dürrer Zung' und heißer Gier nach ihr.
O Frühling, Spiegelquell, du netzest und ergötzest,
Aus Erd' in Himmelslust die Seele schnell versetzest.

5) Wir schließen den Paragraphen mit dem uroriginellen Pater Abraham a Sancta Clara*. Von Haus aus heißt er Ulrich Megerle und ist (1642) zu Krehenheinstetten (bei Mößkirch in Baden) geboren. Mit 18 Jahren trat er bei den Augustinern ein, legte später die Gelübde ab und wurde schon im Jahr 1669 Hofprediger in Wien. Als solcher versammelte er 40 Jahre lang die Wiener, den Hof und das Volk um seine Kanzel, um ihnen unter der Form des köstlichsten, Applaus erzwingenden Humors freimüthigst die Wahrheit zu verkünden. Schon Schiller nannte ihn „ein prächtiges Original" und suchte es mit Geschick zu copiren, indem er den Kapuziner in Wallenstein meißelte. P. Abraham predigte aber der Art, daß er selbst als Prediger in der Mitte zwischen Dichter und Prosaiker steht. Sein immer sprudelnder Humor und Witz, seine fast einzige Virtuosität im Wortspiel und in der Silbenstecherei, sein Reichthum an entlehnten oder erdichteten Erzählungen, Legenden, Sagen, Schwänken, Anecdoten, seine stets für treffende Bilder sorgende Phantasie, seine Vorliebe für metrische Einlagen: das Alles bestätigt das Gesagte. Rechnen wir noch dazu, welch' einen Freimuth dieser Hofprediger entwickelte; welchen volksmäßigen Ton er anschlug, trotzdem er eine eminente Belesenheit besaß und ein polirter Weltmann war: so sind es der Gründe genug, ihn zu bewundern und ihm ein warmes Andenken zu bewahren. Sein im Druck erschienenes Hauptwerk aber ist „Judas der Erzschelm für ehrliche Leuth" in sieben Bänden. Folgende Probe daraus zeigt uns fast von allen seinen Eigenheiten etwas:

Judä Iscariotis eilfertige Flucht nacher Jerusalem, allwo er bei Pilato die Stell einer Hof-Katzen vertreten.

Nachdeme der gottlose Böswicht durch Antrieb des Neids den königlichen Prinzen ermordet, hat er für gut und rathsam gehalten, sich mit der unverzüglichen Flucht zu retten, aus Forcht, es möchte der höchst-beleidigte König dessentbalben mit ihme scharf verfahren, ja wohl gar das Haupt nehmen, weilen er ein solches Haupt-Laster freventlich begangen. Es gabe ihm demnach das verletzte Gewissen selbst die Sporen, welche ihn zu schneller Flucht angetrieben, und ist wohl zu vermuthen, daß er in währendem Laufen oft über dem geringsten Geräusch der Blätter auf den Bäumen erbleichet sey, in forchtsamer Meinung, er werde von den Nachstellenden ertappet. Die finstere Wälder und hohle Steinklippen gedunkten ihm noch nit sattsame Deckmäntel zu seyn, sondern er eilte zu Land und zu Wasser ohne einigen Rast, bis er endlich die Gränzen von Judäa erreichet, allwo er sich in etwas erholte, die abgematte Glieder erquicket, und nachmals mit seinem eigenen Busen zu Rath gangen, sich etwan selbst bey stiller Nacht in allgemeiner Ruhezeit mit folgendem Rathschlag beunruhiget: nun, mein Judas, wer bist du gewest? ein Sohn eines Königs; was anjetzo? ein Sohn des Unglücks. Was hast du gehabt? alles; was hast du der Zeit? nichts. Was willst du anfangen? der Bettelstab ist kein Holz für dich, in der Arbeit hast du ein Haar gefunden, es graust dir darvor; ins Feld taugst du nit, dann du zitterst, so man nur von der Scheid redet, will geschweigen von dem Säbel; keine Kunst hast du gelernet, ausgenommen die freye Kunst essen und trinken, so ganz allgemein. So seye es, eines fället mir ein: ich bin zu Hof auferzogen, ich kenn die Hofweis und die Hofspeis, ich kann mich richten nach dem Hofluft und Hofgust, ich kann umspringen mit den Hofleuten und Höflichkeiten. Ich will es dann herzhaft probiren, ob ich nit bey dem Hof Pilati möchte unterkommen, allda die Stell eines Hof-Dieners zu vertreten. Solcher Anschlag hat bald einen gewünschten Ausgang gewonnen, und ist Judas Iscariot von Pilato ganz willfährig in seine Hofdienst aufgenommen worden, in welchen er also auf Katzen-Art dem Pilato sich beliebt gemacht, daß er ihm durch sein gewissenloses Heucheln und Schmeichlen das Herz völlig eingenommen, nach dessen Pfeifen getanzet, und nach dessen Tanzen gepfiffen, alles, was beliebig ware, geredet, ausgenommen die Wahrheit, als die bey den Schmeichlern ganz frisch und nagelneu, um weilen sie bey ihnen gar selten gebraucht wird, sondern die Suppen mit Lugen pfeffern nach dem Appetit ihres Herrn, welches allerseits höchst schädlich fallet.

Es ist einmal der gebenedeyte Herr und Heiland also matt und müd gewesen, daß er, in etwas zu ruhen, sich bey einem Brunnen niedergesetzet und sehr heilsame Reden geführet mit der Samaritanin. Ich armer Tropf bin auch auf ein Zeit so müd worden, daß mir sogar die Füß das weitere Gehen und Stehen rund haben abgeschlagen. Die Ursach meiner Mattigkeit waren, weilen ich etwas gesucht und nit gefunden. Sonst lautet wohl das Sprichwort: Wer sucht, der findt. Joseph hat seine Brüder gesucht, und hats gefunden; Joseph und Maria haben den zwölfjährigen Jesum gesucht, und haben ihn gefunden; der gute Hirt hat das verlorne Lämbel gesucht, und hats gefunden, wie auch auf seine Achsel genommen; das Weib im Evangelio hat den verlornen Groschen gesucht, und hat ihn gefunden. Ich aber hab lang etwas gesucht, und nit gefunden: ich habe die Wahrheit gesucht, allermassen dieselbe der große Kirchen-Lehrer und Vater Augustinus weit schöner hervorstreichet, als Helenam aus Griechenland, und war doch diese eine edelschöne Dama, an dero die Natur ein Meisterstuck erwiesen. Die Rosen auf ihren rothen Wangen, die Narcissen auf ihrer schneeweißen Stirn, die Lilien auf

ihren Händen, die Hyacinthen in ihren Augen stellten vor, als biete die schöne Helena dem reichblühenden Frühling einen Trutz. Wer gesehen hat das Gold in ihren gelben Haaren, die Perl in ihren weissen Zähnen, die Corallen in ihren rothen Lefzen, den Alabaster in ihrem schneeweißen Hals, den Rubin in ihren rösleten Wangen, den Carfunkel in ihren Augen, der hat geschworen, Helena seye ein Raub vom gesammelten kostbaren Schatz des ganzen Erdbodens. Ihr Angesicht hat gezeigt in den Augen die Stern, ihre Stirn hat vorgestellt die Sonne, ihre Haar gleicheten denen Strahlen, ihre Wangen bildeten ab die Morgenröthe; konnte demnach wohl genennet werden die Himmel=schöne Helena, und dannoch unvergleichlich schöner ist die Wahrheit. Ja die Helena aus Griechenland muß sich verkriechen vor ihr; ein Trampel, ein grober Rülpes, ein Flank ist Helena gegen der schönen Wahrheit. Und diese hab ich lang hin und her- gesucht, endlich hab ich sie getroffen, aber in einem wunderseltsamen Aufzug. Sie hatte erstlich einen grossen und langen Mantel mit allerley Blumen gespickt und gestickt und gestrickt; wann der Mantel wäre schwarz gewesen, so hätte ich unfehlbar gemuthmasset, sie gienge in der Klag. Sie hatte sich ganz und gar in den Mantel eingebauscht, fast wie der Seidenwurm in seine Hülsen. Mehr tragt sie anstatt des modiprächtigen Ueberschlags einen langen und dicken Fuchsschweif um den Hals, und was mich am meisten in Verwunderung gezogen, ware dieß, daß sie so übel in ihrem schönen englischen Gesicht ware zugericht: der Corallen=Mund und vorderist der obere Purpur=Lefzen waren stark geschwollen, die Wangen also verwundet und zerkratzet, zerrissen, zerbissen, daß mir schier eingefallen, sie habe mit den Katzen duellirt, oder sie hätte ein Weil mit der Dornstauden gescherzet. Madame, sprach ich, Frau Wahrheit, wie triff ich Euch allhier an? kommt ihr dann von Hof Pilati, weilen ihr mir nächst der Burg begegnet? (es war in einem Land, wo man nit Teutsch redet.) Hierauf hat sie mir mit untermengten Seufzern geantwortet, daß sie zwar nacher Hof habe wollen gehen, seye aber von der trutzigen Hofwacht ganz ungestüm abgewiesen worden. Ist wahr und klar, sagte ich, jetzt ersinne ich mich erst, was dem gebenedeyten Jesu begegnet.

Es hatte Pilatus Christo einest gar ein freundliches Gesicht gewiesen, und ihme gar glimpflich vortragen, wie daß die Hebräer wider ihn sehr viel und scharfe Klagen eingeben, wie daß er ein Aufrührer des Volks seye, auch eine neue Lehr und grundlosen Glauben ausstreue, sogar mit Zauber= und Teufels=Künsten gewichst seye, ja des Lands Ruhestand merklich mit seiner Lehr zu stürzen trachte. Und was noch mehr, er gebe sich aus vor einen gesalbten König der Juden. Mein, sagte Pilatus zu Christo, siehe, ich meine es gar gut mit dir, werde auch allweg mich emsig befleissen, deine Person vor fernerer Ungelegenheit zu schützen; bekenne es dann mir mit unverfälschter Vertraulichkeit: Bist du ein König der Juden? Du hast weder Land noch Pfand, du hast weder Güter noch Hüter, du hast weder Gesandten noch Trabanten, du hast weder Kron noch Thron, du bist ein armer Tropf. Man kennet gewiß deinen Vater nit? welcher nichts als Bretter gehoblet, und wann er noch so viel Leitern hätte gemacht, so ist er dannoch nit hoch gestiegen, sondern ein Zimmermann verblieben. Wie kann es dann seyn, daß dir solche königliche Concept einfallen? Hast du es dann gesagt und sagst es noch, bist du der Juden König? Worauf der Heyland geantwortet: I c h b i n d a r z u g e b o r e n, u n d b i n d a r z u i n d i e W e l t k o m m e n, d a ß i c h d e r W a h r h e i t Z e u g= n u ß g e b e. Darauf geschwind Pilatus: W a s i s t d i e W a h r h e i t?

Laß mir das eine seltsame Frag seyn! Pilatus ein solcher vornehmer Herr, dem Land und Leut unterworfen, in dessen Gewalt ware allenthalben anzuschaffen, abzuschaffen, auszuschaffen, einzuschaffen, fortzuschaffen, ein Herr mit ziemlicher Zahl der Bedienten, mit großer Menge der Aufwarter, mit häufiger Begleitung des Adels umgeben, ein Herr von absonderlichem Verstand

und reifem Witz soll nicht wissen, was die Wahrheit seye? Nein, er wußte es nicht; dessentwegen begunnte er zu fragen: „Quid est veritas? was ist die Wahrheit? Das ist kein Wunder aber; dann er war ein vornehmer Herr, hielt einen grossen Hof, wo die Politica den Vor=Tanz, die Wahrheit aber den Fort=Tanz hat. Pilatus war ein Franzos, und dessentwegen kam ihm die Wahrheit Spanisch vor, und zu Hof, wo die Politici nisten, ist die Wahrheit verbandisirt, und so sie auch ein Föde vom Himmel hätte, so laßt mans dannoch kaum ein.

In Indien seynd die Gläser etwas Seltsames, in Egypten ist der Schnee etwas Seltsames, in Norwegen ist der Wein etwas Seltsames, in Mauritania ist ein weiß Gesicht etwas Seltsames, in Italien seynd die gelbe Haar etwas Seltsames, in Teutschland seynd die Elephanten etwas Seltsames, in America seynd die Hund etwas Seltsames, in Asia seynd die Büchsen etwas Seltsames, in China seynd die Pferd etwas Seltsames, bei Höfen und grossen Herren ist die Wahrheit etwas Seltsames.

Fridericus, mit dem Namen der Aeltere, Herzog in Oesterreich, hat gar oft und vielmalen seine stattliche und standmäßige Kleider hintan gelegt, und schlechte Bauren=Kleider angezogen, den Sammet mit grobem Zwilch, den Castor=Hut mit einer Schmeerkappen, die seidene Strümpf mit Bauren=Stiefel verwechselt und also unbekannt bey manchen Bauren den ganzen Tag um das Geld gearbeitet, in der Scheuer oder Stadel gedroschen, und andere harte Arbeit verricht, mit der groben Speis und der gemeinen Dorf=Tafel vorlieb genommen. Es hat zwar mancher Bauer dessen zarte Händ beschnarcht, und oft bäuerisch angefahren: Du Kerl, du hast gar weiche Tatzen, du mußt dein Lebtag nit viel Habern ausgedroschen haben! Wann er demnach in solcher Bauren=Arbeit begriffen, hat er angefangen zu reden, und zu fragen, was man von Herzog Friederich halte, deme zuweilen ein Bauer geantwortet: Der Herzog seye ein liebreicher Herr, aber seine Apostel seynd nit weit her, er schaue ihnen gar zu viel durch die Finger, braucht dessenthalben wenig Brillen. Er laßt die Edel=Leut hausen nach dero Wohlgefallen, die gehen mit uns um, wie wir Bauren mit den Feberbäumen im Stutzen; unser mehrestes Gebet ist für die Pferd unserer gnädigen Herren, damit dieselbe lang dauern, dann sofern solche sollten umstehen, würden die Edelleut auf uns Bauren herumreiten; wir arme Narren seynd nit mehr so glückselig wie zu Davids Zeiten, allwo man die Schaf=Hirten und gemeine Leut auf die Bank der Edelleut gesetzt hat; es ist zwar der Zeiten ein jeder Bauer ein Herr, aber nur mit einem r, dann es heißt: Bauer gib her, Bauer geh her, Bauer trag her &c. Dem Herzog Friederich war ein solcher Bauer mit seiner subtilen Grobheit und einfältigem Witz nit ungenehm, und konnte gar leicht abnehmen, daß Bauren und Lauren in eine Haut genähet seyn. Ein anderer Bauer, bei deme der Herzog knechtweis gedienet und gearbeitet, thäte andere Glocken läuten, fast dieses Klangs: Mein lieber Knecht, unser Herzog verschenkt gar viel unnützlich, er gibt dem nächsten Seiltänzer gleich 50 Thaler, für den vielmehr ein Strick gehörete, und uns Bauren siehet er nit einen Kreuzer nach; er bringt eine Steuer um die andere auf, wie erst verwichen die Kopf=Steuer (es möchte einer schier wünschen, wann einem der Schädel nit so lieb wäre, daß er keinen Kopf hätte); und wo kommt das Geld hin? Er laßt auch den Pracht gar zu weit einschleichen, und fahrt schon ein jedwedere Nestel=Kramerinn in der Carossen. Unser Herr Pfarrer hat einmal geprediget, wie daß einer, mit Namen Atlas, die ganze Welt getragen; ich kanns dermalen schier glauben, weilen unser Edelmann, der doch ziemlich schwach, fünf und sechs Dörfer auf dem Buckel tragt, dann seine Kleider also kostbar und theuer geschätzet werden. Dergleichen allerley Reden hat der Herzog in seinem Bauren=Kittel und Dorf=Joppen vernommen. Wann er nun wieder nacher Hof kommen und sich mit seinem hochfürstlichen Aufputz bekleidtet sehen ließ, wurde

er mehrmalen gefragt, um was Ursachen er in solchen groben Lumpen die Bauren-Hütten betrete? Denen gab er jedesmal mit ernsthaftem Angesicht diese Antwort: Alio modo verum audire non possum. Ich kann auf kein andere Manier die Wahrheit hören, dann meine Hofleut sagen mir die Wahrheit nit. So haiklich ist zu Hof die Wahrheit.

Wo hat Petrus zum allerersten die Wahrheit vergessen? unter was Gesellschaft? etwan unter den Fischern als seinen Cameraden? dann sie haben sonst dieses Lob: was der Fischer gewinnet beym Fisch, das verkauft er wieder bey dem Tisch. Bey wem hat Petrus die Wahrheit gezett? etwan bey Zimmerleuten oder Maurern? dann von diesen ist fast ein Sprichwort: Zimmerleut und Maurer seynd rechte Laurer; ehe sie essen, messen, stehen und sich besinnen, so ist der Tag von hinnen. Wo hat Petrus der Wahrheit einen Schimpf angethan? etwan bey denen Soldaten? von diesen hat einer auf eine Zeit gesagt also: Zigeuner und Soldaten, wann sie schmecken einen Braten, so thun sie solchen wegtragen, wann sie auch sollten die Beiner auf dem Galgen abnagen. Wo ist dem Petro die Wahrheit entfallen? etwan bey den Fuhrleuten? von denen eine gemeine Red: Kutscher und Fuhrleut seynd nichts nutz zu aller Zeit, bey Esel und Rossen treiben sie die größte Possen, auf dem Esel- und Pferd-Mist selten ein guter Vogel ist. Wo hat Petrus die Wahrheit gesparet? wo? Verzeihet mirs, ihr Hofherren, Hofleut, Hofbeamte, Hofdiener, daß ich euch dermalen keinen Hofmann abgib, und sein die Wahrheit als ein edles Bissel auf euer Teller lege, bin schon vergwißt, daß ihr euch daran und darin keinen Zahn werdt ausbeissen, weilen euch die Zähn nit so sehr darnach wässern. Petrus hat die liebe Wahrheit an keinem andern Ort vergessen, verloren, verscherzet, verzett, als zu Hof; allda hat er einmal (das ist grob), allda hat er zweymal (das ist grob), allda hat er dreymal (das ist gar aus der Weis) die eingefleischte Wahrheit verlaugnet.

Ich frage mehrmalen die Frau Wahrheit: Madame! um Gottes willen, warum daß Euere corallene Lefzen also geschwollen? Ich (war die Antwort), ich hab das nächste Mal geigt, und da hat man mir den Fiedelbogen um das Maul geschlagen, und mich sehr schmählich tractiret. Wohl recht fangt das Wörtl Wahrheit von einem W. an, zumalen es lauter W ausbrütet. Der stattliche Hofprediger Joannes Baptista hat es wohl erfahren bey dem König Herodes. Etliche Ausleger göttlicher Schrift, unter welchen nicht der mindeste Della Nuza sagen, daß der allmächtige Gott habe dergestalten das Paradeis gepflanzet, daß alle stattliche Obstbäumer darinnen so nieder waren, daß dem Adam und der Eva die Aepfel und Birn und andere Früchten in das Maul gehangen, ausser des verbotenen Baums, welcher um ein ziemliches höher, also daß dessen Früchten die Eva nit wohl kunnte erlangen, wessentwegen die Schlang, von dem Teufel schon besessen, sich um der Eva Füß gewicklet und ihr also geholfen, daß sie in die Höhe gehupfet und gesprungen, und einen Apfel erlangt. Wann dem also soll seyn, so glaube ich, daß von dannen der Weiber ihr beliebiges Tanzen und Springen herrühre, zumalen ihnen der Gehorsam sehr schwer fallt, ausser im Tanzen, worinnen sie gern, nur gar zu gern nach dem Pfeiffen und Geigen des Spielmanns springen. Sie glauben aber nicht, daß gute Saiten die gute Sitten verderbt haben, absonderlich beym Tanzen, bey welchem Springen die Ehr nicht selten gestolpert. Ein Tanzerin aller Tanzerinnen war des Herodis Tochter, welche dergestalten künstlich und köstlich getanzet, daß ihr auch um solches der König das halbe Königreich anerboten, sie aber anstatt dessen begehrt hat das Haupt Joannis Baptistä. Solche Reliquien waren auch mehrer werth, als das halbe Königreich, und zwar dieß hat sie gethan aus Anleitung ihrer Frau Mutter. Aber woher? warum? wessentwegen ist diese dem heiligen Mann so feind gewest? Frag nit lang: wegen der Wahrheit, die er geredt hat. Non licet etc. Die Wahrheit ware der

Zundl, so dieses Feuer erwecket hat; die Wahrheit ware der Letten, so dieses Wasser trüb gemacht hat; die Wahrheit ware der Hammer, so also Larma geschlagen.

Es seynd fünfzehn Wörtl, welche von dem Buchstaben W anfangen, und nach dem A, E, I, O, U gestellt, wunderlich können zusammen gereimt werden.

Wahrheit, Weib, Wirth, Wort, Wunden,
Wald, Weber, Würfl, Wolf, Wurst,
Waag, Weg, Wind, Woll, Wurm.

Nunmehr zuruck reim es also:

Ein Wurm der kriecht hin und her,
Ein Woll ist dem Schaaf ein Ehr,
Ein Wind macht eim das Maul gar sper,
Ein Weg den tritt jedermann sehr,
Ein Waag die zeigt was gering oder schwer.

Item:

Ein Wurst thut den Hunger stillen,
Ein Wolf will seinen Magen füllen,
Ein Würfl macht im Spiel viel Grillen,
Ein Weber tanzt und gumpt über Willen,
Ein Wald thut oft manchen Dieb verhüllen.

Item:

Die Wunden thut man verbinden,
Die Wort verursachen viel Sünden,
Die Wirth können die Kreiden doppelt finden,
Der Weiber List ist hart zu ergründen,
Die Wahrheit thut man schinden.

O wie wahr ist es von der Wahrheit, was der Poet sagt:

Fugit potentum limina veritas
Quamquam salutis nuntia.

Auf Teutsch weiß ich nicht, wie es heißt.

Mein Jehu (3. König. c. 16), wie ist es dir ergangen bey dem König Baasa, wie du das Maul gar zu weit hast aufgethan und die Wahrheit geredt? Resp.: Das Leben hab ich dessenthalben verloren.

Mein Michäas (3. König. c. 22), wie ist dir geschehen, als du dem Achab die Wahrheit unter die Nasen gerieben? Resp.: Ich hab mich nit mehr dörfen sehen lassen.

Mein Hanan (2. Chron. c. 16), was ist dir begegnet, wie du dem König Asa die Wahrheit vorgetragen? Resp.: Uebel, übel, übel.

Mein Zacharias (2. Chron. c. 24), was hast du müssen ausstehen von dem König Joas, da du ihm ohne Scheu die Wahrheit vorgelegt? Resp.: Ich bin versteiniget worden.

Mein Jeremias (Jerem. c. 37), was hat dir die Wahrheit auf den Buckel geladen, als du selbige nacher Hof Sedechiä des Königs gebracht? Resp.: In den finstern Kerker bin ich geworfen worden.

Mein Baruch (Jerem. c. 36), was hast du dazumalen ausgestanden, wie du die Wahrheit bey dem König Joachim an's Tagslicht gebracht? Resp.: Wann er mich dazumalen erwischt hätte, hätte es meinen Kopf golten; aber Gott wollte es nit haben.

Mein Daniel (Dan. c. 6), was haben dir die Herren von Babylon für einen Lohn erstattet, als du ihnen die Wahrheit als eine kostbare Waar verkaufet? Resp.: In die Löwen-Gruben bin ich gestürzet worden.

Nit anderst ist es ergangen denen zwölf Aposteln, nit anderst 27 Römischen Päpsten, nit anderst der Kayserin Serenä, nit anderst dem König Olano, nit anderst der königlichen Prinzessin Dimpna, nit anderst dem königlichen Prinzen Hermenegildo, nit anderst dem Fürsten Gallicano, nit anderst denen Edelleuten Sebastiano, Mauritio, nit anderst dem Raths-Herren Apollonio, nit anderst ist es ergangen eilf Millionen Menschen, welche alle der Wahrheit wegen umgebracht worden. Und du, Gottes Sohn Jesu Christe, selbst bist versucht worden wie Job, bist verfolgt worden wie David, bist verachtet worden wie Gedeon, bist verkauft worden wie Joseph, bist übergeben worden wie Amasa, bist gebunden worden wie Samson, bist angeklagt worden wie Abner, bist verspottet worden wie Elisäus, bist entblößt worden wie Jeremias, bist geschlagen worden wie Michäas, bist gekreuziget worden wie die Machabäer, bist aufgehenkt worden wie die eherne Schlang, bist umgebracht worden wie Abel, bist durchstochen worden wie Absalon, hast mehr gelitten als die eilf Millionen Menschen, um keiner andern Ursach willen, als wegen der Wahrheit.

Prediger, was geschicht dir? Was ist dem heiligen Paulo begegnet? Den haben die Herren Galater für einen irdischen Engel gehalten, haben seine Predigten mit solcher Lust angehöret, daß sie ihn eine Posaun des Himmels benamset; die Kinder auf den Gassen haben mit Fingern gedeutet auf Paulum, und ihn allerseits gepriesen. Der Paulus, des Pauli, dem Paulo, den Paulum, o Paule, vom Paulo. Vom Paulo war kein andere Red als Lob; o Paule, sagt ein jeder, gebenedeyet ist deine Zung; den Paulum hat man wegen seines Predigen vor ein Wunderwerk ausgeschryen; dem Paulo hat man aller Orten Ehr und Reverenz erzeiget; des Pauli Wörter waren lauter Magnet, so die Herzen gezogen; der Paulus war bey den Galatern so angenehm, daß sie ihn wie ihre eigene Seel liebten. Wie er dann selbsten sagt: Testimonium enim perhibeo, quia si fieri posset, oculos vestros eruissetis et dedissetis mihi. Ich bekenne es selbsten, meine Herren Galater, daß ihr hättet euere Augen ausgestochen und mir geben aus lauter Lieb. Ihr Herren Galater seyd halt galante Leut! Gemach! Nachdem Paulus hat angefangen scharpf zu predigen: O insensati Galatae! O ihr sinnlose Galater, sagt er, wer hat euch verzaubert, der Wahrheit zu widerstreben? seyed ihr Thoren, daß ihr mit dem Geist habt angefangen, und nunmehr mit dem Fleisch endet? Wie Paulus solche scharfe Saiten aufgezogen, da hat ihm kein einiger mehr mit dem Fuß Reverenz gemacht, ja man hätt ihn lieber mit Füssen treten; keiner hat ihm mehr ein Ehr erzeiget, man hat ihm darvor den Rucken gezeigt; keiner hat ihn mehr angelacht, sondern nur ausgelacht; keiner hat ihm mehr die Herberg anerboten, sondern die Herberg aufgesagt; alle waren wider ihn: Inimicus factus sum vobis veritatem dicens.

So lang ein Prediger eine schöne, zierliche, wohlberedte, ein aufgeputzte, mit Fabeln und sinnreichen Sprüchen unterspickte Predig machet, da ist jedermann gut-Freund: Vivat der Pater Prediger! ein wackerer Mann, ich hör ihm mit Lust zu! ꝛc. Wann er aber einen scharfen Ernst anfangt zu zeigen mit Paulo: o insensati Germani, o insensati Christiani etc.; wann er anfangt, grossen Herren die Wahrheit zu sagen: sie sollen doch einmal die Brillen brauchen und nit allzeit durch die Finger schauen, sie sollen doch mit der Justiz nit umgehen als mit einem Spinnen-Geweb, allwo die grosse Vögel durchbrechen, die kleine Mucken hangen bleiben, sie sollen doch nit sein, wie die Destillir-Kolben, welche aus den Blumen den letzten Tropfen heraus saugen; wann er anfangt die Wahrheit zu predigen denen hohen Ministris und Räthen: sie sollen lernen drey zählen, sie sollen jene Lection recht lernen, welche Christus

seinen Geheimisten gegeben: visionem, quam vidistis, nemini dixeritis; wann er anfangt den Edelleuten die Wahrheit zu predigen, daß sie denen Barbieren in ihre Profession eingreifen, und ihr mehristes Einkommen nit im Wein oder Traid, sondern in Zwieflen stehe, weilen sie die Bauren gar zu stark zwieflen; wann er die Wahrheit sagt denen Geistlichen, daß sie gar oft seynd wie die Glocken, welche andern in die Kirchen läuten, und sie selber bleiben daraus; daß sie gar oft seynd wie die Zimmerleut des Noë, welche anderen die Archen gebauet, daß sie sich salviret, und sie selbst seynd zu Grund gangen; daß viel Geistliche seynd wie die Nacht-Eulen, welche das Oel bey nächtlicher Weil aus denen Lampen aussaugen, und sich von denen Kirchen erhalten, und sonst nichts nutzen; wann er die Wahrheit sagt denen Soldaten, daß sie halsstärriger Meinung seynd, als seye ihr Gewissen auch privilegirt, aber da heißt es Privilegia Brieflügen; die Wahrheit dem Magistrat und Obrigkeiten, daß sie gar oft seynd wie eine Spital-Suppen, worauf wenig Augen; die Wahrheit denen Mauthnern und Beamten, daß sie gar zu barmherzig seynd, nit zwar in Beherbergung der Fremdling, wohl aber des fremden Guts; die Wahrheit denen Zimmerleuten, daß man bey ihnen allzeit frische Spän, aber zugleich faule Gespänn finde; die Wahrheit denen Becken, daß sie gar oft solche Leut seyn, welche Mehl genug, aber zu wenig Teig zu den Semmeln nehmen; die Wahrheit denen Gärtnern, daß sie gar oft den Garten säubern, aber das Gewissen lassen verwachsen, und nichts mehrers pflanzen, als das Weinkräutl; die Wahrheit denen Wirthen, daß sie gar oft Kein-Wein für Rhein-Wein, Lugenberger statt Luttenberger ausgeben, und öfters auch dem Tuchscheerer in die Arbeit greifen; die Wahrheit den Bauren, daß sie sich zwar einfältig stellen, aber so einfältig wie die Schweizer-Hosen, so hundert Falten haben; die Wahrheit denen Kindern, daß sie denen Passauer-Klingen nit nacharten, dero beste Prob ist, wann sie sich biegen lassen; die Wahrheit dem Frauenzimmer, daß sie gar zu viel ziehen an dem Schweif des Rocks, zu wenig um den Hals tragen; die Wahrheit den gemeinen Weibern, daß sie fast die Natur einer Uhr an sich haben, welche nie ohne Unruh rc.: wann dergestalten der Prediger den Scharfhobel brauchen wird, wann er auf solche Weis wird die Wahrheit reden, so bringt ihm solches Reden Rädern, so bringen ihm solche Wörter Schwerdter, so bringt ihm solches Sagen Klagen, inimicus factus sum dicens, er verfeindt sich allenthalben, sein Auditorium wird bald die Schwindsucht leiden, die Kirchenstühl werden bald lauter Quartier der alten Weiber werden, die Kirchen wird bald werden wie ein abgebrochener Jahrmarkt, an allen Orten wird man hören: Was key ich mich um den Prediger! Sic facta est veritas in aversionem.

Madame, fragte ich weiter meine Frau Wahrheit, wie daß Ihr einen solchen langen, mit Blumen gestickten Mantel tragt, und was soll heissen der lange Fuchsschweif um den Hals? habt Ihr dann einen Catarrh, daß Ihr also den Hals warm haltet? Nein, antwortet sie mir, mein Pater, den geblümten Mantel trage ich schon lang, dann man thut mich Wahrheit allenthalben vermanteln und verblümlen; den Fuchsschweif trag aber ich um den Hals, weilen das Schmeichlen gemeiniglich nit weit von hohen Häuptern. Ueber dieß, muß ich bekennen, bin ich zornig worden, reiß ihr die Kleider vom Leib, habs gleich dem nächsten nothleidenden Bettler, welcher diesem ganzen Handel zugeschauet, geschenket. Der Fuchsschweif hat ihm gar wohl getaugt, dann ich hörte, daß er gleich die nächste vorbeygehende Frau, welche eines sehr häßlichen Gesichts war, mit seinen bettlerischen Complimenten angeredet: Meine schöne, hübsche, wackere, guldene Frau rc. Ich aber erkenne für recht, daß die Wahrheit durch mich ausgezogen und ausgemantlet worden; dann also soll sie seyn, muß seyn, darf seyn bloß.

Fünfte Gruppe.

§ 53. Die Gegner der schwülstigen Poesie.

(Christian Weise und die Dichter des „guten Geschmacks“.)

1) Die Phrasenposaune der Lohensteiner tönte denn aber doch so grell und widerwärtig in die Ohren, daß die bessere deutsche Natur endlich erwachte. Mannhaft erhob sie sich alsdann gegen die lächerliche Unnatur der soeben besprochenen Schule. Den eigentlichen Fehdehandschuh warf ihr zuerst Christian Weise hin, und dann der ganze Chorus der Dichter des sogenannten „guten Geschmacks“, unter denen auch einige von Weise's Schülern figuriren.

2) Christian Weise (geb. 1642 in Zittau, woselbst er auch als Gymnasialrector 1708 starb) war schon als Student dem affectirten gespreizten Wesen gründlich feind. Schon in seinen Studentenliedern nämlich schlägt er den ganz einfachen Ton („Simplicität in Reden“) an und spricht nur so recht natürliche Empfindungen aus. Im Amte stehend aber rief er es keck aus, er frage nach keiner Art von Regelzwang, sondern „er wolle bei seiner Freiheit bleiben, an der Einfalt seine Lust behalten, die der Natur am nächsten komme, und jede Person nach ihrem Naturell reden lassen“. Leider wurde er aber zu „naturell“, zu nüchtern, und in seinen Jugendliedern auch trivial, unsauber. Dabei hatte er eine ganz schiefe und armselige Ansicht von der Poesie; denn ihm galt jeder noch so prosaische Gedanke für ein Gedicht, wenn er nur versgerecht ausgedrückt war. Darum hielt er denn auch sehr darauf, daß alle seine Schüler sich im Versschreiben übten und meinte in allem Ernste ihnen die Poesie ebenso wie das Wissen beibringen zu können. Weise versuchte sich in allen Arten der Poesie. Den Gegensatz zu seinen leichtfertigen Jugendliedern bilden die „Tugendlieder, Trost- und Sterbeandachten“. Auch Romane schrieb er mit moralisch belehrender Tendenz; doch war er am fruchtbarsten als Dramatiker. Der Dramen, die er durch seine Schüler aufführen ließ, schrieb er 54; darunter waren ebensowohl biblische Stücke, wie Possen. Die Chöre verwarf er, noch mehr die Geister und Gespenster. Um so mehr sorgte er in allen Stücken für das Zwerchfell; und wenn es nicht anders ging, führte er den Spaßmacher (Narr, Hanswurst) geradezu zwischen zwei ernsten Scenen auf die Bühne (komische Intermezzo's). Ein ganzer Schweif von Nachahmern zog hinter ihm her, wie z. B. Hunold, Postel, v. Besser, König u. a., die als „Wasserpoeten“ mit Weise die sogenannte

„wässerige" Schule bilden. Postel und Hunold dichteten besonders eifrig Operntexte.

3) Wir kommen nun zu den Dichtern des „guten Geschmacks", in deren Kreis sich auch mehrere „Wasserpoeten" einstellten, z. B. v. Besser, König, welch letzterer sogar eine Abhandlung über den „guten Geschmack" schrieb.

Dieser war aber leider auch nur wieder ein französischer Importartikel und beugte die deutschen Geister noch viel mehr unter fremdländische Knechtschaft. Boileau's art poétique hatte den Anstoß gegeben; und alsbald war der bon goût, oder der buon gusto, oder der taste, oder der „gute Geschmack" das Losungswort im mittleren und südlichen Europa. Unter dieser Phrole begann man den Krieg gegen das Barocke und prahlte mit der Rückkehr zum Klassischen. Positiv aber verstand man unter dem „guten Geschmack" zum Ersten das Vermeiden alles irgendwie Anstandswidrigen, namentlich jedes Ausdrucks, der der Sprache des Lebens zu nahe kam. Eine wahre Courfähigkeit der Worte ward ausgeschrieben, die Mehrzahl als unedel verworfen, nur der feinste Ausdruck sollte aufkommen. Ferner wurde der Schwung und die Stärke des Ausdrucks verpönt, und dafür Verständlichkeit (bonsens) gefordert. Alle sinnlich bezeichnenden Ausdrücke wurden gemieden, dafür der Gedanke oder Begriff vielfach umhüllt, umschrieben. Endlich sollte aller sogenannter Aberglauben weichen und der Vernunft (raison) Platz machen. Unter jenem verstand man aber nicht bloß die Geister und Gespenster, sondern überhaupt das Positivkirchliche, und diese Vernunft war also die nüchternste, seichteste Aufklärerei. Was Wunder, wenn dabei die Poesie der Verarmung und Langeweile entgegen ging, wenn jeder gesund-religiöse Geist daraus wich, und wenn ihre Sprache sich von der Prosa durch gar Nichts unterschied, als durch das vornehme Vermeiden!

4) Doch wie gesagt, das Verdienst hatten diese Männer, daß sie den Lohensteinischen Geschmack außer Mode setzten. Besonders waren es der Freiherr von Kanitz (geb. 1654 in Berlin, wo er auch als geheimer Staatsrath starb 1699), ferner Christian Warnecke (Geburts- und Todesjahr ist unbekannt, desgleichen die Heimath; er starb als dänischer Staatsrath nach 1710) und Barthold Heinrich Brockes (geb. 1680 in Hamburg, wiewohl Jurist, nur den Wissenschaften und Künsten und zwar auch der Malerei und Musik lebend; starb als Senator in Hamburg 1747). Kanitz nun dichtete so eine Art Satire (gesellige Stücke, den Gelegenheitsgedichten verwandt) unter dem Titel „Nebenstunden unterschiedener Gedichte". In der dritten Satire von der Poesie klagt er die deutschen Dichter an, daß sie die Natur verachteten, daß all' ihre Worte auf Stelzen gingen, daß sie die ganze Erde bewegen, im Himmel Lärm machen und alle Götter aus dem Versteck rufen, um sie zu Zeugen des Gleichgültigsten zu machen. — Warnecke (niedersächsisch „Wernicke") trat durch seine „Ueberschriften oder Epigrammata" gegen den Bombast und Schwulst in der Poesie auf. Bekannt ist sein Epigramm „auf gewisse Gedichte": „Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt

wol. Der Reim geschickt. Die Wort? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt." Uebrigens griff er weniger die Führer der prunkvollen Schule an; er meinte sogar, „daß sie unsere Dichtkunst und sich durch die geadelt": darum machte er auch Front gegen die andere Seite, gegen Weise. Er wollte also mehr die Mitte halten und goß seine Lauge nur über den Schweif des Doppelkometen (Lohenstein, Hoffmann) aus. Hier ein Beispiel seiner Satire:

Auf Artemon's deutsche Gedichte.

Artemon hat gelernt an mehr als einem Ort
Ein unverständlich Nichts durch aufgeblasne Wort
In wohlgezählte Reim ohn allen Zwang zu bringen.
  In jedem Abschnitt hört man klingen:
Schnee, Marmor, Alabast, Musik, Bisam und Zibeth,
Sammt, Purpur, Seid und Gold, Stern, Sonn und Morgenröth,
  Die sich in Unverstand verschanzen
  Und in geschlossner Reihe tanzen.
Zwar les' ich selten sie vom Anfang bis ans End;
  Doch klopf ich lachend in die Händ,
  Und denk: es sind nicht schlechte Sachen,
  Aus Schell'n ein Glockenspiel zu machen.

Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten.

Astolph beschreibt ein Thier, das in den Wäldern wohnt,
Und in der hohlen Eich als seinem Neste lebet,
Das um unwegsame Gebürge brummend schwebet,
Und offt auch nicht des Bluts des müden Pilgrims schont.
Merk aber, wie er dich durch falschen Pracht betrüge:
Du denkst, es sey ein Löw, und es ist eine Fliege.

5) Brockes, der Sprachkundige, war ein vom Marinismus zum „guten Geschmack" bekehrter Dichter. Die Betrachtung der Natur, die Hingabe an sie, wirkte viel zu seiner Umwandlung bei. Aber er drang hiebei auch immer und immer zum Schöpfer der Natur vor; und so oft er die Natur besang, that er es eigentlich nur, um Gott zu besingen. So heißt denn auch sein neunbändiges Hauptwerk: „Irdisches Vergnügen in Gott". Darin bietet er uns sinnige Naturschilderungen, bis in's Kleinste ausgemalt („Detailmalerei"), oft nur zu redselig, zu mikroscopisch darstellend. Die Blumen, die Bienen, die Ameisen, die Stille nach dem Gewitter, aber auch das Meer und die Sterne, die Nachtigall, die frühen Knospen rc.: alle sind ihm gleichsam nur verschiedene Texte zur einen Predigt von der Größe, Weisheit und Liebe Gottes. So steht er denn in seiner Zeit da, wie später Gellert. Daß ein solches religiöses Gemüth sich doch nicht so ganz heimisch unter

den Dichtern des französischen Geschmacks fühlte, ist begreiflich; in der That wies er auch schon auf englische Vorbilder hin.

6) Freilich waren nun alle Dichter des „guten Geschmacks" Gegner des Schwulstes, und insofern gehörten Gottsched und alle Gottschedianer hierher. Besonders war Gottsched, der den Cultus des „bon goût" am meisten pflegte und zur höchsten Blüthe brachte, ein geschworener Feind des Barocken in der Poesie; auch die Schweizer, Bodmer und die von Gottsched Abgefallenen, überhaupt alle noch bemerkenswerthen (vgl. §§ 54. 55. 56. 57.) Dichter der Periode hielten es in dieser Beziehung mit Gottsched. Dennoch schließen wir jetzt diese fünfte Gruppe ab; denn der Hauptsieg war schon durch die obengenannten Männer erfochten, die Kometen mit ihren Schweifen waren schon zerflossen, als Gottsched von Leipzig aus und Bodmer von Zürich aus den literarischen Kampfplatz beherrschten. Nachzügler ließen sich freilich immer noch da und dort blicken; allein sie kamen sofort in das Kreuzfeuer Gottscheds und Bodmers. Als der Platz vom Gegner gänzlich geräumt war, geriethen diese selbst aneinander (vgl. § 55).

Sechste Gruppe.

§ 54. Gottsched, seine Getreuen und die von ihm abgefallenen „Bremer Beiträger".

1) Was jenseits der Scheide des Jahrhunderts Schlesien für die deutsche Poesie war, das wurde nun diesseits der Scheide Sachsen, insbesondere Leipzig; dieses und in zweiter Linie auch Hamburg waren nun im Tempel der deutschen Muse auf den Leuchter gestellt. Und wie dort im 17. Jahrhundert Opitz alle Zeitgenossen an Ansehen überstrahlte, so nun Gottsched von 1725 an bis gegen Ende der Periode. Er war der geistige Regent von Leipzig; er erhob dieses zur Metropole des „guten Geschmacks", zum deutschen Paris („Klein-Paris" nannte man es damals).

2) Johann Christoph Gottsched (1700—1766), Professor der Poesie und Philosophie zu Leipzig, war ein etwas hochfahrender Mann. — Er schrieb außerordentlich viel über deutsche Sprache und Poesie, ebenso dichtete er sehr fleißig. Leider hielt er sich aber für einen großen Dichter, während er nur ein guter Reimer war. Ebenso fälschlich hielt er sich für den besten Kunstrichter, und kritisirte deßhalb in seinen Zeitschriften Neues und Altes voll Anmaßung. Wie ein Scepter schwang er darin seine Feder. Das Publikum, besonders das nordische, ließ sich bethören und hörte viele Jahre hindurch auf ihn wie auf ein Orakel. —

Doch ist Gottsched nicht ohne Verdienst, Er war Haupt der deutschen Gesellschaft. Er gab sich unsägliche Mühe, deutsche Sprache und Poesie bei Vornehmen und Gelehrten wieder zu Gnaden zu bringen und es ist ihm vielfach gelungen. Er haßte allen Schwulst und jegliche Unnatur in der Poesie, und hielt die Fahne der natürlichen und einfachen Poesie hoch empor. Nur deßhalb (denn er war entschieden deutsch gesinnt und wollte wenigstens unserer Poesie deutsches Blut und Leben eingießen) rief er mit seiner mächtigen Literatorstimme unablässig seinen dichtenden Schülern und allen Poeten zu: „Lernet doch von unseren Nachbarn, den Franzosen [1], Natürlichkeit und Einfachheit!" — Es mag ihm auch als Verdienst angerechnet werden, daß hauptsächlich durch seinen Einfluß die pöbelhaften Hanswurstiaden von der Bühne verbannt wurden; deßgleichen leistete Gottsched der Poesie einen nützlichen Dienst, indem er gegen die damalige Oper nebst Ballet eiferte, wie er sie ja auch wenigstens für die 40ger Jahre außer Mode setzte. — Von seinem heftigen und für die Poesie folgenreichen literarischen Streite mit den Schweizern reden wir im folgenden Paragraphen; hier nur so viel, daß dieser Streit Gottsched um fast all' sein Ansehen als Dichter und Kritiker brachte.

3) Wie begreiflich, hatte Gottsched, ein Mann von solchem Ansehen, viele Schüler. Viele junge Leute, schwächer befähigte und talentvollere, begeisterte er von seinem Katheder aus für die deutsche Poesie und war ihnen weiterhin Führer und lebendige Regel. Doch als es zum Bruche mit den Schweizern kam, harrten nur die wenigsten als seine Getreuen bei ihm aus; die meisten, und gerade die Begabteren aus ihnen, fielen nacheinander von ihm ab. Von den ihm Treuverbliebenen nennen wir Schwabe, Schönaich (ein Kürassierlieutenant), der ein großes aber nur geringes Epos: „Hermann oder das befreite Deutschland" dichtete, und endlich die talentvollste Kraft des ganzen Kreises — die Gottschedin Luise Adelgunde Viktoria geb. Kulmus (geb. 1713 zu Danzig; 1735 an Gottsched verehelicht; starb 1762) Diese gutgebildete, kenntnißreiche Frau besaß weit mehr Dichtergeist und Geschmack als ihr Mann; und sie hätte sich wohl einen größeren Dichternamen erworben, wenn sie nicht unter der fehlerhaften Führung ihres Gemahles gestanden wäre. Sie dichtete kleinere Sachen, auch drei satirische Lustspiele: „Die Hausfranzösin" (gegen die à la mode-Erziehung und Sitten); ferner

---

[1] Besonders empfahl er die Tragödiendichter: Corneille, Racine und Voltaire; sowie die Komödiendichter: Molière, Regnard und Destouches.

„Die Pietisterei im Fischbeinrocke oder die Doctorgemäße Frau" (wodurch sie sehr anstieß); und „Der Witzling". Mit letzterem wollte sie die unklare Gefühlspoesie der Bodmer-Klopstock'schen Richtung verspotten.

Darum tritt darin eine Person, Sinnreich, auf und sagt: „Ich lese allemal lieber einen schönen Gedanken als einen richtigen Ausdruck." Und Vielwitz antwortet: „Und mir dünkt, ein Gedanke kömmt mich noch einmal so schön vor, wenn der Ausdruck wider die Grammatik läuft." Reinhart endlich: „Ich will Ihnen noch mehr sagen. — Der Gedanke besteht oftmals nur im Schnitzer. Wenn Sie die Worte recht zusammensetzen, so ist gewiß kein Gedanke mehr da."

Die meisten ihrer literarischen Arbeiten sind jedoch Uebersetzungen aus dem Französischen, und auch aus dem Englischen. — Die Dichterin empfiehlt sich uns um so mehr, als sie eine sehr wackere Hausfrau war, auch viel bescheidener als ihr Herr Gemahl, so zwar, daß sie trotz dessen Zureden durchaus nicht in die „deutsche Gesellschaft" eintreten wollte. Es kennzeichnet ferner ihr ächt weibliches Gemüth, daß sie Gottsched, der sie um wenigstens eines ihrer Herzensgedichte behufs der Veröffentlichung bat, antwortete:

Ein Lied, das ich nur dir und keinem Andern singe,
Das ist kein Ständchen, Freund, das ich der Straße bringe.

4) Doch, wie gesagt, die meisten und begabtesten Schüler fielen mit der Zeit von Gottsched ab, gründeten einen eigenen Dichterverein (häufig „Sächsischer" oder „Leipziger Dichterkreis" genannt) unter Führung des für die Kritik gut befähigten Chr. Gärtner (später lange Zeit hindurch Professor in Braunschweig) und versorgten die von Gärtner, Rabener und Cramer gegründete Wochenschrift mit poetischen Beiträgen. Diese Zeitschrift, welche den Titel führte: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" und es erstmals auch auf Leserinnen ablegte, wurde in Leipzig von der Gesammtheit der Mitarbeiter nach Stimmenmehrheit redigirt, aber in Bremen gedruckt (daher auch die Namen „Bremer Beiträge" und „Bremer Beiträger" aufkamen). Auch Nichtschüler Gottsched's schlossen sich dem Vereine an, wie z. B. Klopstock (vgl. § 59). Von ihm, der durch seinen Dichtergenius einer neuen Glanz-Periode Bahn brach, reden wir eben deßhalb erst später; von den übrigen Beiträgern erwähnen wir nur in Kürze des durch seine Oden und Lieder ein weiches Gemüth verrathenden und an Klopstock erinnernden J. A. Cramer (1723—1788); ferner die drei Brüder Schlegel, von denen der älteste (Elias, 1718—1749), der eigentliche und beste Dramatiker (seine Tragödie „Canut" und sein Lustspiel „der Geheimnißvolle" sind seine besten Stücke) der Schule

war, und dann noch den sehr zahmen Satiriker **Gottlieb Wilh. Rabener** (1741—1771; tüchtiger Steuerrevisor und heiterer Gesellschafter). Etwas mehr Aufmerksamkeit wollen wir **Gellert** und **Zachariä** schenken.

5) **Christian Fürchtegott Gellert** (1715—1769) aus Sachsen, studirte Theologie, erhielt aber später eine Professur der Philosophie und schönen Wissenschaften zu Leipzig. Er war in der That ein „Fürchtegott" und suchte auch durch seine Schriften, wie durch seine „moralischen Vorlesungen" in Andern die Gottesfurcht zu pflanzen. Dadurch, sowie durch sein sanftes, bescheidenes Wesen, insbesondere aber durch seine „**Fabeln und Erzählungen**" gewann er Aller Herzen. Alle Welt suchte ihn zu sehen und zu hören; selbst Friedrich der Große ließ ihn zu Leipzig (im Dez. 1760) zu sich kommen, empfing und entließ ihn äußerst gnädig. Dieß blähte aber unsern Dichter keineswegs auf; er war dazu zu sanft, und zu sehr Kenner seiner Fehler und Gebrechen. Auch nach seinem Tode wagte sich noch wenigstens 30 Jahre lang kein Tadler an ihn als **Dichter**; selbst der unerbittliche Kritiker Lessing schwieg aus Ehrfurcht vor ihm. — Und dennoch war Gellert nur ein gering begabter Poet. Seine Fabeln wurden zwar wie keine andere Dichtung des vorigen Jahrhunderts Eigenthum der deutschen Nation; ja sie wurden in fast alle lebenden Sprachen Europa's übersetzt: aber dieß schreibt sich mehr von ihrer **Faßlichkeit**, ihrem allgemein praktischen **Lehrinhalt** her, als von wirklichem poetischen Werthe. Sie waren eben „sanfte Milch und leichte Speise für die große Menge mittelmäßiger Geister und alle Anfänger in der Poesie" (Eichendorff).

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald;
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sah'n,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein, anstatt, wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel der Länge nach darnieder.

Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen Alle, fort mit dir!
Du Narr, willst klüger sein als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

* * *

Sei nicht geschickt, man wird Dich wenig hassen,
Weil Dir dann Jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter Du vor vielen andern bist,
Je mehr nimm Dich in Acht, Dich prahlend seh'n zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von Deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unverzeihliches Verbrechen.

Hans Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerlei verstund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künft'gen Tag die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen;
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech ich, Hans Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen sein.

Nun ging das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? ras't der Mann?
„Das soll er mir wohl bleiben lassen.
„Mit einem Wort, es geht nicht an;
„Der dümmste Kopf muß das verstehen;
„Allein acht Groschen wag' ich dran.
„Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!"
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Carossen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hans Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,
Gesetzt, dieß könnte möglich sein,
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein;
Fahrt zu, Johann! jetzt wird es neune schlagen.

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort,
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hans Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.

Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt,
Vor seine Bühne drängen können?

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröb're List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wohl ein Hans Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bei sich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur curiren,
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstriren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studiren:
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunst zu conversiren.
Er lehrt dich, ohne Müh' sinnreich poetisiren,
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst, und kaufst und liest,
Was denn? — daß du betrogen bist.

Proben bei Kellner [1]: Der Reisende. Die Nachtigall und die Lerche.

6) Der begabtere Fr. Wilh. Zachariä (1726—1777; Collega Gärtners zu Braunschweig) pflegte nach dem Vorbild des englischen Dichters Pope (1688—1744; sein Hauptgedicht ist: rape of the lock d. h. Lockenraub) das komische Heldengedicht. So dichtete er vier Epen dieser Art: „der Renommist"; „das Schnupftuch"; „Phaëton" und „Murner in der Hölle". Das erstgenannte ist am ansprechendsten; es bietet uns eine höchst ergötzliche Schilderung des damaligen Studentenlebens.

Der Renommist ist nämlich ein Jenenser Student Namens Raufbold. In Jena, auch in Halle, war zwar das Studentenleben aufs ärgste ausgeartet; die Herren Studiosi durften sich sehr viel erlauben, durften ungestraft in roher, brutaler Weise auftreten: dennoch bringt es Raufbold dort zum Relegirtwerden. Nun kömmt er nach Leipzig, wo der Student mehr ein Lion ist, galant, manierlich, stutzerhaft. Raufbold haßt dieses: aber um einer schönen Leipzigerin Herz zu gewinnen, bequemt er sich der Stutzerart, indem er sich kämmen, scheeren, frisieren läßt; leider hilft ihm auch dieses Nichts. Er kömmt eben in Leipzig nicht zu Ansehen.

Aus „Der Renommist".

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte.

---

[1] Vgl. über diese Citate die Vorrede.

Des Phöbus Wagen lief den Sonnenweg herab.
Mit Keuchen stolperte der Pferde müder Trab,
Als auf dem müden Gaul ein Jenischer Student
In stolperndem Galopp durch bunte Wiesen rennt,
Und oft voll inn'rer Angst, die nie Philistern traute,
Zurück nach Gläubigern, die folgen könnten, schaute.
Es war ein Renommist, und Raufbold hieß der Held;
Er floh als Märtyrer aus seiner Jen'schen Welt.
Dort war sein hohes Amt, ein großes Schwert zu tragen,
Oft für die Freiheit sich auf off'nem Markt zu schlagen,
Zu singen öffentlich, zu saufen Tag und Nacht,
Und Ausfäll' oft zu thun auf armer Schnurren [1] Wacht!
Als Hospes war er oft des Bacchus erster Priester,
Und ein gebor'ner Feind vom Fuchs und vom Philister.
Er prügelte die Magd, betrog der Gläub'ger List;
Bezahlen mußte nie ein wahrer Renommist.
Vergebens lockten ihn die angenehmen Musen;
Ein krieg'risch Feuer brennt in seinem wilden Busen;
Zum Korporal gemacht und nicht zum Musensohn,
Sprach er den Grazien und Wissenschaften Hohn.
Nachdem sein starker Arm den kühnsten Streich vollführet,
Traf ihn des Bannes Strahl und er ward relegiret.
„O Jena!" (ruft er aus), „bald werd' ich nicht mehr sein;
„Bald wird der feige Fuchs sich meines Falles freu'n!
„Bald wird man auf dem Markt mich nicht mehr brüllen hören!
„Kein Wetzen mehr von mir wird eure Ruhe stören,
„Philister! — Welch' ein Schlag, die Freiheit ist dahin!
„Dein Anseh'n, Jena, fällt, da ich nun nicht mehr bin!"
Er sagt's, springt auf sein Pferd; und zwanzig Kreditoren
Seh'n ihn zu spät entfloh'n und ihren Raub verloren.
Es war ein Jenisch Pferd; es flog mehr, als es lief.
Ihm war kein Berg zu hoch, kein Graben war zu tief,
Es sprengt ihn muthig durch, im Laufen und im Setzen
Erfüllt es Wink und Ruf, dem Reiter zum Ergötzen.
Es hieß Kalmuck, und ward in Jena sehr verehrt.
Es nährte sich auch nicht, wie ein gemeines Pferd,
Mit Hafer und mit Heu; nach seinem schnellen Laufen
Verlangt' es Bier und Brot, und konnte Branntwein saufen.
Den Raufbold trug zum Hecht Kalmucks geschwinder Lauf;
Ein eig'nes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf.
Er setzte sich, und warf mit grimmiger Geberde
Den Degen auf den Tisch, die Handschuh auf die Erde.
„Armsel'ger", rief er aus, „in Leipzig bist du nun?
„Ja hier, wo alles ruht, wird auch dein Degen ruh'n!
„Wer wird dich Renommist allhier zu nennen wagen,
„Hier, wo man fast nicht weiß, daß Burschen Degen tragen?
„O, wie beseufz' ich nicht mein widriges Geschick,
„Denk' ich, mein Jena, noch an deine Lust zurück!
„O Schicksal! war es doch dein mir geneigter Wille!
„Doch Schnurren, doch Pedell" — hier schwieg er plötzlich stille
Und warf sein schweres Haupt in seine tapf're Hand.
Die starren Augen sah'n verwirret nach der Wand;

[1] Gerichtsdiener.

Der Hut, den er ergrimmt tief in die Augen rückte,
Verrieth des Kummers Last, die ihn im Herzen drückte.
D'rauf greift er mit der Hand an den geschärften Stahl,
Der auf dem Tische lag, zieht ihn, und wetzt dreimal.
Aus dem zerritzten Gips schlug funkenreicher Schimmer,
Und wüthend schleudert er ihn in das öde Zimmer.

Indem tritt voller Furcht die Jungemagd herein,
Ihr Angesicht erblaßt bei seines Degens Schein.
„Befehlen Sie etwas?“ — Er sprach mit wilden Mienen:
„Kennst du die Krone wohl?“ — Sie sagt: „Mein Herr, zu dienen.“ —
„So geh' dahin“, fuhr er mit rauhem Basse fort,
„Und bringe dies Billet an den bestimmten Ort.
„Allein du sollst durchaus nicht meinen Namen sagen;
„Ich bin incognito! Sei stumm bei ihren Fragen.“

An drei Jenenser war die Einladung gerichtet;
Sie waren alle drei als Brüder ihm verpflichtet.
Dies Kleeblatt, welches er auf Schulen schon gekannt,
Verknüpft in Jena noch ein fester's Freundschaftsband.
Sie waren seines Ruhms und seines Glücks Achaten,
Berühmt, wie er, durch Bier und Renommistenthaten,
Auch relegirt, wie er, noch immer roh und wild,
Und auch in Leipzig noch der Jen'schen Freiheit Bild.
Wer sich nur unterstand, sie kühnlich anzublicken,
Den drohte schon voll Wuth ihr Auge zu zerstücken.
In Jen'scher Lebensart traf sie das Mädchen an.
Sie opferten mit Schrei'n dem Bacchus und Vulkan,
Und saßen hoch und stolz, gleich unterird'schen Göttern,
Bei einer Fluth von Bier, in Wolken und in Wettern.
Ein jeder las erstaunt, und jeder fragt und rieth,
Was für ein Fremder sie noch nach dem Hecht beschied;
Allein des Schicksals Buch blieb unerklärt verschlossen.
Sie warfen alle sich, halbtaumelnd und verdrossen,
In ihren Oberrock und eilten in den Hecht.
Die Stubenthür ging auf. „Wie? Bruder, seh' ich recht?“
Es drückt sich Mund auf Mund, es rasselt Bart an Bart,
Und jeder steht erstaunt ob seiner Gegenwart.
„Kerl“, sprach zuletzt von Torf, „wie kommst du angezogen?
„Die Manichäer [1] sind gewiß von dir betrogen?
„Doch sage mir, warum liegt alles um dich her?
„Warum der Degen bloß? was soll dies Mordgewehr?“
Er schwieg, und Raufbold sprach: „Laßt euch zusammen nieder.“
Sie thaten's; er fuhr fort: „Ihr wißt es, werthen Brüder,
„Wie oft mein muth'ger Arm für Jena sich gewagt,
„Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich sie gejagt!
„Ihr wißt, wie sorgsam ich für uns're Freiheit wachte,
„Wenn sie ein neu Edikt uns zu entreißen dachte;
„Dafür hab' ich den Lohn. Ja — ich bin religirt!
„Warum? weil ich mein Amt mit Ehr' und Ruhm geführt.
„Dreimal hatt' ich mich schon auf off'nem Markt geschlagen,
„Und dreimal hatt' ich auch den Sieg davon getragen.

[1] Die Gläubiger.

„Kein and'rer war, wie ich, im Stoß und Hieb so schnell.
„Da kommt Beelzebub im schielichten Pedell;
„Man forderte mich vor, ich mußte höllisch schwitzen;
„Ich bot zwölf Thaler an; nichts konnte mich beschützen;
„Ich sollt' und mußte fort. Gleich ward mein Pferd bestellt,
„Und die Philister sind von mir verflucht geprellt.
„Nun bin ich, wie ihr seht, in dieses Nest gekommen
„Und habe mit Verdruß den dummen Weg genommen.
„Allein was war zu thun; ihr waret alle hier!
„Bleib' ich nun, oder nicht? Sagt, Kerls, was rathet ihr?"
Da ward ein mächt'ger Streit, es folgte Wort auf Wort.
Der eine sprach: „Bleib hier"; der and're sprach: „Zieh fort";
Doch Raufbold selber war schon insgeheim entschlossen,
Aus Leipzig nicht zu geh'n, bis er es recht genossen. —

Proben bei Kellner: Irin. Arist.

Siebente Gruppe.

§ 55. Die Vorboten der Besserung.

(Die Alamannen und die Niedersachsen.)

1) Wie eine frisch gesunde Morgenluft kam es allmählich über die abgestandene, im Gottschedianismus befangene deutsche Poesie, und zwar gleichzeitig von Norden und von Süden, von der See und von den Alpen her. Wir meinen die Dichtung, wie sie in den Seestädten, zumal in Hamburg durch Hagedorn und im alamannischen Süden, zumal in der Schweiz durch Haller gepflegt wurde. Diese Dichter, dem Raume nach einander so fern, reichten sich in ihrer Dichtung die Hände; noch mehr in ihrer gemeinschaftlichen Vorliebe für die englische Poesie. Sie kehrten den Franzosen allgemach den Rücken und lehnten sich an englische Vorbilder[1] an. Schon in den §§ 53 und 54 begegneten uns zwei Dichter, die auf diese Bahn einlenkten, Brockes und Zachariä; die nun zu nennenden wurden noch entschiedenere und gelehrigere Schüler und Verehrer der Engländer. Freilich blieben auch sie noch theilweise in der Nachahmung befangen; aber die englische Poesie war doch eine viel gesündere Schule der Deutschen. „Es trat auch alsbald in ihre Poesie ein mehr bürgerlicher und freier Geist ein, gegenüber dem Steifen und Höfischen, das von Paris kam; andererseits kam dem Gefälligen und Leichten gegen-

---

[1] Besonders waren es: Milton (1608—1647, „das verlorene Paradies", ein religiöses Epos, ist sein Hauptwerk); Thomson (1700—1748, die „Jahreszeiten" sind seine Hauptdichtung) und Pope (seine philosophischen Gedichte).

über wieder mehr das Streben nach Ernst und Tiefe zur Geltung" (Gruppe). Insbesondere ward nun das Uebernatürliche wieder in die Poesie feierlich eingeführt und die zum Erhabenen sich erschwingende, über das Göttliche und Ewige philosophirende Vernunft in den Dienst der Poesie herangezogen. — Später kam noch ein anderes Element aus der englischen in unsere Poesie, das des Gefühlvollen, welches sich bis zum Sentimentalen steigerte. Die Schweizer waren es, welche die in England aufblühende sentimentale Literatur[1] lebhaft empfahlen und so in Deutschland den Geschmack vom Verstandesmäßigen zum Gefühlvollen hinlenkten, leider aber dadurch auch jenes Sichverlieren in der Empfindung, jenes Untertauchen in die Fluth der Thränen, jenes Aufsuchen der Melancholie, auf den Continent verpflanzten[2].

2) Wir besprechen zuerst den Aeltesten der Vorboten, den Badisch-durlachischen Archivar und Hofrath: Karl Friedrich Drollinger, der zwar kein geborener Schweizer (geb. wurde er zu Durlach 1688, wo sein Vater Markgräflicher Rechnungsrath war), aber doch in der Schweiz (in Basel) seine Bildung holte, in stetem, regem, literarischem Verkehr mit den Schweizern (besonders den Baslern) blieb, schließlich auch in Basel seine letzten Lebensjahre zubrachte und daselbst 1743 starb. Aus Drollingers Gedichten weht uns schon der Geist einer neuen Zeit an: so ein frischer Ton, solch eine warme Empfindung, solch ein ernster, auf das Erhabene hinzielender Schwung herrscht darin. Unverkennbar, ja historisch gewiß ist sein Einfluß auf die jungen Schweizerpoeten; besonders munterte er den jungen Haller zur Dichtung lebhaft auf. Keineswegs veraltet ist das Lob, was ihm sein Biograph spendet:

> Mittlerweile hatte sich der Ruf von seiner Poesie, dergleichen man von keinem Oberdeutschen bis dahin gesehen, immer weiter ausgebreitet. Unter anderm wird seine Ode zum „Lobe der Gottheit", die er angeblich noch eine Weile zurückgehalten und hernach erst völlig ausarbeiten wollte, ohne sein Vermuthen der deutschen Gesellschaft in Leipzig zugefertigt, welche ihn sofort im 1733sten Jahre mit sonderbaren Ehrenbezeugungen der Welt unter ihren Mitgliedern darstellte.

Dieses „Lob der Gottheit" gereicht ihm als Menschen und

[1] Besonders waren es der Familienroman „Clarissa" von Samuel Richardson (1689—1761), die erhabenen, von Leben, Tod, Unsterblichkeit handelnden, in poetischer Prosa abgefaßten „Nachtgedanken" von Eduard Young (1681—1765) und eine Reihe von „Kirchhofsgeschichten".

[2] Diese Empfindungsfluth wuchs so rasch an, daß sie selbst den Schweizern bang machte. Sie drang überallhin so mächtig vor, daß Gottsched und der französische Einfluß sich unmöglich halten konnten. Klopstock wurde der erste deutsche Dichter dieser Zeitströmung und zum Theil deßhalb so bald ein gefeierter Mann (vgl. § 60). Wie durch ihn und den Pseudo-Ossian diese Sentimentalität mehr und mehr sich steigerte, werden wir später hören.

Dichter selbst zum Lobe; es ist ein treffliches Gedicht, wie uns eine Probe daraus zeigen wird. Aehnlich schätzbar sind seine größern Gedichte über die „Unsterblichkeit der Seele“ und über die „Vorsehung“. Wie ein Vorläufer Klopstocks zeigt er sich dadurch, daß er den Alexandriner aufgab und bekämpfte, in seinem Gedicht „Tyrannei der deutschen Dichtkunst“ leider aber auch durch seine Ausfälle gegen den Reim. Auch mit Brockes war er befreundet, correspondirte mit ihm.

Aus der Ode „Lob der Gottheit“.

Wolan, ihr Zweifler, kommt und höret,
Vernehmet der Geschöpfe Ruf!
Ein jedes Gräschen spricht und lehret:
Es ist ein Gott, der mich erschuf.
Eröffnet doch einst Aug' und Ohren!
Hat alles dieß sich selbst geboren?
Kann es sein eigner Ursprung sein!
Wie? oder schuf ein blindes Spielen,
Ein Zufall ohne Geist und Fühlen
Dieß schöne Werk? O nein! o nein!

Wie müssen sich die schnellen Zeiten
In einem steten Zirkel drehn!
Es läßt sich voller Lieblichkeiten
Der holde Frühling lächelnd sehn.
Bald, wenn sein bunter Schmuck vergangen,
Erscheint der Aehren goldnes Prangen;
Bald fleußt des Weinstocks edler Saft.
Dann schöpft nach überstandnen Lasten
Die müde Welt in sanftem Rasten
Zu neuer Arbeit neue Kraft.

Ihr Berge, die ihr eure Spitzen
Bis an die fernen Wolken thürmt,
Ihr seid die Mauern, die uns schützen,
Wenn Macht und Frevel auf uns stürmt.
Durch eure wundersamen Gänge
Eröffnet sich der Erzte Menge,
Der lichten Steine theure Pracht.
Und wenn uns Pest und Seuchen schrecken,
So steuren eure grünen Hecken
Mit tausend Kräutern ihrer Macht.

Und du, du Sammlung wilder Fluten;
Die, wenn sich ihre Wuth erregt,
Bald an der Sterne lichte Gluten,
Bald in den tiefen Abgrund schlägt;
Worin mit tollem Lustgetümmel
Ein unaussprechliches Gewimmel
Belebter Berge schrecklich spielt:
Wer darf in deine Tiefe blicken,
Der nicht mit Zittern und Entzücken
Des großen Schöpfers Allmacht fühlt?
— — — — — — — —

Es dunkelt sich. Ein kaltes Grausen
Erschüttert uns mit schneller Macht.
Ich hör' ein ängstlich hohles Sausen,
Der Donner brüllt, der Sturm erwacht.
Bald bricht er durch die Wolkenfeste,
Und reißet Felsen und Palläste
Der bangen Welt aus ihrem Schooß.
Ihr ohnmachtsvollen Erdengötter,
Verberget euch vor diesem Wetter!
Mein Schöpfer ist alleine groß.

Genug, mein Geist, von fremden Werken!
Auf, schaue, was du selbsten bist!
Du wirst in dir ein etwas merken,
Das mehr als Stern' und Sonnen ist.
Du zählst belebt die todten Sterne,
Du missest ihre Größ' und Ferne:
Sie sind an Witz und Athem leer.
Du übersteigst der Sonnen Helle,
Und wenn ihr Lauf unendlich schnelle,
So ist's dein Denken doch viel mehr.

Wohlauf, erkenne deine Schätze!
Dein Schöpfer heißt dich ewig sein.
Des strengen Todes Schreckgesetze
Trifft deinen Körper nur allein.
Du selbsten wirst unendlich stehen,
Und mit erstauntem Wundern sehen,
Wie einst der Bau des Himmels bricht,
Dein Wesen, das kein Raum umschränket.
Das in die Ewigkeiten denket,
Das stirbet nicht, das stirbet nicht!

Unschuldige Frühlingslust.

Schau, wie des Frühlings holder Trieb,
Der die verjüngte Welt belebt,
Auch uns in Herz und Adern dringt!
Ein unschuldvolles Schäferkind,
Die kleine Phyllis ist entzückt,
Wenn sie um ihre Triften irrt,
Und auf der Felder grünes Kleid,
Und auf der Blumen bunten Schmuck
Mit frohem Auge wundernd blickt.
Sie sieht und sieht sich nimmer satt,
Und läuft und setzt mit bloßem Fuß
Auf manchen Berg, durch manches Thal
Der angenehmen Beute nach.
Da sammelt sie mit kleiner Hand
Von jedem Busch, von jedem Strauch
Den bunten Zierrat emsig ein.
Doch wenn ihr ein gewürzter Duft,
Den ein verborgener Veilchenbusch
Bis in die Ferne von sich haucht,
Geruch und Herze plötzlich rührt;
Dann fühlt sie einen neuen Trieb,
Dann wallt ihr Blut, dann eilt ihr Fuß.
Sie sucht, sie findt, sie jauchzt vor Lust.
Schau, wie sie lebt, schau, wie sie lacht!
Schau, wie sie sich geschäftig bückt,
Und pflückt und unersättlich pflückt,
Ihr Kleidchen füllt, ihr Haar bekränzt,
Und hüpft und singt und dann zuletzt,
Beladen mit der süßen Last,
Nach ihrer Hütte wiederkehrt!
Da schüttet sie mit tausend Lust
Den Raub, den wunderschönen Raub,
Der himmelblauen Blümchen Schatz
Der werthen Mutter in den Schooß.

3) Wir kommen nun zu jenem gelehrten Doppelgestirn der Hochschule von Zürich, zu Johann Jacob Bodmer (geb. 1698 bei Zürich; 1725 Professor der Schweizergeschichte; später Mitglied des großen Rathes; gest. 1783) und Johann Jacob Breitinger (geb. 1701 zu Zürich; Professor der hebräischen und griechischen Sprache, der Logik und Rhetorik; gest. 1776). Beide standen sich durch Alter und Berufsart, durch ihre Vorliebe für Poesie, durch gleichen poetischen Geschmack, durch dieselben Grundsätze in der Kritik sehr nahe; und so wirkten sie denn auch innig befreundet stets in gleicher Richtung, besonders seit 1721 in der Wochenschrift „Discourse der Mahlern". Breitinger war der gelehrtere und geistreichere, traute sich aber nicht das Dichtertalent zu, sondern wirkte nur als Kritiker (sein Hauptwerk heißt „Kritische Dichtkunst"). Der andere, Bodmer, ein gleichfalls geistreicher, zudem witziger Mann, trat frühzeitig als Patron der Poesie und junger Poeten (Klopstock, Wieland z. B. bot und gewährte er Gastfreundschaft) auf; dichtete selbst viel, meinend er sei ein großes Talent und Lessing fast ebenbürtig, und unterstützte zum Dritten seinen Freund ebenso eifrig in der Kritik. Doch seine Dichtungen („Noah", ein Epos in Hexametern; Patriarchaden, z. B. „Jacob und Joseph"; „Colombana", in fünf Gesängen die Entdeckung Amerika's besingend; sehr schwache Dramen) waren so werthlos, wie die Gottsched's, dessen Selbsttäuschung er in dieser Hinsicht theilte. Nur als Dichterpatron und vornehmlich als Kritiker leistete er der Poesie gute Dienste. In das letztgenannte Verdienst theilt sich natürlich Breitinger mit ihm. Sie wiesen mit Recht auf die englische Poesie als eine

bessere Schule hin, besonders auf Milton, ebenso holten sie die alten poetischen Hausschätze des deutschen Volkes aus den Winkeln und dem Staube hervor, besonders das Nibelungenlied, Boner's Edelstein, die Minnesänge. Sie erweckten in einem bodenlos nüchternen Publikum erstmals wieder den Sinn für dichterische Begeisterung; sie entflammten dieses wahrhaft belebende, schöpferische Feuer wieder in den Herzen der zur Dichtung befähigten Jugend, nachdem es so lange, besonders durch Opitz und Gottsched, dort unterdrückt war. Das war aber auch ihr Hauptverdienst. Im Uebrigen hatten auch die Schweizer noch eine kleinliche, nun längst überwundene Ansicht von der Poesie; sie hielten sie nämlich nur für eine „redende Mahlerei", was später Lessing ein für allemal gründlich widerlegte.

Der Streit zwischen ihnen und den Leipzigern fing damit an, daß Gottsched den (von Bodmer übersetzten) Milton als werthlosen Dichter hinstellte. Dieß war das Signal zu einem fast fünfzehnjährigen Federkrieg, der Anfangs höflich, bald erbittert, zuletzt grob geführt wurde. Der Streit drehte sich hauptsächlich darum, ob das von der Phantasie erfundene Wunderbare in der Dichtung zuzulassen sei, wie es Milton gethan. Die Schweizer vertheidigten natürlich dieses Princip; Gottsched aber war dieß ein Gräuel. Nach seiner Ansicht war ja der Verstand der oberste Schulmeister in Sachen der Poesie: Alles und Jegliches, was der Poet erfinde, sollte ihm (dem Verstand) zur Einsicht und Genehmigung vorgelegt werden; jede Erfindung, die nicht glaublich und wahrscheinlich ist, sei zu verwerfen. Darum fand Gottsched nicht bloß bei Homer und Virgil, sondern selbst bei Voltaire „eine unglaubliche Menge verlornen Verstandes"; darum sprach er von den „Teufeleien des Tasso", von den „abgeschmackten Hexereien des Shakespeare"; darum verwarf er auch die Oper und Cantate, weil man ja nicht in der Leidenschaft singen könne und „weil der Verstand dabei nichts zu denken habe"; und darum ließ er die Fabel nur deßhalb noch gelten, weil ja möglicherweise die Bäume und Thiere in einer andern Welt Verstand und Sprache hätten. Die Phantasie kam so immer schlechter weg und wurde als die „Mutter aller Thorheiten" gebrandmarkt. Flugschriften (selbst mit Schmähtiteln[1]) schossen auf wie Pilse. Alles nahm in diesem Streite Partei; durch ganz Deutschland ging eine literärische Aufregung. Gottsched war am heftigsten. Je mehr er aber rumorte, desto mehr wuchs der Anhang Bodmers. Als Gottsched gar die geringsten Reimer als große Dichter pries, den genialen Klopstock aber verhöhnte, da war er vollends eine gefallene Größe — zum Heile der Poesie.

4) Wie der Morgenstern, der den Wiederaufgang der Sonne verkündet, so erscheint Albrecht von Haller als Dichter in dieser Zeit. Auch er war ein Schweizer (geb. zu Bern 1708). In schwächlichem Körper regte sich früh sein starker Geist: denn schon im achten Jahre trieb er Latein, Griechisch, Hebräisch; und

---

[1] Die Schweizer machten auch Parodieen auf Gotischeds und Schönaichs Dichtungen. Diese kamen hingegen mit so groben Ausfällen, daß einer, Pyra, vor Aerger gestorben sein soll (vgl. den Titel von Schönaichs Schrift bei Lindemann, 2. Aufl., S. 429).

mit 15 Jahren hatte er schon Dramen, auch ein Epos von 4000 Versen über den Schweizerbund verfaßt. Als Studiosus der Medizin verlegte er sich mit besonderer Vorliebe auf die Botanik, was ihn weiterhin zu einer großen botanischen Alpenreise antrieb. Mit 28 Jahren folgte er einem ehrenvollen Rufe als Professor der Medizin (Botanik) nach Göttingen. Bei der Einfahrt daselbst verunglückte seine junge Frau, was auf sein Gemüth einen tiefen, nachhaltigen Eindruck machte. Als Lehrer der Hochschule entfaltete er aber nun in kurzer Zeit einen seltenen Geist; er erlangte europäischen Ruf und hat wohl nebst Leibnitz am meisten deutsche Wissenschaft im Auslande zu Ehren gebracht. Wegen schwacher Gesundheit zog er sich, vom Kaiser Joseph geadelt, 1753 nach Bern zurück, dem er noch manchen patriotischen Dienst leistete, und starb dort 1777. — Wie Haller schon als frühreifer Kopf ernst und zurückgezogen war, so war er auch als Mann eine höchst ernste und würdige Erscheinung. In früheren Jahren gehörte er mehr einer freireligiösen Richtung an und bezweifelte z. B. die Unsterblichkeit der Seele: schon mit dem tragischen Ende seiner ersten Frau scheint er aber umgewendet zu haben; denn von da an wird er immer christlich gläubiger, so daß er gegen die französische Freigeisterei zu Felde zieht und sich zur strengsten Orthodoxie seiner Confession schlägt.

5) In die Oeffentlichkeit trat Haller als Dichter erstmals durch sein großes beschreibendes Gedicht „die Alpen" (1729); es brachte dem jungen Dichter großen verdienten Ruhm, trotzdem sich darin, was den Ausdruck betrifft, noch gar zu oft der Schweizer verräth. Das Gedicht ist eigentlich die Frucht einer großen botanischen Reise: darum kann sich auch der Botaniker nicht verläugnen (an Brockes erinnernd vgl. S. 236), wofür z. B. folgende Strophe ein Beleg ist:

Hier kriecht ein niedrig Kraut gleich einem blauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt in Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergüldten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt in Finger ausgekerbet,
Auf eine helle Bach den grünen Widerschein;
Der Blumen zarter Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein:
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Haide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Allerdings aber entwirft er uns auch mit einem festen, in ächte Naturfarben eingetauchten Pinsel ein schönes Panorama von der Alpenwelt und der Schweiz überhaupt, wie z. B. in der 33. Strophe:

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seeen,
Fällt, nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht:
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Thale widerhallt:
Bald scheint ein breiter See ein Meilen langer Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt.
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im entfernten schmälern.

Ebenso stellt er uns mit begeisterten Worten seine Schweizer als „ein Volk schlichter Sitte, welches von der Natur seine Lehren empfange, und noch heute im goldenen Zeitalter lebe“, vor. Gerade dieser sittliche vaterländische Sinn des Gedichtes wirkt am wohlthuendsten; und so recht aus unserem Herzen spricht er, wenn er sein Volk schließlich anredet:

„Wohl dir, vergnügtes Volk! dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß, versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth stets zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis', und Holz der Götter Haus!
Als aber ihm das Maß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was Größres zu begehren,
Bleib deiner Einfalt treu, so wird dein Wohlstand währen.“

Seine lyrischen (kleineren) Dichtungen erschienen erst 1732, obgleich sie meistens vor dem größeren Gedichte „die Alpen“ gedichtet waren, und zwar namenlos als „Versuch schweizerischen Gedichten“. Da sie freireligiöse Färbung an sich tragen, so gaben sie (besonders in Bern) manchen Anstoß. Am berühmtesten, das Herz des Lesers tief ergreifend, ist seine „Trauer-Ode“ beim Absterben seiner geliebten Mariane. Sie ist gleichsam ein Abschiedsgruß an die Poesie, so wenig dichtete er von da an. Nur als philosophischer Dichter trat er noch auf, besonders (1734) mit seinem größeren Lieblingsgedicht „Vom Ursprung des Uebels“, worin er Gottes Weltregierung mit Bezug auf das Elend und das Böse in der Welt aufs wärmste rechtfertigt. Freilich leidet es fast an Gedankenschwulst, so tief und reich ist der Inhalt bei gedrängtestem, knappesten Ausdruck, und ist deßhalb etwas schwierig. — Fassen wir schließlich das Endurtheil über Haller folgendermaßen: Haller war ein Stern am deutschen Dichterhimmel in sternenleerer Zeit; aber er schwebte zu dieser Stelle hinan mehr auf den Flügeln seiner hohen Vernunft, als auf denen der Phantasie, d. h. er war mehr nur ein moralisch-philosophischer Dichter, er war überhaupt mehr Denker als

Dichter. Immerhin aber goß ganz besonders **er** wieder **tieferen Inhalt** der Poesie ein, und lehrte wieder **wahres treues Naturschildern** nebst **Kürze des Ausdrucks**.

Trauer-Ode bei dem Absterben seiner geliebten Mariane.

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane, welch' ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht,
Die Lust, die ich an dir gefunden,
Vergrößert jetzo meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzuwohl,
Dein Bild bleibt in mir allzukräftig,
Als daß ich von dir schweigen soll.
Es wird im Ausdruck meiner Liebe
Mir Etwas meines Glückes neu;
Als wenn von dir mir Etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild uns'rer Treu'.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichterklagen fang' ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kann.
Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergötzt von Trauerbildern,
In Kummerlabyrinthen irrt.

. . . .
. . . .
. . . .

Ach! herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr, als ich dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.
Ja, mein' Betrübniß soll noch währen,
Wann schon die Zeit die Thränen hemmt,
Das Herz kennt and're Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.

Im dicksten Wald bei finstern Buchen,
Wo Niemand meine Klage hört,
Will ich dein holdes Bildniß suchen,
Wo Niemand dein Gedächtniß stört.
Ich will dich sehen, wo du gingest,
Wie traurig, wann ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wann du mich umfingest;
Wie freudig, wann ich wiederkam.

Auch in des Himmels tiefen Fernen
Will ich im Dunkeln nach dir seh'n,
Und forschen jenseits allen Sternen,
Die unter deinen Füßen dreh'n.
Dort wird an dir die Unschuld glänzen,
Vom Licht verklärter Wissenschaft.
Dort schwingt sich aus den alten Gränzen
Der Seele neu entbund'ne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seligkeit für dich;
Du mischest mit der Engel Tönen
Dein Lied und ein Gebet für mich.
Du lernst den Nutzen meines Leidens,
Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf:
Dort steht die Absicht unsers Scheidens
Und ein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste, die ich auf Erden
So stark und doch nicht g'nug geliebt;
Wie liebenswürdig wirst du werden,
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt.
Mich überfällt ein brünstig Hoffen:
O! sprich zu meinem Wunsch nicht — Nein!
O! halt' die Arme für mich offen!
Ich eile — ewig dein zu sein!

6) In diese Gruppe gehört auch der Vorläufer der nächsten: **Friedrich von Hagedorn** (geb. zu Hamburg 1708; seit 1733 daselbst Secretär der englischen Handelsgesellschaft Court; gest. 1754). Er stand mit Haller in ganz gleichem Alter, übte ebenso früh das Dichten, wich wie er der Gelegenheitsreimerei aus und schlug einen frisch gesunden Ton an, übte wie jener heilsamsten Einfluß auf unsere Poesie: aber sonst war er ein ganz Anderer.

Wiewohl ein heller Kopf, so studirte er doch so unsolid, daß er fast mehr im Carcer saß als im Colleg. Ferner war er durch und durch lebensfroh, immer jugendlich heiter, so lang das Lämpchen glühte. Und so sang er denn auch, immer auf's Neue angeregt von dem lustigen Freundeskreise, dessen Seele er war, meist lebensfrohe, scherzhafte Lieder, und zwar an Anakreon und Horaz sich anlehnend. Außerdem dichtete er mit Vorliebe heiter gefärbte poetische Erzählungen, und auch Fabeln. Seine bekanntesten Gedichte folgen hier unten. — Während also Haller wieder gesunden Ernst in die Poesie brachte, so verlieh ihr Hagedorn wieder gesunden Scherz. Durch den Fluß, die Anmuth und den Wohllaut der Sprache aber übertrifft dieser weit den Erstgenannten.

1. Johann, der muntere Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen,
Und wenn er aß, so mußt' er singen,
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: „Wer singt schon wieder?
Wer ist's?" — Der muntre Seifensieder.

Nun wohnte diesem in der Nähe
Der Sprößling einer reichen Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich,
Der stets zu halben Nächten saß
Und ausgesuchte Speisen aß.
Und wenn dann mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
„O Jammer mit dem Seifensieder!
Kaum schließ' ich meine Augenlider,
So lärmt und schreit mir der schon wieder,
Und keine Ruh' wird mir zu Theil!
Ach, wär' der Schlaf wie Austern feil!"

Da hat er's endlich ausgesonnen,
Er läßt den Sänger zu sich kommen,
Und spricht: „Mein lustiger Johann,
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Es rühmt ein jeder eure Waare;
Sagt, wie viel bringt sie Euch im Jahre?" —

Im Jahre, Herr! Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Ausfall sei.
So rechn' ich nicht! Ein Tag bescheret,
Was der, der auf ihn kommt, verzehret;
Dieß folgt im Jahr, ich weiß die Zahl,
Dreihundertfünfundsechzig Mal. —
„Ganz recht! Doch könnt' Ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?"
Mein Herr, Ihr forschet allzu sehr;
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie es fällt: jedoch zur Klage
Bringt mich nicht mancher meiner Tage.

Dieß schien den Reichen zu erfreu'n.
„Hans", spricht er, „du sollst glücklich sein.
Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler;
Da hast du baare fünfzig Thaler,
Nur unterlaß mir den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang."
Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung neuer Freude
Und seiner Augen süße Weide,
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Und den er selbst im Traum der Nacht
Mit sorgenvoller Angst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie sich mit Reichthum Sorge paart,
Und wie des Geldes dunkle Freuden
Den Menschen von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh'
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: „Herr, lehrt mich bess're Sachen,
Als statt des Singens Geld bewachen!
Nehmt immer Euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden,
Ich tausche nicht mit Euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder gibt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder."

2. Mailied.

1. Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden in's Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

2. Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist jetzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld,

3. Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

4. Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schallmeien,
Ihr stampfenden Tänzer! hervor.
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauerknecht hebet die Liese
In hurtiger Wendung empor.

5. Nicht fröhlicher, weiblicher, kühner
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Muth?

7) Auch der mit Hagedorn befreundete norddeutsche Satiriker Chr. Lud. Liskov (geb. 1701; eines Mecklenburger Predigers Sohn; gest. auf dem Gute seiner Frau in Sachsen 1760) muß hier seine Stelle finden. Auch er hatte außer den alten Klassikern die englischen (insbesondere Swift[1]) zu seinen Lehrmeistern in der Poesie erwählt, dabei sich aber zu einem kraftvollen, ziemlich originalen Satiriker entwickelt. Hinsichtlich der Kraft und des Freimuthes ist er das gerade Gegentheil von Rabener; Liskov nahm sich keck jede Person und jeden noch so heiklen Zustand zum Ziele seiner Pfeile, wenn er dort das Gemeine, Niedrige sah. So kam er auch ganz natürlich in Fatalitäten, und einmal selbst in Haft. Sein ganzes Auftreten, dazu noch sein gewandter Ausdruck lassen ihn fast als einen Vorläufer Lessings erscheinen. Seine Hauptsatire ist „die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten" betitelt.

Achte Gruppe.

§ 56. Der Halle'sche oder Halberstädter Dichterkreis.

(Anakreontiker.)

1) Wie zu Leipzig, sammelte sich gleichzeitig zu Halle (später zu Halberstadt) eine zahlreiche Dichterschaar. Nach dem Vorbild

[1] Jonathan Swift (geb. zu Dublin 1667; starb wahnsinnig 1744) war ein überaus scharfer, ja bitterer Satiriker. Seine „Bücherschlacht" (gegen gelahrte Schulfuchserei und Zanksucht gerichtet) und sein komischer Roman „Gulliver's Reisen" sind seine Hauptdichtungen.

Hagedorns und des altgriechischen Dichters **Anakreon** besangen sie fröhliche **Lebenslust**, **Liebe** und **Wein**, und heißen darum **Anakreontiker**. Mit Vorliebe dichteten sie leichte Gesellschaftslieder. Die ihnen zu Grunde liegende Lebensansicht hört sich freilich etwas locker an, wie z. B. wenn Gleim („An Leukon") singt:

Rosen pflücke, Rosen blühn,
Morgen ist nicht heut!
Keine Stunde laß entfliehn,
Flüchtig ist die Zeit!

Trinke, küsse! Sieh, es ist
Heut Gelegenheit!
Weißt du, wo du morgen bist?
Flüchtig ist die Zeit!

Aufschub einer guten That
Hat schon oft gereut!
Hurtig leben ist mein Rath,
Flüchtig ist die Zeit!

Allein es war nicht so schlimm, nicht so ernst gemeint. Sie sangen eben so, weil Anakreon so sang, aus **Nachahmung**; ihr Lebensgenuß bestand vielfach nur darin, daß sie davon sangen, und sie mögen wohl manche ihrer Weinlieder bei einem Glas Wasser gedichtet haben. Welch gut Theil dieser Poesie auf Rechnung der Nachahmung kommt, erhellt schon daraus, daß sie alle poetischen Aeußerlichkeiten aus den Klassikern herübernahmen, unzähligemal den Amor, die Venus, den Bacchus ꝛc. und ebenso die klassischen Frauennamen „Chloe, Delia, Galathea, Lalage, Lesbia" u. s. w.

2) Die meisten Anakreontiker wurden auch Friedrichssänger, als nämlich Friedrichs Kriegsruhm sich entfaltete. Insbesondere thaten dieß die sogenannten „**preußischen Dichter**", nämlich Ramler, von Kleist und Gleim. Sie besangen den großen Feldherrn immerzu, obgleich er sie nicht beachtete. Auch die **Karschin**, eine Schlesierin, ließ sich durch ihn zu poetischer Begeisterung fortreißen.

3) Die Dichter dieses Kreises schaarten sich um den Kanonikus **Gleim** (1719—1803). Am meisten Verdienst hat dieser als **Dichterpatron**. Junge und arme Poeten fanden an ihm einen zärtlichen „Vater", wie sie ihn auch nannten. Ueberhaupt war sein Haus eine förmliche Dichter-Herberge. Wer immer im Namen der Muse anklopfte, fand herzliche Aufnahme. Nur bewirthete er leider alle Musensöhne nicht bloß mit Speise und Trank, sondern auch mit überschwänglichem Lob, wofür diese mit Gegenlob zahlten. So wurde die Eitelkeit und Selbstüberschätzung genährt. Als Dichter ist Gleim weniger nennenswerth. Am besten sind seine „**Kriegslieder eines preußischen Grenadiers**"; aber „dieser Grenadier hat doch einen Zopf von mythologischer Gelehrsamkeit und vornehmer Schönrednerei" (v. Eichend.). Seine **Fabeln** sind meist gelungen und kindlich naiver, als die von Gellert; darum wurden sie auch bei der Kinderwelt so beliebt.

1. Die Milchfrau.

Auf leichten Füßen lief ein artig Bauernweib
Früh Morgens in die Stadt und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen süße Milch, in einem großen Topfe;
Lief, wollte gar zu gern „Kauft Milch" am ersten schrei'n;
Die erste, sagte sie, die erste Milch ist theuer;
Will's Gott, so nehm' ich heut sechs baare Groschen ein!
Dafür kauf' ich mir dann ein halbes Hundert Eier;
Mein Hühnchen brütet sie mir all' auf einmal aus;
Gras eine Menge steht um unser kleines Haus;
Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören,
Die werden herrlich da sich letzen und sich nähren;
Und, ganz gewiß, der Fuchs, der müßte listig sein,
Ließ er mir nicht so viel, daß ich ein kleines Schwein
Dafür ertauschen könnte! seht nur an!
Wenn ich mich etwa schon darauf im Geiste freue,
So denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann!
Zu mästen kostet's mir ja nur ein wenig Kleie.
Hab' ich das Schweinchen fett, dann kauf' ich eine Kuh
In meinen kleinen Stall; ein Kälbchen wohl dazu;
Das Kälbchen will ich dann auf meine Weide bringen,
Und munter hüpft's und springt's, wie da die Lämmer springen;
Hei! sagte sie, und springet auch. — Und von dem Kopfe fällt
Der Topf mit Milch herab, und ach! das baare Geld,
Und Kalb und Kuh und Reichthum und Vergnügen
Sieht nun das arme Weib vor sich in Scherben liegen:

Erschrocken bleibt sie steh'n und sieht die Scherben an.
Die schöne weiße Milch, sagt sie, auf schwarzer Erde!
Weint, geht nach Haus, erzählt's dem lieben Mann,
Der ihr entgegen kommt mit ernstlicher Geberde.

„Kind", sagt der Mann, „schon gut! Bau nur ein andermal
Nicht Schlösser in die Luft! Man bauet seine Qual!
Geschwinder drehet sich um sich kein Wagenrad,
Als sie verschwinden in den Wind!
Wir haben all' das Glück, das unser Junker hat,
Wenn wir zufrieden sind!"

2. Frühlingslied des Landmanns.

Da sind ja meine lieben Störche
Schon wieder hier;
Da singt ja meine liebe Lerche
Schon wieder mir!

Mir und dem Himmel, der so linde
Geworden ist;
Du Winter, daß du so geschwinde
Geflohen bist!

Wer so wie du das Scepter führet
Den siehet man
Sehr gerne flieh'n! Du hast regieret
Wie ein Tyrann.

Lenz aber hat dein Eis gebrochen
Westwinde weh'n!
Nun soll's mit ausgeruhten Knochen
Zur Arbeit geh'n!

Die Jungen sollen mit den Alten
Sich ihrer freu'n;
Scharf Eisen soll die Erde spalten,
Saat soll hinein!

Darum, was Hände kann bewegen,
Auf's Feld hinaus!
Hinaus, die Händ' an's Werk zu legen,
Hinaus! hinaus!

Es ist, zum Ziel es hinzubringen,
Noch viel zu thun;
Wir wollen bei der Arbeit singen,
Und wann wir ruh'n!

4) Die Freunde und Schützlinge des Dichterpapa's überflügelten diesen als Dichter fast Alle. Die zwei begabtesten huldigten zudem gar bald einer edleren und ernsteren Lebensansicht, als Gleim und die Genossen. Der Eine gehörte zu den Friedrichsängern, nämlich Ewald von Kleist (geb. 1715 bei Köslin; Jurist, später wider Willen preußischer Offizier; wurde als Major bei Kunnersdorf verwundet, von den Kosacken mißhandelt, zu spät verbunden, so daß er zwölf Tage nachher in Frankfurt a. d. O. seinen Wunden erlag, 1759). Gleim hatte in ihm poetisches Talent aufgespürt und ihn zum Dichten angeregt; dafür wurde Kleist sein treuester Freund. Doch sein Lebensweg war zu dornenvoll, als daß ihn Anakreons Weise hätte lange fesseln können. Verschiedene Umstände, fehlgeschlagene Hoffnungen &c. stimmten ihn mehr und mehr schwermüthig, so daß es ihm vielleicht willkommen war, so bald das zu finden, was er in der schwungvollen Ode „an die preußische Armee“ in Aussicht nahm:

Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden zieh'n.
Ich seh' dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen flieh'n,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Dieselbe Frische und Innigkeit, die sich in dieser Ode zeigt, zeigt sich noch mehr in seinem an den Engländer Thomson und an Haller erinnernden beschreibenden Gedichte „der Frühling“. Er verräth darin die feinste, innigste Bekanntschaft mit der Natur, zeigt sich als einen ganz tüchtigen Landschaftsmaler und bietet uns „liebliche, zarte, warme Gemälde aus dem ländlichen Stillleben“ (Lind.); dennoch ist dieß Gedicht noch nichts Vollendetes, sondern vielmehr auch nur ein sehr guter Versuch in dieser Dichtungsart auf deutschem Boden. Auch für die Idylle (Irin) und die Elegie fehlten ihm die gewandte Hand und die Farben nicht; weniger gelang ihm die Fabel und Erzählung.

An Ramler.

O Freund, wie selig ist der Mann zu preisen,
Dem kein Getümmel, dem kein klirrend Eisen,
Kein Schiff, das Beute, Mast und Bahn verlieret,
Den Schlaf entführet!

Der nicht die Ruhe darf in Berge senken,
Der, fern vom Purpur, fern von Wechselbänken,
In eig'nem Schatten, durch den West gekühlet,
Sein Leben fühlet.

Sobald Aurora, wenn der Himmel grauet,
Dem Meer entsteigend, lieblich niederschauet,
Flieht er sein Lager, das nur Maien schmücken,
Mit heitern Blicken.

Er lobt den Schöpfer, hört ihm Lerchen singen,
Die durch die Lüfte sich dem Aug' entschwingen,
Hört, im Gelispel sanft bewegter Aeste,
Sein Lob vom Weste;

Sieht Regenbogen auf dem Grase blitzen,
Schaut über Wolken, von der Berge Spitzen,
Wie schön die Eb'ne, die sich blau verlieret,
Der Lenz gezieret.

Bald zeigt sich, fliehend auf des Meeres Rücken,
Ein Schiff von weitem den nachflieh'nden Blicken,
Das jetzt versinket, jetzt sich wiederfindet,
Und jetzt verschwindet.

Er sieht den Himmel weiß und wollicht prangen,
Ihn weiß und wollicht in den Fluthen hangen,
Noch eine Sonn' ihn dort mit Feuerstrahlen
Und Purpur malen.

Er geht in Wäldern, wo an Schilf und Sträuchen
In krummen Ufern Silberbäche schleichen,
Wo Blüthen duften, wo der Nachtigallen
Lustlieder schallen.

Nun pfropft er Bäume, leitet Wassergräben,
Schaut Bienen schwärmen, führt an Wände Reben;
Nun tränkt er Pflanzen, zieht von Rosenstöcken
Und Nußstrauch Hecken;

Eilt dann zur Hütte, wo kein Laster thronet,
Wo bei der Unschuld Fried' und Wollust wohnet,
Weil seine Doris, die nur Liebreiz schminket,
Ihm freundlich winket.

Kein Knecht der Krankheit mischt für ihn Gerichte;
Denn Freud' und Arbeit würzt ihm Milch und Früchte;
Kein bang Gewissen zeigt ihm Schuld und Strafe
In süßem Schlafe.

Freund, laß uns Golddurst, Stolz und Schlösser hassen,
Und Kleinigkeiten Fürsten überlassen!
Mein Damon ruft uns. Komm zum Sitz der Freuden
Auf seinen Weiden.

5) Der Andere, welcher gleichfalls bei Zeit ernster gestimmt wurde, und sich von dem leichtfertigen Liedersang zurückzog, ist der Franke Joh. Peter Uz (geb. 1720 zu Anspach; studirte Jus in Halle; starb an Ehren und Titeln reich als Director des Landgerichts im Jahre 1796). Er war es, der im Freundeskreise neben Horaz besonders Anakreon auf den Leuchter setzte, ihn in das Deutsche übertrug, und natürlich auch im Anfange die Liederpoesie in dessen Geiste pflegte. Sein Gemüth war aber zu ernst angelegt, als daß er lange daran Genuß finden konnte; und so griff er denn alsbald im Geiste Klopstocks nach ernsten, sein Herz mehr befriedigenden Stoffen und nach der hiefür passendsten Form — der Ode. Beförderung des Menschenglückes durch Pflege der Sitte schwebte ihm nun bei seinem Dichten als Endzweck vor. — Wie aber als Odendichter, so wird Uz auch als philosophischer Lehrdichter stets einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Dichtern behalten. Mit Recht zog er durch sein philosophisches Lehrgedicht „Theodizee" die Aufmerksamkeit und den Beifall seiner Zeit auf sich. Selbst das Ausland, z. B. in der Person des Papstes Clemens XIV., verehrte ihn. In der philosophischen Lehrdichtung hat er wirklich das Möglichste für seine Zeit geleistet. — Sein reiner Patriotismus ließ es ihm auch nicht zu, Friedrichs Siege zu besingen; darum sang er in edlem Zorne: „Wie lang zerfleischt mit eig'ner Hand Germania sein Eingeweide?" Wir begreifen darum wohl, wenn Chr. Felix Weiße von ihm singt:

Ein deutscher Dichter, Deutschlands werth,
Von aller Welt gelesen und verehrt,
Voll Kenntniß, Kunstgeschmack und Wissenschaft,
Verbindend Witz mit Geist und Kraft,
Ein Philosoph in Worten und in That,
Ein Patriot für seines Fürsten Staat,
Ein Richter nach Gesetz, noch mehr nach Recht und Licht,
Ein Leben stets sich gleich, gehorsam jeder Pflicht,
Dienstfertig, sonder Eigennutz,
Ein Weiser und ein Christ — wer kann dies sein als — Uz?

Das Lob des Höchsten.

Zu Zions Höhen hin erhebt auf Engelschwingen
Mich diese glänzende Gestalt?
Am Teiche Siloa soll ich dem Herrn lobsingen
Im dunkeln Cedernwald?

Hier, wo Isai's Sohn, von heiligem Vergnügen
In Gott entzückt, von Gott allein
Zur güld'nen Harfe sang? Und alle Winde schwiegen,
Und horchend schwieg der Hain.

Ihr Cedern, schweigt umher, und rauschet nur von weiten!
Wie meine ganze Seele glüht!
Ihm will ich singen, ihm, dem Herrn, auf neuen Saiten,
Dem Herrn ein hohes Lied.

O Herr, wer ist dir gleich? Gott über alle Götter,
Allein Gott, herrlich, weise, mild,
Gerecht, auch wenn du zürnst und im entflammten Wetter
Dein Grimm die Erde schilt!

Du, du allein bist groß: was kann der Staub dir geben?
Mein Lied stimmt unter Harfenklang
In's Lied der Engel ein, und auch mein ganzes Leben
Sei dir ein Lobgesang!

6) Da Ramler (Professor der schönen Literatur in Berlin; dann Director des königlichen Theaters; gest. 1798), berühmt durch seine Correctheit in der Sprache und im Rhythmus, der Poesie mehr nur dadurch Dienste leistete, daß er die Gedichte der Anderen revidirte, corrigirte 2c., selbst dichtend aber nur pomphafte, kalte Nachahmungen des Horaz erzeugte, so sprechen wir nicht weiter von ihm.

7) Hingegen sei noch die Dichterin des Kreises, die Karschin, eigentlich Anna Luise Karsch (geb. 1722 in Niederschlesien), genannt. Sie war eines Bauern Tochter und wurde durch Lektüre zufällig erhaltener Romane, z. B. Robinsons, erstmals zum Dichten angeregt. In der Wahl eines Ehegatten hatte sie entschieden Unglück. Ihr erster Mann war ein Filz und schied sich von ihr, weil er mehr Vermögen gehofft; der andere war ein Trinker und darum schied sie sich von ihm. Nach einem äußerst bewegten, meist sorgenvollen Leben starb sie 1791 in Berlin. — Mit Unrecht wird sie in fast allen Literaturgeschichten als eine mittelmäßige, ja bettelmäßige Gelegenheitsdichterin in den Winkel geschoben. Denn, man braucht nur einige ihrer geistlichen und heroischen (Friedrich feiernden) Lieder zu lesen, so stimmt man wenigstens nahezu Gruppe bei, der neuestens ihre Rettung als Dichterin unternahm, und sie „als eine Dichterin, auf welche Deutschland stolz sein kann, an welche kaum irgend einer der Zeitgenossen hinanreicht", anerkannt wissen will. Auch ihre Zeit hat sie hochgeschätzt; nur bei Friedrich d. Gr. fand sie wenig Huld. Ihr sehnlicher Wunsch, durch königliche Gnade zu eigenem Hause zu kommen, ging erst unter seinem Nachfolger in Erfüllung. Da sie das neugebaute Haus allzufrüh bezog, zog sie sich tödtliche Erkrankung zu, und mußte es bald mit der engsten und letzten Behausung vertauschen.

An Gott.

Welch eine Pracht verbreitet sich!
Die Dunkelheit geschmückt mit Lichte
Sieht auf uns nieder, nennet dich
Mit Glanz im Angesichte.

Du Sonnenschöpfer! wie so groß
Bist du im kleinsten Stern dort oben!
Wie unaussprechlich namenlos!
Die Morgensterne loben

Dich, mit einander in ein Chor
Geschlossen, wie zu jener Stunde,
Da aus dem Chaos tief hervor
Ein Wort aus deinem Munde

Allmächtig diese Welten rief,
Am Firmament herumgesetzet.
Du sprachst, das Rad der Dinge lief,
Und läuft noch unverletzet.

Noch voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen!
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter ihrem Blick
Vergeht, verfliegt, veraltet alles,
Dem Thronenpomp, dem Thronenglück
Droht eine Zeit des Falles.

Der Mensch verblüht, wie prächtig Gras,
Sein Ansehn wird der Zeit zum Raube,
Der Weise, der in Sternen las,
Liegt schon gestreckt im Staube!

Ich lese, großer Schöpfer, dich
Des Nachts, in Büchern aufgeschlagen
Von deiner Hand. O lehre mich
Nach deinem Lichte fragen.

Sei meiner Seele Klarheit, du
Regierer der entstand'nen Sterne,
Und blicke meinem Herzen zu,
Daß ich dich kennen lerne.

Ueber den Unbestand des Ruhmes.

An Frau G. R. B.

1765.

Sollt' ich, vom Stolz verblendet, glauben,
Daß mich einst loben wird die spätgeborne Welt?
Sprich Freundin, ob dir noch das Muster an den Hauben
Der Eltermütter wohlgefällt?

Im Putz und Hausrath herrscht die Mode,
Sie herrscht nicht minder in dem Reich der Wissenschaft;
Der Kenner lobte vormals Günthers Heldenode,
Und jetzt nennt er sie pöbelhaft.

Berühmt war Neukirch, und bewundert
Ward Broks, der Laub und Gras, Insekt und Blumen sang:
Und beider Ansehn fiel, eh noch ein ganz Jahrhundert
Vollführt den flügelschnellen Gang.

Die Zieglerin, im Lorbeerkranze
Schön abgebildet, ward berühmt, als kaum an mir
Das Auge ward gebaut, und jetzo spricht die ganze
Gelehrte Welt nicht mehr von ihr.

Nur Pindar und Horaz, und jener
Unnachahmbare Mann, der Trojens Untergang
Beschrieben, und auch der, den von dem Gottversöhner
Ein Engel lehrte den Gesang;

Kleist, Ramler, Hagedorn und Haller,
Gleim, Gellert, Weiße, Uz, Dusch, Bodmer, Pope, Young,
Die trotzten dem Geschmack der strengsten Kunst und aller
Verfeinerter Veränderung.

Ich aber bin vielleicht vergessen,
Wenn unsrer Enkelinnen Kopfputz dem Gesicht,
Den Schläfen und der Stirn ist besser angemessen,
Und der Karkasse widerspricht.

Ob ich ein längres Lob erstrebet,
Das ist mein Kummer nicht; die Freundschaft sei mein Stolz,
Sie weint, wenn ich genug gesungen und gelebet,
Noch Ruhm auf meines Sarges Holz.

Neunte Gruppe.

§ 57. Die noch rückständigen Zeitgenossen Gottscheds.

1) Wir haben nun auch eine Nachlese in der Gottsched'schen Zeit zu halten; ähnlich wie wir sie in § 52 für den vorausgehenden Zeitabschnitt hielten. Fällt sie auch nicht gerade reich aus, so lohnt sie doch die Mühe. Wir verzeichnen nämlich hier noch diejenigen bemerkenswerthesten Dichter aus der genannten Zeit, welche sich ohne Zwang nicht in die vorhergehenden Gruppen einreihen lassen.

2) Zuerst aber nennen wir zwei satirische Dichter, einen Kölner und einen Leipziger Gelehrten. Heinrich Lindenborn* (geb. 1712; längere Zeit in Köln thätig; gest. zu Bonn 1750) ließ vor den Kölnern die überraschenden Leuchtkugeln seines Witzes steigen, wurde aber nach seinem Tode bald vergessen. In seinem „kölnischen Diogenes" und in der satirischen Wochenschrift „Morphanea" bekämpfte er mit schlagendem Witze die Entfernung von der Einfachheit des Lebens, die unnatürliche verkehrte Bildung 2c. — Er hätte noch viel mehr als geistlicher Liederdichter ein Andenken verdient; denn auch im geistlichen Liede zeigte er seine poetische Kraft. Sein Gesangbuch „die Tochter Sion" bietet vorzügliche, theilweis im Tone des alten geistlichen Volksliedes gehaltene Lieder.

3) Der andere, scharfe Pfeile des Spottes abschießende Genosse ist Abraham Gotthilf Kästner (geb. 1719 zu Leipzig; seit 1756 Professor der Mathematik zu Göttingen; gest. 1800). Er war neben Haller einer der größten Gelehrten jener Zeit, und dichtete meist sehr beißende Epigramme. Für die Leipziger (die Gottschedianer) war folgendes gemünzt:

„Dir, Gott der Dichter, muß ich's klagen"'
Sprach Hermann — „Schönaich darf es wagen
Und singt ein schläfrig Lied von mir."
Sei ruhig, hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür.

Den Schweizern mit ihren reim- und oft formenlosen, lateinisch und mit y statt ü gedruckten Gedichten galt:

Seht die epischen Zeilen, frei vom Masse der Sylben
Frei vom Zwange des Reimes, hart wie Zyrchische Verse,
Leer wie Meissnische Reime! Seht der glyckliche Kynstler
Fyllt mit römischen Lettern, mit pythagorischen y y
Zum Ermyden des Lesers besser zu nytzende Bogen.

Bekannt ist das Epigramm auf Kepler:

Auf Keplers Tod.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen
Als Kepler stieg — und starb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
D'rum ließen ihn die Körper ohne Brot.

4) Noch zwei Fabeldichter müssen hier ihre Stelle finden: Magnus Gottfried Lichtwer (1719—1783), Regierungsrath in Halberstadt, hinterließ vier Bücher äsopischer Fabeln, die nicht bloß den Weg in die deutschen Schulen, sondern (übersetzt) sogar nach Frankreich fanden. Originelle Erfindung, kräftige, natürliche Sprache, lebhafte Darstellung ist ihnen eigen; aber Gellerts köstlicher Humor fehlt. — Gottlieb Konrad Pfeffel aus Colmar (1736—1809) erblindete mit 21 Jahren, leitete trotzdem ein Institut und erhielt später hohe Aemter in den obersten Kirchen- und Schulbehörden des Elsasses. Auch seine Fabeln drangen in die Kinderwelt; sind jedoch zu nüchtern, ohne Naivetät und Humor.

Die seltsamen Menschen.

(Von Gottfried Lichtwer.)

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen schaarenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn;
Da hieß es allemal: Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu sehn; und nun: erzähle!

Was ward da nicht erzählt! — Hört, sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen [1] ist.

[1] Indianer am Huronsee in Nordamerika.

Eilfhundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen fest auf Einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen;
Denn sie sind taub und stumm. Doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt an ihrer Seite stehen;
Denn, wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud', und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich!

Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde.
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde? —
Ach nein! — So suchen sie der Weisen Stein? — Ihr irrt. —
So wollen sie des Zirkels Viereck finden? —
Nein! — So bereu'n sie alte Sünden? —
Das ist es alles nicht. — So sind sie gar verwirrt?
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn; was thun sie denn? — Sie spielen.

Der Hänfling.

(Von Gottfried Lichtwer.)

1. Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen,
Ein edler Trieb: denn eigner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

2. Die stolze Glut der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König;
Dergleichen Nester gibt es wenig.
Kaum stund das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

3. Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war,
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher sein.

4. Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin,
Und baut in niedriges Gesträuche;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andern Mal davon zu zieh'n.

5. Da baut' er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe:
Ein Ort, der in der Ruhe liegt:
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

6. Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron, und nicht in Hütten.
Kannst Du vom Himmel es erbitten,
So sei Dein eigner Herr und Knecht:
Dieß bleibt des Mittelstandes Recht.

3. Das Johanniswürmchen.

(Von Pfeffel.)

1. Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

2. Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.

3. „Ach, was hab' ich Dir gethan?"
Rief der Wurm ihr zu.
„Ei!" fuhr ihn das Unthier an,
„Warum glänzest Du?"

4. Die Stufenleiter.

(Von Pfeffel.)

1. Ein Sperling fing auf einem Ast
Die fettste Fliege. Weder Sträuben
Noch Jammern half; sie ward gefaßt.
„Ach," rief sie flehend, „laß mich leben!" —
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein!
Denn ich bin groß, und du bist klein."

2. Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus.
So leicht wird nie ein Spatz gefangen,
Als unser Spatz. „Gib," rief er aus,
„Mich frei! Was hab' ich denn begangen?"
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein."

3. Ein Adler sah den Sperber, schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich loß,"
Rief er, „du hackst mich ja in Stücken." —
„Nein," rief der Mörder, „du bist mein!
Denn ich bin groß, und du bist klein."

4. Er schmauste noch, da kam im Nu
Ein Pfeil ihm in die Brust geflogen.
„Tyrann," rief er dem Jäger zu,
„Warum ermordet mich dein Bogen?" —
„Ei," sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein."

Probe bei Kellner: Fenelon.

Siebente Periode.

Die wiederaufblühende oder klassische Poesie der Deutschen: Von 1748 bis 1832.

(Dichter von Beruf und mit klassischer Bildung.)

---

§ 58. Ueberschau.

1) Länger denn zwei Jahrhunderte waren bei uns die griechischen und römischen Klassiker und über 100 Jahre lang auch die neueren fremdländischen Dichter Gegenstand des eifrigsten und allgemeinsten Studiums, der täglichen Lectüre und fast abgöttischen Verehrung gewesen; länger als zweihundert Jahre waren die deutschen Schriftsteller, voran die Dichter, bei den Ausländern in die Schule gegangen: allein sie blieben eben ihr ganzes Leben Schüler, „unmündig, ängstlich lernende und mit saurer Mühe im beschränkten Kreise der Anschauung sich plagende Schüler" (Vilmar). Wohl rauschten dann und wann, besonders in der ersten Hälfte der vorigen Periode, einige angenehme Singvögel an uns vorüber; aber das waren nur vereinzelte Erscheinungen und zudem ist ja die Lyrik eine der leichteren Dichtungsarten. Und allerdings führte uns schon der geistvolle Haller (vgl. S. 248 ff.) von dem langweilenden Olymp hinweg in die großartige Natur der deutschen Alpenwelt, und ließ uns von den Alpen aus die ersten rothglühenden Lichtstreifen schauen als Vorboten des neuen Sonnentages; und allerdings flötete uns Hagedorn als Frühlingsbote der „Nachtigall reizende Lieder" zu: allein sie waren doch nicht die poetischen Kräfte[1], die die Sonne über unsern Horizont, den Frühling in das deutsche Land bringen konnten. „Bis dahin hatte noch immer der dichterische Genius gefehlt, dem an der Wiege bereits die Muse gelächelt, dem das Siegel der Dichtung ein Gott auf die Stirne gedrückt, der sich selbst seine Wege bricht und nicht bloß wiederholt, was schon dagewesen" (Lindemann).

2) Das Jahr 1748 überraschte das deutsche Volk mit der frohen Botschaft: daß ein solcher Genius bereits geboren, daß er

---

[1] Trotzdem, daß z. B. ein Mann wie Haller, von Drollinger unterstützt, die Mythologie und die vielen allegorischen Personen bei Seite ließen, führte Uz sie doch wieder ein.

bereits dichterisch schaffe in der Person Klopstocks. Die drei ersten Gesänge seines „Messias" waren die ersten Strahlen der am Horizont auftauchenden Sonne ächt klassischer deutsch-originaler Poesie und es ist eine schöne Fügung, daß gerade der „Messias" die deutsche Poesie endlich erlöste aus der langen geistigen Knechtschaft. Auch Klopstock hatte sich tüchtig geschult in der Schule der Alten: aber schließlich hatte er nicht bloß den Schulstaub abgeschüttelt, sondern auch den Schulrock ausgezogen; er ging aus der Schule der alten Klassiker als originaler, als deutscher Klassiker hervor und zwar als der Erstling einer nachfolgenden größeren Schaar. Denn sieh da! wie wenn die Muse das hundertjährige erfolglose Ringen nun auf einmal und um so reichlicher lohnen gewollt, hatte sie bereits auch an den Wiegen Lessing's (geb. 1729), Wieland's (geb. 1733) und Herder's (geb. 1744) gelächelt! Und weit entfernt, ihrer Huld nun ein Ziel zu setzen, ließ sie ihr noch freieren Lauf; denn gleich nach dem Auftreten Klopstocks sehen wir sie auf die Wiege Göthe's (1749) zueilen, um dort, wie dann zehn Jahre später für Schiller (1759), das Füllhorn ihrer Gaben fast zu leeren. Aber die eben Genannten waren nicht die einzigen Lieblinge der Muse; gleichzeitig oder bald nach ihnen wurden noch Dutzende deutscher Geister von ihr mit ganz respectabeln Dichtergaben beschenkt (besonders Bürger, Jean Paul, Novalis, Tieck, Uhland, Kleist, Brentano*, Platen, Rückert, Chamisso, Eichendorff*, Hebel, L. Hensel* 2c.): und somit war denn jetzt der zweite Frühling deutscher Poesie angebrochen, die zweite Blüthezeit, welche man jedoch im Unterschiede von der ersten die klassische Zeit nennt. — Den Namen „klassisch" führt nun die letztere nicht sowohl deßhalb, weil dieser Ausdruck im gewöhnlichen Sprachgebrauch so viel als mustergültig [1] heißt; denn in diesem Sinne verdiente ja unsere mittelalterliche Blüthezeit ebenso gut „klassisch" genannt zu werden: es liegt vielmehr dieser Bezeichnung ein hervorstechender Unterschied beider Glanzepochen zu Grunde, wie wir bei der nun anzustellenden Vergleichung beider Perioden genauer sehen werden.

3) Warum also heißt diese neuere Periode der Blüthe — die klassische Zeit? Warum führt sie allein den Namen? Wir antworten: Weil in ihr die deutsche Dichtung zu so hoher Blüthe und Reife nur durch das eingehende und allseitige Studium der Klassiker, und zwar nach Inhalt und Form,

---

[1] Das Wort „klassisch" (classicus) war seit dem zweiten Jahrhundert in Rom für die mustergültigen Schriftsteller der Griechen und Römer in Gebrauch.

mit Bezug auf Regel und Maß, gebracht wurde. Auch in der vorigen Periode bemühten sich die Dichter in ähnlicher Weise, und sie meinten auch als Dichter an die Klassiker hinanzureichen, hielten mit vieler Selbstbefriedigung ihre Poesien für „klassisch" (gerade wie es auch die lateinischen Poeten der fünften Periode thaten). Die Nachwelt hat aber endgültig diese Selbstüberschätzung gerichtet, hat der Periode wie deren Dichtung den Namen „klassisch" abgesprochen, hat erkannt, daß jene Dichtungen gleichsam nur Gypsabdrücke von den fremdländischen Meisterwerken seien, daß jene Dichter so wenig den „Klassikern" ebenbürtig und deren Namen verdienten, so wenig als z. B. ein Maler schon ein Raphael zu heißen verdiene, wenn er des großen Künstlers Originale schön copire.

Anläßlich des eben Gesagten müssen wir aber, um falsche Vorstellungen fern zu halten, zwei Bemerkungen machen. Die eine versteht sich nach dem im Eingang des Paragraphen Gesagten eigentlich von selbst, daß nämlich die Dichter der klassischen Zeit trotz ihrer durchaus klassischen Bildung dennoch keine bloßen Nachahmer waren, sondern freie und original-schaffende Geister. Was sie erlernten, ging bei ihnen in Fleisch und Blut über, trat als freies Eigenthum ihres frei gewordenen Geistes vor die Oeffentlichkeit. „Wir haben zwar," schreibt Vilmar, „in Vergleichung mit allen unsern Nachbarvölkern eine bei weitem längere, bei weitem härtere Schulzeit durchlaufen müssen, dafür aber haben wir auch, wie kein anderes Volk der Neuzeit, nachdem eine lange Reihe von Generationen hindurch eine untergeordnete, schulmäßige Beschäftigung mit den Alten fast in allen Klassen der Gesellschaft gedauert hatte, den dichterischen Geist dieser Alten uns zu eigen gemacht, ihn mit unserm innersten Sein und Leben gleichsam aufgesogen; wir sind, wie kein anderes Volk, hinaus gekommen über die bloß handwerksmäßige Beschäftigung mit den Alten, hinaus gekommen über das prompte Citiren von allerlei Stellen aus Cicero, Horaz und Virgil, Homer und Plato und Demosthenes, worin die Engländer noch heute ihren lächerlichen Stolz setzen, hinaus gekommen über das draußen stehen bleibende Bewundern und Anstaunen und Nachahmen: ihre Maße und Formen sind die unsrigen, ihre Anschauung ist unsere Anschauung, ihr Gedanke ist unser Gedanke geworden; und durch dieses Mittel haben wir erst, wie kaum zu verkennen ist, auch unser eigenes Alterthum wieder kennen und begreifen gelernt — wie die Nibelungen erst durch den Homer uns zum Verständniß gekommen sind; umgekehrt aber hat unser Alterthum uns wieder das der Römer und Griechen aufgeschlossen, wie keinem Volke der Erde." — Und wenn ferner, dieß ist die zweite Bemerkung, auch die Dichterheroen der klassischen Zeit in der Toga der Gelehrsamkeit einherschritten, wenn sie auch auf den Stufen der Sprachwissenschaft, der Historie, der Aesthetik, und selbst der Philosophie zur klassischen Höhe hinanstiegen; so verfielen sie doch nicht in den Fehler der Dichter aus der vorigen Periode: sie wollten keineswegs zuerst Gelehrte sein und dann erst Dichter; sie gingen überhaupt nicht darauf aus, ihre Gelehrsamkeit in der Dichtung auszukramen (das gelehrte Studium war ihnen nur Mittel zum Zwecke). Als Dichter die Geister und Herzen zu fesseln, zu entzücken, das war ihr Streben, nicht aber ihres gelehrten Wissens halber bewundert zu werden; und darum wandten sie sich mit ihren Dichtungen auch nicht bloß an die Mitgelehrten und an die feingebildeten Kreise, sondern an das größere Publikum.

4) Aber freilich war es bei solchem Entwicklungsgange der Dichter kaum anders zu erwarten, als daß sich doch der Schleier einer gewissen Gelehrsamkeit über ihre Dichtungen ausbreitete, daß sie eben fast ausschließlich Kunstgärtnerei trieben, d. h. die Kunstpoesie pflegten, und daß also gerade die Meisterwerke der Periode, obgleich für ein größeres Publikum gedichtet, doch immerhin nur mehr einem ausgewählten Theil der Nation durchweg verständlich, und somit genußbringend sind [1]. Wie ganz anders war dieß im Mittelalter (dritte Periode)! Denn abgesehen davon, daß die damalige Kunstpoesie noch viel weniger in die Gelehrsamkeit eingetaucht, und deßhalb in Bezug auf das Verständniß auch dem minder Gebildeten noch zugänglicher war, so blühte ja neben ihr ebenso herrlich die Volkspoesie und gerade das Volksepos. Wie sehr war doch z. B. das Nibelungenlied in Fleisch und Blut des deutschen Volkes übergegangen! Zweihundert Jahre lang war es Eigenthum, lebte es im Munde der Gesammtnation!

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß wir bei den Dichtern dieser Periode kein Verständniß, keinen Sinn für Volkspoesie vorfänden. Männer von so feinem poetischem Gefühle, solch geborene Dichter mußten ja von Natur aus zur Volksdichtung hingezogen werden. Insbesondere waren es Herder, Göthe, dann die Romantiker, welche gern dem Volke lauschten, das zwar keine neuen Lieder erzeugte, aber doch noch viele mündlich fortgepflanzt und bewahrt hatte, und welche dann im Garten der alten Poesie eifrigst umherspähten nach den verborgenen Veilchen der deutschen Volkslieder, ganze Sträuße derselben in die Salons brachten, und deren Wohlgeruch bewundern ließen. Auch ist zugegeben, daß einige Dichter der Periode reichbegabt für Volksdichtung waren, wie z. B. Göthe, Bürger, Hebel, Usteri 2c., daß sie auch diese Gabe in kleineren epischen Formen anwandten, ferner, daß Göthe alte Volkslieder umdichtete, ja sogar ein volksmäßiges Drama („Götz") schuf. Immerhin aber verschwindet die Volksdichtung in dieser Periode fast ganz vor der Kunstpoesie; von einem Fortwachsen des Volksliedes ist keine Rede, noch viel weniger von einem neuen Volksepos.

5) Trotzdem unsere Dichtergenien die Ketten der geistigen Knechtschaft gebrochen, in welchen die Dichter der sechsten Periode gefesselt waren, so vermochten aber doch auch sie nicht unsere Poesie wieder in die nationale Bahn einzulenken, aus der sie seit Beginn der vorigen Periode gewichen war [2]. Im Ganzen und

---

[1] Braucht es ja selbst zum Verständniß von Wielands Romanen vieler Anmerkungen.

[2] In den ersten fünf Perioden war unsere deutsche Poesie stets national gewesen: sowohl die epischen Sagen (die Götter-, Helden- und Thiersagen der ältesten Zeit), wie ferner die Trennung der Poesie nach den drei Ständen (Klerus, Ritterstand, Bürgerschaft), in die sich die deutsche Nation gegliedert hatte, wie auch endlich die didaktisch-satirische Poesie im 16ten Jahrhundert. Auch die großartige Blüthe des Volksliedes in jenen Perioden, besonders in der 3., 4. und 5. Periode, beweist das Gesagte. Immer hatte zwischen der politischen und der Geschichte der Poesie der engste Zusammenhang stattgefunden.

Großen ist es nur zu wahr, daß die klassische Poesie (der siebenten Periode) nicht mit der Nation als solcher sympathisirte, sondern fast durchweg ihre eigenen Wege ging, daß sie in ihrem Herzen kaum ein Andenken für die nationale Vergangenheit trug, und eben so wenig Theilnahme hatte für das Schicksal der Nation, für ihr Leid und Freud, in der Gegenwart. Besonders gilt dieß von der Dichtung der Koryphäen, und am meisten von den Hauptwerken derselben. Dieß ist so richtig, daß sie gerade zu der Zeit die schönsten großartigsten Blüthen trieben, mit der Iphigenie (1786) beginnend bis Wilhelm Tell (1805), in welcher das deutsche Reich gänzlich niedergetreten da lag und dahin starb [1], und in der es weder dem Kaiser noch einem der mächtigsten Reichsfürsten auch nur von Ferne in den Sinn gekommen wäre, die deutsche Poesie unter besondere Aegide zu nehmen, so wie es z. B. in der dritten Periode der Fall war; so richtig ist es, daß ferner unser größter Dichtergenius — Goethe —, selbst als die Morgenluft des wiedererwachten deutschen Nationalgefühles und Freiheitsgefühles über Deutschland dahinfuhr, als die Nation und auch eine Schaar deutscher Sänger (siehe unten) an ihrer Spitze sich zum Freiheitskampfe begeisterte und erhob (1813), theilnahmslos blieb und sich (vgl. § 71) nach Osten flüchtete, Patriarchenluft zu kosten. So kann man also wohl sagen, daß die Poesie der klassischen Zeit keine nationale in dem engeren Sinne des Wortes (vgl. S. 137 Anm.) war.

Indeß machen, was das nationale Element betrifft, doch manche Dichter und Dichtungen der klassischen Periode eine rühmliche Ausnahme von der Allgemeinheit. Die Periode ist in dieser Hinsicht durchaus nicht gleichförmig: Gerade z. B. der die Periode eröffnende Klopstock hielt das deutsch-nationale Panier hoch empor; aber fast keiner der Dichterheroen schloß sich ihm an. Später kam auch wieder eine nationalere Strömung. Und so kann man eigentlich in der Periode neben der Zeit der Ebbe, wo das nationale Element am meisten, fast gänzlich geschwunden war, auch eine Zeit der Fluth unterscheiden, wenn auch nur eine sehr kurze. Die Zeit der Ebbe aber ist eben die schon vorhin bezeichnete Zeit der höchsten Blüthe unserer Klassik (1785 bis 1805); die Zeit aber, wo das nationale Element wieder mehr die Dichter erfaßte und belebte, ist die Zeit der Romantik, und die der Freiheitskriege (vgl. die bezüglichen Paragraphen). Besonders nahmen die Gründer der romantischen Schule: Novalis, die Brüder Schlegel, ferner die Freiheitssänger: Schenkendorf, Körner, Arndt, Rückert, weiterhin die Verwandten der Romantik, nämlich Uhland, J. Kerner rc. das nationale Element wieder in ihre Brust und ihren Sang auf.

---

[1] Aehnlich, wie in der vorigen Periode trotz des 30jährigen Krieges, ja selbst in Mitten desselben, ein ganz großartiger Dichtungseifer aufflammte und wenigstens dem Eifer und der Fruchtbarkeit nach ein Aufschwung der Poesie stattfand, und wo also die deutsche Muse fast ganz apathisch gegen den Jammer und die Zerrissenheit der Nation war.

6) Gerade dieser Charakterzug unserer klassischen Poesie aber, daß sie nämlich so wenig national (im engeren Sinne des Wortes) ist, erklärt uns hauptsächlich [1] einen anderen verwandten Grundzug, daß sie nämlich auch nicht national wurde im weiteren Sinne des Wortes, d. h. daß sie nicht so sehr Gemeingut der Nation, wenigstens des gebildeteren Theiles derselben wurde, wie sie es ihrem Gehalte und Kunstwerthe nach verdient. Es läßt sich wirklich nicht läugnen, daß unsere eigentlichen Klassiker, und selbst Schiller nicht (von Klopstock gar nicht zu reden), weder zur Zeit ihres Lebens, noch späterhin und bis heute noch nicht so populär im deutschen Volke wurden, wie ihre genialen Dichtungen es erwarten ließen. Daß sie klassisch dichteten, erklärt solche Thatsache keineswegs; denn wie viel tiefere Wurzel faßte z. B. das klassische Drama der Franzosen im französischen Volke, und wie populär wurde der klassische Tasso bei seinem Volke, wie nahm ihn dieses in sein Herz auf! Singt doch selbst der venetianische Gondoliere aus Tasso! Wohl gehört es auch in Deutschland schon geraume Zeit zum guten Ton, zu einem gewissen Bildungsgrad, die deutschen Klassiker in seiner Bibliothek zu haben, und es wird deßhalb fast alljährlich wieder eine neue Ausgabe veranstaltet; und wohl ehrt man die gekauften durch schöne Einbände in Gold und Zierrath und durch Ehrenplätze im Bücherschranke hinter Glasthüren: aber wie viele Besitzer derselben scheinen sie auch durch eine gewisse heilige Scheu ehren zu wollen, die sie ihr ganzes Leben zurückhält, auch nur ein klassisches Drama mit Ausdauer zu lesen, oder auch nur in die wichtigsten Klassiker hie und da einen Einblick zu thun!

7) Ein weiterer Unterschied der beiden Glanzperioden unserer Dichtung besteht darin, daß die neuere einen durchaus bürgerlichen Charakter zeigt, während die mittelalterliche Blüthezeit, insbesondere was die Kunstdichtung betrifft (theilweise aber auch hinsichtlich der Volkspoesie, namentlich der Volksepen), einen ritterlichen, adeligen aufweist. Dort im Mittelalter stellte nicht bloß der Ritterstand bis zu den höchsten Regionen hinauf vortreffliche Sänger, darunter auch Volksdichter [2], sondern es war

---

[1] Denn allerdings wirkten auch noch andere Umstände dazu mit, z. B. die hohe Schreibart, die gelehrte Färbung unserer Klassiker. Die Ursache liegt bisweilen auch bloß in der fremdländischen, dem deutschen Volke nicht zusagenden, es vielmehr abstoßenden Form, so daß selbst der nationale und nationalste Stoff dem in der Form antinational dichtenden Dichter (z. B. Klopstock) nicht das große Lesepublikum gewannen (vgl. S. 280).

[2] Fr. Pfeiffer, der berühmte Kenner der mittelalterlichen Poesie, behauptet nämlich, daß der Kürenberger (vgl. S. 82) Verfasser des Nibelungenliedes sei.

auch jeder Hof gleichsam eine Sonne, die ihre erwärmenden Strahlen über den deutschen Dichtergarten ausgoß, indem die deutschen Fürsten es als ihre Freude und als ihren Ruhm erkannten, die Poesie und die Poeten zu ehren, zu bewirthen, zu belohnen. Kurz, der Adel sang, der Adel zollte Beifall, gab „miete" [1]. Die klassische Glanzepoche unserer Poesie hingegen zeigt einen rein bürgerlichen Charakter: einmal darum, weil die Schaar der ihr angehörigen Dichterheroen aus dem Schooße des Bürgerstandes hervorging; denn Goethe, Schiller, Herder wurden ja erst später wegen ihres Dichternamens auf Betreiben des Weimarischen Hofes geadelt; dann aber auch deßhalb, weil ja die fürstlichen Höfe [2], zumal die größeren, ziemlich kalt gegenüber der emporblühenden Poesie blieben; nur der einzige Hof zu Weimar, seinen bescheidenen Verhältnissen nach mehr ein bürgerlicher Hof, sammelte, wie einst in jenen Gauen die Wartburg es gethan, die Sänger des zweiten Frühlings [3]. Allerdings schien es eine kurze Zeit hindurch, daß der kaiserliche Hof zu Wien dem Weimarer zuvor kommen wolle: denn Kaiser Joseph II. hatte nicht bloß Klopstock sein in Brillanten gefaßtes Bildniß „nicht als Belohnung, sondern als Bezeugung der Hochachtung" übersandt und höchst huldvoll die Widmung der „Hermannschlacht" angenommen, sondern er hatte auch die Idee gefaßt, in Wien eine deutsche Akademie zu gründen; er suchte zudem unter der Hand die bestbefähigten Kräfte dafür zu gewinnen, und ließ Klopstock zur Ausarbeitung eines Planes auffordern, wie von Wien aus die deutsche Literatur zu heben sei. Allein der patriotische Eifer war doch nur ein Strohfeuer, wenigstens seinem Erfolge nach; denn als Klopstock seinen Plan vorgelegt, antwortete man ihm so kühl, daß er seine projektirte Reise aufgab und die ganze Sache für gescheitert ansah [4]. Wie vornehm ferner Friedrich der

---

[1] Allerdings erfreute sich vorherrschend nur die Kunstdichtung solch fürstlicher Huld: dennoch waren auch die beiden Volksepen, das Nibelungenlied und Kudrun, hoffähig, ja sie sind vielleicht zunächst höfischen Kreisen zu lieb abgefaßt worden; und überhaupt ergötzten sich auch die höfischen Kreise vielfach an Volksdichtungen.

[2] Für die mangelnden Musenhöfe waren die nun aufkommenden Musenalmanache nur ein schwacher Ersatz; doch förderten sie allerdings vielfach die Poesie, besonders riefen sie auch die in Frauen schlummernde Dichtergabe wach.

[3] Insbesondere verdienen für alle Zeit der junge Herzog Karl August (geb. 1757; Regent 1775; gest. 1828) und seine vortreffliche Mutter Amalia (Wittwe 1758; Regentin bis 1775; gest. 1807) ein rühmliches Andenken. Sie zogen nach einander unsere größten Dichter, auch andere berühmten Geister jener Zeit an ihren Hof, oder stellten sie an der Universität Jena an.

[4] In seiner Ode „Roßtrappe" (1771) ruft der Dichter deßhalb mit Wehmuth:

Große auf die deutsche Dichterschaar niedersah, hat sich unverwischbar auf jenen zwei Thalern ausgeprägt, die er der seine Gnade anflehenden Karschin (vgl. § 56) mit der spöttischen Notiz „für Deutschlands Dichterin" zustellen ließ, und ist handschriftlich in des sonst feingebildeten geistreichen Königs letzter Abhandlung über die deutsche Literatur (vgl. Lindemann, 2. Aufl. S. 456) für alle Zeit niedergelegt. Wie es der Herzog von Württemberg Schiller machte, und wie der kurfürstliche Hoftheaterintendant zu Mannheim den Dichter des Fiesko der größten Noth preisgab, vernehmen wir in § 78. In Folge dessen wurde auch der Grundton unserer klassischen Poesie, insbesondere des Drama's, ein bürgerlicher. Es verschwanden nämlich allgemach die lang beliebten, unvermeidlich gewesenen Staatsaktionen: Lessing führte das bürgerliche Drama unter großem Beifall des Publikums auf die Bühne; bürgerliche Figuren betraten nun die Bretter; bürgerliche Anschauung, bürgerliches Gefühlsleben beherrschte das Drama und den Roman. Goethe selbst, mitten in der Hofatmosphäre lebend, hat die schönsten, entzückendsten seiner poetischen Gestalten (z. B. Clärchen, Gretchen) aus den bürgerlichen Kreisen geholt, und sein Werther, für den er alle Welt schwärmen machte, ist nicht adelig. Und wenn uns auch Schiller hocharistokratische und königliche Helden vorführt: es rollt dennoch bürgerliches Blut in ihnen; sie verrathen doch bürgerliche Denkart, bürgerliches Empfinden, Fühlen und Schwärmen.

8) Schmerzlicher noch, als den Volkston und den nationalen Herzschlag vermissen wir bei den meisten Dichtern der klassischen Zeit jene tiefere Glaubensbefriedigung, jene Glaubensinnigkeit, wie wir sie in der dritten Periode bei Wolfram, bei Hartmann, bei Walther, bei Konrad von Würzburg u. s. w. fanden. Die Offenbarung in Christo, überhaupt eine übernatürliche Offenbarung war ihnen eine veraltete Sache, ein überwundener Standpunkt. Christus war ihnen nur noch der Menschensohn, nicht der Gottmensch. Es war diese Freigeisterei leider eine Zeitrichtung, die schon in der vorigen Periode (meist durch ausländische Einflüsse, vgl. S. 183) bei uns aufkam. Nun aber, besonders in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, griff sie am mächtigsten um sich: die große Menge der Gelehrten und Gebildeten verfielen ihr; allüberall wurde sie gleichsam von den Dächern gepredigt und naturgemäß drang sie dann auch in die poetische wie prosaische

---

Denn dein ehrenvoll Wort (des Wort's Ankündiger trauert),
Hältst du das dem Vaterlande nicht, so schweigt
Auch von dir die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn.

Literatur ein, verscheuchte wenigstens daraus den verklärenden Geist des kindlichfrommen Christusglaubens. Eine Religion ohne Dogmen, die Religion allgemeiner Menschenliebe, oder die Religion der sogenannten Humanität[1] war der Ersatz des über Bord geworfenen Christenthums. Gerade die genialsten Dichter, die Sterne erster Größe, mit der einzigen Ausnahme Klopstocks, bekannten sich zu dieser bloßen Humanitätsreligion. Die griechische Götterwelt entzückte sie, das Kreuz ward ihnen widerwärtig. Schiller's Wort ist auch Wieland, Lessing, Goethe und selbst Herder (wenigstens dem älter gewordenen) sowie einer großen Schaar Dichter zweiten Ranges aus dem Herzen gesprochen: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst! — Und warum keine? — Aus Religion.“ Freilich, nachdem die Vorkämpfer der sogenannten Vernunftreligion, die Franzosen, den blutig schrecklichen Beweis geliefert, wohin ein entchristlichtes Geschlecht komme, und nachdem man bei uns selbst in der eigenen Brust es mehr und mehr empfand, wie fad, wie wenig befriedigend und beglückend, wie wenig erheiternd und tröstend diese seichte Aufklärung sei, wie das Herz dabei nur immer nüchterner,

---

[1] Die Humanität, wie man sie nun auffaßte, und wie sie besonders durch Lessing in seiner Schrift „Erziehung des Menschengeschlechtes“ und durch Herder in seinen „Ideen“ und in den „Briefen über Humanität“ grundgelegt und gepredigt wurde, ist nicht ganz dieselbe, wie wir sie in der fünften Periode vorfanden und (S. 134 f.) besprachen; sie hat leider einen sogen. Fortschritt gemacht. Denn nun und weiterhin bis heute verstand man darunter jene „reinmenschliche Bildung“, welche dem Menschen mit grundsätzlicher Hintansetzung alles Positiv-Religiösen und Nationalen beigebracht, d. h. anerzogen werden sollte. Die Religion der Humanität müßte demnach, wie ein neuerer Schriftsteller sich ausdrückt, „von jeder beengenden konfessionellen Schranke frei“ sein, und dürfte folgerichtig auch nicht einmal den Glauben an einen persönlichen Gott von ihren Bekennern verlangen, müßte also eine Negation aller Religion sein. Als die schönste Blüthe der Humanität, und demnach als die Hauptugend der Humanitätsreligion erstreben und hoffen deren Vertheidiger die allgemeine Menschenliebe, und also die Vereinigung aller Menschen zu einem großen Friedens- und Bruderbunde. Solches Bestreben ist jedoch augenscheinlich ein eitles, solche Hoffnung ist Traum und Schaum: nie und nimmer gelang es und wird es gelingen, eine solche Geistes- und Herzensbildung mit gänzlicher Außerachtlassung der Religion und Nationalität hervorzubringen; insbesondere ist es ein Wahn, jene wundervolle Blüthe allgemeiner Menschenliebe pflanzen zu wollen, ohne Den, der einzig und allein das Gesäme (die Idee) hiezu auf die Erde gebracht hat, der einzig und allein das Erdreich entsprechend bereiten und zum Fortwachsen des entfalteten Keimes das Gedeihen geben kann, ohne Christus. Nur in einem mit seinem Blute getränkten Erdreiche, d. h. nur in einer aus dem Glauben an Christus, den Gottmenschen, lebenden Menschheit kann die ächte, herzliche, aufopfernde allgemeine Menschenliebe wurzeln, wachsen, grünen und blühen; andernfalls wird der Egoismus sie gänzlich ersticken oder nur sehr kümmerlich, sehr armselig zum Vorschein kommen lassen.

immer hungriger, das Leben immer prosaischer, trockener werde, da erhob sich endlich mannhaft und begeistert die jugendliche Schaar der Romantiker. Sie schaarten sich um das verschmähte Kreuz und führten eine christliche Gegenbewegung in der Poesie herbei. Ja, selbst Schiller und Goethe wandten sich in ihren späteren Dichtungen mehr dem Christenthum zu, zeigten eine gewisse Ehrfurcht, Sympathie für dasselbe. Sie schauten wenigstens aus nach den heiligen Bergen des Christenthums, wenn sie auch nicht dieselben erstiegen. Jedoch jene erfreuliche Reaktion war nicht nachhaltig genug. Die Romantik erfocht keinen entscheidenden Sieg für die Sache der Wahrheit; und zwar so wenig, daß gegnerischer Seits der Unglaube in der Poesie nur um so frecher sich erhob, daß böse Jungen („das junge Deutschland", vgl. die nächste Periode) sogar Steine und Koth nach dem Gekreuzigten warfen. Freilich überließen die gläubigen Sänger ihnen nicht feige das Feld; auch füllten sich immer wieder die Lücken der in den Todesschlaf sinkenden Glaubenssänger. Der Kampf zwischen Christenthum und Freigeisterei, zwischen Licht und Finsterniß dauert deßhalb auch im Bereich der Poesie die ganze siebente Periode hindurch und bis in die achte Periode fort; und selbst in der Gegenwart ist er noch nicht ausgekämpft, immer noch schwankt er hin und her, die treuen Christusjünger bald mit Furcht, bald mit Hoffnung erfüllend.

9) Der von uns angestellte Vergleich zwischen beiden Blüthenzeiten fiel bis jetzt meist zu Ungunsten der klassischen Zeit aus. Schließlich aber müssen wir drei Eigenthümlichkeiten der letzteren hervorheben, welche wahre Vorzüge sind, und sie herrlich schmücken. Für's Erste blühte nämlich die Poesie in der klassischen Periode allseitiger, als im Mittelalter. Nicht bloß erscheinen nun im Garten unserer Poesie die Beete der epischen, lyrischen und didaktischen Dichtung im herrlichsten Flor, sondern es entfaltet sich auch das Drama, diese höchste und schwierigste Dichtungsart, von der die dritte Periode kaum einen Keim aufweiset, jetzt zur großartigen Pracht. Lessing („Minna von Barnhelm"), Goethe („Iphigenie", „Tasso", „Faust") und Schiller („Wallenstein", „Jungfrau von Orleans", „Maria Stuart", „Wilhelm Tell") erhoben das deutsche Drama zu einer auch vom Auslande angestaunten Vollkommenheit. Allseitiger blühte aber die Poesie auch in so fern, als gar manche neue Dichtungsgattungen zu den alten längst bekannten hinzu kamen, so z. B. das idyllische Epos, die Ballade, die arabische Makame, das Ghasel u. s. w. — Das Letztgesagte weist aber schon hin auf den anderen Vorzug der klassischen Zeit, daß sich nämlich in ihr unsere Poesie zu einer universalen, zu einer Weltpoesie erhob.

Fast alle Poesien der Welt spiegeln sich seitdem in der deutschen Dichtung ab. Die altgriechischen Rhapsoden wie die spanischen Romanzendichter, der alte Horaz, wie der Sonettendichter Petrarca, die persischen, arabischen, indischen Sänger, wie die französischen Troubadours, kurz die Dichter fast aller Zonen und Völker sind seitdem in unserer Poesie stellvertreten, und können bei uns ihre heimischen Weisen in deutscher Sprache vernehmen. Es ist als ob der zweite Frühling unserer Poesie die Singvögel aller Sorten der ganzen Erde nach Deutschland gelockt hätte: so mannigfaltige Töne, so neue, von Deutschen nie gehörte und gesungene Lieder erschallten nun; so hoch und so tief, so natürlich und auch wieder so kunstvoll trillernd, so wehmuthvoll klagend und doch so heiter neckend sangen nun viele der einheimischen Sänger, sangen es mit deutschen Zungen, und nicht bloß nachahmend, sondern auch selbst componirend, in Freiheit und Originalität [1]. Herder hatte die erste Anregung hiezu gegeben, durch seine „Stimmen der Völker" (vgl. § 70); die Romantiker gingen mit großer Vorliebe darauf ein, Rückert, Platen, auch Goethe schlossen sich an, betheiligten sich lebhaft. Eine große Menge neuer poetischer Stoffe und neuer Formen kam so in unsere Poesie. Von den letzteren nennen wir als französische Formen das Madrigal, Rondeau und Triolett, ferner als italienische Formen die Octave oder achtzeilige Stanze, das Sonett (welches seit Gottsched wieder ganz vernachlässigt war, nun aber von Bürger wieder eingeführt und von den Romantikern, besonders von A. W. Schlegel meisterhaft gepflegt wurde), die von den Romantikern eingeführten Terzinen, Canzonen, Sestinen, die zuerst von Rückert gedichteten Sicilianen und Ritornelle. Von spanischen Formen wurden nebst den vierzeiligen trochäischen Strophen hauptsächlich noch die Decime, die Glosse, die Tenzone und das Cancion nachgebildet, und zwar gleichfalls zuerst von den Häuptern der Romantik. Von orientalischen Formen hat nur die persische Vierzeile und die damit verwandte Ghasele mehr Verbreitung gewonnen, Platen ist der Meister der Ghasele. Rückert hat auch die arabische Makame trefflich übersetzt. — Wenn nun aber unsere Klassiker eine solche Gewalt über die deutsche Sprache und eine so gründ-

[1] Freilich kamen dabei auch Mißgriffe, Extravaganzen vor, und in Folge dessen „exzentrische und monströse Dichtungen" (Fr. v. Schlegel), indem man auch Formen in der deutschen Poesie und in der Gegenwart einbürgern wollte, die nur für eine gewisse (vergangene) Zeit, oder für eine gewisse Nation passend waren, und in denen nun das deutsche Gedicht, wie in einer Zwangsjacke, erschien.

liche und allseitige Kenntniß aller möglichen alten und neuen metrischen Formen hatten, daß sie sich in einen Wettgesang mit den Dichtern aller Nationen einließen, und spielend sich den Lorbeer ersangen, so versteht sich der nun zu nennende dritte Vorzug der klassischen Zeit von selbst: die hohe formelle Schönheit und Kunstmäßigkeit, in der die meisten und Hauptdichtungen der klassischen Zeit prangen. Unsere Klassiker brachten es unbestritten hierin zu einer bis dahin noch nie dagewesenen Vollendung, zu einer einzig dastehenden künstlerischen Meisterschaft.

10) Nach dieser Ueberschau und Vergleichung werden wir die mit Recht oft abgedruckten romantisch herrlichen Worte Vilmar's verstehen, in welchen er die klassische Zeit mit dem ersten Frühling vergleicht: „Die mittelalterliche Blüthenperiode ist eine Waldhaide voll üppigen Graswuchses, voll duftiger Waldkräuter, voll wilder Blumen, die vom Felsen herabhangen, aus dicht verwachsenem grünem Gebüsch halb heimlich hervorschauen und die einsame Waldwiese am rauschenden Gebirgsbach hinab mit ihren bunten, zarten Köpfchen schmücken; Bienen summen über die Haide und verbergen sich in den tiefen blauen Kelchen der Waldglockenblumen; auf den Zweigen singt das Rothkehlchen sein einfaches Lied, und aus dem Dickicht schallt der fröhliche Gesang der Drossel und der tiefe Schlag der Amsel. Das neue Blüthenalter aber ist ein urbar gemachtes Grundstück, mit harter Arbeit der Wildniß abgewonnen und zum zierlichen, glänzenden Garten umgestaltet; über das kunstreiche Gatter nicken fremde, seltene Sträucher mit köstlichen Blumendolden; eine reiche Fülle der edelsten Zierblumen ist in Gruppen und Beeten auf das Gefälligste zusammengestellt; aus den halb geöffneten Glaswänden des Gewächshauses dringt der aromatische Duft einer südlichen Pflanzenzone und seltsame Cactus strecken ihre stachlichten Arme hervor, aus denen glühende Blumenflammen hervorschlagen; Goldfische spielen in Marmorbecken, aus einem Gebüsch von Gewürzstrauch und Cytisus winkt eine goldvergitterte Volière mit den glänzend-gefiederten Bewohnern der amerikanischen Wälder."

Erste Gruppe.

Klopstock und Lessing, nebst ihren Nachfolgern.

§ 59. Klopstock.

(Seine Personalien.)

1) Fr. Gottlieb Klopstock wurde 1724 in Quedlinburg geboren. Seine Knabenjahre verlebte er an den lieblichen Saale-

ufern, wo sein Vater ein Amt (d. i. ein großes Gut) gepachtet hatte. Die freie Natur war ihm die liebste Schule, Gymnastik lieber als Grammatik. Später kam er als Zögling in die „Schulpforte", einer damals berühmten Lehranstalt (bei Naumburg). Mit Eifer griff er jetzt nach den alten Klassikern, versuchte sich auch schon in Oden, Schäfergedichten, versäumte aber nebenbei keineswegs seine Liebhabereien: Reiten, Schwimmen und Eislauf. — Zu Leipzig studirte er Theologie; doch nahm er später kein geistliches Amt an, sondern wurde Hauslehrer (1748). Von 1750 an lebte er als Dichter da oder dort, wohin ihn eben reiche Gönner riefen. Sein glänzendster Glücksstern ging ihm im Norden auf. Der König von Dänemark berief ihn nämlich an seinen Hof. Vom Jahre 1751 bis 1771 weilte Klopstock daselbst, mit Ehren überschüttet. — Sein Greisenalter verlebte er in Hamburg, das stolz auf ihn war und ihm eine Leichenfeier veranstaltete, wie kein zweiter Dichter sie bekam. 1803 senkte man ihn neben seiner „Meta" in die Erde, deren von ihm gesetzte Grabschrift nun auch ihm galt: „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen" (aus dem elften Gesang des „Messias").

2) Klopstock war klein von Person, aber stark und gesund bis in das hohe Alter. Seinem leiblichen Wesen nach war er ein ächter Naturmensch; denn von frühester Jugend an bis in das Greisenalter hinauf tummelte er seinen Körper so viel wie immer thunlich in freier Natur, übte und härtete ihn ab auf jegliche Art (Springen, Klettern, Eislauf). — Diesem äußerlich so abgehärteten Menschen schlug jedoch ein überaus gefühlvolles Herz in der Brust, zum Schwärmen wie geschaffen. Wo es sich um Freundschaft, Freiheit, Liebe ꝛc. handelte, wurde er schnell zur höchsten Begeisterung fortgerissen, bisweilen so sehr, daß der Kopf mit dem Herzen davonging. So kam es z. B., daß er die französische Revolution also besang: „Glückliche Zeit und ich glücklich, der sie noch sah." Erst das von der Guillotine strömende Blut öffnete ihm die Augen.

3) Wie sein Vater war Klopstock ein biederer, christusgläubiger, lebensfroher Mann. Ferner war er mit Herz und Mund deutsch, ein abgesagter Feind der Nachäfferei des Auslandes. Daß sein Herz auch für die Freiheit hoch schlug, wurde vorhin schon angedeutet. Von seinem angenehmen Wesen im Umgang berichtet Sturz: „Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließt über von treffendem Scherz, spottet nie bitter, erträgt auch Widerspruch gern."

Der Patriotismus war es eigentlich, der Klopstock antrieb, ein Nationalepos zu dichten. Er hoffte dadurch der deutschen Poesie und so auch dem deutschen Volke die Hochachtung des Auslandes verschaffen zu können. Anfangs

wollte er Heinrich den Vogler in einem Epos verherrlichen; aber eine Vision, die er gehabt haben will, lenkte sein Auge auf einen viel erhabeneren und preiswürdigeren König, den Erlöser, hin.

§ 60. Klopstock als Dichter.

1) Klopstocks Hauptwerk ist das große Epos „Messias", gewöhnlich die „Messiade" genannt. Schon in der Schulpforte faßte er den Plan dazu. Durch die ihn begeisternde Lektüre von Miltons „Verlorenes Paradies" wurde der Gedanke in ihm reif, „das Heiligste in der schönsten Sprache darzustellen". In Leipzig ging er an die Ausführung, indem er sich zurief:

„Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getödtet und verherrlichet, wieder erhöht hat! —

Und so gleicht also der „Messias" mit seinen zwanzig Gesängen einem erhabenen Dome, den Klopstock mit zwanzig Wandgemälden schmückte. Zur Vollendung des Ganzen ließ er sich jedoch Zeit, denn er arbeitete 25 Jahre daran; ihm fehlte der eiserne Fleiß Schillers. Die ersten drei Gesänge erschienen 1748 im Drucke und zwar in der Wochenzeitschrift jenes Leipziger Dichterbundes („Bremer Beiträger", vgl. § 54), dessen Mitglied Klopstock als Student war. Sie machten großes Aufsehen ringsum im deutschen Lande und über seine Grenzen hinaus, und erregten große Bewunderung. Viele ehrten den Dichter wie einen Propheten des alten Bundes.

Nur Professor Gottsched, der lange Zeit das große Wort in Sachen der Dichtkunst geführt, aber damals schon nicht mehr viel galt, verhöhnte die Dichtung und den Dichter, ebenso sein kleiner Anhang. Die Masse der Gebildeten aber, besonders die jüngere Generation jauchzte Klopstock zu und reichte ihm den Lorbeer. Mit Recht, denn diese ersten Gesänge der Messiade waren in der That die ersten Sonnenstrahlen eines neuen Frühlings unserer Poesie.

2) Die Messiade sollte nach des Dichters Plan ein Nationalepos werden, aber sie wurde es nicht. Zum Epos hat sie zu wenig Handlung und zu viel Gerede. Alle Personen beweisen ihre Gegenwart mehr im Reden als im Handeln. „Der Dichter ruft fast immer nur den Geist unter die Waffen, ohne die Sinne mit einer Anschauung zu erquicken" (Schiller). Die Messiade ist daher mehr ein episch-lyrisches Gedicht. — Noch weniger wurde das Gedicht national: denn, wenn auch die ersten Gesänge überaus viel gelesen wurden, so kühlte sich doch die Theilnahme mit jedem folgenden Gesang immer mehr; die Leserzahl schmolz so zusammen, daß sich Lessing äußerte: „die Messiade wird von Jeder-

mann bewundert, aber nicht gelesen". — Gerügt wird auch, daß der Dichter willkürlich von den Evangelien abweicht, daß er „Christus und die Apostel zu weichlich und sentimental auffaßt" (Herder), daß sogar die Teufel (Abbadonna) rührend werden und als der Reue und Begnadigung (vgl. XIX. Gesang) fähig erscheinen. Die ersten zehn Gesänge sind weitaus die besten, aber auch in den übrigen finden sich einzelne herrliche Episoden, wie z. B. der Tod der Maria Magdalena im XII., die Erscheinung des Auferstandenen im XIV. Gesang.

Nichts begreift sich leichter, als dieß, daß die Messiade nicht national wurde. Schon weil darin der Dichter den Leser fort und fort mit den Ergüssen seiner überschwänglichen Lyrik ermüdet, ihn fast nie auf der Erde läßt, sondern bald in den Himmel, bald in die Unterwelt entrückt, ihn mit nur sehr wenig Zwischenpausen seitenlange, im hohen Tone gehaltene Reden von göttlichen Personen, oder von Engeln, abgeschiedenen Geistern und Dämonen ꝛc. anzuhören zumuthet, und nur höchst selten, den epischen Faden fortspinnend, die Scene einer Handlung, wobei der angestrengte Geist etwas ausruhen könnte, vorführt: schon darum mußte das lesende Publikum von ihm abfallen. Dazu kommen noch einige andere Umstände: das Versmaß, der altgriechische Hexameter, so gut seine Einführung für die fernere Entwickelung der deutschen Prosodie ꝛc. war, behagt dem deutschen Volke, dem großen Theil der Leser, eben doch nicht; ferner fehlt in der Messiade der Reim, und der ist doch seit uralter Zeit im deutschen Volke heimisch, ist deutsch-national geworden; endlich war auch Klopstocks Sprache zu neu und schwierig, wie sie auch heute noch der Schwierigkeiten genug hat, obgleich die nachfolgende Poesie vieles von ihm neu Aufgebrachte annahm.

3) Viel besser als das Hauptwerk sind Klopstocks Oden, Hymnen, Psalmen und Elegieen. Besonders sind seine Oden wahrhaftig klassisch, etwa die spätern ausgenommen. Sie sind der reinste Spiegel seines ganzen Wesens. Am begeistertsten stimmte er seine Harfe zu des Höchsten Preis, wie z. B. in der „Frühlingsfeier", in „die Welten", in dem „dem Erlöser" gesungenen Hymnus („der Seraph stammelt's"). Aber auch das Vaterland, die Freundschaft (am schönsten in dem später „Wingolf" betitelten Freundschaftsgesang), die Liebe, die Freiheit, die Natur (so in der Ode „der Zürichersee", beginnend: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht"), den Wein (so in der Ode an den Rheinwein, beginnend: „O du der Traube Sohn"), und selbst der Eislauf wurden von dem Odendichter verherrlicht.

4) Klopstock versuchte sich auch im Kirchenliede; aber der Versuch mißlang, insofern nämlich, als er eben nur geistliche Lieder, keineswegs aber Kirchenlieder hervorbrachte. Das Kirchenlied muß doch einigermaßen volksthümlich, leicht verständlich sein, allein dazu war eben Klopstocks Genius nicht angelegt. Nur das eine volksthümliche Element gab er diesen Liedern, den Reim, dem er sonst so consequent und schon von Ferne auswich.

Außerdem sind aber diese Lieder viel zu subjektiv gehalten; es sind eben seine, des Dichters religiöse Empfindungen, seine, nicht der Gemeinde Lieder. Die schönsten aus ihnen werden wir deßhalb nicht als Kirchenlieder, sondern nur als geistliche Lieder im Andenken bewahren, besonders das Unsterblichkeitslied: „Selig sind des Himmels Erben", und das bei des Dichters Begräbniß gesungene Auferstehungslied: „Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh'".

5) Von Klopstocks dramatischen Dichtungen nur wenige Worte, weil sie durchaus mißrathen sind. Sein religiöser Sinn trieb ihn an zur Dichtung der drei biblischen Schauspiele: „der Tod Adams", „Salomo" und „David". Sein Patriotismus führte ihn zur Dichtung der sogenannten Bardiete (dramatisch-kriegerische Gesänge, deren Inhalt aus der ältesten deutschen Geschichte, aus der Zeit der vermeintlichen deutschen Barden genommen ist). Deren Ueberschriften („Hermanns Schlacht", „Hermann und die Fürsten", „Hermanns Tod") lauten recht erhebend, kerndeutsch; allein der Inhalt ist viel zu unhistorisch, und die Helden sind viel zu sehr Gefühlsmenschen, so wie der Dichter selbst, ja schmachtend.

6) Kaum hat ein anderer Dichter einen so mächtigen, vorwiegend heilsamen Einfluß auf die deutsche Poesie ausgeübt, wie Klopstock. Was Haller, Drollinger nur anregten, das hat er mit Genie und Glück durchgeführt; er hat nämlich unsere Poesie endlich aus der Enge des spießbürgerlichen Lebens, aus der Sphäre der Hochzeits- und Leichencarmina vollends erlöst. Die Dichter vor ihm konnten das deutsche Herz gar nicht oder nur sehr schwach befriedigen, am allerwenigsten das zarte Frauenherz. Klopstock kam, griff in die Harfe und sofort erscholl das rechte Lied für das deutsche, längst ernüchterte, leer gelassene Herz; es erscholl insbesondere auch das zarte, süße und doch reine Lied für das Frauenherz. Ja, er sang „wieder von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, er sang von allem Hohen, was Menschenherz erhebt". Mitten in einer christusentfremdeten Zeit trat er, das Kreuz auf der Stirne, hervor und besang Den, welcher allein das Herz befriedigen, beseligen kann. Er legte sich Seraphs Flügel an, erhob sich zum kühnsten Fluge und sang das hohe Lied der Erlösung. Aehnlich begeistert besang er die Freundschaft, das Vaterland, die reine in Gott verklärte, an die Minne erinnernde Liebe, die Natur 2c. Und bei All' dem war er ein so ächt deutscher Sänger: jede Ader an ihm war deutsch; sein Denken und sein Fühlen, sein Lieben und sein Zürnen, sein Leben und Streben war deutsch.

7) Aber auch in formeller Hinsicht hat er großen und

nachhaltigen Einfluß geübt. Vor ihm herrschte eine so langweilige Einförmigkeit und Regelmäßigkeit in dem Ausdruck, daß alle Schriften einander gleich sahen, daß zwischen der Sprache der Poesie und Prosa kaum ein Unterschied bemerkt wurde: Klopstock nun hat in der Kraft seines Genius eine neue poetische Sprache begründet; er hat ihr Kraft, Feuer, Schwung, Leidenschaftlichkeit, Würde eingegossen; er hat dieß erreicht durch die Wiederaufnahme veralteter Ausdrücke, die Bildung neuer Wörter und neuer Zusammensetzungen, die Anwendung zahlreicher Partikeln, ungewöhnliche Wortstellungen und die größte Kürze. Ferner hat Klopstock das „Hackbrett des Alexandriners" endlich zerschlagen, hat den Daktylus (auch den Anapäst) und Spondeus, und somit den Hexameter feierlich in die deutsche Poesie eingeführt, viele alte lyrische Formen gedichtet; er hat also das Werk Opitzens fortgesetzt und ergänzt, er hat den Fehler Opitzens gut gemacht.

8) Doch dürfen wir nicht blind sein gegen die Mängel der Klopstock'schen Poesie: Einmal was den Inhalt betrifft, so macht sich eben darin bis zum Ueberdruß das Weiche, Weinerliche seiner Gemüthsstimmung geltend, weßhalb sich uns der im Leben so heitere Mann hier so gern mit „weinenden Augen" vorstellt (vgl. die Ode an Ebert). Freilich war dieß eine Krankheit der Zeit und hat ihm die Herzen der Zeitgenossen nur noch mehr gewonnen; allein von der Gegenwart aus gesehen, muß man es bedauern, daß Klopstock, der erstmals in deutscher Poesie der Sentimentalität huldigte, die Kranken nur noch kränker machte. In der That wirkte er in dieser Beziehung gleichsam als deutscher Ossian[1]. Die sentimentale Poesie, Thränenseligkeit und Melancholie im Busen bergend, kam immer mehr in Flor, und gar als der englische Gefühlsdichter (nämlich durch Uebersetzung) auch nach Deutschland kam und so dem deutschen Bruder zu vereintem Wirken die Hand reichte! Und dann, was die Form betrifft, so verfiel Klopstock gar oft in den Fehler des gesuchten Ausdrucks, der geschraubten Darstellung, der Dunkelheit, ja Unverständlichkeit, sowie auch Das sein Verdienst schmälert, daß er den Reim aus unserer Poesie vertreiben wollte.

---

[1] Ossian war nach alten Sagen ein Barde des dritten Jahrhunderts, Sohn des Königs Fingal, blind wie Homer. Im Jahre 1765 nun edirte der schottische Gelehrte Macpherson eine angebliche Sammlung wiedergefundener Lieder dieses keltischen Barden in einer Uebersetzung, welche ungeheures Aufsehen in England und dann in ganz Europa erregte. Man las wieder und wieder mit Entzücken diese sanfte, melancholische, träumerische Poesie, und übersah, daß ein altkeltischer Volkssänger doch viel schlichter und einfacher gesungen haben müsse. Endlich ward offenbar, daß Macpherson selbst dieser Ossian sei.

1. Bruchstück aus dem 7. Gesang des Messias.

Unterdeß war der ewige Sohn bei Pilatus im Richthaus,
Und Pilatus befragt ihn: Du bist der König Judäa's?
Jesus schaut mit gelinderem Ernst dem Römer in's Antlitz:
Wär' ich ein König der Erde, wie ihr besiegtet, so hätt' ich
Völker, die stritten für mich; ich bin kein König der Erde.
Aber so bist du denn doch ein König? Ich bin es! Ich ließ mich
Zu der Erd' herunter, ich ward geboren, die Menschen
Wahrheit zu lehren. Wer sich der Heiligen weihte, versteht mich!
Hier bricht Pontius ab und sagt mit der Miene des Weltmanns,
Der kurzsichtig, doch lächelnd, des Ernstes Sache verurtheilt:
Was ist Wahrheit? Er hatt' es gesagt und begleitet' ihn wieder
In die Versammlung zurück. Ich finde, sagt' er den Priestern,
Keine Schuld des Todes an ihm. Ihr nanntet vorher mir
Galiläa. Dort lehnt' er sich auf. Drum sehet, ich send' ihn
Zu Herodes. Es ist sein Gebiet. Er bestraf' ihn! Und sollte
Wie mir es scheint, die Frage vielmehr von eurem Gesetze,
Als von Empörungen sein, so ist es wieder Herodes,
Der sie besser entscheidet, als ich. So gebot Pilatus.
Unterdeß kam die Mutter des Liebsten unter den Söhnen,
Nach durchwachter einsamer Nacht, mit dem Schauer der Dämm'rung
Nach Jerusalem, fand ihn im Tempel nicht, wo sie ihn suchte,
Fand den göttlichen Sohn nicht. Versenkt in ängstliches Staunen,
Höret sie von den Palästen der Römer herüber ein dumpfes
Tiefaufsteigend Getöse. Sie ging dem Getös entgegen,
Ohne daran zu denken, woher es entstünde. Nun geht sie
Unter dem Volke, das rings durch Jerusalem gegen den Richtstuhl
Drang. Beklommen, allein noch ruhig wegen des Aufruhrs
Ursach, naht sie dem Richtstuhl sich. Hier sieht sie Lebbäus.
Doch kaum sah Lebbäus die Mutter, da floh er. Ach, flieht er?
Warum wendet er sich? So dachte Maria. Die Vorsicht
Zückt' auf sie mit diesem Gedanken das Schwert, das bestimmt war,
Ihr durch die Seele zu geh'n. Maria erhub sich und sahe
Jesus. Ihr Engel, als er die Todesbläſſe, mit der sie
Bleich ward, als er die starrenden Augen der Mutter erblickte,
Wandt' er sein Antlitz. Doch sie, da ihrem Auge das Dunkel,
Ihrem Ohr die Betäubung entsank, ging vorwärts und bebte
Näher zum Richtstuhl hin und sah noch einmal den Sohn steh'n,
Sah die mächtigen Kläger um ihn und den richtenden Römer,
Hörte die Stimme des Volks, die rings mit Wuth von dem Tode
Wiederhallte. Was sollte sie thun? Zu welcher Erbarmung
Sollte sie fleh'n? Sie schaute sich um, da war kein Erbarmer!
Schaute gen Himmel empor, auch er verstummte der Mutter!
Jetzo betet ihr blutendes Herz: O, der ihn durch Engel
Mir verkündigen ließ, mir ihn in Bethlehems Thal gab,
Daß ich mit Mutterfreuden mich freute, mit denen der Mütter
Keine sich jemals freute, mit Freuden, die selber die Engel
In dem Liede von seiner Geburt nicht alle besangen,
Du, der Samuels Mutter erhörte, da sie am Altare
Stand und weint' und betet', erhör', Erbarmer, den Jammer
Meiner Seele, vernimm die Angst, die mehr mich erschüttert,
Als der Gebärerin Angst! Das mütterlichste der Herzen

Gabest du mir und den Besten der Söhne, den Besten vor allen
Erdegebornen. Laß ihn nicht sterben, ist anders mein Flehen
Deinem göttlichen Willen gemäß, o du, der die Himmel
Schuf und der Thräne gebot, zu dir um Erbarmung zu flehen!
Hier verstummt ihr Herz. Der Strom der kommenden Schaaren
Trieb sie seitwärts und nahm ihr des Sohns Anblick. Sie entriß sich
Jetzt dem Gedränge, sie stand, sie ging, sie suchte, fand nicht,
Nicht die Jünger. Zuletzt verhüllte sie sich und weinte
Sprachlos. Als sie darauf ihr Aug' aufhebt, da erblickt sie
Sich an dem Seitenpalaste des Römers. Vielleicht, daß hier Menschen
Wohnen, denkt sie, vielleicht, daß selbst in der Schwelger Palästen
Eine Mutter gebar, der es, Mutterliebe zu fühlen,
Nicht zu klein ist. O, wenn es wäre, was viele der Mütter
Von dir, Portia, sagen, daß du ein menschliches Herz hast;
O, ihr Engel, die ihr bei der Krippe seiner Geburt sangt,
Wenn Das wäre! Sie denkt's. Schon eilt sie die Marmorgeländer
Unverhüllter hinauf und geht in den schweigenden Sälen.
Aber nicht lang, so kommt aus einem fernen Gewölbe
In des Palastes Seite, die sich zu dem Richtstuhl hinzog,
Eine Römerin her und sieht Maria. Die junge
Bleiche Römerin blieb, so wie gelöst ihr das Haar floß
Und das leichte Gewand die bebenden Glieder herunter,
Voll Bewunderung steh'n. Denn die Mutter des Unerschaff'nen
Zeigte, wiewohl der Schmerz sie verhüllte, in ihren Geberden
Eine Hoheit, von Engeln, weil die auch dann sie verstanden,
Noch bewundert; verhüllt vom Schmerze, stieg sie am tiefsten
Zu den Menschen hinab, von ihnen bewundert zu werden:
Denn die kannten nicht, was an der Heitern die Himmlischen sahen.
Endlich redet die Römerin: Sag', o sage, wer bist du?
Wer du auch seist, noch nie hab' ich diese Hoheit gesehen,
Diesen göttlichen Schmerz! Da unterbrach sie Maria:
Wenn du wirklich das Mitleid, das du in deinem Gesicht hast,
Auch in dem Herzen empfindest, so komm', o Römerin, führe
Mich zu Portia! Mehr noch erstaunt, antwortet mit leiser,
Sanfter Stimme die Römerin: Ich bin Portia. — Du bist
Portia selbst? Ein geheimes, ein linderndes, stilles Verlangen
Wünschte mir Portia so, da ich dich sahe. Du bist es
Also selber, o Römerin? Zwar du kennest die Schmerzen
Einer Mutter nicht ganz, die zu einem Volke gehöret,
Welches ihr haßt; doch Israelitinnen selber erzählen,
Daß dein Herz voll Menschlichkeit sei. Der Mann, den Pilatus
Richtet, er hat kein Uebel gethan, den Tyrannen verklagen!
Ich bin seine Mutter! Maria hat es gesprochen.
Portia blieb vor ihr steh'n und sah mit sanftem Erstaunen,
Mit Entzückung sie an. Denn über den Kummer des Mitleids
Siegte der höh're Gedanken. Sie konnte jetzt nur bewundern.
Endlich rief sie: Er ist dein Sohn? Glückselige, du bist
Dieses Göttlichen Mutter? du bist Maria? Dann wendet
Sie sich von ihr und richtet gen Himmel ihr staunendes Auge.
Sie ist seine Mutter, ihr Götter! Euch mein' ich, ihr höh're,
Bessere Götter, die mir in dem Traume voll Ernst sich entdeckten.
Jupiter heißt ihr nicht, ihr heißet nicht Phöbus Apollo.
Aber, wie euer Namen auch heißt, ihr seid es, ihr sandtet
Mir die Mutter des Größten der Menschen, wenn er ein Mensch ist!

Und mich bittet sie? mich? Nein, bitte mich nicht! o führe
Mich vielmehr zu ihm hin, zu deinem erhabenen Sohne,
Daß er der Dunkelheit mich, den Zweifeln entreiße, von fern nur
Auf mich blicke und mir die Lehre der Gottheit entfalte!
Portia hatte zuletzt sich gewandt. Mit Augen voll Liebe
Suchte Maria der Römerin Aug' und redete wieder:

Wie ist deine Seele bewegt! Ja, Portia liebt mich!
Portia! o, ich war es auch, war der glücklichen Mütter
Glücklichste. So hat keine der Mütter geliebt, wie ich liebe!
Aber bei deinem Herzen voll Mitleids, o Römerin, rufe
Deine Götter nicht an! Hilf selbst, sie können nicht helfen!
Und auch du vermagst nicht zu helfen, wenn Gottes Rathschluß,
Daß er sterbe, beschloß! Allein es würde Pilatus,
Wenn des Unschuldigen Blut nicht seine Seele befleckte,
Freudiger stehen vor dem Gericht des Gottes der Götter.
Portia schaut' auf sie hin und fing an leise zu reden:
O, was sag' ich zuerst? was zuletzt? wie voll ist mein Herz mir!
Erst sei dieses dein Trost, ist es anders Trost dir: Ich will dir
Helfen, du Theure! Dann wisse, die Götter, welche du meintest,
Fleht' ich nicht an. Ein heiliger Traum, von dem ich jetzt aufsteh',
Lehrte mich bessere Götter, zu denen hab' ich gebetet.
Sieh', ein Traum, wie noch keiner um meine Seele geschwebt hat,
Ach, ein himmlischer, schreckender Traum! Ich würde dir helfen,
Wärst du auch nicht, Maria, gekommen. Der Traum, den ich sahe,
Hatte mir schon für dich mit mächtiger Stimme gesprochen.
Aber er endete fürchterlich, und ich verstand ihn zuletzt nicht.
Da erwacht' ich und fand mich in kalten Schweißen. Ich eilte
Gleich, den erhab'nen Verklagten zu sehen. Da hatten die Götter
Mir des Verlangten Mutter gesandt! Hier schwieg sie und winkte
Einer Sklavin, die ferne von ihr in der Tiefe des Gangs stand.
Denn sie gab den Befehl, da aus ihren Hallen sie eilte:
Eine Sklavin sollte sie nur in der Ferne begleiten.
Diese nahete jetzt und empfing die neuen Befehle:

Geh' zu Pilatus und sag' ihm: Er ist ein großer, gerechter,
Göttlicher Mann, den du richtest! verdamme du nicht den Gerechten!
Um des Göttlichen willen, Pilatus, hat ein Gesicht mich
Heut im Schlafe geschreckt! So stille denn, liebende Mutter,
Deine Schmerzen und komm', daß ich unter die Blumen dich führe
Dort in die Morgensonne, damit wir die Menge nicht hören,
Und ich dir sage, was mich die ernste Stunde gelehrt hat.

2. **Ode: Die Frühlingsfeier.**

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaff'nen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergeh'n.

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch.

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und uns're Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr, wie die Erden, die quollen,
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht
Ach, nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mai's, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von Neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist mein Harf' umwunden; ich singe dem Herrn.
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht und Wunder Alles.

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an,
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie!

Lüfte, die um mich weh'n und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde.
Wie beugt sich der Wald, wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, Das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm,
Ueber die herzerfreuende Traube.
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist Alles still.
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich,
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovah's Donner?
Hört ihr ihn, hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr, Herr, Gott,
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner.
Wie sie rauschen, wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft;

Aber nicht unsere Hütte.
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor uns'rer Hütte vorüberzugeh'n.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun ist — wie dürstete sie — die Erd' erquickt.
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

3. Auferstehen.

Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du
Mein Staub nach kurzer Ruh;
Unsterblich Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja!

Wieder aufzublüh'n, werd' ich gesä't,
Der Herr der Ernte geht,
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben.
Halleluja!

Tag des Danks, der Freudenthränen [Tag,
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich.

Wie den Träumenden wird's dann mir [sein.
Mit Jesu geh' ich ein
Zu seinen Freuden.
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.

Ach, in's Allerheiligste führt mich
Mein Mittler, dann leb' ich
Im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme:
Halleluja!

§ 61. Klopstocks minder gute Nachfolger.

(Idyllen- und Barden-Poesie.)

1) In die Gefühlsschwärmerei Klopstocks und Ossians verirrten sich mehrere Schweizer, besonders Salomon Geßner, Buchhändler und Maler in Zürich (1730—1787). Sein Hauptwerk ist der Tod Abels in fünf Gesängen. Außerdem schrieb er in Prosa viele Idyllen, in denen er die Natur, das Naturleben der ersten Menschen, der Landleute und Hirten malerisch zu schildern suchte. Seine Dichtungen sind stellenweise recht schön, entsprechen aber zu wenig der Wirklichkeit und sind oft widerlich sentimental (vgl. die Probe). Die Sentimentalität war aber (vgl. S. 282 und S. 245) damals Ton der gebildeten Welt; darum wurden Geßners Idyllen von ihr wahrhaft verschlungen,

besonders von den Damen. Selbst bis nach Frankreich wurde er berühmt. Seine Idyllen sind die ersten in das Französische übersetzten deutschen Gedichte.

2) Die feurige Vaterlandsliebe, die sich in den Bardieten Klopstocks aussprach, wirkte elektrisch auf die deutschen Gemüther. Alsbald standen in allen Gauen sogenannte Barden auf und erfüllten Deutschland mit dem sprüchwörtlich gewordenen „Bardengebrüll“. Am meisten strengte sich Kretschmann (Gerichtsaktuar in Zittau; 1738—1809) an, der als „Barde Ringulph“ die Hermannsschlacht und Hermanns Tod besang. Er war zu seiner Zeit am meisten beliebt. Poetisch begabter war jedoch Michael Denis* (1729—1800), Jesuit und Bibliothekar zu Wien. Als „Barde Sined“ verherrlichte er Maria Theresia und ihren Sohn Joseph.

Myrtill.

(Von Geßner.)

Bei stillem Abend kehrte Myrtill von dem mondbeglänzten Teiche zurück. Die Gegend, die sanft schlummernd im Silberschein lag, die seelenvollen Töne der Nachtigall hatten ihn dort lange voll Entzücken aufgehalten. Als er jetzt in die Laube trat, die, von der grünenden Rebe umkränzt, vor seiner einsamen Hütte stand, da fand er den alten Vater im Mondenschein sanft in Schlaf gesunken, das silberweiße Haupt mit der einen Hand gestützt. Behutsam trat er näher und stellte sich mit verschlungenen Armen vor seinen Vater. Lange stand er so, das Auge auf den Greis geheftet; nur hob sich zuweilen sein Blick, von Freudenthränen glänzend, durch das lichtgesäumte Laub der Rebe zum Himmel.

„O Du“, so sprach er, „den nächst den Göttern mein Herz am meisten ehrt, wie still und sanft schlummerst Du, wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß hast Du den zitternden Fuß aus der Hütte hervorgelenkt, um hier in stillem Gebet den Abend zu feiern, und betend schliefest Du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter erhören Dein Gebet; wie läge sonst unsere Hütte in dem Kreise fruchtgebogener Aeste so traut und so sicher da? Wie könnte sonst auf unserer Heerde und auf den Früchten unseres Feldes eine so reiche Segensfülle ruhen? Oft wenn Du bei meinem schwachen Bemühen für die Ruhe Deines matten Alters stille Freudenthränen weinest, wenn Du dann gen Himmel blickest, mir liebevoll Deinen Segen gibst, ach! was empfind' ich dann, Vater! Ach, dann schwillt mir die Brust, und häufige Thränen quillen vom Auge. Da Du heut an meinem Arme aus der Hütte gingest, um Dich an dem Strahl der Sonne zu laben, da Du die frohe Heerde um Dich her, und die Bäume voll Früchte sahest, und rings die lachende Flur: da sprachst Du: meine Haare sind in Freuden ergraut; seid immer gesegnet, Gefilde! Bald wird Euch mein dunkelnder Blick nicht mehr durchirren; bald werd' ich Euch mit einem seligern Gefilde vertauschen. Ach, Vater! bester Freund! Bald soll ich Dich verlieren? Schmerzlicher Gedanke! Ach dann — dann will ich mir einen Altar neben Deinem Grabe pflanzen, und so oft mir ein seliger Tag kommt, wo ich Nothleidenden helfen kann, dann will ich, Vater, Milch und Blumen auf Dein Grabmal streuen.“

Jetzt schwieg er, und sein thränenhelles Auge hing noch an dem Greise. „Wie er so lächelnd da liegt und schlummert!“ sprach er schluchzend. „Es

stieg wohl eben von seinen frommen Thaten ihm eine im Traum vor den Geist. Wie schön der silberne Strahl des Mondes sein kahles, ehrwürdiges Haupt und den glänzend weißen Bart umfließt! O daß die Kühle des Abends Dir nicht schade, und der feuchte Thau!" Und, um ihn leise zu wecken, küßt er ihm die Stirne, und führt ihn dann in die Hütte, um sanfter auf weichem Vließ zu schlummern.

§ 62. Klopstocks bessere Nachfolger.

(Der Hainbund und seine Freunde.)

1) Die Begeisterung für Klopstock vereinigte 1772 mehrere hochbegabte Studirende der Universität Göttingen zu dem sogen. Hainbunde. Sie wollten alles Undeutsche, Unwahre, Unedle aus der Poesie verdrängen und Patriotismus, Religion, Tugend, Freiheitsliebe derselben einimpfen (Göttinger Musenalmanach). Klopstock war ihr Ideal. Des lockern Wieland Bild und Schriften verbrannten sie. Ihr Streben war ein schöner Traum; ihn zu verwirklichen, reichte ihre Kraft nicht aus. Auch waren sie sich zu wenig klar über „Freiheit, Tugend" 2c. Der Bund dauerte kaum über die Studienjahre hinaus. Viele ereilte früher Tod und die Ueberlebenden liefen in ihren Schicksalen, wie in ihren Charakteren auseinander. Je älter sie wurden, desto verschiedener dachten sie über die angestrebte Freiheit, Wahrheit 2c. Von Klopstock hatte gleichsam Jeder ein anderes Stück seines Wesens geerbt. Später schlossen sich noch einige Dichter als Geistesverwandte, so zu sagen als Freunde des Bundes diesem Kreise an, wie z. B. Claudius, Bürger 2c.

2) Der Senior des Bundes war Joh. Heinrich Voß (geb. 1751 in Mecklenburg), der als Professor zu Heidelberg starb 1826. Er war gelehrter als Alle, aber auch der derbste unter ihnen. Klopstocks Vorliebe für klassisches Alterthum fand sich bei ihm doppelt und dreifach. Wie er aber für die heidnischen Klassiker schwärmte, so haßte er entschiedene Christgläubigkeit, besonders den Katholizismus. Seine Schriften und selbst seine Poesien, z. B. manche Oden und Lieder beweisen dieß. Die Strenggläubigen nannte er „Anschwärzer", und er selbst war der eifrigste, selbst gegen seinen innigen Jugendfreund Stolberg, da dieser convertirte. Diese gehässige Anfeindung des Letztern gereicht dem hochbejahrten Voß keineswegs zur Ehre. — Ein Hauptverdienst erwarb er sich als Uebersetzer der römischen und griechischen Dichter, besonders Homers. So erschloß er erstmals dem nicht gelehrten Lesepublikum die Schätze antiker Poesie. Als Dichter ist Voß nur bedeutend in der Idylle. Vom Wohllaut der Verse sticht der Inhalt gar manchmal ab, weil er zu alltäglich und selbst trivial ist. In diesem Tadel vereinigen sich die meisten

Kritiker. Seine beste Idylle ist unstreitig „der siebenzigste Geburtstag". Am meisten entzückte aber seine „Luise", ein nach Idyllen gegliedertes „ländliches Gedicht". Dessen Inhalt ist:

Eine Pastorsfamilie feiert den Geburtstag der Tochter Luise. Damit beginnt das Gedicht. Das ländliche, aber reiche Mahl wird in den schönsten Hexametern geschildert. Später folgt ihre Verlobung und schließlich ihre Vermählung.

Der siebenzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm, in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Juchtvoll schwellender Haare geziert war:
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster;
Der fast Allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon Manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill und silberfarbenem Hauptthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Trodbel.
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel geprediget, und, von dem Pfarrer
Auserseh'n für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn,
Durch die lateinische Schul' und die theuere Akademie durch:
Der war jetzt einhellig erwählteter Pfarrer in Merlitz,
Und seit Kurzem vermählt mit der wirthlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Tobak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemm'ten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie Beide, das Fest mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfah'n den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen und Töchterchen nännten und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels!
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich Alles nunmehr auflös' in behagliches Alter:
„Gutes gewollt, mit Vertrau'n und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste; solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weinetest: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgeht, der kommt an!"
Feuriger rief es der Greis und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr, und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten

Sanft den behaglichen Sinn und duftete süße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten und mit Bewirthung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter;
Hatte gefegt und geuhlt [1] und mit feinem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoy' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinken gescheuert die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims'; auch hingen ein Paar stettinische Krüge,
Blaugeblümt, an den Pflöcken, die Feuerkieke [2] von Messing,
Desem [3] und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte, unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein off'nes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing,
Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz,
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf den Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zwei Theetöpfe von Zinn und ird'ne Tassen und Aepfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis' und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störe das klingende Glas und der Kukuk.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht' und der hüpfenden Kräh' Fußtritte verweht' an der Scheuer.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken und flüsterte halb, was sie dachte:
„Lieber Gott, wie es stürmt, und der Schnee in den Gründen sich anhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungerig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Viehs sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und o! wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet,
Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urtheil!"
Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!

---

[1] Uhlen heißt in der dortigen Gegend mit der Uhle, dem borstigen Wandbesen, Staub und Spinnweben abfegen.
[2] Feuerkieke, ein Feuerstübchen für die Füße.
[3] Desem oder Besemer ist eine Art Wage.

Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.
Neben dem schlummernden Greis an der andern Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blecherne Dose und darin großklumpigen Zucker
Trug sie hervor aus dem Schrank, und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und roth, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus, vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube d'rauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür' halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastigen Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken;
Daß ich frisch, denn er schmeckt viel kräftiger, brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und buchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruh'n, und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthau'n."
Rasch der Ermahnenden folgte Marie, und sprach im Herausgeh'n:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das uns'rige, dammelt hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bot ich den Kälberchen heut' und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu' in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog und leckten die Hand, und ließen sich krauen."
Sprach's; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feu'rung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.
Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Glut in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen, und bräunten sich, während ein würzig
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken, und drehete munter den Kopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schooß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf;
Und zu Marie, die den Ofen verspundete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus;
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unsern Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abends beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
Hol' er vor dunkler Nacht, sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel.
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil und bedeut' ihn, dann im Vorbeigeh'n

Steig' auf den Taubenschlag, und sieh', ob der Schlitten nicht ankommt."
Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußiger Mauer das Beil und den maschigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg', und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brodes,
Sprang er behend auf den Ofen, und streckt' ausruhend die Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror! und sie sagt' in der Eile den Auftrag:
„Splitt're Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkler Nacht; sonst geht dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserm Sohn und dem Pastor!"
Thoms antwortete d'rauf, und stellte die Häckerlingslad' hin:
„Splitter, Marie, und Karpfen, verschaff' ich dir, früher denn Noth ist.
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzlich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus und bald ist der Hälter geöffnet!"
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz', und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete; siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zum festlichen Kaffee:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie, und sie lief mit klopfendem Herzen,
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel;
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und das Pferdegetrampel
Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross' in den Hofraum,
Blank geschirrt; und der Schlitten mit halb schon off'nem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben beschneit und dampfend die Renner.
Mütterchen rief: „Willkommen! daher: Willkommen, ihr Kinder!
Lebt ihr auch noch?" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?" Dann, für sich selber
Nur zu sorgen, ermahnt: „Laßt, Kinderchen!" rief sie, „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinhart und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft."
Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack,
Und liebkosete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid', in der Rechten den Sohn, in der Linken die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:
Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet",
Sprach's, und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck aufhängte die nordische Wintervermummung,

Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„Tochter und Sohn, willkommen: ans Herz, willkommen noch einmal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und preiset,
Stets einmüthigen Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! denn ich duze dich, weil du es forderst!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll Kaffee bereit sein!"
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war,
Denn du gebarst und erzogst mir den wackern Sohn Zacharias,
Dessen Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb, ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."
Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und schlank wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt,
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters;
Komm' denn und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag."
Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was besseres bring' ich im Koffer
Unserm Vater zur Lust und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!"
Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür', und ließ die Kinder hineingeh'n,
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

Probe bei Kellner: Mailied.

3) Fritz Leopold Graf zu Stolberg (1750—1819), hochgebildet, phantasiereich und ein vortrefflicher Charakter. „Er war derjenige, welcher vor Allen das christliche Element Klopstocks in sich aufnahm, von welchem die übrigen mehr und mehr abfielen" (Vil.). Aber auch als Patriot trat er am meisten in die Fußstapfen des Bundes-Ideals. Seine Studien über Religion führten ihn zum Katholicismus. Er trat zu ihm über, trotzdem er Freundschaft, Schriftstellerruhm und selbst häusliche Ruhe opfern mußte. Wie er schon früher, als er sich des Christenthums annahm, den feinen Spott Göthe's und Schiller's (in den Xenien) würdig ertrug, so ertrug er nun die groben Ausfälle des ehemaligen Freundes. — Seine Oden und Hymnen sind patriotisch, erhaben, fromm. Seine Lieder sind einfach, gemüthlich. Sein größtes prosaisches Werk ist die „Geschichte der Religion Jesu Christi".

1. Das befreite Deutschland.

Wenn der junge Tag in der wallenden Locken Gold,
Erröthend aus Wiege des Meers, zu dem Himmel schaut,
So erwachen mit ihm die Sänger des Hains;
Sie begrüßen der Erd' und des Himmels Kind mit Wonnegesang.

Nur der Höhle Sohn, der die Hürde bei Nacht belau'rt,
Entfernt sich mit schleichendem Tritt, und es fleugt der Kauz
Zu verdorrtem Geäst. Die Strahlen des Tags
Sind verhaßt dem Gezücht, das im finstern Grau'n sich Wohlsein erspäht.

Es erschalle laut, o ihr Sänger des Vaterlands,
Der glühende deutsche Gesang aus der vollen Brust!
Wir sind frei! wir sind frei! — O Freiheit, erkämpft
Mit dem Schwerte des Ruhms, wer sich dein nicht freut, von hinnen mit dem!

Wir sind frei durch's Schwert! Und durch uns ist Europa frei!
Es rühmte des schnellen Erfolgs sich der eitle Feind.
Was im Krieg er in zwanzig Sonnen errang,
Und erschlich, er verlor's nach erneutem Kampf im achtzehnten Mond!

Was in zwanzig Sonnen errang und erschlich der Feind? —
O nein! er beschlich uns vorlängst in der Sitten Gift,
In der gleißenden Sprache Schaum; in dem Tand,
Der für Wesen ihm gilt, und auch uns so galt in schnödestem Wahn.

Wir verließen Gott, da verbarg er sich uns; doch blieb
Sein Zeuge, das Leiden, bei uns, und erweckte uns
Aus dem Schlafe der Schmach, aus dem Todesschlaf!
Und es kehrte zurück die verschämte Demuth, Glaube mit ihr;

Und die holde Hoffnung, geführt an der Liebe Hand,
Und Muth, wie nur Gott ihn verleiht, durch Vertrau'n in Ihn.
Da erhuben sich schnell so Fürsten als Volk
In der Stärke des Herrn, es ergriffen den Feind die Schrecken des Herrn!

Du bist frei, o Land der bewährten und festen Treu!
Verdien' es zu sein, von Europa das Herz! Beharr'
In vereintem Gemüth zu hegen die Glut,
Die, an himmlischem Strahl sich entzündend, leuchtet, wärmt und belebt.

2. Lied eines deutschen Knaben.

Mein Arm wird stark und groß mein Muth!
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut,
Ich bin der Väter werth!

Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand!
Ich stürb', o Vater, stolz wie du
Den Tod für's Vaterland!

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg!
Im Bette träumt' ich nur Gefahr,
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht,
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugedacht!

Da neulich unsrer Krieger Schaar
Auf dieser Straße zog,
Und wie ein Vogel der Husar
Das Haus vorüber flog:

Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;
Ich aber, Vater, härmte mich,
Und prüfte meinen Arm.

Mein Arm ist stark und groß mein Muth!
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut,
Ich bin der Väter werth.

4) Hölty (1748—1776), ein kranker, empfindsamer, schwermüthiger Jüngling, der schon als Candidat starb, war Gefühlspoet, wie Keiner im Bunde. Er dichtete Lieder, Oden, Elegieen. „Seine Gedichte sind einfach, zart, der treue Ausdruck einer reinen Jünglingsseele, durchdrungen von einem süßen Wehe, durchzittert von einer Thräne“ (Mzl.). Dazu kommt noch der besondere Wohllaut und die edle Einfachheit seiner Sprache. So wurde er der Liebling seiner Zeit. Sein bekanntestes Gedicht ist das Lied: Ueb' immer Treu u. s. w.

Elegie beim Grabe des Vaters.

Selig Alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen;
Und du gingst in Gottes Ruh'.

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Hand voll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wink, durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht.

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich;
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wenn der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wenn mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab:

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Grau'n die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift.

Daß mit dir ich durch den Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du;
Und mit dir auf einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schooße ruh'.

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streu'n.
Schlumm're, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein.

5) Die frohe Laune, die Klopstock im Umgang zeigte, finden wir in reichlicherem Maße bei Matthias Claudius (1740 bis 1815). Bei diesem floß sie aber auch in die Schriften, in die Poesie ein. Mit hellem Kopf, mit frommem Herzen machte sich der fröhliche „Wandsbecker Bote“ auf den Weg und gesellte sich dem irdischen Pilger (aus Hoch und Nieder) als ein guter Führer und angenehmer Reisegefährte bei. Er unterhält ihn mit allerlei Nützlichem, bald in Prosa, bald in Poesie, warnt ihn vor den Narrheiten und Eitelkeiten der Zeit, durch Satire oder Betrachtung, verkürzt ihm die Wanderung durch Spaß und Scherz, bald durch ein lustiges Lied, bald durch seine komischen Einfälle mitten in ernsten Betrachtungen. In Allem aber hat er das Reiseziel, das Jenseits, im Auge; darauf weist er immer und immer wieder hin und „weckt so, wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft, überall ein wunderbares Heimweh nach dem Ewigen“ (v. Eich.). Mit Recht gilt er noch jetzt als einer der besten Volksschriftsteller. Seine Werke sind gesammelt unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans[1] oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten.

1. Das Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn, noch aus Polen,
Noch wo man Franzmännsch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille,
Und doch voll Kraft und Muth!

[1] Auf deutsch: Asmus, sein Alles bei sich tragend.

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
  Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Creter, faule Bäuche,
  Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
  Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
  Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
  Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen
  Und etwas Lausegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
  Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
  Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben;
  Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
  Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn und laßt uns alle Wege
  Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
  Wir gäben ihm den Wein.

2. Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder, fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du, unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.

Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch.

3. Hinz und Kunz.

H. Was meinst du, Kunz, wie groß die Sonne sei?
K. Wie groß, Hinz? — als 'n Straußenei.
H. Du weißt es schön, bei meiner Treu!
Die Sonne als 'n Straußenei!
K. Was meinst denn du, wie groß sie sei?
H. So groß, hör', als 'n Fuder Heu.
K. Man dächt' kaum, daß es möglich sei;
Potz tausend, als 'n Fuder Heu!

4. Polycarpus.

Es war 'nmal ein Polycarpus, der war ein Christ und zugleich Bischof von Smyrna, und den verfolgten deswegen die Heiden und schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrannt würde, und der Richter that ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte. „Ich diene ihm nun sechs und achtzig Jahre," antwortete Polycarpus, „und er hat mir kein Uebels gethan. Wie sollt' ich denn meinen Herrn und Heiland lästern?" Indeß war er's gerne zufrieden, daß er verbrannt würde, und das geschah denn auch.

Was soll man daraus lernen? — Antwort: daß das eine gute Herrschaft sein muß, für die man nach 86jährigem Dienst noch gern durch's Feuer gehen will.

5. Ein sonderlicher Casus von harten Thalern und Waldhorn.

Musik! O ja Musik ist eine herrliche Sache; auch die heiligen Engel im Himmel sind Freunde davon, ich habe sie mehr als einmal auf Schildereien blasen sehen. Und die Musik ist lieblich zu hören und hat wirklich Gewalt auf's Herz. Ich habe wohl hundertmal wieder d'ran gedacht, wie sie mich 'mal erweicht hat, als Paul mir meine harten Thaler gestohlen hatte. Der Paul, Dieb der! Hatt' ihm so oft aus der Noth geholfen, und stahl mir doch meine harten Thaler; meine Mutter hatte sie mir noch auf ihrem Todtbette gegeben. Die Mütter haben's denn so an sich, daß sie harte Thaler haben, und meine hatte von jeher viel von mir gehalten; ich hab' ihr auch mein Tage nichts in Weg gelegt, und als sie merkte, daß sie schwach ward, rief sie mich an's Bett und gab mir neun Stück harte Thaler, zwei Tage eh' sie starb, nun Gott habe sie selig, sie war eine gute Frau; aber wieder auf die Musik zu kommen, so wollt' ich erzählen, wie sie mich 'mal erweicht hat, denn ich war recht ärgerlich über meine Thaler und über den untreuen, undankbaren Kerl. Wo ist Paul? In den Wald gegangen. Ich nach, blickte wild durch Busch und Baum, und wollt' ihn schlagen, wo ich ihn träfe, und das Blut kochte mir in den Adern, — da fingen in der Ferne des gnädigen Herrn seine Jäger an zu blasen. So hat's mir niemals noch gedäucht; ich hörte, stand still, und sah um mich. Ich war g'rad' an dem Schmerlenbach und Pferd' und Küh' und Schafe standen am Ufer und tranken alle aus dem Bach, und die Jäger bliesen. — Harte Thaler hin, harte Thaler her, will Paul nicht schlagen, und ich vergab ihm in meinem Herzen am Schmerlenbach, wo ich stand, und ging wieder nach Hause. Wenn aber das nicht von ungefähr

so gekommen wär' und die Musik es wirklich gethan hätte, da wäre sie ja Gottesgabe, und man sollte sie zu so 'was brauchen. Aus dem ewigen Quinqueliren wird so nicht viel.

Proben bei Kellner: Ein gülden A B C.

6) Ein Freund des Hainbundes war auch Gottfried August Bürger (1748—1794). Er besaß viel Talent, aber wenig sittliche Kraft. Leidenschaft, Kummer und Nahrungssorgen rieben ihn früh auf, so daß er lebhaft an Günther erinnert. Seine Gedichte sind vielfach ein Spiegel seines zerrütteten Lebens. „Er war ein geborner Volksdichter, ein ächter Sangesmund, von dem die Sprache so leicht und wohllautend floß, fast wie bei den Minnesängern" (v. Eich.). Dieß beweisen vor Allem seine Balladen. Er wurde überaus populär, trotzdem ihn Schiller angriff. Leider ist aber der Inhalt seiner meisten Gedichte gemein und frivol. Gut, auch dem Inhalte nach, sind: Das Lied vom braven Mann, das von der Treue, der Kaiser und der Abt, und seine berühmteste Dichtung „Lenore". Sie durchflog rasch ganz Deutschland. Der Stoff ist einer altdeutschen Sage entlehnt, der Inhalt ist folgender:

Der siebenjährige Krieg ist zu Ende. Lenore sucht unter den heimkehrenden Reitern vergebens ihren Bräutigam. Da trauert sie in sündhafter Weise um ihn. Sie hadert mit Gott und verzweifelt an seiner Erbarmung. Sie weist Gebet und Sakrament zurück, das ihr die Mutter empfiehlt. Sie verwünscht sogar ihre Geburt und hält nur den Tod für Gewinn. Ja, sie will selbst keine Seligkeit ohne Wilhelm. Die Strafe für solchen Frevel folgt bald. In der Nacht darauf reitet der Todte am Hause an. Er ladet sie zur Hochzeit ein. Sie wähnt, den Lebenden zu sehen und zu hören und folgt. Er setzt sie hinter sich auf das Roß und führt sie in den Tod. Auf einem Kirchhofe löst sich Reiter und Roß in Nebel auf; sie sinkt zusammen, während Geister singen:

Geduld, Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!

1. Lenore.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?" —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;

Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, allüberall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung mit Jubelschall
Den Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut. —
Ach! aber für Lenoren
War der Willkomm verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen.
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, die da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?"
Und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen!"

„Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Gott, Gott erbarmt sich unser!"
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten? —
Nun ist's nicht mehr von nöthen."

„Hilf, Gott, hilf! wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern."
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wiedergeben!"

„Hör', Kind, wie? wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wenn Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen." —

„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen!
O weh! o weh mir Armen!"

„Hilf, Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht!
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk an Gott und Seligkeit;
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen."

„O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle? —
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit
Und ohne Wilhelm Hölle!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden." —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern,
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern.
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die gold'nen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trap, trap, trap,
Als wie von Rosses Hufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! — und horch! Der Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling:
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Hollah, hollah! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst du noch oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?"
„Ach, Wilhelm, du? So spät bei Nacht,
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?"

„Wir satteln nur um Mitternacht;
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen;
Komm, schürze, spring' und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir zur Hochzeit eilen." —

„Ach, sollte hundert Meilen noch
Das Roß uns heute tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen." —
„Sieh' hin, sieh' her! der Mond scheint hell!
Wir und die Todten reiten schnell,
Ich bringe dich zur Wette
Noch heut zur Hochzeitsstätte."

Lenore schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände,
Und hurre hurre, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch?... Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach nein! — Doch laß die Todten!" —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! Horch Todtensang!
„Laß uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug,
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib,
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm Küster, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff! und sprich den Segen,
Eh' wir zur Ruh' uns legen!" —

Still Klang und Sang. — Die Bahre schwand.
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's, hurre, hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach! laß sie ruhn, die Todten!" —

Sieh' da! sieh' da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondeslicht
Ein luftiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz uns den Hochzeitreigen,
Wann wir das Ziel erreichen!" —

Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop hop hop,
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben!

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"
„O weh! Laß ruh'n die Todten!" —

„Rapp'! Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft,
Bald wird der Sand verrinnen. —
Rapp'! Rapp'! Ich witt're Morgenluft —
Rapp'! tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Brautgemach, es thut sich auf!
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle!" —

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel:
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.

Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Rund um im Mondenscheine.

Hah sieh'! Hah sieh'! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder,
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft;
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
Rund um herum im Kreise
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel had're nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!"

2. Die Weiber von Weinsberg.

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen,
Soll haben, fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So werd' ich Eins aus Weinsberg frein.

Einsmal der Kaiser Konrad war
Dem guten Städtlein böse,
Und rückt' heran mit Kriegesschaar
Und Reisigengetöse.
Umlagert' es, mit Roß und Mann,
Und schoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerstand,
Trotz allen seinen Nöthen,
Da ließ er, hoch von Grimm entbrannt,
Den Herold 'nein trompeten:
Ihr Schurken, komm' ich 'nein, so wißt,
Soll hängen, was darinnen ist.

Drob, als er den Avis also
Hinein trompeten lassen,
Gabs lauter Zetermordio
Zu Haus' und auf den Gassen.
Das Brod war theuer in der Stadt:
Doch theurer noch war guter Rath.

„O weh, mir armen Korydon!
O weh mir! Die Pastores
Schrien: „Kyrie Eleison!
Wir gehn, wir gehn kapores!
O weh, wir armen Korydon!
Es juckt mir an der Kehle schon."

Doch wanns Matthä' am letzten ist,
Trotz Rathen, Thun und Beten,
So rettet oft noch Weiberlist
Aus Aengsten und aus Nöthen.
Denn es ist wahr, die Weiberlist
Geht über Alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen Lobesan,
Seit gestern erst getrauet,
Gibt einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet;
Den ihr, sofern ihr anders wollt,
Belachen und beklatschen sollt.

Zur Zeit der stillen Mitternacht
Die schönste Ambassade
Von Weibern sich in's Lager macht,
Und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt sanft, sie bettelt süß,
Erhält doch aber nichts, als dieß:

„Die Weiber sollen Abzug han,
Mit ihren besten Schätzen,
Was übrig bleibe, wollte man
Zerhauen und zerfetzen."
Mit der Kapitulation
Schleicht die Gesandtschaft trüb' davon.

Drauf, als der Morgen bricht hervor,
Gebt Achtung! Was geschiehet?
Es öffnet sich das nächste Thor,
Und jedes Weibchen ziehet,
Mit ihrem Männchen schwer im Sack,
So wahr ich lebe! Huckepack. —

Manch Hofschranz suchte zwar sofort
Das Kniffchen zu vereiteln:
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln.
Ha bravo!“ rief er, „bravo so!
Meint' unsre Frau es auch nur so!“

Er gab Pardon und ein Bankett,
Den Schönen zu Gefallen.
Da ward gegeigt, da ward trompet't,
Und durchgetanzt mit allen,
Wie mit der Bürgermeisterin,
So mit der Besenbinderin.

Ei! sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
Ist gar ein wackres Städtchen.
Hat, treu und fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen
Ich muß, kommt mir das Freien ein,
Fürwahr! muß Eins aus Weinsberg frein.

Proben bei Kellner: Das Blümchen Wunderhold; das Lied vom braven Mann.

7) Endlich ein dritter Freund der Hainbündler war Christ. August Tiedge (geb. 1752 bei Magdeburg; gest. 1841 in Dresden). Sein Hauptwerk ist das lyrisch-didaktische Gedicht (in sechs Gesängen) „Urania, über Gott, Unsterblichkeit und Freiheit“, eine recht verdienstliche, den Glauben an das Jenseits befestigende Dichtung.

§ 63. Lessing.

(Seine Personalien.)

1) Gotthold Ephraim Lessing wurde 1729 zu Camenz in der Oberlausitz, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Zu Meißen besuchte er die sogenannte Fürstenschule, deren Rector ihm einst das bekannte Zeugniß ausstellte: „Er ist wie ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß; die Lectiones, die Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Er sollte Geistlicher werden, studirte auch in Leipzig mit Interesse die theologischen Wissenschaften; zum geistlichen Berufe aber verlor er täglich mehr die Lust. Auch die Medizin schob er wieder bei Seite und widmete sich dann hauptsächlich der Literatur, Kunstgeschichte [1] und Philosophie. Nebenbei gab er sich

---

[1] Besonders zog ihn, und mit Recht, Winckelmann an, welcher den Schleier lüftete, der bis dahin das Wesen der antiken (griechischen) Kunst allen Kunstkennern verhüllt hatte. Winckelmann (geb. 1717 in der Altmark) brach sich durch die größten Hindernisse, wie z. B. große Armuth, Bahn. Nachdem er schon als Kunstkritiker Ruf erlangt, zum Katholicismus übergetreten, wurde er in Rom angestellt. Sein Hauptwerk ist: Geschichte der Kunst des Alterthums (1764). 1768 zog es ihn nach Deutschland; doch kehrte er alsbald um und fiel als Opfer eines Meuchelmordes in Triest 1768.

viel mit dem Neuber'schen Theater ab, übersetzte oder dichtete selbst Stücke für dasselbe. Weiterhin finden wir Lessing als ziemlich unsteten Erdenpilger bald da, bald dort. Im Jahre 1769 wurde er erstmals für dauernd angestellt, und zwar als herzoglich braunschweigischer Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel; bald darauf verehelichte er sich. Nach kaum drei Jahren starben ihm Gattin und Kind; sein Leben wurde herbstlich-melancholisch, und nach wieder drei Jahren folgte er den Seinen (1781).

Berlin (1748—1756 mit kurzer Unterbrechung), Breslau (wo er Gouvernementssecretär bei dem General Tauenzien war, von 1760—1765), Hamburg (wo er Theaterkritiker war, von 1767—1769) und Wolfenbüttel besaßen den Dichter am längsten.

2) Ueberaus groß und scharf war der Verstand Lessings, außerordentlich gut sein Gedächtniß, aber spärlich waren ihm Gefühl und Phantasie zugetheilt. Darum konnte er auch bei Weitem nicht so begeistert dichten, wie ein Klopstock. — Die Noblesse seines Charakters offenbarte er durch seine Offenheit, Entschiedenheit, felsenfeste Unbestechlichkeit. Weder Lob, noch Amt, noch Würde konnten sein Urtheil bestechen. „Deßhalb erhielt er auch das große Vertrauen der Nation" (Göthe).

3) Sein scharfer Verstand wurde aber auch sein Verführer, nämlich in religiöser Beziehung. Er führte ihn von Zweifel zu Zweifel, so daß ihm zuletzt Christenthum, Judenthum und Islam für gleich wahr oder vielmehr für gleich unwahr erschienen. Leider suchte Lessing auch möglichst viele Andere in diesen Zweifel zu stürzen, indem er das Schauspiel „Nathan der Weise" dichtete. Vgl. § 65, 4 ff.

Lessing hungerte zwar, wie er einst sagte, nach der Wahrheit; und schon 1771 „besorgte er, daß er zu Viel weggeworfen habe"; er machte auch fort und fort eingehende Studien über die religiösen Grundfragen: allein „der Dämon seines Scharfsinnes" (Hamann) ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. In jeder Frucht, die er vom Baume der Forschung pflückte, saß auch schon wieder der Wurm des Zweifels. Er steigerte sich sein Zweifeln fast bis zum Krankhaften, so daß er zuletzt bekannte, das Suchen der Wahrheit sei ihm lieber, als der Besitz derselben. Von seinem Verstand irre geleitet, starb er auch unbefriedigt an der Schwelle des Allerheiligsten. — Noch sei aber bemerkt, daß er den schlichten kindlichen Glauben des Volkes weit über das sogenannte Vernunftchristenthum stellte, welches sich damals so manche Theologen zurechtmachten, indem sie die Geheimnisse aus der christlichen Offenbarung herauswarfen, an die sie mit ihrer Vernunft nicht hinreichten, dabei sich aber doch als Christgläubige in die Brust warfen. Wäre Lessing nur einmal zum Glauben an den Gottmenschen durchgebrungen, dann hätte er (wie er selbst äußerte) in Betreff der übrigen Geheimnisse seinen Geist durchaus dem Glauben unterworfen.

§ 64. Lessing als Schriftsteller.

1) Am meisten machte sich Lessing um die Literatur verdient als Kunstrichter (Kritiker). Er hatte den feinsten und besten Geschmack in Sachen der Poesie, besonders der dramatischen. In den vom Berliner Buchhändler Nicolay herausgegebenen Literaturbriefen hielt er strenge Heerschau über die vielen Dichterlinge jener Zeit, die ohne gründliches Wissen und ohne Fleiß nur Franzosen copirten, fabrikmäßig arbeiteten und sich gegenseitig als Genie's priesen. Er kam sich da selbst wie ein Aufseher in einem Bildersaale vor und handelte demgemäß. Von dem einen Bilde wischte er den Staub, vom andern löste er falsche Verkleisterung der Fehler ab. Das Gleichgültige und Mittelmäßige schob er in die Winkel, das Schlechte warf er hinaus, die wenigen rechten Stücke stellte er in das beste Licht.

2) Sehr werthvoll für die Kunst überhaupt, wie für die Poesie insbesondere ist sein Werk: Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Er geht darin von dem berühmten Musterwerke des Alterthums, dem Laokoon, aus und spielt dann die Betrachtung aus dem Gebiet der Sculptur in das der Poesie über. Zwei Gesetze von höchster Bedeutung stellt er darin auf und beweiset sie, nämlich: 1) Das höchste Gesetz der Kunst ist die Schönheit; 2) der Dichter hat das in der Zeit Aufeinanderfolgende, insbesondere Handlungen, darzustellen. Lessing führt im ersten Satz das Nämliche aus, was Göthe mit den Worten sagt: „die wahre Darstellung hat keinen Zweck; sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihren Folgen und dadurch erleuchtet und belehrt sie“. In der That fand Lessing allenthalben Gehör. Man legte von nun an auf den Lehrzweck der Poesie nicht mehr den Nachdruck und sonderte die schönen Künste von den nützlichen streng ab. Was den zweiten Satz betrifft, so bestritt Lessing darin die Ansicht der Schweizer (Breitinger u. s. w.), „daß die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei“. Er lehrte, daß die Malerei ihre Gegenstände im Raume, die Poesie in der Zeit darstelle, daß Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der ersten, Handlungen dagegen die der andern seien. Hiernach verwarf also Lessing die malerische, beschreibende Weise der Poesie, wie sie z. B. Bodmer, Geßner anwandten.

3) Berühmt und werthvoll wie „Laokoon“ ist auch Lessings „Dramaturgie“. Dieß Werk war ursprünglich eine Theaterzeitung, die er in Hamburg herausgab, um über die dort aufgeführten

Dramen und deren theatralische Darstellung zu berichten. Darin entwickelt er in meisterhafter und höchst gründlicher Weise seine Ansicht über die Natur eines guten Drama's, insbesondere der Tragödie. Sophokles, Euripides und Shakespeare sind ihm die mustergültigen Tragiker. Dieses Werk wurde „ein Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie" (Gerv.).

4) Gegen Ende seines Lebens schrieb er meistens theologische Streitschriften. Die Veranlassung war, daß er aus dem schriftlichen Nachlaß des Prof. Reimarus eine antichristliche Broschüre herausgab, nämlich die „Fragmente des Wolfenbüttelschen Unbekannten". Darin waren wesentliche Lehren des Christenthums, z. B. die Auferstehung Christi angegriffen. Lessing war zwar nicht der Verfasser, und bemerkte auch in Noten, daß er nicht Allem beistimme; allein die Theologen, besonders Pastor Götze in Hamburg, erhoben sich und eiferten doch gegen den Herausgeber. Lessing antwortete in fliegenden Blättern, besonders in elf Nummern unter dem Titel „Antigötze". Er war aber durch Sprache, Gelehrsamkeit und Witz seinen Gegnern überlegen und hatte die Lacher auf seiner Seite. So wurden Viele mit ihm und durch ihn Zweifler.

5) Der Stil Lessings in allen prosaischen Schriften ist trotz der Kürze so klar, unterhaltend und anschaulich, daß er sich wie ein geistreiches, belebtes Gespräch liest. Man vernimmt darin Einrede und Widerlegung, Frage und Antwort. Selbst für die trockenste Sache weiß er den Leser zu fesseln. So ward Lessing der Schöpfer einer wahren Musterprosa. Kaum hat ihn seither ein Schriftsteller darin erreicht.

§ 65. Lessing als Dichter.

1) Wenn sich auch Lessing selbst den Dichtergenius abspricht, und wenngleich er in der That, wie er selbst gesteht, mühsam dichtete, dennoch stellt ihn die Neuzeit in die vorderste Reihe der deutschen Poeten. Und mit Recht: denn, war er auch kein allseitiges Dichtergenie, so hat er doch das ihm zugefallene Talent eines Dramatikers um so treuer verwerthet. Wohl versuchte er sich nämlich auch in den andern Dichtungsarten; aber weder seine Fabeln, noch Erzählungen sprechen an, und noch weniger seine Oden. Nur ein Paar frische Lieder jugendlicher Lebenslust (z. B. „Gestern Brüder, könnt ihr's glauben?") haben sich bis heute erhalten; und natürlich gelang dem, dessen kritische und gelehrte Feder stets ein scharfer Pfeil war, auch das Pfeilgedicht, das Epigramm. — Sein eigentlicher Dichterruhm beruht also doch einzig und allein auf seinen Dramen, und zwar nicht so-

wohl auf denen des jüngeren, unreifen Lessings, sondern auf den vier erst nach vielen Kunst- und Lebensstudien gedichteten, größeren Dramen: „Miß Sara Sampson" (ein bürgerliches Trauerspiel); „Minna von Barnhelm oder Soldatenglück" (ein Lustspiel oder vielmehr ein heiter gefärbtes Schauspiel); „Emilia Galotti" (ein Trauerspiel) und endlich „Nathan der Weise" (ein dramatisches Gedicht).

2) Vermißt man nun auch, um mit Schiller zu sprechen, in Lessings Dramen „die schöpferische Wärme des Gefühles, die wunderbare Zauberei der Phantasie" oder kurzweg das sogenannte musikalische Element, und verrathen sie auch nur allzu deutlich, wie vorherrschend der berechnende Verstand, das Studium dabei mitgearbeitet haben: so sind sie eben doch durch viele Vorzüge wahre Muster geworden und veranschaulichen treffend, was Lessing im „Laokoon" und besonders in der „Dramaturgie" über die Dichtkunst, zumal die dramatische, gelehrt hat.

Vor Allem glänzt darin die plastische Gabe unsers Dichters, die er im hohen Grade besaß. Seine poetischen Gestalten schwebten ihm nämlich nicht bloß in allgemeinen Umrissen und nicht nebelhaft vor den Augen des Geistes, sondern als individuelle Personen, bis in das Kleinste modellirt. Und diese Charaktere, besonders die weiblichen (in denen er Heiterkeit mit Anmuth, gefühlvolles Wesen mit Verstand und Energie paarte), waren ferner so recht nach dem Leben entworfen (nur die Personen des „Nathan" machen eine Ausnahme), jeder Gesichtszug an ihnen war Natur und Wahrheit. Deren Gestaltung, Zeichnung im Verlauf des Drama's durchzuführen, kostete ihn zwar Schweiß; allein er brachte es doch fertig, sie treu nach dem geistigen Modelle bis in das Kleinste und Feinste zu meißeln und so auf die Bühne zu stellen. — Andere Vorzüge betreffen die Anlage seiner Dramen, die dramatische Entwicklung, die Aufeinanderfolge der Scenen (kein Auftritt ist zu viel oder am falschen Platz), die Stetigkeit der Spannung (was vom vierten Akte an so schwierig ist) und des Fortschritts, und endlich den Dialog, den er so natürlich und lebhaft gestaltete, wie vorher kein Dramatiker. Um so mehr müssen wir die Bescheidenheit Lessings hochachten, oder vielmehr die Strenge auch gegen sich, in welcher er (in Nr. 101—104 seiner Dramaturgie) schreibt: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern."

3) Wir besprechen nur zwei seiner Dramen, und zwar zuerst seine vorzüglichste, in ihrer Art einzig schöne Dichtung: „Minna von Barnhelm oder Soldatenglück", ein Lustspiel in Prosa (1763). Mitten im militärischen Gewühl, nämlich als Sekretär, legte er der Muse sein schönstes Weihegeschenk zu Füßen, und machte so seiner Freunde Befürchtung, der Sekretär Lessing höre auf Dichter zu sein, gründlich zu Schanden. Denn gerade jene Stellung und die dort empfangenen Eindrücke und Erfahrungen regten ihn zu dieser Dichtung an. Die Fabel des Stücks lehnt

sich nämlich an den siebenjährigen Krieg an, setzt ihn und seine Folgen voraus. Nach dem Schluß desselben war aber das Schicksal der „Preußischen Freipartei" keineswegs ein glänzendes. Nur wenige Bataillone wurden in die Armee aufgenommen; die meisten, unter denen freilich viel Gesindel, wurden entlassen, ihre Offiziere abgedankt. Das Schicksal der Braven ging jedem Edelfühlenden zu Herzen, und nicht am wenigsten unserem Dichter. Also wählt er sich einen so mit Undank belohnten, obendrein noch verkannten, an seiner Ehre schwergekränkten Ehrenmann heraus, zeigt dramatisch an seinem Schicksal, wie das wahre Verdienst, Seelenadel und Edelmuth nach langer Verkennung doch endlich triumphiren müssen. In zweiter Linie wollte Lessing wohl auch dem ihm liebgewordenen Kriegerstande, namentlich dem preußischen Offiziercorps einen Ehrenkranz flechten, was ihm entschieden gelungen ist. Aber auch den deutschen Charakter überhaupt verherrlichte er in diesem Drama, und insbesondere läßt er den Diamant deutscher Ehrenhaftigkeit in Tellheim, den deutscher Treue in seinen zwei Untergebenen und natürlich in Minna in den herrlichsten Farben schimmern. Den leichten französischen Industrieritter scheint der Dichter hauptsächlich deßhalb hineingestellt zu haben, damit der deutsche Tellheim um so mehr im Lichte stehe. Sehr zart und patriotisch war es, daß Lessing Alles vermied, was die siegreiche oder besiegte Seite aufregen, bei ihr anstoßen konnte. Im Gegentheil, dieß Drama war gleichsam eine dramatische Friedensfeier und wirkte durchaus versöhnend. So kam es, daß es alsbald in Wien aufgeführt wurde, ehe in Berlin die Behörde es erlaubte. Rasch stieg es dann zum Ansehen eines deutschen Nationaldrama's empor; und zwar ist es das erste dieser Art. Sein Inhalt ist:

Tellheim, ein preußischer Major, streckt im siebenjährigen Kriege einer sächsischen Gegend aus Mitleid die Kriegssteuer vor. Ob solcher Herzensgüte entzückt, verlobt sich die reiche Erbin Minna mit ihm, und sie wechseln Ringe. Der Krieg ist aus. Tellheim wird zurückgesetzt und nur mit halbem Sold; selbst der Steuervorschuß wird ihm vorenthalten: denn man verkennt und verdächtigt ihn. Aus Edelmuth schreibt er nun nicht mehr der Verlobten, weil er in solcher Lage nicht auf ihre Hand Anspruch machen will. Er lebt nun mit seinem Bedienten Just in einem Wirthshaus zu Berlin höchst kümmerlich. Sein vormaliger Wachtmeister Werner hat ein kleines Gut und bringt ihm den Ertrag desselben; Tellheim nimmt ihn aber nicht an. Die Wittwe eines Offiziers, dem er Geld geliehen, will es ihm heimzahlen; aber er verleugnet die Schuld. Der Wirth gibt ihm keinen Credit mehr, und er muß — Minna's Ring ihm versetzen. Eben aber ist diese in demselben Gasthof abgestiegen, um den verschollenen Tellheim zu suchen. Sie bemüht sich, denselben zur Aenderung seines Sinnes zu bewegen; er aber bleibt als „abgedankter, an seiner Ehre gekränkter Offizier, als ein Krüppel und Bettler" beharrlich bei seinem Vorsatze. Die Ehre geht ihm über Alles; er will nicht von der Gnade einer reichen Frau leben. Nun nimmt Minna ihre Zuflucht zu einer List.

Sie gibt sich selbst als eine jetzt verarmte, vom Onkel enterbte Flüchtige aus. Diese List, sowie ein gerade eintreffendes königliches Schreiben, wornach Tellheim seine Ehre und sein Guthaben wieder erhält, führen die glückliche Lösung herbei.

4) Zuletzt, ungefähr zur Zeit seines Streites mit den Theologen verfaßte Lessing noch das dramatische Lehrgedicht „Nathan der Weise“. Wie er seinem Bruder schrieb, ging er an diese Dichtung, „um zu versuchen, auf seiner alten Kanzel wenigstens noch ungestört zu predigen“. Und was predigte er denn im Nathan von der Kanzel des Theaters aus? Manche meinen: die religiöse Toleranz, weiter Nichts; allein das ist ein gutmüthiger Irrthum. Lessing predigt nämlich darin ganz planmäßig die Gleichschätzung aller positiven Religionen, oder vielmehr die Geringschätzung aller, weil er sie alle als unwahr hinstellt[1].

Abgesehen davon, daß Lessing gar kein Hehl daraus macht[2], zieht sich dieser Grundgedanke wie ein rother Faden durch das ganze Stück hindurch, verräth sich durch viele offene oder versteckte, namentlich ironische und satirische Ausfälle (vgl. z. B. IV. Akt, 2. Scene), und liegt vollends offen und klar in der dem italienischen Novellendichter Boccaccio entlehnten Erzählung von den drei Ringen ausgesprochen. Lessing führt sie auf folgende Weise in das Drama ein: Sultan Saladin braucht Geld; der reiche Jude Nathan soll es ihm leihen. Darum läßt er diesen rufen und sucht ihn zuerst einzuschüchtern durch die Frage, welche Religion die beste sei, die der Juden, die der Türken, oder die der Christen. Nathan merkt alsbald, daß es auf Händel angelegt ist, und hilft sich durch Erzählung von den drei Ringen aus der Verlegenheit.

N. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring

---

[1] Der Träger dieser Anschauung ist zunächst Nathan; ihm legt Lessing seine eigene religiöse Ueberzeugung in den Mund, dieselbe, wie er sie in der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ niedergeschrieben hat: Nathan aber muß nun die anderen Personen, Saladin, den Tempelherrn, mit Ausnahme des Patriarchen, aufklären.

[2] So schreibt Lessing in einem hinterlassenen Fragmente: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen.“ Und in einem Briefe an seinen Bruder ist es ihm schon Erfolg genug, wenn er („Nathan“ nämlich) sich mit Interesse nur liest, und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernte.

Von seinen Söhnen dem Geliebtesten
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sei; und stets der Liebste,
Ohn' Anseh'n der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh' mich, Sultan.
S. Ich versteh' dich. Weiter!
N. So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem Jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gnte Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet insgeheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesond're;
Gibt jedem insbesond're seinen Segen, —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?
S. (der sich betroffen von ihm gewandt.)
Ich hör', ich höre! — Komm' mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?
N. Ich bin zu Ende.
Denn was nun folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)
fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

5) Die Fabel des Drama's ist durchweg Lessings Erfindung. Saladin ist freilich eine historische, zur Zeit der Kreuzzüge lebende Person: aber alle Handlung, die ihn berührt, ist reine Dichtung. Und selbst was den Charakter betrifft, ist der Lessing'sche Saladin

nicht der ächte, sondern nur ein Schattenbild von ihm; denn der historische Saladin war ein sehr strenggläubiger Muselmann, der sicher keine Rathgeber mit Lessing'scher Religion um sich geduldet hätte. Die anderen Personen sind nicht einmal historische. Die Fabel des Stückes ist aber der Hauptsache nach folgende:

Der Tempelherr, der gegen Saladin gefochten, bricht den Waffenstillstand, wird gefangen und nach Jerusalem verbracht. Saladin spricht über ihn das Todesurtheil und will der Vollstreckung selbst beiwohnen. Da findet der Sultan Aehnlichkeit zwischen dem Templer und seinem längst verlorenen Bruder, weßhalb er ihn begnadigt. Der Templer, in Jerusalem frei umhergehend, rettet eines Tages die von Nathan an Kindesstatt angenommene Recha aus einem brennenden Hause, verschmähet aber aus religiöser Abneigung den Dank der von ihrem Retter entzückten Jüdin. Durch einen Klosterbruder kommt endlich Nathan dahinter, daß der Tempelherr, Leu von Filneck, der Bruder Recha's sei, diese eigentlich Blanda von Filneck heiße, und daß beider Vater, Wolf von Filneck, eben der längst vermißte jüngere Bruder Saladins wäre, welcher vor Jahren einer deutschen Edeldame aus dem Geschlechte der Staufen nach Deutschland folgte und sich mit ihr dort verehelichte. Nathan eröffnet den betheiligten Personen dieses Geheimniß: die Scheidewand fällt, und alle werden in Liebe vereinigt.

6) Was nun den Kunstwerth des Stückes angeht, so hat es allerdings seine Schönheiten, seine Vorzüge. So ist die Akten- und Scenenordnung ausgezeichnet; so weiß es trotz seinem Lehrinhalt doch den Leser oder Zuschauer stets zu spannen und steten Fortschritt einzuhalten; so ist der Dialog sehr natürlich, so voll Leben, wie in keinem früheren deutschen Drama; und endlich ist es das erste in fünffüßigen Jamben gedichtete Drama. Aber auch an Mängeln, und zwar an großen, fehlt es ihm nicht. Ist es nämlich schon überhaupt bedenklich, wenn der Dichter als solcher auf das Predigen ausgeht, so noch vielmehr, wenn er eine religiös-polemische Predigt hält. Dieß that Lessing und erniedrigte so sein Drama zu einem polemischen Tendenzstück. Noch schlimmer wird die Sache dadurch, daß er darin auch gegen Personen polemisirt, daß er nämlich, wie schon Goethe bemerkt hat, im Nathan „seine Piquen" auf die Geistlichen hatte, wie er sie in der Emilia Galotti auf die Fürsten hatte. Darum finden sich im Nathan „nicht selten Stellen, von denen man sagen muß, des Dichters Muße sei Verbitterung gewesen" (Gruppe). — Dazu kommen noch andere tiefbegründete Ausstellungen. So fehlt es z. B. fast allen Charakteren an Naturtreue und Wahrheit. Der Saladin ist kein rechter Muselmann, der Nathan nichts weniger als ein Jude, auch der Derwisch und Sittah (Saladins Schwester) sind eben nur Gesinnungsgenossen Lessings in alt-orientalischem Kostüm. Auch fehlt es nicht an inneren Widersprüchen, besonders in der Ringgeschichte. Da fällt doch sogleich das Hinkende der Vergleichung zwischen Gott der ewigen Wahrheit und dem

Vater, der seine Söhne täuschte! Und wer, muß man sich ferner fragen, wer sollte denn der Goldschmied sein? Und wie erklärt es sich, daß selbst dem ächten Ring seine Kraft abhanden kommt?

7) Da sich aber im Nathan der Dichter, wie er selbst gesteht, auf die Kanzel gestellt, so dürfen wir ihn auch von der Kanzel aus kritisiren. Und da müssen wir vor Allem schmerzlichst beklagen: daß Lessing so bewußt, so leicht entschlossen darauf ausging, den christlichen Glauben in der deutschen Nation zu erschüttern, daß er in möglichst viele Herzen den Zweifel und den Kampf tragen wollte, den er selbst im Busen trug und von dem er doch wahrlich nicht gewiß war, ob er nicht einst mit seiner eigenen Bekehrung zu Christo endige. Ferner gereicht es ihm zum schweren Vorwurfe, daß er dem Christenthum, aus dem ja alle Humanität herauswuchs, nicht nur keinen Vorzug gibt, sondern sogar sehr parteiisch gegen dasselbe verfährt.

Juden und Muselmänner hebt er auf Kosten der christlichen Personen heraus, gibt insbesondere dem Juden Nathan und dem Muselmann Saladin die größten und edelsten Herzen, während der Patriarch, der eigentlich eine Copie des Pastor Götze sein soll, nicht bloß eine sehr dumme, sondern auch eine verbrecherische Rolle zu spielen hat, die Daja (die Zofe der Recha) als eine schwärmerische Intriguantin, und der Tempelherr als ein meineidiger, rachesüchtiger Mensch erscheint, und selbst die Demuth des Klosterbruders durch sein knechtisch dummes, roh pfiffiges Wesen wieder aufgewogen wird. Selbst Julian Schmidt, ein religiös sehr freisinniger Kritiker, tadelt Lessing, daß er nur Christen mit großen Schwächen in dem Stück auftreten lasse, als ob das Christenthum nur Leute solchen Schlages stellen könne, „während Saladin, Sittah, der Derwisch und die Mameluken den Anschein erregen, als gewähre der Islam die völligste Gemüthsfreiheit, was entschieden falsch ist, und während der einzige Jude auf einer Höhe der Bildung steht, wie sie das Judenthum nie auch nur als Ideal in's Auge gefaßt hat.“

Und schließlich werden wir noch drei Behauptungen, die in der Fabel von den Ringen eingeschlossen sind, als ganz unbewiesene, als wahrhaft fabelhafte verwerfen müssen. Denn, wo ist der Künstler, der es vermöchte, dem Ringe der göttlichen Religion zwei andere so ähnlich zu machen, daß sie nicht mehr zu unterscheiden? Und wo liefert uns Lessing den Beweis dafür, daß der Vater die falschen Ringe den Söhnen gab? Will er uns denn etwa zumuthen, auch in Muhamed einen Gottesgesandten zu erkennen? Endlich, wie mag Lessing behaupten, daß sich des ächten Ringes Kraft bis jetzt noch nicht erwiesen, wie kann man blind sein gegen die Fülle von Segen jeder Art, von wunderbarer ächter Humanität, die der Glaube an den Gekreuzigten erzeugt hat? — Und so haben wir denn also wahrlich Ursache genug, das letzte Drama Lessings für eine zwar sorgfältig gepflegte, äußerlich gerathene, schön in die Augen fallende, Appetit erweckende Frucht zu halten, deren Inneres aber ein Wurm un-

genießbar gemacht hat; wir können darum keine ungetheilte Freude am „Nathan" haben.

8) Dennoch bleibt unbestritten Lessings großes, doppelt großes Verdienst um die deutsche Poesie. Ohne ihn wäre der Fortschritt Klopstocks nicht so nachwirkend gewesen, es hätte vielleicht die Nachahmungssucht alsbald wieder die Oberhand gewonnen[1]; Lessing aber hat den Geschmack von Grund aus reformirt, er hat der in Klopstock wieder aufgegangenen Sonne deutsch-originaler Poesie Bahn durch Gewölk und Nebel gebrochen. Insbesondere aber hat er unsterbliche Verdienste um unser deutsches Drama; ja, „Lessing ist der wahre Begründer des deutschen Theaters" (Gruppe). Er hat das Bestreben des Herzogs Heinrich (vgl. S. 167), eine nationale Bühne zu schaffen, mit Energie aufgenommen und die Sache wesentlich gefördert; er hat uns eine Mustertragödie (Emilia Galotti) geschenkt, zudem das erste Stück, durch welches die Zuschauer erstmals das Wesen der Tragödie empfanden, indem sie nicht nur gerührt, sondern erschüttert wurden und sohin erstmals jene herzliche sorgenvolle Theilnahme für die handelnden Personen faßten, welche jede wahre Tragödie erregen muß. Ebenso beschenkte er uns mit einer Musterkomödie, welche zudem das erste deutsche Nationaldrama wurde; ferner hat er den ganzen Plunder der alten steifen Theaterstücke von den Brettern verdrängt, so daß längst kein einziges Stück aus der Zeit vor Lessing mehr gespielt wird; er hat Gestalten voll Leben und Natur auf die Bühne gebracht, hat sie statt im französischen Pathos deutsch-natürlich dort sprechen lehren; und endlich — Lessing erst hat Shakespeare[2] als den König

---

[1] Lessing selbst klagt in seiner Dramaturgie „über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!" „Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; Alles, was uns von jenseits des Rheines kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat. — Doch dieser Locus communis ist so abgedroschen und die nähere Anwendung desselben könnte leicht so bitter werden, daß ich lieber davon abbreche."

[2] William Shakespeare (geb. 1564 zu Stratford; zuerst Schauspieler, dann auch Theaterbesitzer und Dramatiker; gest. 1616) ist in demselben Sinne

des Drama's hoch auf den Leuchter gestellt, hat dessen Dramen als die hohe Schule aller Dramatiker mit lauter, anhaltender Stimme ausgerufen: so daß dann alle nachkommenden Dichterheroen, insbesondere Göthe und Schiller jene hohe Schule besuchten, sich wesentlich darin für das Drama bildeten.

Wir schließen mit dem geistreichen Urtheil eines neueren Aesthetikers: „Ein kühner Schwimmer, besonders wo es galt gegen den Strom zu schwimmen — ein Held selbst in den bescheidenen Verhältnissen, in denen er lebte — nicht ohne einen gewissen abenteuerlichen Drang, doch nur um seinem Leben einen höheren Wellenschlag zu geben, ein unermüdlicher Kämpfer für das Wahre und Rechte, und dabei so ganz fern von persönlichem Ehrgeiz, so gleichgültig gegen das Aeußere des literarischen Erfolgs — in dieser Art steht Lessing vor uns da. Oft erscheint er mir so wie jener Volker, der kriegerische Spielmann im Nibelungenlied, der so süß auf der Geige spielt und so scharf mit dem Schwerte drein haut, und bei dem das Lied Geigenstreich und Schwertstreich in mannigfaltigen Bildern zusammen stellt, ja oft das eine mit dem andern spielend verwechselt" (Bayer).

Fabeln.

1. Die Grille und die Nachtigall.

Ich versichere dich, sagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Gesange gar nicht an Bewundrern fehlt. — Nenne mir sie doch, sprach die Nachtigall. — Die arbeitsamen Schnitter, versetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst Du doch nicht läugnen wollen?

Das will ich nicht läugnen, sagte die Nachtigall, aber deßwegen darfst Du auf ihren Beifall nicht stolz sein. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müssen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde Dir also eher nichts auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauscht.

2. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse floh stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: Schande! von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!

Aber ich, versetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

3. Aesopus und der Esel.

Der Esel sprach zu dem Aesopus: Wenn Du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laß mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches sagen.

Dich etwas Sinnreiches! sagte Aesop; wie würde sich das schicken? Würde man nicht sprechen, Du seist der Sittenlehrer und ich der Esel?

---

der Universaldichter der modernen Welt, wie Homer es für die antike Welt war. Als Dramatiker steht er über allen andern der alten, wie der neuen Zeit. Er schrieb dreißig Dramen (Komödien und Tragödien). Seine Tragödien sind meist geschichtlichen Inhaltes; die großartigste und tiefste ist „Hamlet" (Prinz von Dänemark). Unter den Lustspielen ist sein Meisterstück: „Der Kaufmann von Venedig".

4. Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren Vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe Dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich Deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und Deine Füße mit Krallen rüsten?

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in Deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset.

Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf Deine Stirne pflanzen, und Stärke Deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt Du selbst schaden können, wenn sich Andere Dir zu schaden hüten sollen.

Müßt' ich das! seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an zu klagen.

5. Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herabzukommen, ergriff er einen nahen Dornenstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!

Epigramme.

1. Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen sein.

2. Bavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen,
Beneidet mich Kodyll. Der Thor!
Das Mahl bei Baven kömmt mir theuer gnug zu stehen:
Er liest mir seine Verse vor.

3. An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Thor! Erspar', ererb', erwirb,
Hab' Alles! — Brauche nichts, laß alles hier, und stirb!

4. Der Schuster Franz.

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzückt.
Was er als Schuster that, das thut er noch: er flickt.

5. Hinz und Kunz.

Hinz. Was doch die Großen alles essen!
Gar Vogelnester; eins zehn Thaler werth.
Kunz. Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.
Hinz. Kann sein! kann sein, Gevattersmann!
Bei Nestern fingen die denn an.

6. Auf eine lange Nase.

O aller Nasen Nas'! Ich wollte schwören,
Das Ohr kann sie nicht schnauben hören.

7. An den Salomon.

Daß unter tausenden ein weiser Mann
Kein gutes Weibchen finden kann:
Das wundert mich recht sehr.
Doch wundert mich noch mehr,
Daß unter tausenden ein weiser Mann
Nicht Eine gut sich machen kann.

8. An einen Lügner.

Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich sollst du dennoch nicht betrügen.
Ein einzigmal nur hast du mich betrogen:
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

9. Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß sie nicht betet und nicht höret,
Und and're nur im Beten störet.
Sie bat (mein eig'nes Ohr ist Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmählig auf die Neige) —
Sie bat mit ernstlichen Geberden:
„Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden werden!"

10. Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

11. Das schlimmste Thier.

Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

12. In ein Stammbuch,

in welchem die bereits Verstorbenen mit einem † bezeichnet waren. 1779.

Hier will ich liegen! denn hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch.

§ 66. Lessings Nachfolger.

1) Lessing hat zwar die ganze neuere Poesie geläutert, selbst auf Goethe und Schiller Einfluß geübt; eine eigentliche Schule hat er aber nicht gegründet. Nur in sofern können einige Dichter seine Nachfolger genannt werden, als sie durch Lessings Beispiel angeregt sehr viele bürgerliche Dramen schrieben. Das Beispiel gab nämlich Lessing, als er in „Miß Sara Sampson“ erstmals das bürgerliche Leben auf das Theater brachte. Den meisten Anklang, ja Ruhm, erlangten zu ihrer Zeit die Dramendichter Iffland und Kotzebue. So Vieles sie aber auch schrieben, so wenig Kunstwerth hat es. Sie verfielen nämlich ganz und gar dem Naturalismus, d. h. sie copirten eben bis in's Kleinste das wirkliche alltägliche Leben mit Allem, was drum und dran ist, mit all dem Kleinlichen, Erbärmlichen, Gemeinen, Alltäglichen, was es hat.

2) Aug. Wilh. Iffland (1759—1814), aus Hannover, war zunächst Schauspieler und zwar ein ausgezeichneter. Er brachte das Mannheimer Theater zu hoher Blüthe. In seinen Dramen bekämpft er vielfach die Verderbtheit der beamteten Stände, immer aber legt er es auf Rührung an. So erschien denn „der leichtsinnige Mündel“ mit dem verkannten „Vormund“ und dem Waisen-„Advokaten“. Ferner polterten die ungestümen „Jäger“ über die Bühne und gewannen durch ihre Biederkeit die Herzen des Publikums. So kamen auch „die Hagestolzen“ neben dem „Frauenstand“, es wurde der „Spieler“ gebessert und der seine „Dienstpflicht“ thuende Kriegsrath gelangte endlich wieder zu Ehren. Durch Iffland kam so das sog. bürgerliche Rührspiel (die Iffländerei) in Schwang.

3) Aug. von Kotzebue (geb. 1761), aus Weimar, trat früh in russische Dienste, erst als Beamter, zuletzt als Agent, der „literärische Bulletins“ dem Czaren über deutsche Zustände schrieb und darin die deutschen Patrioten denuncirte. So reifte das Todesurtheil, das schwärmerische Studenten über ihn fällten. Der Theologe Sand erdolchte ihn 1819 zu Mannheim. — Ueber 200 Stücke schrieb Kotzebue. Stürmischer Beifall war allenthalben der Erfolg. Er wurde der Liebling des Theaterpublikums. Selbst königliche Personen riefen diesem Theaterkönige ihr Vivat zu. So ehrte ihn Deutschland, und wie sehr entehrte es sich! Denn alle seine Dramen und Schriften sind nur ein großes Pasquill auf die Sitte, die Gattentreue, Vaterlandsliebe, ja selbst auf die Religion. Die Tugend machte er lächerlich, die Sünde liebenswürdig.

Zweite Gruppe.

Die Weimarer Größen.

§ 67. Wieland.

1) Christoph Martin Wieland aus Biberach in Schwaben, Sohn eines Predigers, wurde 1733 geboren und strenggläubig erzogen. Schon zwölfjährig liebte er leidenschaftlich die Poesie. Als Student sandte er Gedichte an Bodmer, worauf ihn dieser zu sich einlud. So kam er nach Zürich und wartete dort seine Anstellung ab. Nach einigen Jahren wurde er Kanzleidirektor zu Biberach und in dieser Stellung Hausfreund beim Grafen Stadion. Später folgte er einem Rufe als Professor der Universität Erfurt, und bald nachher ward er Erzieher der Prinzen von Weimar. Hier starb er 1813.

2) Wieland besaß schöne philologische und philosophische Kenntnisse, ein reiches Dichtertalent, war ein gutmüthiger Lebemann, der es mit Niemand gern verdarb, und bis in sein Alter heiter. Den christlich frommen Sinn rettete er kaum bis an die Grenze des Jünglingsalters. In des Grafen Stadion Haus litt er entschieden Schiffbruch im Glauben. Da herrschte der französische Lebenston — Unglaube bei vollem Lebensgenuß. Dieß behagte seiner zum Sinnlichen so sehr geneigten Natur. Also emanzipirte er sich vom Christenthum.

3) Wie der Mensch, so der Dichter. Erst dichtete er mit Bodmer an einem Tische „den geprüften Abraham", „Sympathien" in Klopstocks Geiste, „Empfindungen eines Christen", predigte darin die Unschuld der Seele, christlichen Wandel, bekämpfte die Sinnenlust, eiferte gegen Gleim und Genossen als „eine Bande Heiden", als „schwärmende Anbeter des Bachus und der Venus"; aber zur modernen Aufklärung bekehrt, da erbaute er in vielen schlüpfrigen Romanen und Gedichten eben diesen Gottheiten Tempel an Tempel, verkündete, „Nichts Höheres gebe es als Sinnengenuß", verspottete, besonders in den „Göttergesprächen", das Christenthum, verlachte überhaupt alles Streben nach Idealem, Edlem und Großem. Eben dieser Ton galt damals als entzückend, besonders in den höhern Ständen. Wieland wurde ihr Abgott und zwar um so schneller, als er so leicht und zierlich, mit französischem Salonwitz schrieb. Gern costümirte er hiebei die Gegenwart in altgriechisches Gewand. Er that dieß aus Vorliebe für antikes Wesen und wohl auch, um freier, unbefangener schreiben zu können.

4) Sein Hauptwerk ist das romantische Epos (oder vielmehr

Märchen) „Oberon". Scherz und Ernst, Altes und Neues, Hohes und Niedriges hat er darin zu einem höchst mannigfaltigen, farbenreichen Panorama zusammengefügt. Den Hintergrund desselben bildet bald Europa, bald Asien, bald das Land, bald das Meer. Es ist in wohlklingenden (achtzeiligen) Stanzen geschrieben, leicht und fließend, aber auch oft schlüpfrig. Der Inhalt ist:

Herr Hüon, Herzog von Guyenne, hat einen Sohn Karls des Großen getödtet. Der schwer erzürnte Kaiser befiehlt ihm nun: zur Sühne und Strafe nach Bagdad (Babylon) zu ziehen, dort beim Festmahl in den Saal des Kalifen zu treten, dem Emir, welcher dem Kalifen zur Linken sitze, den Kopf abzuhauen, darauf Rezia, die Thronerbin, als seine Braut zu erklären, endlich von dem Kalifen vier seiner Backenzähne und eine Hand voll Haare aus seinem Barte zum Geschenk für Kaiser Karl zu erbitten. Unterwegs trifft er Scherasmin, den alten Diener seines Vaters. Derselbe folgt ihm als Knappe. Bald nachher zeigt sich ihm Oberon, der schöne Elfenkönig, in Knabengestalt, um Hüons Schutzgeist zu werden. Von ihm empfängt Hüon ein Horn, dessen Ton Alles umher tanzen macht, und einen Becher, der nie leer wird. Mit Hilfe Oberons und seines Zauberhorns erreicht er Bagdad, erfüllt seinen mißlichen Auftrag, obgleich dessen letzter Theil den Kalifen in den schrecklichsten Zorn versetzt.

5) Wielands bester Roman ist „die Geschichte der Abderiten". Abdera ist eigentlich eine thracische Stadt. Ihren Bewohnern werden nun allerlei Schildbürgerstreiche angedichtet. Wieland will aber die Thorheiten und das Philisterwesen der kleinen Städte seiner Zeit verspotten.

6) Wieland wurde der „gesellschaftliche Dichter der Nation" und hat in die hohen Kreise, die für französische Literatur schwärmten, die deutsche Literatur eingeführt; er hat auch die Sprache geschmeidiger, leichter, zierlicher gemacht, und endlich den von Klopstock, Bodmer 2c. verbannten Reim für deutsche Poesie gerettet. Nur wegen dieser Verdienste steht er unter den Klassikern. Aber er hat sehr schlimm auf deutsche Sitte gewirkt und die deutsche Poesie für längere Zeit der Frivolität [1] preisgegeben, und dieß verdunkelt ihn sehr. Wenn uns also der ritterliche Klopstock an Wolfram von Eschenbach mahnt, so mahnt uns Wieland nur allzusehr an den Dichter von „Tristan und Isolde."

Aus „Oberon" (5. Gesang).

„Kalif von Bagdad", spricht der Ritter
Mit edlem Stolz; „laß Alles schweigen hier,
Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schicksals Zwang ist bitter:
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entzieh'n, wo ist die Macht auf Erden?
Was er zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.

[1] Wir wollen nur an Thümmel, Heinse, Alxinger und Blumauer erinnern.

„Hier steh' ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und steh' allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gut zu machen;
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu:
Entschließe dich, von Mahomed zu weichen.
Erhöh' das heil'ge Kreuz, das edle Christenzeichen,
In Babylon, und nimm den wahren Glauben an,
So hast du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan.

„Dann nehm ich's auf mich selbst, dich völlig loszusprechen
Von jeder andern Forderung,
Und der soll mir zuvor den Nacken brechen,
Der mehr verlangt. So einzeln und so jung
Du mich hier siehst, was du bereits erfahren,
Verkündigt laut genug, daß einer mit mir ist,
Der mehr vermag, als alle deine Schaaren.
Wähl' itzt das beste Theil, wofern du weise bist!"

Herr Hüon hatte kaum das letzte Wort gesprochen,
So fängt der alte Schach wie ein Besess'ner an
Zu schrei'n, zu stampfen und zu pochen,
Und sein Verstand tritt gänzlich aus der Bahn.
Die Heiden all' in tollem Eifer springen
Von ihren Sitzen auf mit Schnauben und mit Dräu'n,
Und Lanzen, Säbel, Dolche dringen
Auf Mahoms Feind von allen Seiten ein.

Doch Hüon, eh' sie ihn erreichen, reißt in Eile
Der Männer einem rasch die Stange aus der Hand,
Schlägt um sich her damit als wie mit einer Keule,
Und zieht, stets fechtend, sich allmählich an die Wand.
Ein großer gold'ner Napf, vom Schenktisch weggenommen,
Dient ihm zugleich als Schild und als Gewehr;
Schon zappeln Viel' am Boden um ihn her,
Die seinem Grimm zu nah' gekommen.

Der gute Scherasmin, der an der Thüre fern
Zum Schutze Rezia's steht, glaubt seinen ersten Herrn
Im Schlachtgedräng zu seh'n und überläßt voll Freude
Sich einen Augenblick der süßen Augenweide:
Doch bald zerstreut den angenehmen Wahn
Des Fräuleins Angstgeschrei; er sieht der Heiden Rasen,
Sieht seines Herrn Gefahr, setzt flugs das Hifthorn an
Und bläst, als läg ihm ob, die Todten aufzublasen.

Die ganze Burg erschallt davon und kracht;
Und stracks verschlingt den Tag die fürchterlichste Nacht,
Gespenster lassen sich wie schnelle Blitze sehen,
Und unter stetem Donner schwankt
Des Schlosses Felsengrund. Der Heiden Herz erkrankt;
Sie taumeln Trunk'nen gleich; Gehör, Gesicht vergehen;
Der schlaffen Hand entglitschen Schwert und Speer,
Und gruppenweis' liegt Alles starr umher.

Der Sultan, übertäubt von solchen Wunderdingen,
Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu ringen:
Sein Arm ist nervenlos, sein Athem schwer,
Sein Puls schlägt matt, und endlich gar nicht mehr.
Auf einmal schweigt der Sturm; ein lieblich säuselnd Wehen
Erfüllt den Saal mit frischem Liliendust,
Und, wie ein Engelsbild aus einer Todtengruft,
Läßt Oberon sich jetzt auf einem Wölkchen sehen . . . .

§ 68. Herder.

(Seine Personalien.)

1) Joh. Gottfried von Herder, der Sohn eines armen Lehrers, wurde 1744 zu Mohrungen (Ostpreußen) geboren und christlich fromm erzogen. Bald zeigte sich seine Lernbegierde. Was andern Knaben das Spiel, das war ihm Lesen und Lernen; auf Bücher machte er förmlich Jagd. Auch die Flügel der Poesie wuchsen ihm bald. Ganz arm studirte er (von 1762 an) zu Königsberg die Theologie. Nebenbei verlegte er sich auf Philosophie, Geschichte, Sprachen und schöne Wissenschaften. Nach vollendeten Studien erwarb er sich sowohl als Gelehrter, wie als Lehrer und Prediger zahlreiche Verehrer. Bald erhielt er glänzende Anträge. Als Reisebegleiter eines Prinzen kam er nach Straßburg, wo er mit Goethe einen Winter zusammen war. Auf des Letztern Verwendung wurde er später Generalsuperintendent zu Weimar (1776). Als solcher kam er, was er längst wünschte, nach Italien, „das ihm die größte Bildungsschule wurde". Freiherr von Dalberg, damals Domherr, später Fürstbischof, nahm ihn dahin mit. In Weimar verkehrte er meist mit Wieland, Jean Paul, auch mit Goethe, weniger mit Schiller. Jean Paul und der viel ältere Hamann [1] waren seine intimsten Freunde. Einige Jahre vor seinem Tode adelte ihn noch der Kurfürst von Bayern. 1803 starb er. Ein schönes Denkmal setzte ihm seine geistreiche Frau durch die „Erinnerungen aus dem Leben Herder's".

2) Herder war ein Mann von dem hellsten Kopfe und dabei eine lebendige Bibliothek. Er hatte ein weiches Herz, war aber ziemlich reizbar, besonders im Alter. Als zärtlicher Gatte und trefflicher Vater fand er in seiner Familie das größte Glück.

---

[1] Hamann (Beamter in Königsberg), ein tiefsinniger Mann, stritt in kleineren Schriften mit absichtlich dunkelm Style gegen die falsche Aufklärung seiner Zeit. Geschichte und Offenbarung waren ihm die Leitsterne für die Vernunft. „Der große Hamann", sagt Jean Paul, „ist ein tiefer Himmel voll telescopischer Sterne, und manche Nebelflecken löst kein Auge auf."

Geistige Thätigkeit fiel ihm so leicht, daß sie ihn kaum ermüdete, ihm gleichsam Erholung war. So rasch quoll es aus seinem Geiste, daß er ein wahrer Schnellschreiber wurde. Dennoch reichte seine freie Zeit nicht zur Ausführung aller seiner Pläne und Entwürfe. — Materielle Genüsse galten ihm wenig; aber Musik liebte er „unaussprechlich", und in der Natur „unter Blumen und Bäumen war er so genesen glücklich" (Jean Paul).

3) Streng sittlich und gerecht, wie er war, zeigte er einen offenen und empfänglichen Sinn für alles Edle und Schöne, wo er es auch antraf, ob beim Deutschen oder beim Ausländer, beim Freigeist oder dem Ordensmanne (Universalismus). Ja, dieser Sinn war sogar der Grundzug von Herders Wesen. — Das Ziel, auf das er bei all' seinem Wirken hinsah, war jene Humanität, die eben einmal in der Welt nicht durchführbar ist (vgl. S. 134 ff.).

4) Herders religiöse Ueberzeugung blieb sich nicht gleich. In früheren Jahren hielt er noch mehr an christlichen Dogmen fest; je älter er wurde, desto mehr gab er davon auf; zuletzt schätzte und predigte er das Christenthum nur noch wegen seiner Sittenlehre. Dadurch gab Herder viel Anstoß und manche Geistlichen eiferten wider ihn. Doch auch er selbst wurde mit dem Schwinden des Glaubens immer unzufriedener mit sich, so daß er einst ausrief: „O über mein verfehltes Leben!"

Sein Herz hing zwar immer am Christenthum; aber das Wunderbare, Uebernatürliche daran verlor er mehr und mehr aus den Augen. Die Bibel war ihm wohl das schönste Buch, aber doch nur ein rein menschliches. Christus selbst erschien ihm zuletzt nur als der „Liebling Jehovahs", als „der Held der Menschengüte", als der Menschensohn, d. h. als der einfache reine Mensch (Idealmensch). Das reine Christenthum war ihm deßhalb auch nur „Gewissenhaftigkeit in allen Pflichten, reine Menschengüte und Menschenliebe", also nichts Anderes, als die Humanität. Darum nannte er es auch gerne „Menschenreligion".

§ 69. Herder als Schriftsteller.

1) Die große Menge seiner Geistesprodukte sind theologische, historische und philosophische Schriften. Am berühmtesten wurden seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Darin versucht er, „das Schicksal der Menschheit aus dem Buche der Schöpfung zu lesen". Er durchforscht nämlich die Natur des Menschen, und findet, daß der Schöpfer ihm als Lebenszweck die Humanität gesetzt habe. Ebenso betrachtet er die Wohnstätte des Menschen, die Erde, und findet, daß Klima und Bodenbeschaffenheit den größten Einfluß auf die Entwicklung der Menschheit hatten. Das Werk ist großartig seinem Plane und der Sprache nach; der Inhalt aber paßt nicht mehr zur heutigen Naturwissenschaft, und in sofern ist es veraltet.

2) Obgleich Herder selbst den Tempel der göttlichen Offenbarung verließ, so schmerzte ihn doch die Verachtung, mit der so viele Andere demselben den Rücken kehrten. Darum wies er in vielen Schriften auf das Schöne, Edle, Tröstliche, Reine im Christenthum hin. Er bewies nicht die Wahrheit der Religion Christi, sondern ihre Schönheit. So wurde Herder der erste Aesthetiker des Christenthums. Das seichte Urtheil und den Spott über die heilige Schrift machte er gründlich zu Schanden. Er entschleierte nämlich auch an ihr das Schöne, das menschlich Große. In der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts" zeigte er, wie Moses nicht bloß kindlich, sondern höchst poetisch erzähle. Deßgleichen verherrlichte er durch seine Schrift „Geist der ebräischen Poesie" den Sänger David und die Propheten. Er stellt diese darin als Dichter über die alten Klassiker.

3) Der Literatur diente Herder zuerst als Kritiker. Er nahm hierin Lessing zum Vorbild, ahmte selbst dessen Styl nach. „Seine Fragmente zur deutschen Literatur," sowie die „Kritischen Wälder" enthalten Treffliches über die Literatur, Sprache und Metrik, über die wahre Poesie überhaupt, sowie über die Schönheit Homers insbesondere. Viel wichtiger noch waren seine „Blätter deutscher Art und Kunst". Darin trat er wie ein Reformator vor die damalige Poesie hin, hielt ihr ihre Schwäche, ihre falschen Künste vor. Die Schminke und die Toilette, unter der die deutsche Muse ihre Gebrechen zu bergen suchte, berückte ihn nicht. Der in falscher Hoffart befangenen Kunstpoesie predigte er Selbstverdemüthigung durch Rückkehr zur Urpoesie, zur Volksdichtung. An Ossian, an Homer, an den alten Volksliedern zeigte er die Volkspoesie im rosigsten Lichte. Ihre Natürlichkeit und Kraft, ihren Bilderreichthum wies er schlagend nach. Bei ihr allein sei Heil, sie müßte wieder von den Dichtern geschätzt und gepflegt werden: so verkündete er laut und beharrlich. Natürlich ärgerten sich Manche darob, besonders die gelehrten Poeten, denen er hiemit zumuthete, bei dem Volke in die Schule zu gehen. Der geistesnüchterne Nicolay machte seinem Aerger zuerst Luft. Sein „feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr lieblicherr Volcksljdrr" war ein Spott auf die Volkspoesie. Herder antwortete durch Herausgabe seiner „Völkerstimmen". Uebrigens ging dieser doch zu weit, indem er auch noch den Grundsatz aufstellte, „das wahre Genie bedürfe der Regeln nicht". Lessing entsetzte sich darüber; aber für eine Reihe junger Talente war Herders Wort die Fahne, um die sie sich über ein Jahrzehnt schaarten. Sie hielten sich für Genie's und wollten nun den Parnaß „stürmen". Führer der Sturmkolonne war Max von Klinger, ein Frankfurter. Durch sein Drama „Sturm

und Drang" gab er dem ganzen Zeitabschnitt seinen Namen (Sturm- und Drang-Periode)[1]. Auch Schiller (vgl. die „Räuber") wurde Anfangs von diesem Sturme mit fortgerissen. Effectvoller Ausdruck, ungeheuerliche Sprache kennzeichnen die Dichtungen der Stürmer.

4) Die meisten dieser Schriften sind mit überraschend neuen und hohen Gedanken geschmückt. So gleicht seine Darstellung dem „Wetterleuchten". Darum nennt ihn auch ein Biograph eine elektrische Natur, die leicht Funken von sich sprühte. So blitzend die Gedanken, so schön sind die Bilder, in welchen sie auftreten. Herders Styl ist stets ein glänzender, am meisten in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit".

§ 70. Herder als Dichter.

1) Wie Lessing, so war Herder mehr Kritiker als Dichter. Seine Originaldichtungen (Legenden, Lieder, Parabeln, Paramythieen) sind deßhalb weniger bedeutend. Von ungleich größerem Werth sind seine Uebersetzungen oder vielmehr seine Nachdichtungen; denn Herder gab weniger den Wortlaut, als den Ton und die Haltung des Originals wieder. Zum Uebersetzen war nämlich Herder so recht befähigt: zur Auswahl besaß er das feinste poetische Gefühl, zur Uebertragung Kenntniß der fremden und Gewalt über die deutsche Sprache. Er war also auch der rechte Mann, um uns die schönsten Blüthen der Poesie ringsum auf der Erde zu pflücken. Dieß that er in seinen „Stimmen der Völker", einer kostbaren Sammlung von Volksliedern. Mit Bienenfleiß holte er da den Honig ächter Volkspoesie aus den Dichtergärten fast aller Völker und Zeiten, und bot ihn dem staunenden Vaterlande als Honigwaben in jenen „Stimmen". In sechs Büchern enthalten sie Lieder 1) aus dem hohen Norden (grönländische, lappländische, litthauische, wendische &c. Lieder), 2) aus dem Süden (griechische, italienische, spanische, französische Lieder), 3) aus dem Nordwesten (Ossian, schottische, englische Gesänge), 4) aus Skandinavien (skaldische und dänische Lieder), 5) der Deutschen, 6) der Wilden (aus Madagaskar und aus Peru). Als besondere Sammlung gab er eine Blumenlese aus morgenländischen Dichtern heraus. Für die spanische

[1] Die ganze Bewegung wirkte so ansteckend, daß Manche, wie z. B. Lenz, jenen Grundsatz sogar auf das Leben anwandten und darob zu Grund gingen. Das Originalgenie, so meinten solche, sei auch an kein Gesetz des Staates, an kein Moralgebot der Religion gebunden, das Genie sei nur sich selbst Gesetzgeber und Religionsstifter.

Literatur hegte er besondere Vorliebe. Von ihr sagte er: „Wie viel goldne Aepfel hängen an jenen Bäumen, in jenen Gärten — und so verborgen und unbekannt!“ Darum beschenkte er uns mit dem nachher zu besprechenden „Cid“.

1. Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage:
Wer da ausharrt, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapf'rer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.
„Laßt dem Neid uns und der Armuth
Still entgeh'n!“ sprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!
(Sprach sein Weib) und gute Knaben,
Tapf're Knaben, folget uns.“

Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus! (ruft eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen)
Dulde dich, du findest sie.“

Und er kam vor eine Hütte;
„Kehre, Wand'rer, bei mir ein
(Sprach der Landmann), du bist traurig;
Auf! und fasse neuen Muth.
Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, siegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bitt're Frucht, Geduld.
„Placidus! (rief eine Stimme
Ihm im tief bedrängten Busen)
Dulde dich, du findest sie.“

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?
(Sprach der Kaiser) suchet ihn.“
Und man sucht' ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür',
Sah'n den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbeern
Einzig bleibt als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen,
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefocht'nem Siege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib Eugenia!

„Wie die Löwin ihre Jungen,
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte
(Komm' und schau'!) erzog ich sie.
Glaubte dich uns längst verloren;
Deine Söhne mir statt deiner,
Deiner werth erzog ich sie.

„Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume,
Rüstet' ich die Jünglinge.
„„Zieht! verdienet euren Vater!
Streitet unerkannt und werbet,
Werbet eures Vaters werth!““

„Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia!"

Was die Schickung schickt, ertrage:
Wer da ausharrt, wird gekrönt.
Placidus, der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sanct Eustachius.[1]

2. Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten sich die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Dasein. „Mich hat der Herr gepflanzt", sprach die erhabene Ceder; „Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt." „Jehovah's Güte hat mich zum Segen gesetzt," sprach der umschattende Palmbaum; „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet." Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen prange ich unter den Bäumen des Waldes." Und die Myrte sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen." So rühmten sich Alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten sich. —

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir", sprach er zu sich selbst, „scheint Alles versagt zu sein, Stamm und Aeste, Blüthen und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten." Er sank darnieder und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe, da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf und schlang den zarten Baum an seine Laube. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock sich zu seinem Herrn nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt, denn viele standen entfruchtet da; er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner harrenden Hoffnung.

Darum erfreut sein Saft noch jetzt des traurigen Menschen Herz und hebt empor den niedergesunkenen Muth und erquicket den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus! Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert Begeisterung und Entzückung.

3. Wind und Sonne.

(Fabel.)

Wind und Sonne machten Wette,
Wer die meisten Kräfte hätte,
Einen armen Wandersmann
Seiner Kleider zu berauben.
Wind begann;
Doch sein Schnauben
That ihm nichts; der Wandersmann
Zog den Mantel dichter an.
Wind verzweifelt nun und ruht;
Und ein lieber Sonnenschein
Füllt mit holder sanfter Gluth
Wanderers Gebein.

[1] D. i. der Aehren- oder Fruchtreiche.

Hüllt er sich nun tiefer ein?
Nein!
Ab wirft er nun sein Gewand.
Und die Sonne überwand.

Uebermacht, Vernunftgewalt
Macht und läßt uns kalt;
Warme Christusliebe —
Wer, der kalt ihr bliebe?

4. Die goldene Hochzeit.

(Nach dem Schottischen.)

1. Vor manchen, manchen Jahren,
Als ich zuerst dich sah,
War deine Locke rabenschwarz,
Braun deine Wange da.
Jetzt ist die Wange bläffer,
Wie Silber glänzt dein Haar;
Und dennoch bist du lieber mir,
Ja lieber,
Als mir der Jüngling war.

2. Des Lebens schroffen Hügel
Erstiegen Hand in Hand
Wir, wie es Wind und Wetter gab,
Hin über Fels und Sand.
Jetzt ist der Abend milder,
Wir steigen sanft hinab,
Und dort am Fuß erwartet uns
Zusammen
Ein Brautgemach, das Grab.

3. Wohlauf, ihr Söhn' und Töchter,
Singt unsern Hochgesang,
Und streuet Myrten vor uns her
Den kurzen Weg entlang!
Und preiset jede Stunde,
Die uns der Himmel gab!
Je-länger-und-je-lieber,
Ja lieber,
Umschatt' einst unser Grab!

5. Bilder, Gnomen und Epigramme.

1. Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
Neigen sie die Aeste freundlich nieder;
Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt,
Beugt er sich, damit er Andern helfe.

2. Anklagen.

Ein Thor, der klaget
Stets Andre an.
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann.
Nicht sich, noch Andre klaget
Der Weise an.

3. Der Mond.

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort
Und läßt die Hunde bellen,
Und schweigt, und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

4. Das Leben.

Ein Gastmahl ist das Leben.
Nimm, was dir wird gegeben!

Was nicht ist da,
Was dir nicht nah,
Erbettle nicht;
Erwarte, bis es dir gegeben!
Sei froh, und wenn die Nacht einbricht,
Dann bange nicht;
Steh' freudig auf und danke für dein Leben.

5. **Freundschaft.**

Wie der Schatten früh am Morgen,
Ist die Freundschaft mit den Bösen;
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit den Guten
Wächset, wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Andere Proben bei Kellner: Der liebende Schöpfer; der Regenbogen; der gerettete Jüngling; Flora und die Blumen; das Bild der Andacht; Freundschaft; der sterbende Schwan.

2) Herders großartigstes poetisches Werk ist der „Cid, nach spanischen Romanzen besungen" (1805). Diese Romanzen stammen aus dem 13ten bis 15ten Jahrhundert und sind nicht bloß frei übersetzt, sondern auch erst durch Herder zu einem größeren Ganzen, zu einem romantischen Epos geordnet und verbunden [1]. Der in seinen Waffenthaten besungene Held ist der Graf von Vivar, Rodrigo Diaz, der unter Ferdinand I. von Spanien (1034—1065) geboren wurde und im Jahre 1099 unter Alfons VI. (1072—1109) starb. Die Ehrennamen, die der Held des Epos trägt, sind geschichtliche: Cid (vollständig Cid el Battal, d. i. Herr der Schlacht) und Campeador, d. i. Kampfheld. Cid wurde er von den Feinden, Campeador vom Könige und dem Volke benannt. Das ganze Gedicht gliedert sich in vier Abschnitte:

1. Der Cid unter Ferdinand dem Großen. Der Dichter soll uns in der ersten Romanze selbst erzählen, wie der alte Diego ob der seinem Hause von Gormaz angethanen Schmach tief trauert, und wie er erst dann wieder Lebensmuth faßt, ja Freudenthränen vergießt, als Rodrigo, sein jüngster Sohn, sich zum Rächer des Schimpfes kühn und feurig anbietet:

Erste Romanze.

1. Trauernd tief saß Don Diego.
Wohl war Keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach,

2. An die Schmach des edlen, alten,
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Alarcos übertraf.

---

[1] Aehnlich ist das Nibelungenlied entstanden.

3. Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe,
Da indeß sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.

4. Sonder Schlaf und sonder Speise,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht;

5. Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen, ihn zu trösten;
Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt er, schände seinen Freund.

6. Endlich schüttelt er die Bürde
Los des grausam stummen Grames,
Lässet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;

7. Bindet ihrer Aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden;
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

8. Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Muthe
Freud' und Hoffnung wiedergab.

9. Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts:
„Vater", spricht er, „Ihr vergesset,
Wer Ihr seid und wer ich bin!"

10. „Hätt' ich nicht aus Euren Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebot'ne Schmach!"

11. Strömend flossen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen.
„Du", sprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, bist mein Sohn!

12. „Ruhe gibt dein Zorn mir wieder,
Meine Schmerzen heilt dein Unmuth!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unsers Hauses Feind

13. Hebe sich dein Arm!" — „Wo ist er?"
Rief Rodrigo. „Wer entehret
Unser Haus?" Er ließ dem Vater
Kaum, es zu erzählen, Zeit.

Und Rodrigo geht und tödtet, obgleich kaum dem Knabenalter entwachsen, des Hauses stolz höhnenden Feind Gormaz. Bald nachher beginnt er die kriegerische Laufbahn, führt große und immer größere Waffenthaten aus, erkämpft Sieg auf Sieg über die Mauren, wie uns z. B. die „Achte Romanze" erzählt.

Achte Romanze.

1. Eingefallen in Kastilien
Waren Könige der Mauren
Fünf. Verwüstung, Lärm und Feuer,
Mord und Tod zog ihnen vor.

2. Ueber Burgos schon hinüber
Montes d'Oca, Belforado,
San Domingo und Naxara,
Steht verheeret alles Land.

3. Weggetrieben werden Heerden
Schafe, Christen, Christenkinder,
Männer, Weiber, Knaben, Mädchen;
Jene weinen, diese fragen:
„Mutter, wohin ziehen wir?"

4. Ruhmreich sammeln schon die Mauren
Ihren Raub, zurückzukehren;
Denn Niemand begegnet ihnen,
Niemand, auch der König nicht.

5. Zu Bivar auf seinem Schlosse
Hörte diese Noth Rodrigo.
Noch war er nicht zwanzig Jahre,
Doch an Muth war er ein Mann.

6. Auf sein Roß, es hieß Babieça,
Stieg er, wie hoch in den Wolken
Gott auf seinen Donnerwagen,
Und durchrannte rings das Land.

7. Die Vasallen seines Vaters
Bot er auf; sie waren alle
Angelangt zu Montes d'Oca
Und erwarten ihren Feind.

8. Guter Himmel! von den Mauren
Zog fortan nicht Einer weiter. —
Aber die geraubten Heerden,
Männer, Weiber, Christenkinder,
Alle ziehen ihres Wegs

9. Froh und frei. Die fünf gefang'nen
Mohrenkönige — dem König
Don Fernando schickt Rodrigo
Die Gefang'nen zum Geschenk.

Fünf Maurenkönige machte er sogar zu Gefangenen, entläßt sie jedoch, nachdem er sie als Vasallen des Königs vereidigt und zinspflichtig gemacht, in ihre Länder. Aller Augen sind auf den jugendlichen Kampfeshelden gerichtet; Ehren aller Art werden ihm zu Theil: der König gürtet ihm in der ehemaligen, von da an Maria geweihten, prachtvollen Moschee zu Coimbra das Schwert um; die Königin führt ihm das Zelter zu, und die Infantin Donna Uraka schnallt ihm die goldenen Sporen an, zur Mutter sprechend: „Welch' ein Ritter! Einen schönren sah ich nie!" Ein Sieg ganz anderer Art folgt bald; denn er besiegt das Herz Ximenens, der Tochter des erschlagenen Gormaz: der König stattet ihn aus und feiert seine Hochzeit mit.

Sechzehnte Romanze.

1. Vom Altar und aus der Kirche
Zog die Hochzeitfeier prächtig,
Don Rodrigo und Ximene.
Stattlich an Ximenens Seite
Ging der König, der Vermählten
Vormund; an Rodrigo's Seite
Ging der fromme, gute Bischof,
Dann der Herren langer Zug.

2. Wohl durch einen Ehrenbogen
Ging der Zug hin zum Palaste.
Ausgehängt aus allen Fenstern
Hingen goldgestickt Tapeten,
Und den Boden deckten Zweige,
Frische Kräuter, Rosmarin.

3. Auf den Straßen, auf den Gassen
Längs hinan bis zum Palaste
Tönet in getrennten Chören,
Unter Saitenspiel und Cymbeln,
Glückwunsch, Freud' und Lustgesang.

4. Alvar Fannez (unter allen
Freunden Cids ihm stets der erste),
Jetzt von Dienern reich begleitet,
Und geschmückt mit reichen Hörnern,
Zeigt er prächtig sich als Stier;

5. Antolin auf einem Esel,
Ihn gleich einem Rosse tummelnd;
Martin Pelaëz mit Blasen
Voller Erbsen, die er auswarf,
Allem Volk zur lauten Lust.

6. Herzlich lacht darob der König,
Gab dem Pagen, der den Damen
Zum Erschreck den Teufel spielte,
Eine Handvoll Maravedi's,
Auszuwerfen unters Volk. — —

7. Aber von Ximenens Seele
War das taumelnde Gelächter
Weit entfernt; sie ist zu glücklich,
Als daß sie sich lustig zeige.
Mehr spricht ihr gerührtes Schweigen,
Als die laut'ste Fröhlichkeit.

Achtzehnte Romanze.

1. Gen Zamora, wo der König
Eben Hof hielt mit den Edeln,
Kamen maurische Gesandte
Zum Rodrigo von Vivar.

2. Von fünf Königen der Mauren,
Die er einst in Pflicht genommen,
Waren sie die Abgesandten,
Ihm zu reichen den Tribut:

3. Hundert Pferd Araberstammes,
Edle Rosse, drunter zwanzig
Weiße, zart wie Hermelin;

4. Zwanzig apfelfarbne graue,
Dreißig rothe, dreißig braune,
Allesammt mit reichen Decken
Ueberlegt und stolz gezäumt.

5. Für Donna Ximena brachten
Reichen Schmuck sie an Juwelen,
Zwei kostbare Hyacinthen;
Auch zwei Kisten Seidenstoffe
Ihren Knappen zur Livrei.

6. Ehrerbietig, wie Vasallen,
Naheten sie ihrem Lehnsherrn,
Nannten ihn Gebieter Cid.

7. „Freunde", sprach der Cid, „ihr irret!
Wo mein Herr, der König, Hof hält,
Bin ich selber ein Vasall nur.
Der Tribut, den ihr mir bringet,
Er gehöret meinem Herrn."

8. „Sagt", erwiederte der König,
„Euren Herren, daß ihr Lehnsherr
Kein Monarch zwar sei, doch leb' er
Mit Monarchen. Ich besitze
Nichts, was ich nicht ihm verdanke,
Meinem Feldherrn, eurem Cid."

9. Also kehrten die Gesandten
Heimwärts, ohne recht zu wissen,
Wer Vasall, wer König sei.

2. Der Cid unter Sancho dem Starken (1065—1072). Fernando stirbt, worauf das Reich so vertheilt wird: Don Sancho empfängt Castilien, Don Garzia Galizien, Don Alfonso Leon, während die Infantinnen Donna Uraka und Donna Elvira, jede eine feste Stadt, Zamora und Toro, erhalten. Cid wird Vasall Sancho's, des Erstgeborenen, welcher sofort Brüder und Schwestern mit Krieg überfällt. Aber Cid hat am Sterbebette Ferdinands der Donna Uraka Schutz versprochen; daran gemahnt, verweigert er, gegen sie weiter zu streiten und wird wegen Insubordination verbannt. Doch man bedarf seiner allzunöthig; man ruft ihn zurück: aber zur selben Zeit wird Sancho gemeuchelt.

3. Der Cid unter Alfonso dem Tapferen (1072—1109). Ehe Alfonso den geerbten Thron besteigt, muß er auf Betreiben des Cid einen Reinigungseid schwören, daß er nämlich keine Mitschuld am Morde des Bruders habe. Darob tief verletzt und aufgebracht, verbannt Alfonso den Cid.

4. Der Cid zu Valencia und im Tode. Auch als Verbannter ist aber der Cid stets auf seinem Posten gegen die Feinde, die Mauren.

Achtundvierzigste Romanze.

1. Daß er Cid beleidigt habe,
Reuet jetzt König Alfonso;
Doch der Cid, er steht in Waffen,
Es geht nach Valencia.

2. Dasteht nun der Cid gerüstet;
Aufgestützt auf seinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieça beißt die Zügel,
Heiß erwartend ihren Reiter,
Und des Cid's Paniere rauschen
In der Luft, erwartend ihn.

3. „Warum weinet Ihr, Ximene?
Ist so schwach denn unsre Liebe,
Daß sie nicht ertragen könne
Einige Abwesenheit?"

4. „Jeder Edle ist dem König
Dienste schuldig; dem Gerechten
Leistet man sie pflichtenmäßig,
Undankbaren schenkt man sie."

5. „Muth und Sinn ist Euer Erbtheil;
Tochter eines Heldenstammes,
Die Gemahlin eines Kriegers,
Frei von jeder Weibesschwachheit,
So, Ximene, laß ich Euch."

6. „Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, stickend;
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und, um Euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf!"

7. „Zu Vergnügungen erlass' ich
Euch die Sorge für die Heerden,
Für die Wolle, für's Gefieder;
Nie, Ximene, nie seid müßig!
Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell."

8. „Eure reiche Kleidung schließet
Ein bis auf mein Wiederkommen;
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann!
In Abwesenheit des Mannes
Kleidet einfach sich die Frau."

9. „Junge Mädchen fern vom Feuer,
Wie den Werg; doch laßt die Töchter,
Wenn Gefahren ihr entfernet,
Sie nichts merken von Gefahr!
Laßt sie nicht von Eurer Seite;
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt."

10. „Zeigt den Hausgenossen Würde,
Euren Frauen seid gesprächig,
Gegen Freunde seid bescheiden,
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend streng und ernst!“

11. „Keiner Freundin, auch der besten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige;
Denn das Band der Ehgenossen
Ist ein zart vertraulich Band.“

12. „Nie erwirbt man sich Hochachtung,
Wo man Alles von sich wissen,
Alles übersehen läßt.
Die geschwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geschwätz,
Macht dabei sich selbst verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauses seine Macht.“

13. Sollt' es Euch bisweilen Mühe
Kosten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen, — denn der Freude
Botschaft, sie verbirgt sich schwer:
So entdeckt es, sie zum Schweigen
Zu gewöhnen, Euren Töchtern!
Ihrem Vater zu gefallen,
Schweigen, weiß ich, sie gewiß!“

14. „Nehmet Rath von keinem Manne!
Fragt, was ich Euch rathen würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rath,
Und in schweren Dingen — schreibet!
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.“

15. „Zweiundzwanzig Maravedi's
Lass' ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre
Adel steht nicht im Ersparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.“

16. „Seid Ihr geldbedürftig, lasset
Keinen als nur mich es wissen;
Keinen Eurer Leute setzet
Je zum Pfande, suchet lieber
Geldessummen auf mein Wort.“

17. „Auf mein bloßes Wort, Ximene!
Dieses, wie des Himmels Veste,
Weiß man, ist fest und gewiß.
Wie ich mich für Andre schlage,
Glaubt, so werden sich auch Andre
Froh bemüh'n für mich und Euch.“

18. „Lebet wohl! und einen Kuß noch!
Einen nur, ich bringe keinen
Aus den Schlachten dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten sagen,
Ich sei hier dein Bräutigam.“

Er streitet siegreich, wie immer, und wird Herr von Valencia, wohin er dann seine Familie (Ximene und zwei Töchter) ruft. Der König, den sein Vorgehen alsbald gereut, versöhnt sich endlich wieder mit ihm, wendet ihm nun doppelt seine königliche Gunst zu. Nur der Tod trennt sie wieder; der Cid stirbt schön bereitet. Des Todten Leib wird einbalsamirt und dann auf sein Roß Babieça gesetzt. Bei diesem seinem letzten Ritte aus Valencia trifft es sich, daß sich gerade vor der Stadt ein Kampf zwischen Cids Kriegern und den Mauren erhebt. Aber siehe, die Feinde schauen mit Schrecken den Helden zu Roß und fliehen. So hat er selbst im Tode noch gesiegt; sein Leichenzug wird zu einem Triumphzug; die Großen des Reichs und der König ziehen ihm entgegen, ihn abzuholen und auf einem prächtigen Stuhl neben dem Altar San Pedro's de Cordona (ähnlich wie Kaiser Karl) sitzend zu begraben.

3) Der „Cid“, der erst nach Herders Tod erschien, hat Herders Ruf noch um ein Bedeutendes vermehrt, hat ihm seinen Platz im Herzen der deutschen Nation noch viel mehr gesichert. Natürlich fällt das Hauptverdienst dem spanischen Dichter zu, der uns hier das spanische Ritterthum in seiner ganzen Größe und Blüthe in hinreißend hohem Sinne vor Augen stellt. In der ganzen Literatur der Heldendichtung findet sich kein zweiter Cid mehr, d. h. kein Held, der so ideal, so erhaben als Ritter und Mensch

wäre wie dieser. Und dann die Darstellung! Welch' eine klassische Ruhe herrscht durch das ganze großartige Gemälde der Leidenschaften und Kämpfe! Und welch' ein genialer Schluß! Das Alles gehört also dem Originaldichter an: aber Herder hat uns das wundervolle Gedicht erschlossen; er hat es zu einem kunstvolleren großen Ganzen gemacht; er hat es durch freies Wiedergeben dem deutschen Geiste und Herzen genähert, so daß es, ohne aufzuhören spanischnational zu sein, doch das deutsche Gemüth zu sich, wie zu etwas Verwandtem, hinzieht. Nur das ist freilich wahr, „daß Herder die felsenkantige Gestalt des Cid mannigfach abgemeißelt und modernisirt, ja zuweilen gerade das Beste weggelassen hat" (v. Eich.).

4) Fassen wir also Herders Verdienst um die Poesie zusammen: Herder hat die Volkspoesie so recht auf den Leuchter gestellt; er hat uns die Schätze ächter Poesie aller Länder und Zeiten erschlossen; er hat es dadurch unserer Literatur wenigstens möglich gemacht, eine Weltliteratur zu werden; und endlich hat er die Legende, diese zarte Dichtungsart, aus langem Schlafe wieder erweckt.

§ 71. Goethe.

(Seine Personalien.)

1) Johann Wolfgang von Goethe wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M. geboren. Sein Vater war kaiserlicher Rath. Des Knaben Schönheit erregte Bewunderung, während sein Geist früh die ruhmvolle Zukunft verrieth. Sein strenger und unermüdlicher Lehrer war der Vater selbst. Als großer Kunstfreund weckte und pflegte er auch bei dem Sohne den Kunstsinn. Wie für die Kunst zeigte der Knabe aber auch lebhaftes Interesse für die Natur und das wirkliche Leben. Das letztere nun konnte er gewiß in der lebhaften, an Erinnerungen und Denkmälern so reichen Kaiserstadt vielfach kennen lernen, zumal zur Zeit des siebenjährigen Krieges und der Kaiserkrönung Josefs II. Und unser Wolfgang machte sich das zu Nutzen; nur hörte und sah er auch so Manches, was er erst später oder gar nie hätte erfahren sollen. Unter dem Vielerlei seines Lernens hatten Naturkunde, Poesie, Kunststudien den Vorrang. In Leipzig begann er seine juristischen Studien, in Straßburg, wo er Herder kennen lernte, vollendete er sie. Damals schon arbeitete er an der Tragödie „Faust", seinem großartigsten Werke, das er aber erst kurz vor seinem Tode abschloß. Nach kurzem Praktiziren bei dem Reichskammergericht in Wetzlar zog er wieder heimwärts. Im Jahre 1773 gab er die Rittertragödie „Götz von Ber-

lichingen" und das Jahr nachher den Roman „Werthers Leiden" heraus. Dadurch schon wurde Goethe ein berühmter Mann und blieb es. Der junge Herzog Karl August von Weimar, welcher um jene Zeit anstatt der Mutter die Regentschaft übernahm, lud Goethe zu sich ein. Dieser trat auch in des Herzogs Staatsdienst (1775), und Weimar wurde nun seine zweite Heimath.

2) „Wie ein Stern ging er unter uns auf," — so berichtet Knebel über Goethe's Auftreten in Weimar. Der junge Herzog schloß sich ihm alsbald so innig an, daß er sich mit ihm auf Du und Du stellte. Dafür war aber Goethe dem Herzog nicht bloß ein geistreicher Gesellschafter, sondern auch ein treuer Genosse im Vertoben der ersten Jahre. Daß vor Goethe alle Andern (Wieland, Knebel 2c.) in Schatten traten, läßt sich denken; er wurde natürlich bald geadelt, bekam ein Staatsamt nach dem andern und stieg so von Stufe zu Stufe. Dennoch wurde es Goethe nach den Flitterjahren unbehaglich, weil er vor Amtsgeschäften, Hofdiensten und Hoffesten seinem Dichterberufe zu wenig leben konnte. Dies verstimmte ihn mehr und mehr. Als Geheimer Rath war er noch besser gelaunt; aber als Kammerpräsident klagte er über „das saure Stückchen Brod" und fühlte sich sehr gedrückt (vergl. seine Romanze „der Sänger"). Dieß trieb ihn hinaus in das Land seiner Jugendsehnsucht, nach Italien (1786), das ebenso reich an Naturschönheit, wie an Kunstschätzen aller Art ist. Wie selig fühlte er sich dort! Dort konnte er so recht schwelgen im Genusse des Schönen. Als er aber nach anderthalb Jahren nach Weimar zurückgekehrt war, behagte es ihm da noch weniger als vorher. Darum legte er seine meisten Aemter nieder und zog sich fast ganz vom Hofe zurück. Nur die Freundschaft mit Schiller (seit 1794) lockte ihn wieder aus der Einsiedelei hervor. Und als der Herzog im Jahre 1815 den Rang eines Großherzogs bekam, wurde Goethe sogar dessen Minister und blieb es bis zum Tode (22. März 1832).

3) Goethe war in der That, wie Wieland sagte, ein enfant gâté der Natur und des Schicksals. Theils ersehen wir dieß aus seiner biographischen Skizze, theils aus dem nun Folgenden. Goethe war nämlich ein glänzender Geist in herrlichem Körper. Schon seine äußere Erscheinung überraschte und verrieth, das sei ein ganzer Mann. Er hatte in seinem Wesen etwas Majestätisches, so daß selbst Napoleon bei der Audienz, zu der er in Erfurt Goethe befahl, das Wort entfuhr: Voilà un homme! Wie in seinem Aeußern, so herrschte auch in seinem Innern das schönste Ebenmaß; auch war er mit herrlichen Talenten aller Art ausgerüstet. Darum konnte er ebensogut auf der Kanzlei, wie auf den Brettern und der Rednerbühne seine

Stelle ausfüllen, und verstand sich ebenso vollkommen als Kammerpräsident und Minister auf des Lebens ernstes Führen, wie als Dichter auf das Fabuliren[1].

Ebenso war sein Temperament gut gemischt; Ernst und Scherz waren ihm im rechten Moment zur Hand. — Die Maske der Heuchelei verabscheute er; er war das, als was er sich zeigte: aber er zeigte den Wenigsten sein ganzes Ich, verhängte gern sein Inneres durch kluge Zurückhaltung. Freundschaft liebte er als ein theures Gut, oberflächlichen Leuten wich er jedoch aus. Neid war seiner Seele fremd, er gönnte andern Sternen gern ihr Licht; aber er ließ es auch merken, daß er sich für einen Stern erster Größe halte. Eine gewisse Eitelkeit trat besonders in seinem Alter hervor. Der Cultus, den seine Verehrer mit ihm trieben, trug viel dazu bei. — Die Natur und das wirkliche Leben zu belauschen, war ihm ein süßer Genuß. Bei jener suchte er die geheimen Gesetze, bei diesem die Triebfedern zu erforschen. Besonders zog ihn das Welttreiben an. Schon als Knabe hatte er für dasselbe ein offenes, lebhaftes Auge. Die größte Allseitigkeit in der Weltkenntniß strebte er fort und fort an.

4) Goethe lebte fast für Nichts als für die Kunst, besonders die Dichtkunst. Die Kunst schien ihm das Christenthum und auch das Vaterland zu ersetzen, so fremd wurde er ihnen. Seine religiöse Ansicht war ungefähr die Lessings; reine Menschenliebe ohne Glaubenssätze schien ihm vollkommen auszureichen. — Wie klein beisammen sein Patriotismus war, das zeigte er in seiner Bewunderung, ja Verehrung Napoleons. In ihm sah er nicht den Unterdrücker des Vaterlandes, sondern nur „Heldengröße und Herrschertalent". Und als das so tief erniedrigte Deutschland endlich (1813) in heiliger Begeisterung sich aufraffte, um das verhaßte Joch abzuschütteln, so war ihm das so zuwider, daß er in ein böhmisches Bad reiste und in morgenländ'sche Poesie sich versenkte. Damals schrieb er:

Nord und West und Süd zersplittern, Throne bersten, Reiche zittern;
Flüchte du, im reinen Osten Patriarchenluft zu kosten!

Durch seine Jugend zog sich zwar einmal eine frommgläubige Stimmung (vgl. den Ostergesang im „Faust"), und selbst in die Region der Schwärmerei (besonders durch den Einfluß einer ihn verpflegenden frommen Herrnhuterin, Fräulein von Klettenberg) that er einige Schritte: dann aber wich er der christlichen Offenbarung mehr und mehr aus. Lavater suchte ihn zu bekehren; Goethe blieb aber, wie er ihm schrieb, ein „decidirter Nichtchrist". Seine Abneigung gegen das Christenthum zeigte er besonders nach der italienischen Reise (vgl. die in Rom gedichtete „Hexenküche", eine Scene im Faust). Wie ein Alt-Grieche schaute er nun das Leben an. In Italien hatte er sich näm-

[1] Goethe selbst schreibt in „Wahrheit und Dichtung":

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Und Lust zum Fabuliren.

lich so für die griechischen Antiken begeistert, daß er wähnte, die Menschheit habe in den Griechen ihr Ziel erreicht. Die Kunst galt ihm nun als Religion und die Natur (insbesondere die Menschennatur) für deren Evangelium. Seiner Natur, meinte er, solle man sich völlig hingeben; man solle „wahr sein und gut und bös wie die Natur". Als Greis dachte er etwas billiger über das Christenthum (vgl. sein Urtheil über die Siebenzahl der Sakramente in „Wahrheit und Dichtung").

§ 72. Goethe als Dichter.

1) Goethe war ein Liebling der Musen, wie vor ihm und nach ihm kaum ein anderer deutscher Dichter; selbst Wolfram hält den Vergleich mit ihm nicht durchweg aus. Er bedurfte nicht, wie es Lessing von sich klagt, des gewaltsamen Aufpumpens des Dichtungsquelles, nicht des mühsamen Suchens nach den Goldkörnern unter Kies und Schutt. Bei ihm floß der Dichtungsquell immerzu, ja er sprudelte; denn von seiner frühesten Jugend bis in sein Greisenalter hinein drängte es ihn fort und fort zum Dichten, zur Ausübung seines Dichterberufes, so zwar, daß er oft mitten in der Nacht, wenn er erwachte, sofort nach der Leier griff. Und ebenso wenig kostete es ihn Mühe, die Goldkörner der poetischen Stoffe zu erspähen; für sein Dichterauge waren in dieser Hinsicht das Leben und die Natur überaus reiche Goldländer, darin wandelnd er mit sicherem Griff die Menge der trefflichsten Dichtungsstoffe auflas. „Besonders wenn er in leichter Gondel durchs Jugendleben schaukelte, wurde ihm Alles am Lebensstrome — Burgen, Rebenhügel, Morgennebel, Sonnenstrahl, Abendkühle, Winterreif — zum Lied" (Lindemann). Ja, Goethe war Dichter von Beruf im vollkommensten Sinne des Wortes, so daß er auch ohne Bücher und Muster sich einen der ersten Plätze im deutschen Dichtersaale erworben hätte. Freilich, weil er trotzdem auch noch die gründlichsten Studien machte, in den Kunstgalerien (besonders in Italien) seinen Geschmack mehr und mehr verfeinerte, so schwang er sich auf den ersten Platz.

2) Goethe's Dichtungen zeichnen sich alle durch Naturwahrheit (Naturtreue, Objektivität) aus. Denn er schildert das Leben stets so, daß es der Wirklichkeit durchaus entspricht (Realismus), daß wir Copieen wirklicher Vorfälle zu schauen meinen. Darum führt er uns in den Personen seiner Dichtungen auch stets wahrhafte Menschen, nicht etwa Engel oder Teufel in Menschengestalt vor, nicht etwa Leute wie aus dem Mond gefallen, sondern ächte Erdbewohner. Bei ihm fand eben das statt, was er so hoch am Dichter schätzte, „das Wetteifern mit der Wirklichkeit." Indem sich aber Goethe so gut auf naturwahres Dichten verstand, so vermied er doch die Klippe des Na-

turalismus, an der Iffland, Kotzebue (vgl. § 66) scheiterten; denn wiewohl er uns nicht wie Schiller in eine ideale Welt versetzt, so führt er uns das wirkliche (reale) Leben doch nur so zu sagen im Sonntagsschmucke vor.

Dieses Wetteifern war es, was Schiller so schwer fiel, was man besonders in seinen ersten Dramen, am meisten in den „Räubern", vermißt. Schiller strebte übrigens ehrlich und eifrig darnach und machte, besonders im Umgang mit Goethe, glückliche Fortschritte. Goethe hingegen hat sich von Jugend auf für solche naturtreue Darstellung erzogen. Er gewöhnte sich nämlich an, stets mit ganz unparteiischem Auge die Außenwelt zu beobachten. Er hatte kein anderes Interesse als das, anzuschauen. Wie einen photographischen Apparat stellte er sich in das große Schauspiel des menschlichen Lebens hinein und empfing die Eindrücke mit photographischer Treue. Ebenso suchte er sich auch stets in die Lage, in die Gefühle der Andern (der Objekte) hineinzudenken. Ja „es war ihm angeboren, sich in die Zustände Anderer zu fühlen und mit Gefallen daran Antheil zu nehmen." Deshalb wurde er auch am größten als Dichter der Gefühle, als Lyriker.

3) Eine andere Eigenthümlichkeit unseres Dichters war, daß er fast nur das Selbsterlebte dichtete, das Selbstempfundene sang. „Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen", so bekennt er selbst. Und so ist denn in der That seine Dichtung auch sein Leben, mit seinen Leiden und Freuden, seinen Kämpfen, Siegen und Niederlagen. „Was ich irrte, was ich strebte, was ich litt und was ich lebte, sind hier Blumen nur im Strauß", mit diesen Worten leitet er seine Lieder ein. Insofern ist sein ganzes Dichten eine höhere Art von Gelegenheitsdichten gewesen. Auf diese Weise wurden denn auch alle seine Dichtungen Bruchstücke einer großen Lebensbeichte. Eben daraus erklärt sich auch die große Frische und Lebendigkeit seiner Poesie, und, theilweise wenigstens, die Naturtreue derselben.

Ja es scheint fast, als ob Goethe nur gelebt hätte, um das Erlebte dann zu dichten, um uns in seiner Gesammtdichtung eine „Tonleiter aller menschlichen Gefühle" bieten zu können. So lebte er sich z. B. in die verschiedensten Stimmungen oder auch Zeitrichtungen hinein, bis er sich damit recht vertraut gemacht hatte; dann dichtete er sie, sagte sich aber eben dadurch von ihnen los (vgl. Werther). Er glich sohin einem Akteur, der sich in eine Rolle einstudirt, sie darstellt und dann wieder zu einer andern greift, oder auch dem Proteus aus der altgriechischen Mythologie, der sich nach Belieben in den verschiedensten Gestalten zeigen konnte.

4) Unterscheiden wir die Poesie in Kunst- und Volkspoesie, so war Goethe vor Allem Meister in der letztern. Es war, als ob ein Rhapsode, ein Sänger aus dem Kindheitsalter der Menschheit erschienen wäre. Dieser wahrhaft kindliche Sinn ist selbst seinen spätern Gedichten noch aufgeprägt. Seine „Wandelnde Glocke", sein „Getreuer Eckart" sind wahre Kinder-

gesänge. Auch das „Röslein auf der Haide" und „Erlkönig" seien hier genannt. Als Kunstpoet schuf er, abgesehen vom moralischen Gehalt, in seinen „Elegien" das Beste. — Schauen wir aber auf die verschiedenen Dichtungsarten, so ist es eben (vgl. oben 2) die Lyrik, in der sich Goethe hauptsächlich die Palme verdiente. Er war der Dichter der innern Kämpfe, besonders der selbst bestandenen. Als Lyriker überragt er die lyrischen Dichter aller Nationen. Dicht neben seinen Liedern stehen aber seine Balladen und Romanzen. Freilich wendet er auch als Epiker noch gern die Lyrik an, und sucht wohl auch beides zu vereinigen durch eine Art dramatischer Darstellung, wie z. B. im „Zauberlehrling"; allein seine Epik bleibt doch meisterhaft. Der schon fünfzigjährige Goethe dichtete noch außer dem letztgenannten die „Braut von Korinth", den „Erlkönig", den „Fischer", den „Schatzgräber" und Anderes. Uebrigens gibt es keine Dichtungsart, in der er sich nicht versucht und Treffliches geschaffen hätte. Wenn er nun auch in der Epik durch Homer, Dante, Wolfram ꝛc. übertroffen wird, und im Drama durch Shakespeare, so steht er doch durch die Allseitigkeit seines genialen Schaffens einzig unter allen Dichtern der Welt da. Ohne Zweifel aber ist er der König unter den deutschen Dichtern, ja auch der König der Lyriker aller Nationen. Von seinen größern Dichtungen werden die nächsten Paragraphen eingehender handeln.

1. Der Musensohn.

1. Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Tacte reget,
Und nach dem Maß beweget
Sich Alles an mir fort.

2. Ich kann sie kaum erwarten,
Die erste Blum' im Garten,
Die erste Blüth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder;
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

3. Ich sing' ihn in der Weite,
Auf Eises Läng' und Breite,
Da blüht der Winter schön!
Auch diese Blüthe schwindet,
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höh'n.

4. Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie.
Der stumpfe Bursche bläht sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

5. Ihr gebt den Sohlen Flügel,
Und treibt durch Thal und Hügel
Den Liebling weit von Haus,
Ihr lieben holden Musen!
Wann ruh' ich an dem Busen
Der Meinen wieder aus?

2. Der Zauberlehrling.

1. Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

2. Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße,

3. Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

4. Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

5. O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen!
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

6. Seht, da kommt er schleppend wieder;
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen!
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach, ihr hohen Mächte!

7. Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! Hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.“

3. Erlkönig.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hält den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

3. „Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mir dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

4. „Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?" —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen dich ein." —

6. Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düsteren Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!" —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

4. Der getreue Eckart.

1. „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus!
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken, das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen uns leer nur die Krüge."

2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell.
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!

Die Hulden sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

3 Gesagt, so gescheh'n! Und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

4. Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!"
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut" —
„Nein, keineswegs, Alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein!"

5. „Und der es euch anräth und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung Jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt um die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?"
Die Mäuslein sie lächeln, im Stillen ergötzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

8. Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Alderman spricht:
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut!
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

5. Die wandelnde Glocke.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.

2. Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."

3. Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle."
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

4. „Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt."
Doch welch ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.

5. Sie wackelt schnell, man glaubt es [kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

6. Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

7. Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

6. Legende vom Hufeisen.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf den Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sanct Peter drauf:
„Heb' doch einmal das Eisen auf!"
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt,
So etwas vom Regiment der Welt,
Was einem Jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätt' müssen Kron' und Scepter sein.
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt,
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmuth, d'rauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor Allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein gold'ner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sanct Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht."

7. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.

1. Der Sänger.

1. Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

2. Gegrüßet seid mir, edle Herrn!
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen!
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch! Hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

3. Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für sein Spiel,
Eine gold'ne Kette reichen.

4. Die gold'ne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die gold'ne Last
Zu andern Lasten tragen.

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke!

2. Der Harfenspieler.

1. Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß, [Mächte!
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen

2. Ihr führt in's Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

3. Mignon.

1. Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

2. Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach;
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

3. Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! dahin
Geht unser Weg! O Vater, laß uns ziehn!

8. Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick!
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gesträuch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln;
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne, silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem alten Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen!
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand, die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater, mit! —

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und in rollendem Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.
Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

9. Zigeunerlied

(aus „Götz von Berlichingen".)

1. Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Mitternacht,
Ich hörte der Wölfe Hungergeheul,
Ich hörte der Eulen Geschrei:
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

2. Ich schoß einmal eine Katz' am Zaun,
Der Anne, der Hex', ihre schwarze liebe Katz';
Da kamen des Nachts sieben Wehrwölf zu mir,
Waren sieben Weiber vom Dorf.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

3. Ich kannte sie all', ich kannte sie wohl,
Die Anne, die Ursel, die Käth',
Die Liese, die Barbe, die Ev', die Beth;
Sie heulten im Kreise mich an.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

4. Da nannt' ich sie all' bei Namen laut:
Was willst du, Anne? was willst du, Beth?
Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich,
Und liefen und heulten davon.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

10. Wanderers Nachtlied.

1.

Der du von dem Himmel bist
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust!

2.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt du auch.

Proben bei Kellner: das Feuer; das Sonett; das Blümlein; Sentenzen.

5) Was den ſittlichen Gehalt von Goethe's Dichtungen betrifft, ſo hatte er gewiß bei keiner derſelben eine unmoraliſche Tendenz. Weil er aber das Leben dichtete, ſo kamen ihm auch Stoffe unter die ſchaffenden Hände, deren Darſtellung für viele Leſer gefährlich iſt, um ſo gefährlicher, je mehr Grazie der Dichter durch die Darſtellung darüber ausgegoſſen hat. Ihm (Goethe) galt zudem Manches für moraliſch erlaubt, was es nicht iſt; denn ſein Evangelium war ja die Natur. Beſonders geben ſeine Elegien Zeugniß, wie ſehr Goethe in ſeiner ganzen Anſchauung von chriſtlicher und germaniſcher Sitte abgewichen war. Seine Dichtungen gleichen ſomit Bäumen mit herrlichen Früchten, von denen viele, ſo ſchön ſie auch ausſehen, beim Genuſſe Gefahr bringen. Große Kunſtfreunde und Kunſtkenner ſind vor dieſer Gefahr mehr geſchützt; denn ſie treten nur hin, um zu ſchauen, zu bewundern, nicht um die Früchte zu brechen, zu genießen. Die Leſer aber, die mehr nur genießen wollen, d. h. mehr nur Unterhaltung als ſchöne Darſtellung ſuchen, die bedürfen bei der Lektüre Goethe's eines kundigen Führers.

§ 73. Goethe's größere Jugenddichtungen.

1) Auch Goethe war nicht unberührt vom Sturm und Drang (vgl. S. 326) geblieben. Zu Straßburg nämlich wurde er in den Kreis der Originalgenie's (Herder, Lenz, Lerſe, Wagner, Jung-Stilling) gezogen. So fand deren Parole — Natur, Geradheit, Derbheit, deutſche Art zu erſtreben, — auch bei ihm Anklang. Auch er übte ſich darin, in ſchriftlicher Darſtellung „ſhakeſpearefeſt" zu werden. Denn Shakeſpeare galt in jenem Kreiſe als das höchſte, ja einzige Dichtervorbild. Goethe war übrigens der Gemäßigtſte und verließ am früheſten die Bahn burſchikoſer Dichtung. Die zwei einzigen Werke, aus denen ſeine zeitweiſe Sympathie mit den Stürmern zu erkennen iſt, ſind ſein „Götz" und „Werthers Leiden".

2) „Götz von Berlichingen" ist ein ächt deutsches Volksdrama (in Prosa) in 5 Akten. Es spielt zur Zeit der Reformation unter den Kaisern Max und Karl V. Dieser Götz „mit der eisernen Hand" ist eine historische Person. Vom Jahr 1500 bis 1562 spielte er als Raubritter eine wichtige Rolle. Er war ein verwegener, rauflustiger Mann, ohne Falsch, der gern den Bedrückten half. Seine Selbstbiographie gefiel Goethe so gut, daß er diesen Rittercharakter dramatisch zu schildern beschloß. Da sich aber dieser Götz so recht auf offener Straße herumtummelte, sich von einer Fehde in die andere warf, in das bewegte öffentliche, besonders das politische Leben herzhaft eingriff, so mußte der Dichter auch die Zeit des Ritters abschildern. In fünf Tableaux zeigt er uns nun wirklich jene Zeit und wie Götz in sie eingreift. Bekanntlich strebte Kaiser Max redlich und energisch darnach, dem rohen Faustrecht gründlich den Garaus zu machen; er verkündete darum den Landfrieden, und verhieß durch ein sogenanntes Reichsgericht für Alle Recht und Gerechtigkeit. Diese neue Ordnung, welche ein ganz neues Gerichtsverfahren und überhaupt eine neue Zeit mitbegründen half, gefiel unserm Götz gar nicht [1]. Er meinte, man könne viel kürzer und besser Recht sprechen. Er sah sich selbst als einen besseren Schützer des Unterdrückten an, und übte deßhalb trotz Reichsgericht die Rolle eines Rechtssprechers auf eigene Faust. Dabei hielt er sich aber doch für einen treueren Anhänger des Kaisers, als solche, die um den kaiserlichen Hof herumschmeichelten. Letzteren Zug hebt Goethe im Drama häufig und recht ergreifend hervor, besonders wo er den bedrängten belagerten Götz in der höchsten Noth noch sein letztes Glas Wein auf des Kaisers Wohl leeren läßt. Den Tod des Helden hat jedoch Goethe dem Drama zu lieb von der Geschichte abweichend dargestellt: er läßt ihn nämlich als Gefangenen an seinen Wunden sterben; während der historische Götz Urfehde haltend ruhig auf Schloß Hornberg starb.

Im 1. Akt finden wir Götz als Rächer gegen den Bischof von Bamberg, der ihm „einen Buben hat niederwerfen lassen". Er kann aber nur den Weislingen (keine historische Person), des Bischofs rechte Hand, seinen frühern Freund und jetzigen Feind, aufheben. Diesen gewinnt er durch Treuherzigkeit wieder, verlobt ihm die Schwester und entläßt ihn vertrauensvoll. — Im 2. Akt erfahren wir, daß Götz Nürnberger Kaufleute überfallen, um die Nürnberger, die seinen Buben an die Bamberger verrathen hatten, zu züch-

---

[1] „Es kommen die Zeiten des Betruges", läßt Goethe den sterbenden Götz sagen, „es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen". Und in der That kamen auch mit dem römischen Recht zugleich nach Deutschland Feilheit der Gesinnung, Höflingsränke, Ueppigkeit des Hofadels, Verdrehung des Rechts.

tigen. Er wird bei dem Kaiser verklagt, und Weislingen, der einem schönen aber intriguanten Weibe [1] (Adelheid von Walldorf) zu lieb Götz und seiner Verlobten (Maria) wieder untreu geworden war, hetzt selbst den Kaiser gegen ihn auf, so daß er richtig in die Reichsacht erklärt und mit Kampf bedroht wird. — Im 3. Akt spielt nun die Exekution gegen den Geächteten, insbesondere die Belagerung der Burg Jaxthausen. Götzens Ritterlichkeit zeigt sich auch hier in glänzendem Lichte. Schließlich wird ihm freier Abzug versprochen; aber trotzdem führt man ihn gefangen nach Heilbronn. — Im 4. Akt zeigt er sich noch größer als Gefangener. Immer ritterlich, schlägt er auch drein, da man ihn binden will. Aber doch schwindet sein Muth, da er sich verrathen und von Weislingen treulos verlassen sieht. So ist er endlich froh, daß er durch Sickingens Dazwischenkunft freien Paß erlangt und verpflichtet sich bereitwillig die Fehde für immer zu lassen. — Der 5. Akt führt uns mitten in den Bauernkrieg. Die Bauern bestürmen Götz, ihr Chef zu werden. Nun entsteht ein Seelenkampf in ihm. Er möchte zusagen, aber sein gegebenes Wort, Urfehde zu halten, warnt ihn. Zuletzt nimmt er doch an. Als sie aber ihr Versprechen, nimmer zu brennen und zu plündern, nicht halten, will er sich entrüstet von ihnen losmachen. Allein es ist zu spät: der Kampf wälzt sich in seine Nähe; er kämpft heldenmüthig, wird schwer verwundet und gefangen. So stirbt er auch.

3) Dieß Drama ist, wie schon oben gesagt, ein Charakter- und Zeitgemälde. Scene ist an Scene gereiht, ohne eigentliche Einheit. Dieß ist ein Hauptmangel. Doch die Vorzüge des Stücks wiegen weit schwerer, als dieser Mangel. Es gibt uns einmal ein überaus treues Bild jener Zeit; „wie sie leibt und lebt, tritt diese vor uns hin" (Vil.). Dann sind die Charaktere sehr wahr und scharf ausgeprägt, besonders die der Frauen. Und wie treu und neu hatte Goethe insbesondere den ungeschlachten, biedern Charakter des deutschen Volkes abgebildet! dazu deutsche Rittertugend und Frauenminne! Dieß, sowie auch die der Biographie nachgeahmte Sprache Götzens und das ungewohnte Ritterwesen auf der Bühne bezauberten das Publikum. Die Nation rief Beifall dem Stücke, das Friedrich der Große „abscheulich" fand. Man schwärmte eine Zeitlang für Ritterwesen und Rittermanier. Götzens Derbheit wurde Mode. Die Dichter aber rüsteten eine Menge Ritter für die Bühne aus, leider ohne alles Geschick. Auch mit herzlich schlechten Ritterromanen überflutheten sie Deutschland.

4) „Die Leiden des jungen Werther" schildert uns ein so betitelter Roman in Briefen (1774). Dieser Roman spielt nicht, wie „Götz", in fernliegender Vorzeit, sondern in der Zeit Goethe's, er führt uns auch keine Thaten, keine äußeren Kämpfe und Waffengeklirr vor, sondern vielmehr nur Empfindungen, innere

---

[1] Scholl faßt deshalb dieß Drama auf als „die Darstellung des Mannes, der über einem Weibe zu Grunde geht"; denn Weislingen stirbt noch vor Götz, vergiftet durch sein ungetreues Weib Adelheid.

Kämpfe und Herzensqualen, Hoffen und Verzagen, Schmachten und Seufzen. Hingegen wird uns auch hier, wie im „Götz", ein „Doppelbild" geboten. Die Leidensgeschichte Werther's ist zugleich eine Zeitgeschichte; wenigstens ist sie ein interessantes, wichtiges Kapitel aus der Herzensgeschichte von gar vielen Zeitgenossen Werthers. Goethe schildert uns nämlich in dem Roman eine krankhafte Seelenstimmung, von der Viele der damaligen Gebildeten, besonders der jüngere, ein sorgloses müßiges Leben führende Theil, ergriffen waren, nämlich die falsche Empfindsamkeit (Sentimentalität) in ihrem höchsten Stadium, wo sie auch Weltschmerz [1] heißt. Der Weltschmerz aber kennzeichnete sich vor Allem durch eine äußerst reizbare Empfindlichkeit, durch ein Sichunglücklichfühlen ob der geringsten unangenehmen Begegnisse, durch das absichtliche Nähren der Melancholie, und somit durch eine stete innere Selbstquälerei.

Das Herzchen eines solchen Patienten mußte wie ein krankes Kind behandelt werden, andernfalls es vor Ach und Weh fast starb, und je nach Umständen den Tod ersehnte und suchte. Besonders empfindlich und exaltirt zeigte es sich bei unglücklicher Liebe; da kam es am ehesten außer sich und schrie nach dem Tod, den ihm denn auch gar mancher unglücklicher Sklave seines verzärtelten Herzens durch Selbstmord brachte. Von diesem Weltschmerz also gibt uns Goethe in „Werthers Leiden" ein ausgezeichnet anschauliches und getreues Bild.

Freilich brauchte Goethe nur sich selbst zu porträtiren, wie er nämlich war während seines Aufenthaltes zu Wetzlar und noch einige Zeit nachher. Damals hat er selbst Alles erlebt, was er hier schildert: auch er kämpfte mit Selbstmordgedanken; nur reiften in ihm diese Giftblüthen der Krankheit nicht zur Frucht, weil er sie bei Zeit abbrach und aus sich hinauswarf. Um nun aber die Krankheit in ihrem ganzen Verlauf, in ihrer ganzen furchtbaren Gewalt zu schildern, mußte der Patient des Romans den Selbstmord ausführen. Darum lenkte Goethe sein Auge auf einen seiner Wetzlarer Bekannten, den jungen Jerusalem (braunschweigisch-lüneburgischer Gesandtschaftssekretär), der sich wirklich erschossen hatte. Der mußte ihm nun auch noch sitzen zum Porträt Werthers. Und so hat also Goethe hier zwei wirkliche Personen in eine — die Hauptperson seiner Dichtung — zusammengeschmolzen. An sich hat er freilich das innere Wesen der Krankheit studirt; aber die Darstellung, und gar eine so meisterhafte, war darum doch kein Leichtes. „Viele theilten das Gefühl, ihm Ausdruck geben konnte nur Goethe allein" (Carlyle).

5) Der Inhalt dieses Romans nun ist folgender:

Werther ist ein feiner edler Jüngling, bürgerlichen Standes. Er ist Maler und Dichter. Einmal wird er, weil er nicht von Adel ist, aus einem

---

[1] Schon Seite 245 wurde gezeigt, wie diese Sentimentalität durch die englische Poesie nach Deutschland kam. Ferner wurde auch bei Besprechung Klopstocks und Ossians (vgl. S. 282) erwähnt, wie sich diese Empfindsamkeit immer krankhafter bei uns gestaltete, besonders durch die Lektüre dieser beiden Dichter. In der Zeit der Jugend Goethe's nun erreichte die Krankheit ihre Krisis. Bei den Einen steigerte sie sich nur zur Thränenseligkeit, bei den Anderen zum sog. Weltschmerz.

adeligen Kreise ausgewiesen. Diese Ausweisung erscheint ihm wie ein Brandmal der Schande. Trostlos, denkt er an Selbstmord, rafft sich jedoch wieder auf, verläßt Amt und Eltern und zieht in die Einsamkeit. Da findet er bald seine Seelenruhe wieder. Unter Lindenbäumen verliest und verträumt er die Stunden: er zeichnet daselbst und liest Homer; alles, selbst das Alltäglichste, interessirt ihn hier. In dieser Ruhe und Wiedergenesung wird er Hausfreund bei einem Beamten. Lotte, dessen Tochter, führt das Hauswesen. Sie ist verlobt; Werther aber hält sich ihrer für würdiger und kämpft nur halb gegen eine Zuneigung. So wächst diese bis zur Schwärmerei; bald hofft er, bald verzweifelt er. Der Winter mit seiner Trauer kommt in die Natur, aber auch in sein Inneres. Nun muß er in das Stadtleben zurück. Alles ekelt da ihn an: das Geschäft ist ihm tödtliche Langeweile; der Stolz des Adels verletzt ihn. Fürstliche Anerbieten schätzt er sogar gering, weist sie zurück und eilt wieder an den früheren Aufenthaltsort. Er findet alle Bekannten, aber nicht seine Ruhe. Lotte ist nun Gattin. Werther spinnt trotzdem den Faden seiner Schwärmerei weiter fort und wird so das Opfer seines endlosen Schmachtens, das Opfer seiner unvernünftigen und unerlaubten Empfindung. Denn er entleibt sich mittels Erschießens.

6) In Bezug auf die Darstellung gehört „Werther" zu den Meisterstücken ersten Ranges. Die Briefform gibt ihm dramatisches Leben. „Nach so klaren sinnigen Bildern, nach so zarter feiner Einfachheit durchsucht man die ganze deutsche Literatur vergebens. Die Sprache ist ein steter Strom von Musik; sie ist Prosa und Poesie zugleich — lieblich wie das Rauschen fallender Wasser und voll süßer Melancholie wie ein Herbstabend" (Lewis). Darum war auch die Wirkung eine außerordentliche. Das sogenannte „Wertherfieber" ergriff alle Schichten der Gesellschaft. Es wurde Mode, wie der Held des Romans zu schwärmen und zu enden. Der schmachtende, weinerliche, thatenlose und doch höchst anspruchsvolle Werther war zum Ideal geworden. So wirkte also dieser Roman sehr verderblich. Allerdings ist darin die Idee dargestellt, daß der sogenannte Weltschmerz in's Verderben, zum Selbstmord führt; allein der Dichter hätschelt eben doch gar zu sehr den Schwächling, hebt ihn zu sehr heraus und nirgends mißbilligt er dessen Selbstmord. Das ewige Schmachten, und sogar nach fremdem Weibe, erscheint auch als etwas ganz Unschuldiges. Selbst die Lotte, die der Dichter wie ein Ideal hinstellt, ist nicht sittlich kerngesund; denn sie ist viel zu nachsichtig gegen den Schwärmer. Gegen den Inhalt der Dichtung erhoben sich denn auch angesehene Männer, wie Lessing, Claudius, Nikolay u. s. w. Lessing nannte sie „ein klein großes, verächtlich schätzbares Original"; Nikolay spottete: es half nichts; die Krankheit wurde epidemisch und nahm ihren Verlauf. Nur Einem war das Buch ein wahres Heilmittel, dem Dichter selbst. Goethe hatte sich dadurch gesund geschrieben. Als es fertig war, war er kurirt und er fühlte sich dann, „wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt."

§ 74. Goethe's in Italien gereifte Dramen.

1) Nicht um eine Vergnügungsreise zu thun, oder der Erholung halber, sondern um sich zum Dichten zu sammeln, um sich selbst (als Dichtergenius) wieder zu finden, reiste Goethe im Herbste 1786 nach Italien ab. Wie athmete er auf, als er die Alpen überschritt! Und da er von den Bergeshöhen in die südlichen Gefilde hinabstieg, als ihm die italienische Luft entgegenwehte, rief er beseligt aus: „Wer dichtet nicht, dem diese schöne reine Sonne scheint, der diesen Hauch des Lebens in sich zieht!" In der That war dieser Aufenthalt in Italien für die Entwicklung unseres Dichters so entscheidend, ja noch entscheidender, als sein Aufenthalt in Straßburg an der Seite Herders. In Italien wurde nämlich sein angeborener Schönheitssinn noch viel mehr gekräftigt; besonders prägte er sich bei den griechischen Skulpturen das Ideal menschlicher Schönheit tief ein: ebenso verfeinerte sich durch das Hören und Sprechen der vokalreichen italienischen Sprache sein Sinn für Anmuth und Wohllaut der Sprache überhaupt. Auf diese Weise reifte also der Dichterjüngling zum reinklassischen Kunstpoeten, zum g a n z e n Manne auch als D i c h t e r heran; die Alpen überschreitend hatte er diese gleichsam als Grenzen zwischen seiner Jugend und seiner Reife als Künstler gezogen.

Diesseits der Alpen war er unruhig, er seufzte unter der Last der Geschäfte, das ganze Leben zu Weimar ließ ihn zu kalt, befriedigte sein Dichtergemüth keineswegs: jenseits der Alpen aber, unter dem milden heiteren Himmel Italiens, da wurde es ruhig in ihm [1]; mitten in der südlich herrlichen Natur, unter den dort selbst auf der Straße aufgestellten antiken Kunstschätzen, in den kostbaren Bildergalerien, da ging ihm das Herz auf, wie nie zuvor. In Italien wollte er für Nichts leben, als für die Kunst und seinen Dichterberuf. Doch begnügte er sich nicht damit, bloß betrachtend im Kunstgenuß und im Genuß der Natur zu schwelgen: denn er war außerordentlich thätig; er zeichnete, modellirte, studirte Naturgeschichte, Geschichte, Münzen- und Alterthumskunde, ja selbst Anatomie 2c. Unter den Klassikern, die er wieder hervorholte, fesselte ihn besonders Homer; ihn las er jetzt mit ganz anderem Verständniß und Genuß.

2) Aber wie gesagt, so Vielerlei auch Goethe in Italien trieb, Alles trieb er mit Bezug auf seinen D i c h t e r b e r u f; er wollte sich dadurch zum poetischen Schaffen immer besser stimmen, immer tüchtiger machen. Begreiflich also, daß er in Italien am allerwenigsten als Dichter feiern wollte. Darum hatte er sich schon

---

[1] Göthe selbst bekennt dies in seinen Reisebriefen mit folgenden Worten: „Ich habe die höchste Zufriedenheit meines Lebens genossen und kenne nun wenigstens einen äußersten Punkt, nach welchem ich das Thermometer meiner Existenz abmessen kann. Ich habe mich selbst zuerst in Rom gefunden, bin übereinstimmend mit mir und glücklich und vernünftig geworden."

zum Voraus seine Hauptaufgaben zurecht gelegt; denn er hatte behufs des Umdichtens oder Feilens, die Manuscripte von Iphigenie, Tasso, Egmont, mit nach Italien genommen. Als nun der Baum, an dem jene poetischen Früchte hingen, unter italienischen Himmel versetzt war, da begannen diese gleichsam ein zweites Mal zu reifen, zu viel herrlicherem Aussehen, zu viel feinerem Geschmacke. Gleich am Gardasee holte er Iphigenie hervor und begann die Umarbeitung. Nach der Iphigenie kam Tasso an die Reihe. Egmont wurde weniger verändert. Auch die Bruchstücke seines „Faust" hatte er eingepackt, und auch „Faust" kam der Aufenthalt zu gut; denn die Hexenküche entstand in einer römischen Villa.

3) Die Iphigenie auf Tauris (ein Drama in 5 Aufzügen) hatte Goethe eigentlich schon wiederholt umgearbeitet, theils dem Inhalt, theils der Form nach; sie war auch schon „in Verse geschnitten", als er sie am Gardasee zu der letzten endgültigen Bearbeitung hervorholte. In Rom erst vollendete er sie, schickte sie sogleich nach Weimar ab und taufte sie in dem Begleitschreiben „Schmerzenskind". Der Stoff, die Handlung ist fast ganz der griechischen Sage entlehnt. Derselbe ist verschiedene Mal von altgriechischen Dichtern behandelt, besonders schuf Euripides zwei Dramen aus dem Schicksal der Iphigenie: Iphigenie in Aulis (wo das Griechenheer, vergebens auf günstigen Wind zur Abfahrt nach Troja wartend, durch den Seher Kalchas erfährt, erst müsse die von dem Griechenführer Agamemnon beleidigte Göttin Artemis durch den Opfertod seiner Tochter Iphigenie versöhnt werden, und wo dann diese, vom Vater in das Lager gelockt, sich in das Opferloos schickt, aber im Momente der Opferung von der Göttin durch die Lüfte nach Tauris entrückt wird) und „Iphigenie in Tauris." Eben an Euripides lehnte sich Goethe, was die Handlung betrifft, vorzüglich an. Nur den Ausgang, die Art und Weise der Lösung hat er, zum Vortheile des Drama's, anders dargestellt. Goethe läßt zwar (wie Euripides) den wegen des Muttermordes von den Furien verfolgten Orestes in Delphi die Verheißung erhalten:

„Bringst du die Schwester, die an Tauris Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland; so löset sich der Fluch";

nach Euripides aber meint der Gott (Apollo) seine eigene Schwester (die Diana d. h. die Dianastatue zu Tauris) und Euripides läßt deßhalb durch Orestes und die mit ihm heimlich entfliehende Iphigenie das Bild entführen, zugleich aber die sie verfolgenden Taurier durch die Göttin Athene (Minerva) beschwichtigen, während

nach Goethe's Auffassung dem Orestes, als er von Thoas vernimmt, daß ohne Kampf das heilige Bild nimmer zu erlangen sei, plötzlich klar wird, das Orakel habe seine Schwester (Iphigenie) gemeint:

„Wir legten's von Apollens Schwester aus,
Und er gedachte dich! Die strengen Bande
Sind nun gelöst; du bist den Deinen wieder,
Du Heilige, geschenkt. Von dir berührt,
War ich geheilt."

Goethe läßt die Bedrängten nicht einmal durch Flucht gerettet werden, sondern sie und Orestes auf die edelste Weise ihre Rettung erwirken. Der Verlauf der Handlung in Goethe's Drama ist nämlich folgender:

Iphigenia, durch Diana vom Tode errettet, lebt in Tauris (Halbinsel Krim) ein Leben „wie einen zweiten Tod". Sie ist Priesterin der Diana. Vor ihr betrat kein Fremdling das dortige Ufer, der nicht an der Göttin Altar als blutiges Opfer fiel. So war es uralter Brauch. Ihre zarte Weiblichkeit besänftigt die Barbarei des Königs (Thoas) und seines Volkes; denn sie ist ein Ideal von Schönheit und Tugend. „Auf Tausende träufelte von ihrem Wesen Balsam. Am unwirthsamen Todesufer bereitete sie dem Fremden Heil und Rückkehr." Nun wirbt Arkas im Namen seines königlichen Herrn um ihre Hand. Er sucht sie zum Jawort zu bereden. Doch sie nimmt solche Werbung wie „die schrecklichste Drohung" auf. Selbst als der König persönlich um sie wirbt, weist sie ihn ab. Da überzieht sein Herz wieder die Eisrinde der Barbarei. Iphigenie, so beschließt er, soll nun doch Blutpriesterin sein. Zu der Zeit landet, vom Freunde Pylades begleitet, ihr Bruder Orestes. Sie soll nun beide opfern. Orestes kommt zuerst an die Reihe, da erkennt sie ihn. Nun wird die Rettung berathen. Der schlaue Freund räth zur heimlichen Flucht: Schwester und Bruder aber verschmähen den Schleichweg, sie vertrauen auf ihre Geradheit und Wahrheit und fassen Muth. Iphigenie tritt vor Thoas, sagt offen und frei, was sie wolle und daß sie es hoffe von ihm als „edlem Mann". Strahlend in Milde und Hoheit steht sie vor ihm. Ihr hehres Wesen und ihre Worte besiegen sein Herz; da tönt es aus seinem Munde: „Geht — lebt wohl."

4) Die „Iphigenie", dieses „seelenvolle Produkt", wie es selbst Schiller (der Manches daran bekrittelte) nennt, ist unter den Dichtungen Goethe's neben Faust (1. Theil) die vollkommenste; als ein Werk voll sittlichen Adels steht sie noch höher als Faust. Die Idee, welche darin dargestellt ist, legte wohl der Dichter dem Orestes in den Mund, wo er sagt:

„Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt, und reines, kindliches Vertrauen
Zu einem edeln Manne wird belohnt."

Man kann aber auch mit Fug und Recht dieß Drama bezeichnen als die Darstellung der wunderbar sühnenden und sänftigenden Gewalt, wie sie einer milden, demüthigen,

reinen, hingebungsvollen, treuen, kurz, einer geheiligten Weibesseele eigen ist.

Goethe wurde aber zu diesem Drama angeregt, weil man damals allgemein für das Antike schwärmte. Der berühmte Winckelmann hatte hiezu den Anstoß durch seine ästhetischen Schriften gegeben. Goethe wollte deßhalb auf dem altgriechischen Dichtercirkus einen Wettlauf versuchen. Er fühlte sich nämlich befähigt, ein Drama im Geiste und der Form der altklassischen Dichter zu schaffen. Zwar ist sie nicht das geworden, was Goethe erstrebte, nämlich ein deutsches Drama in rein griechischem Stile und Geiste durchgeführt, welches man ebensowohl für das Werk eines altgriechischen Meisters (wie z. B. eines Sophokles) halten könnte: allein Goethe hat uns etwas geschaffen, was am Ende noch verdienstlicher ist, was unser christlich-deutsches Herz viel mehr befriedigt und entzückt. Denn er hat auf bewunderungswürdige Weise Antikes und Modernes zu einem Ganzen verschmolzen, und zwar, ohne daß es gezwungen aussieht. Auf der einen Seite wandeln wir auf griechischem Boden; Stoff und Form sind griechisch: auf der andern Seite ist dem Stücke doch christlich-germanisches Blut eingegossen. Schon in dem Barbaren Thoas schlägt ein besseres Herz, als es von einem heidnischen Barbaren aus jener Zeit und jenem Volke zu erwarten. Daß Orestes und Iphigenie nicht so hinterlistig durch Mißbrauch des Vertrauens sich retten wollen, wie sehr mahnt dieß an deutsche Biederkeit, deutsche Ritterlichkeit (vgl. Kudrun)! Besonders aber ist Iphigenie eine so herrliche Blume, wie sie nicht auf antik-griechischem Boden emporsprossen konnte, wie sie überhaupt nicht im Schatten des Heidenthums, sondern nur unter der Sonne des Christenthums erblühen kann[1]. „Euripides hat ebenfalls eine taurische Iphigenie geschrieben; eine Vergleichung des antiken und des modernen Drama's liegt also nahe. Und da kann denn das Urtheil nur dahin ausfallen, daß Goethe's Iphigenie mit ihrer maßvollen Ruhe und durchsichtigen Klarheit allerdings hinter der Euripideischen an dramatischer Wirkung zurückstehen mag, an sittlichem Adel, strenger Charakterzeichnung und Glanz der Diktion sie aber unbedingt überragt. Euripides, ein Seelenmaler, geschickt in Frauenfiguren, hat ein griechisches Weib hingestellt, leidenschaftlich, listig sogar, aber eben dadurch einen dramatisch brauchbaren Charakter. Goethe hat dagegen die edelste Weiblichkeit hingestellt; Iphigenie spricht und handelt wie eine christliche Heilige, und ihr Charakter ist eigentlich nicht denkbar zwischen so starren und gefühllosen Göttermächten, die Menschenopfer, wenn auch nur versuchsweise, verlangen und einen alten Fluch durch ganze Geschlechter fortwirken lassen" (Lind.). Wir können uns also leicht darüber getrösten, daß Schiller das Drama „erstaunlich modern und ungriechisch" nennt, und daß er es nicht begreift, wie man es jemals einem griechischen Stück vergleichen konnte; denn Deutschlands größter Dichter

---

[1] Goethe hat also hier, ohne es klar zu erkennen, seine eigenen Worte widerlegt, wornach die Menschheit (vgl. S. 338) in den Griechen ihr Ziel, ihre höchste Vollendung erreicht habe. Ja, einmal ist ihm sogar das unsere Behauptung bestätigende Geständniß entwischt, daß ihm zum Charakterbilde seiner Iphigenie heilige Jungfrauen der altchristlichen Zeit (also keine heidnischen Griechinnen) vorgeschwebt, wenigstens insofern, als ihm die Bilder der heil. Cäcilia und noch mehr der heil. Agatha, die er in Bologna sah, immer und immer wieder vor die Seele traten. „Ich habe mir", schreibt er aus Bologna am 19. Okt. 1786, „die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiste meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte." (Vgl. Italiänische Reise I.)

hat in der Iphigenie, wenn auch absichtslos, dem Christenthum und dem deutschen Gemüthe ein klassisches Denkmal gesetzt. Zudem hat das Drama, was die Form der Darstellung betrifft, wie die antike Tragödie des Sophokles, tiefe majestätische Ruhe bei der mächtigsten inneren Bewegung, und die größte Einfachheit der Handlung und Sprache. Und somit hat sich also Goethe in diesem Wettlauf mit den Griechen immerhin einen schönen Kranz verdient.

Probe bei Kellner: Aus „Iphigenie“.

5) Mehr gegen Ende des italienischen Aufenthalts widmete er sich seinem „Tasso“. Ihm „hauchte er den zarten Duft inniger Schmerzen ob des Abschieds von Rom ein“. „Tasso“ ist ein gemüthvolles, zartes Drama in 5 Aufzügen. Die Hauptperson ist Tasso, der große italienische Dichter. Daß Goethe auf diesen Gegenstand verfiel, lag sehr nahe: Karl August hatte es dem Dichter mit wahrhaft fürstlicher Freundschaft ermöglicht, nun in Italien für längere Zeit ganz frei seinem Dichterberufe zu leben; darum drängte es ihn (Goethe) diese Großherzigkeit des fürstlichen Gönners zu verherrlichen. Kein Dichterleben gab hiezu einen passenderen Rahmen, als das Torquato Tasso's [1], der einst am glänzenden Hofe zu Ferrara ähnliche fürstliche Huld genoß, wie Goethe in Weimar. In Alphons, dem Herzog von Ferrara, also finden wir deßhalb die ganze Liebenswürdigkeit Karl August's, seine Kunstliebe, seine Verehrung des Dichtergenius und seine Freigebigkeit. Aber Goethe hat auch noch andere Erlebnisse und Stimmungen von Weimar in das Drama eingewoben. Besonders deutlich ist der innere Zwiespalt gezeichnet, wie er sich so oft in Goethe's Brust darstellte, da er auf der einen Seite Staatsmann sein mußte, auf der anderen Seite Dichter sein wollte. Da erfuhr er es so recht, wie wenig die Dichternatur, die sich um den wirklichen Weltlauf, um das Leben und die Menschen, wie sie einmal sind, gar nicht kümmern zu brauchen glaubt, und die Staatsmannsnatur, die Alles beobachtet und abwägt, was draußen in der Welt vorgeht, die überlegt, berechnet, kalten Blutes

---

[1] Torquato Tasso (geb. 1544 zu Sorrento bei Neapel) war nach Dante der größte italienische Dichter. Er goß dem italienischen Epos, das sinnlich ausgeartet war, wieder christlich reinen Geist ein, indem er sein hochberühmtes Epos: „La Gerusalemme liberata“ schrieb, nach Dante's göttlicher Komödie die schönste Dichtung der Italiener. — Tasso war von Geburt an schon von großer Empfindsamkeit (er hatte zu zarte und reizbare Nerven), also ein sogenannter Gefühlsmensch. Als frühzeitig noch häusliches Mißgeschick dazu kam, verfiel er mehr und mehr dem Mißtrauen und Trübsinn. Selbst gegen den Herzog von Ferrara, der ihn an seinen Hof gezogen hatte, zeigte er sich schließlich mißtrauisch, gereizt, launisch. Endlich wurde er geistesverwirrt. Er genas zwar wieder, führte jedoch ein unruhiges Wanderleben, oft sogar hungernd, und starb in Rom, wo er als Dichter gekrönt werden sollte, im Jahr 1595.

stets zu bleiben sucht, immer den Verstand zu Rathe zieht, zusammenpassen. Diesen Widerstreit in seiner eigenen Brust stellte Goethe so dar, daß er sich, den Einen, auf zwei Personen vertheilte, daß er sich den Staatsmann — als Antonio, und sich den Dichter — als Tasso aufführt. Dem Antonio gab er auch noch einige Züge des Erziehers des Herzogs (Grafen Görz); dem Tasso konnte er so ziemlich den Charakter des wirklichen Tasso belassen.

Er ist jugendlich feurig, seines Dichtergenius stolz bewußt. Mit Recht sagt Antonio von ihm: „Wo schwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben malt er sich seinen Werth und sein Geschick? Beschränkt und unerfahren hält die Jugend sich für ein einzig auserwähltes Wesen."

Die Unleidlichkeit, Empfindlichkeit desselben konnte Goethe besonders gut benützen, um daran seine Mißstimmung darzustellen, wie sie ihn in den letzten Jahren vor der Reise zu Weimar beherrschte. Aeußerst fein weist Tasso's Sehnsucht nach Rom, das ihm Frieden, das ihm die Dichterkrone bringen soll, auf die Sehnsucht Goethe's hin, der in Italien Seelenruhe und Dichterreife erlangen wollte, und dort, besonders in Rom, auch wirklich erlangt hat. Sehr zart hat denn auch Goethe den Dank des Herzens gegen den Herzog eingewoben, indem er dessen Edelmuth in den Worten Alphons' hervorhebt:

„Ich wünsche dir zu deiner Reise Glück,
Und hoffe, daß du froh und ganz geheilt
Uns wieder kommen wirst. Du bringst uns dann
Den doppelten Gewinnst für jede Stunde,
Die du uns nun entziehst, vergnügt zurück 2c."

Inhalt: Tasso hat endlich sein Epos „das befreite Jerusalem" vollendet. Er überreicht es seinen hohen Gönnern. Die beiden Eleonoren (des Herzogs Schwester und eine befreundete Gräfin) bekränzen ihn, ihn zu beglückwünschen. Ueberglücklich, sucht er rasch einen Freund, an dessen Brust er seines Glückes doppelt froh sein könne, und der „ihn, den Unerfahrenen, zum zweckmäßigen Gebrauch des Lebens weihen solle". Bei Antonio sucht er diese Freundschaft. Dieser, „ein Mann von steifer Klugheit", hält kühl zurück, will es der Zeit noch überlassen. Tasso ist zudringlich; Antonio erwidert mit verletzenden Worten; das Gespräch wird immer erregter: und Tasso zieht zuletzt den Degen zum Zweikampf. Alphons, der Fürst, kommt zu der Scene; gibt Tasso Zimmerarrest, und bestimmt Antonio, Jenen wieder zu versöhnen. Der Dämon des Argwohns sitzt aber zu tief in Tasso's Brust: er sieht überall Verrath, Falschheit, verlangt seine Entlassung. Als man sie ihm endlich gibt, wird er erst recht in seinem Wahn bestärkt. Seine Verwirrung steigert sich; beim Scheiden verletzt er auch die Prinzessin durch seine Schwärmerei: so vollendet er den Bruch. Die fürstlichen Personen ziehen sich rasch zurück; nur Antonio bleibt bei ihm. Tasso benimmt sich, „als ob er von Sinnen käme"; er phantasirt „von Tyrannen, von Marterknechten und Sirenen": Antonio zeigt überfließende Geduld. Aber erst, als Tasso in der Ferne den Staub der fürstlichen Wagen sieht, kommt ihm die Rührung und Reue. Nun erfaßt der Gebeugte mit beiden Armen die dargebotene Hand Antonio's, so

„Wie sich der Schiffer klammert endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.“

6) Man kann also „Tasso“ ein Denkmal der Dankbarkeit Goethe's gegen seinen Freund und Herrn nennen; allein es trägt in sich noch eine andere Bedeutung. Es stellt uns auch des Dichters Loos auf Erden dar, seine hoch fliegenden Hoffnungen und Träume, die ihm so leicht Klippen werden, an denen er scheitert, weil er auf dem Lebensmeere in das Blaue hinaussegelt, meinend: Alle ihm Begegnenden müßten vor der Flagge des Genius salutiren und ihm zujauchzen, vor ihm müßten die Sandbänke des Anstands, der Sitte (der Standessitte insbesondere) zurückweichen. Goethe ruft also dem Dichtergenius, und sich selbsten auch zu: Du Dichter bist zwar durch die Muse geadelt, ja du verdienst die höchsten irdischen Gnaden, du bist würdig der Fürstenkrone recht nahe, ja am nächsten zu stehen; aber nimm dich in Acht, daß du nicht in deinem Dichterenthusiasmus dich überhebst und gleichsam berauscht von deinem Dichtergenius jede Schranke in der Welt überschreiten willst.

Das Stück ist bewunderungswürdig schön geschrieben, die Sprache so herrlich, wie in der Iphigenie, die Charakterzeichnung das Feinste und Zarteste unserer ganzen Dramatik. Tasso ist reich an edlen Gedanken, schönen und praktischen Lehren. Arm ist er freilich an Handlung; er bietet fast nichts als Gespräch, und ist insoferne nur eine „Darstellung der Gesinnung“: allein der Dichter verstand es, wie Schiller sagt, „die Gesinnung zur Handlung zu machen“. Und „so gibt es denn kaum ein Produkt unserer Literatur, welches so geeignet ist, den Geschmack an alltäglichen, mit Stoff überfüllten Romanen und an dem Unterhaltungsfutter überhaupt so von Grund aus und für immer zu verderben, wie Goethe's Tasso, zu dem man zehnmal zurückkehren kann, und doch nur, um ihn das elfte Mal mit noch größerem Interesse zu lesen“ (Vilmar).

7) Fast gleichzeitig mit Tasso wurde „Egmont“, ein Trauerspiel in Prosa, vollendet. Zwölf Jahre trug es der Dichter mit sich herum. Goethe wollte darin den Kampf eines Volkes um seine (besondere religiöse) Freiheit darstellen. Darum holte er den Stoff aus der Geschichte der Niederländer, die sich gegen ihren Oberherrn Philipp II. von Spanien empörten (1568). Der Held des Stücks, Graf Egmont, ist eine historische Person. Er war, wie Oranien, ein Führer der unzufriedenen Niederländer. Der Inhalt dieses Drama's ist folgender:

Der ritterliche freigesinnte Egmont nimmt sich der Unzufriedenen an, ohne sich jedoch gegen den König zu verschwören. Er wird ein Liebling des Volkes, ohne dem König untreu zu sein. Er sympathisirt für die Sache des Volkes: aber er handelt nicht; er vertändelt vielmehr seine Zeit mit Clärchen, dem einfachen, sorglosen Mädchen aus dem Volke. Da rückt Herzog Alba, des Königs strenger Feldherr, heran. Egmont wird von Oranien zur Vorsicht gemahnt. Im Selbstvertrauen lebt er jedoch behaglich dahin, läßt Alles gehen, wie es geht. Er schlägt die Warnung in den Wind und bereitet sich selbst ein tragisches Ende.

Alba rückt ein, läßt Egmont verhaften, anklagen und aburtheilen. Das Urtheil lautet auf Enthauptung.

8) Dieß Drama hat einen Vorzug vor der „Iphigenie“ und „Tasso“. Es ist nämlich reich an Handlung: besonders sind die Volksscenen gar lebendig und naturwahr geschildert: in allen Aufständen können sie so vorkommen. Durch gewisse Mängel steht es aber hinter jenen weit zurück. Es fehlt, wie bei Götz, die eigentliche Einheit. Auch ist der Charakter des Helden zum Nachtheil des Stücks verändert. Der historische Egmont war viel größer; er war ein ächter Volksführer, der handelte, dabei ein Hausvater, kein Liebhaber. Goethe hat ihm eben den Stempel seines eigenen Wesens aufgeprägt; darum zeigt derselbe sich als der heitere Phantasiemensch, der über dem Genuß des Lebens keine Gefahr ahnt, über süßen Träumen sich von ihr überfallen läßt. Die bestgezeichnete Gestalt ist Clärchen; sie entzückte stets das Publikum und verschaffte dem Drama Popularität. Aber Goethe sah doch nach Vollendung des Egmont ein, daß er am wenigsten zum Dramatiker befähigt wäre.

„Nicht genug“, sagt Schiller, „daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volkes, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt, und sich eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll; — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht blos den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermann und den Schneider. Man kann daher nicht aufhören, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt.“

§ 75. Nach der italienischen Reise bis zu Schillers Tod.

1) Der Dichter des „Götz“ hatte zwar etwas französische Freiheitsluft eingeathmet, aber dieß wirkte bei ihm nicht lange nach. Der Ausbruch der französischen Revolution machte auf Goethe einen ganz andern Eindruck, wie auf Klopstock. Eine große Verstimmung ergriff ihn darob. Die Poesie sollte ihn zerstreuen und erheitern. So schrieb er einige Lustspiele geringern Werthes („Großkophta“, „der Bürgergeneral Schnaps“, „die Aufgeregten“). Es sind Lebensbilder aus dem Treiben der Revolutionäre. Viel besser gelang ihm in dieser Zeit die metrische Bearbeitung des altdeutschen Thierepos „Reinecke Fuchs“. Die ganze Thiergesellschaft theilt sich darin in dumme und charakter-

lose. Goethe wollte die Erbärmlichkeit der Mehrzahl der Menschen geißeln und zeigen, wie sie es nicht besser verdienen, als von Füchsen betrogen zu werden. Die ihm vorschwebende Idee spricht sich also ungefähr in dem Sprichwort aus: Mundus vult decipi — die Welt will betrogen sein. Als Goethe 1795 mit Schiller in innigere Beziehung trat, wurde er lebensfroher. Die Freundschaft mit Schiller trieb ihn zur Produktion vieler Balladen (vgl. § 83) an, wie zur Vollendung von den zwei nun zu besprechenden Dichtungen.

2) Den Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ verdanken wir einer poetischen Nachlese. Goethe behandelt nämlich darin eine Menge poetischer Stoffe, die er während einer Reihe von Jahren aufgespart hatte. Die Geschichte des Romans, welcher übrigens nur für sittlich starke Leser paßt, ist folgende:

Wilhelm, ein junger, reicher Kaufmann, meint, er sei zum Schauspieler berufen. So schließt er sich denn einer Wandertruppe an. Sein Geld und seine Schönheit machen ihn da beliebt, obgleich er nicht zur Mimik taugt. Lange treibt er sich mit ihr herum, ist aber dabei unausstehlich kokett. Er gefällt sich darin, recht viele Augen auf sich zu ziehen, recht viele Herzen zu erobern. Es bekümmert ihn nicht, ob er falsche Hoffnung erweckt und dadurch unglücklich macht. Er treibt dieses leichtfertige Spiel so lange fort, bis er eine feingebildete Gräfin geangelt hat und als Gattin heimführt. Alsdann verläßt er die Truppe.

Der Leser erkennt gar bald in Wilhelm den Dichter selbst. Goethe stellte in der That nur sein eigenes unruhiges Jünglingsleben dar. Ohne festen Beruf, ohne Erfahrung steuert Wilhelm in das Leben hinaus, lebt so zu sagen in den Tag hinein, sucht sich durch den Umgang mit den verschiedensten Menschen, besonders aber mit Künstlern und Frauen, zu bilden; gerade so machte es Goethe. „Ein solches zweck- und zielloses Treiben war das damalige wirkliche Leben Vieler (besonders zu Weimar). Und man suchte sich auch noch einzureden, daß solch ein thatenloses Leben Lebenszweck sei. So lange aber die Deutschen ein solches Buch zur Quelle ihrer Bildung machen, so lange wird aus Deutschen Nichts“ (Holzmann). Uebrigens ist darin das Leben nach seinen verschiedenen Ständen, namentlich das Theaterleben, meisterhaft geschildert. Der Roman entbehrt jedoch der Einheit; er ist zu gedehnt und leidet an sittlichen Anstößigkeiten.

3) Auch eine größere Idylle wollte Goethe schaffen. Der große Beifall, den Voß durch seine „Luise“ erntete, regte ihn dazu an. Diese Idylle wurde jedoch unter seiner Hand ein idyllisches Epos: „Hermann und Dorothea“, so leicht war ihm das Schwerere. Es stellt mehr dar, als bloß häusliches Stillleben; denn es zeigt uns im Hintergrund ein großes Weltereigniß, die französische Revolution. An dem Geschick einer

Familie veranschaulicht es uns die Geschicke der Welt und den Wandel der Zeit. Auch dadurch ist das Gedicht rein episch, daß des Dichters Person ganz zurücktritt, daß er sich nicht mit schwunghaften, mitfortreißenden Ausdrücken behilft, sondern die reine Handlung in ihrer vollen Einfachheit auf das Herz des Lesers wirken läßt. Das Epos besteht aus 9 Gesängen. Sein Versmaß ist der Hexameter, der Inhalt folgender:

Französische Auswanderer haben sich in ein Städtchen am Rhein geflüchtet. Dessen Bewohner kommen, sie zu sehen und zu unterstützen. Auch Hermann, der Sohn des Wirthes, kommt herbei. Er wird von Mitleid erfüllt. Besonders rührt und gewinnt ihn ein Mädchen, das einer kranken Frau voll Hingebung beisteht. Er gesteht seinen Eltern, daß er diese treue und gute Seele lieber ehelichen wolle, als die ihm vorgeschlagene unverträgliche Nachbarstochter. Der Vater schüttelt den Kopf. Doch beräth er sich mit dem Pfarrer und dem Apotheker des Ortes. Diese sprechen ihm zu und holen mit Hermann die bereits abgereisten Auswanderer wieder ein. Hermann bringt Dorothea zum Vater und dieser willigt nun ein.

Die Zeichnung der Charaktere ist so trefflich, die Sprache so schön, wie fast in keinem andern Gedichte Goethe's. Durch die tadellose Form und die sittliche Haltung stellt sich diese Dichtung zunächst der Iphigenie an die Seite.

Aus „Hermann und Dorothea".

Kalliope.

Schicksal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! Nicht fünfzig,
Däucht mir, blieben zurück, von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein Jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest, mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt' es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte,
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.
Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;

Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirst du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.
Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth und sagte:
Ungern vermiß' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock,
Echt ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Surtout und in der Pekesche sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze.
Siehe! versetzte die Frau, dort kommen schon Einige wieder,
Die den Zug mit gesehn; er muß doch wohl schon vorbei sein.
Seht, wie Allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter
Glühen! und Jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.
Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter; und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.
Als er so sprach, vermehrten sich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war zu Landau verfertigt).
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes.
Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Thorweg
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die sollen uns Alles erzählen,
Was sie draußen gesehn und was zu schauen nicht froh macht.
Freundlich kamen heran die Beiden und grüßten das Ehpaar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd, und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch Jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder, den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebnen
Elend, und Niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.

Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen, und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt, erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt.
Der, im Glück wie im Unglück, sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.
Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was ihr gesehn; denn das begehrt' ich zu wissen.
Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich so bald mich freun nach dem, was ich Alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!
Schon von ferne sahn wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durch's Thal geht, erreichten,
War Gedräng und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn Alles ist nöthig und nützlich,
Nun zu sehen das Alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Theure zurückläßt.
Also führten auch hier, mit unbesonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren der Eine

Wünschte langsam zu fahren, ein Andrer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Gleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen,
Mit entsetzlichem Schrei'n, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menschen;
Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.

Der gerührte Hauswirth spricht die Hoffnung aus, daß Hermann die Unglücklichen getroffen haben möge. Um die traurigen Bilder zu verscheuchen lädt er die beiden Freunde zu einem Glase Rheinwein in das kühlere Sälchen des Hinterhauses ein. Den nachdenklich zögernden Apotheker ermuntert er zum Trinken, indem er ihn an das ununterbrochene Glück erinnert, mit dem Gott die Stadt seit dem schrecklichen Brande gesegnet. Der Pfarrer lobt des Wirthes gläubig vertrauensvolle Gesinnung. Dieser erinnert sich, mit welch' erhebendem Gefühl er oft, nach seinen Geschäftsreisen, den Rheinstrom wieder begrüßt habe; doch, daß das schöne Ufer desselben ein Wall gegen die Franken werden solle, habe er nimmer gedacht. Er hofft auf Gottes fernern Schutz und baldigen Frieden, und wünscht, daß das Friedensfest auch das Hochzeitsfest seines Hermann werden möge. Da verkündet das Getöse der stampfenden Pferde und des rollenden Wagens die Rückkehr des Jünglings.

§ 76. Goethe's Dichtungen nach Schillers Tod.

1) Der alternde Dichter feierte nicht. Alles, was seinen Geist durchflog, hielt er fest und verwerthete es dichtend. Auch den so reichen Vorrath früherer Erlebnisse durchmusterte er, um das noch nicht Dargestellte zu verwenden. So entstanden noch drei größere Werke, gleichsam Nachträge zu den frühern.

2) In dem Roman „die Wahlverwandtschaften" erzählt er seine eigene Herzensgeschichte. Er gab ihm diesen Titel, weil er behauptete, es gebe Menschen, die sich zu einander besonders angezogen fühlen und zwar in Folge gleichartigen Naturells. Da bestehe also eine ähnliche Verwandtschaft, wie sie uns die Chemie von vielen Naturstoffen (Elementen) lehrt. — Dieser Roman ist Goethe's bestes Werk aus seinen letzten 25 Jahren, und was den Plan betrifft, überhaupt das beste. Der Inhalt ist aber stellenweise noch anstößiger als selbst „Wilhelm Meister".

3) Je älter Goethe wurde, desto mehr verflachte sich seine Poesie. Zeugniß von der Abnahme seiner poetischen Kraft gibt insbesondere der Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Es ist eigentlich gar kein Roman, sondern nur ein Quodlibet von allerlei Aufsätzen über kleinliche ꝛc. Dinge. Die Einschiebsel dieser Art wurden dem Dichter die Hauptsache; sie bedecken oder verdrängen meist den Faden der eigentlichen Geschichte. Selbst die Sprache ist kaum zu erkennen als die Goethe's, so unnatürlich geziert und sonderbar ist sie.

4) In „Dichtung und Wahrheit“ gibt er eine Art Selbstbiographie. Zugleich zeigt er darin die große Wahrheit, daß der Dichter keinen bessern Lehrer haben könne, als den ächten Naturgrund eines Menschenlebens. Dieses Werk ist eine reiche Quelle für die Literaturgeschichte. Einzelne Partien sind vortrefflich, theils Muster des Romans, theils der Idylle. Sonst verrathen es aber Inhalt und Sprache nur allzusehr, daß es nicht das Werk eines Gusses ist.

§ 77. Der Faust.

1) Diese metrische Tragödie in zwei Theilen ist Goethe's großartigstes Werk. Als Jüngling begann er es, als Greis legte er erst den Schlußstein. Das erste Fragment erschien schon 1786, die Fortsetzung 1808, der zweite Theil 1831, also ein Jahr vor des Dichters Tod. Dem Gedichte liegt die alte Volkssage vom Doktor Faust zu Grunde, der „alle Gründ am Himmel und Erden erforschen“ wollte und sich deßhalb dem Teufel verschrieb. Das älteste Faustbuch fällt in die Zeit der Reformation. Seitdem wurde diese Sage vielfach bearbeitet, dabei aber auch verändert und verunstaltet. Besonders schlichen sich viele neu erfundene Zauberschwänke ein. Auch auf der Bühne erschien dieser Doktor Faust, und schon im 17ten Jahrhundert war er darauf sehr gerne gesehen. Selbst unter das Volk auf der Straße kam er, nämlich durch das Puppenspiel. Hier trat er aber stets in Begleitung einer neuen Figur, seines lustigen Dieners „Käsperle“ auf. Noch im Anfang unseres Jahrhunderts zeigte er sich so öffentlich.

2) Der erste Theil der Tragödie bleibt so ziemlich der alten Sage treu, doch fehlt es nicht an wichtigen Abweichungen. Der Inhalt ist:

Faust ist Meister alles menschlichen Wissens. Nun überschaut er erst recht die Menge von Geheimnissen, die er nicht lösen kann. Er erkennt es klar, wie wenig er weiß. „Er bildet sich nicht ein, was Rechtes zu wissen, es ist ihm aber auch alle Freud' entrissen.“ Denn ihn plagt der Stolz Lucifers, auch „hat er weder Gut noch Geld, noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.“ Darum erfaßt ihn nun ein unersättlicher Wissensdurst und er ruft:

„Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab’ ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geistes Kraft und Mund,
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau’ alle Wirkungskraft und Samen,
Und thu’ nicht mehr in Worten kramen.“

Das Studium der Magie bringt ihn nicht weiter. Er beschwört zwar den Erdgeist, zittert aber vor dem Erschienenen wie „ein furchtsam weggekrümmter Wurm“. So verschwindet denn der Geist wieder. In trübem Gram will er sich vergiften, damit sein Geist frei werde und in’s Jenseits schaue. Da ertönt

Glockenklang und Chorgesang.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Faust.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Gesang,
Der einst, um Grabesnacht, von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir;
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam’ und übende
Prüfung bestanden.

Faust.

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind,
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt:
Und doch an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille:
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugeh'n,
Und, unter tausend heißen Thränen,
Fühlt' ich mir eine Welt entsteh'n.
Dies Lied verkündete der Jugend munt're Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinn'rung hält mich nun, mit kindischem Gefühle,
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben
Lebend erhabene
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück,
Ach! wir beweinen,
Meister, dein Glück!

Chor der Engel.

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

So zieht ihn also der Ostergesang und die Erinnerung an den seligen Glauben der Kindheit vom Abgrunde zurück. Er sucht den Glauben wieder, forscht aber im Hochmuth und verfehlt so das Ziel. Der Böse stellt ihm dabei stets nach: er erscheint ihm eines Tages in der Gestalt eines Pudels, umwedelt ihn hündisch, anwachsend und immer näher rückend, bis sich des Pudels Kern als „Mephistopheles" enthüllt. Da verkauft Faust seine Seele; dafür muß ihm Mephisto auf Befehl zu höherem Wissen, aber auch zum Sinnengenuß verhelfen. Doch Faust vergißt nun des Wissensdurstes und greift nach dem Becher der Sinnenlust. Den füllt denn auch sein böser Dämon mit Vergnügen. Faust wird Verführer einer Unschuld und Verderber ihrer ganzen Familie. Wie ein zertretener Wurm liegt in der letzten Scene das zarte Opfer halb wahnsinnig vor ihm. Sie ist zur Missethäterin herabgesunken und zum Tode verurtheilt. Durch den Tod will sie büßen. Ihr Anblick bereitet ihm durch Gewissensqualen einen Vorgeschmack der Hölle, noch aber verschlingt ihn die Hölle nicht.

3) Man sieht, Goethe hat darin den Kampf des Menschen mit seinem Glauben und seinen Leidenschaften dargestellt. Insofern findet jeder Mensch ein Stück seiner Lebensgeschichte darin. Eben deßhalb legt dieser erste Theil „Fausts" eine Vergleichung mit „Parzival" (vgl. § 23) nahe. Die letztere Dichtung ist überhaupt ein merkwürdiges Seitenstück zu „Faust". Da wie dort ist der Held ein Mensch, welcher Frieden sucht, welcher ihn lange auf Irrwegen sucht, dabei immer weiter von Gott sich entfernt, ihm trotzt, an ihm und der Welt verzweifelt: Parzival aber findet den Frieden, denn er kehrt um zu Gott, in Glauben und Reue; Faust jedoch findet statt Ruhe und Frieden nur Ueberdruß und Verzweiflung. Der Grundgedanke von „Faust" läßt sich auch dahin aussprechen: Der „Erdensohn", der sich als „ein Cherub" dünkt oder gar nach „Götterleben gelüstet", sinkt schmählich in den Staub herab und isset Staub. — Wie in „Egmont", so ist auch in „Faust" eine weibliche Gestalt die bestgezeichnete. Es ist Margaretha (Gretchen). In der Kritik gilt sie als die Königin unter allen Frauengestalten der Goethe'schen Dichtungen. Sie gewinnt auch in der That unsere innigste Theilnahme; sie zwingt uns, mit ihr zu weinen.

4) Der zweite Theil steht nur als Theil desselben Ganzen bei dem ersten. An Werth steht er diesem weit nach. Er ist eben das Produkt des alternden Dichters. In demselben kommt Faust, der doch schon eine sichere Beute des Teufels ist, wieder zu Gnaden bei Gott; er gelangt zur Ruhe und Seligkeit. Den Weg dazu hat uns Goethe in so geheimnißvollen Bildern mit so dunkeln Worten dargestellt, daß die Ausleger keine leichte Arbeit hatten und vielfach uneins wurden. Nur das ist deutlich, es ist ein Weg ohne Buße und Reue, und erinnert lebhaft an das Volkssprüchwort: „Lustig gelebt und selig gestorben."

§ 78. Friedrich von Schiller.

(Sein Leben.)

1) Friedrich von Schiller, eines Hauptmanns Sohn, wurde am 11. November 1759 zu Marbach in Schwaben geboren. Seine Eltern waren einfache, aber wackere, christliche Leute. Nach absolvirter lateinischer Schule erhielt er einen Freiplatz in der „Karlsschule" (auf der Solitude bei Stuttgart). Diese Anstalt war für Schiller wie „ein Gefängniß"; denn es herrschte darin eine steife, militärische Ordnung, zudem war dichterische Lektüre verboten. Er las und dichtete jedoch verstohlenerweise, besonders entzückte ihn Klopstock, Goethe (im „Götz"), Lessing und Shakespeare. Ja, neben eifrigen Fachstudien (Medizin) schrieb er sogar sein erstes Drama „die Räuber".

2) Als Regimentsmedicus gab er es in Druck; 1782 ließ es Freiherr von Dalberg, Theaterintendant in Mannheim, hier aufführen. „Das Publikum war vor Entzücken wie berauscht," so berichtet ein Augenzeuge. Aber der Herzog verbot Schiller „bei Festungsstrafe" die Veröffentlichung jedes ferneren Dramas. Darum desertirte unser Dichter nach Mannheim; doch Dalberg nahm sich seiner nicht an. Schiller hatte deßhalb einige Zeit mit der bittersten Noth zu kämpfen, bis er sich mit Hülfe guter Leute „wie ein Schiffbrüchiger mühesam aus den Wellen kämpfte".

3) Im Juli 1783 wurde Schiller endlich doch als Theaterdichter zu Mannheim angestellt. Er war aber oft fieberkrank, und hatte auch sonst nicht viel Gutes. Sehr willkommen war es ihm deßhalb, von einem Verehrer (dem Vater des Theodor Körner) als Gast eingeladen zu werden. So vertauschte er Mannheim mit Leipzig (1785). — Nach wieder zwei Jahren folgte er dem Zuge seines Dichterherzens und ließ sich in Weimar nieder. Dieser sein erster Aufenthalt in Weimar währte auch nur zwei Jahre; denn er nahm eine Professur in Jena an (1789).

4) In Jena trug Schiller Geschichte vor, unter großem Beifall. Trotzdem die Stelle sehr wenig eintrug, verehelichte er sich, hatte aber auch etliche Jahre mit des Lebens Noth zu kämpfen. Durch hohe Gönner und durch Goethe's Freundschaft kam dann mehr Sonnenschein in sein Leben. Von ihm begünstigt pflanzte Schiller damals seine herrlichen Balladen, die Glocke und Wallenstein in den Garten der Poesie.

5) Zehn Jahre hielt Schiller in Jena aus; dann zog er wieder nach Weimar und vollendete dort, wiewohl oft krank, seine vier letzten Dramen. Sein Ruhm mehrte sich, der Kaiser adelte ihn, sein Leben wurde sorgenfrei, aber es ging auf die Neige. So starb er denn im besten Mannesalter am 9. Mai 1805.

§ 79. Schillers Persönlichkeit, Charakter, Grundsätze.

1) Schwächlich und gebrechlich war das irdische Haus des großen Dichtergeistes, reizlos die Gestalt dessen, der so Viele entzückte. Nur seine breite, hochgewölbte Stirne und seine glänzenden Augen verriethen des Geistes Macht und Feuer. In der Karlsschule merkten wenigstens schärfer Blickende bald, daß, wie einst der Herzog sagte, „aus dem Etwas werde". In den obern Cursen trug er reichlich Lorbeeren davon. — Die reichen Talente, die er besaß, benützte demnach Schiller schon von klein an eifrig; als Mann aber besaß er „eisernen Fleiß".

Durch glühende Phantasie, tiefes, lebhaftes Gemüth, inniges Gefühl war er vor Allem zum Dichter geschaffen; doch auch zum Denker (Philosophen) war er reich ausgestattet durch Scharfblick des Geistes, forschenden Verstand, eindringende Vernunft. Eine energische Willenskraft trieb ihn stets an, seinem Dichterberuf treu zu bleiben trotz so vieler Hindernisse, wie z. B. dienstliche Stellung, Krankheit und Nahrungssorgen. Ohne diese Energie wäre sein poetisches Feuer wohl im Philisterthum erstickt worden.

2) „Schillers Anziehungskraft war groß" (Goethe); er fesselte Alle, die sich ihm näherten. Er war bescheiden, sehr dienstfertig und überaus gutherzig. — Den Seinigen war er ein zärtlich liebender Sohn und Bruder, dem ächten Freund ein ebenso ächter; seinen Lehrern bewies er Dankbarkeit, den Nothleidenden innige Theilnahme.

Schiller war von Natur lebhaft, leicht erregbar, im Fühlen und Wollen etwas stürmisch, hastig, zumal in seinen jungen Jahren. Seine Gutherzigkeit, sein Vertrauen zur Menschheit bewährte er Dalberg gegenüber. „Er hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt — und fand am Ende, daß er einen Eisklumpen in den Armen hatte", und dennoch wurde er kein Menschenhasser. Goethe hat sein Wesen im Epilog zur „Glocke" in zwei herrlichen Strophen also geschildert:

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen;
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

3) Die wirkliche Welt mit ihrem Leben und Treiben hatte wenig Reiz für ihn. Gesenkten Hauptes ging er meist an ihr vorüber. Stets sinnend weilte er dann in einer idealen Welt, die er sich selbst in seinem Geiste schuf, nach seinen Ideen von Recht, Freiheit, Sittlichkeit, Wahrheit, Schönheit. „O Karl", so schrieb er mit sechzehn Jahren an Freund Moser, „wir haben eine ganz andere Welt in unserm Herzen, als die wirkliche Welt." Es war aber diese ideale Welt keine andere, als die der Humanität.

Die ganze Kraft seines Genius setzte er ein, und seinen eisernen Fleiß, um die wirkliche Welt nach jenem Ideal umzugestalten, zu veredeln. Das hielt er für seine, des Dichters, Aufgabe, wie für die Aufgabe der Kunst überhaupt. Darum stemmte er sich auch für seine Person energisch dem Weltstrom entgegen, suchte frei, unabhängig von der lockenden, genußbietenden Welt zu bleiben; darum beklagte er einzelne Jugendfehler so sehr, und erkämpfte die Palme des sittlichen Charakters. Seine Ideen wurden so Leitsterne, die ihn an vielen Klippen vorüberführten, an denen Andere (z. B. Goethe) scheiterten.

4) Schillers Patriotismus war jedenfalls größer, als der Goethe's, doch sicher nicht ein so feuriger, wie der Klopstocks und der Romantiker. Schiller schaute eben doch auch, wie Herder, Goethe und die übrigen Männer der sog. „Humanität", über die Grenzpfähle des Vaterlands hinweg und fühlte sich mehr als Weltbürger. Gegen Ende seines Lebens mögen seine Worte aus „Tell" eher auf ihn anzuwenden gewesen sein: „An's Vaterland, an's theure, schloß er sich an mit seinem ganzen vollen Herzen!" — Für die Freiheit der Völker war er hingegen stets begeistert. Allbekannt ist sein Wort:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren."

Die Freiheit, wie er sie als Jüngling ersehnte und besang, war sogar wild, stürmisch, nahezu revolutionär. Als sein Leben ruhiger wurde, war jedoch die gemäßigte, veredelte Freiheit sein Ideal. Mit Ekel wendete er sich von den „Schinderknechten" der französischen Revolution ab, und in seinem letzten unvollendeten Drama „Demetrius" verdammte er entschieden die sogenannte Volksherrschaft, die Herrschaft der Masse.

5) Schiller war von Haus aus kindlichgläubig an den Erlöser. Das letzte Zeugniß dieses Glaubens ist ein erhebendes Gebet, das er im Jahre 1777 niederschrieb: „Ach mein Gott", heißt es darin, „erhalte mein Herz in Ruhe, daß es fähig sei, dich und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur dies ist Wahrheit, die das Herz stärkt und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, so hab' ich Jesum; habe ich Jesum, so hab' ich Gott; habe ich Gott, so habe ich Alles." Doch klagt er auch schon über die „bangen Zweifel, die seine Seele ängstigten".

Diesen Zweifeln unterlag er leider später, und wie es scheint, für sein ganzes Leben.

An die Stelle Christi trat ihm nun die Kunst. Ihr schrieb er die Kraft zu, die Welt zu verbessern, zu erlösen. Darum pflegte und beförderte er ihren Cultus so eifrig. Aus Liebe zur Kunst schwärmte er für die griechische Götterwelt, verherrlichte sie auf Kosten Christi. Aber die Kunst konnte ihren Priester doch nicht beglücken. Leer an Glauben, blieb sein Herz auch leer an Frieden und Ruhe. „Eine philosophische Hypochondrie verzehrte seine Seele, so daß alle ihre Blüthen drohten abzufallen.“ Weder „Ruhm noch Freundschaft“ waren ihm Ersatz. Darum suchte er auch unermüdet nach der verlorenen Wahrheit. Und er näherte sich ihr wieder. 1795 bekennt er (in den „Johannitern“): „Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfest in Einem Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.“ Hoffmeister, der berühmte Biograph Schillers, behauptet, daß derselbe „an der Hand der Poesie für immer zu dem Gottesfrieden seiner Kinderjahre zurückgekehrt sei“, und Fr. v. Wolzogen schreibt: „Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters erfüllten ihn mit einer Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebens immer tiefer wurde.“ So viel ist gewiß, daß Schiller wieder mit dem Christenthum sympathisirte: daß er aber wieder gläubig wurde, ist nach einigen Briefen aus seiner letzten Lebenszeit sehr unwahrscheinlich.

§ 80. Schiller als Dichter.

1) Schiller dichtete zwar langsam und starb auch frühzeitig; allein als genialer und fleißiger Gärtner bereicherte er dennoch den Garten deutscher Poesie mit Bäumen und Blumen jeder Art. Da glänzen vor Allem seine großen Dramen — neun an der Zahl; denn „Schiller war dramatischer Dichter ganz und gar“ (F. v. Schlegel). Zwischen ihnen prangen in ewigem Frühlingsschmucke seine vielen Balladen, Lieder und didaktischen Poesien. Unter den kleinern Dichtungen ist es seine „Glocke“, die wie eine Victoria regia den Garten ziert.

2) Seine Dichtungen theilen sich schon nach der Zeit ihrer Abfassung in zwei Gruppen. Die eine gehört dem noch mehr „unreifen Talente“, wie Goethe sagt, dem Jüngling an, die andere dem zum Kunstpoeten herangereiften Manne. Zwischen ihnen liegen beinahe sieben Jahre, in denen Schiller als Poet meist ruhte und mehr der Wissenschaft (Geschichte, Philosophie) diente.

3) Was den Geist seiner Dichtungen betrifft, so suchte er natürlich in allen seine Ideen zu verherrlichen und so der Humanität zu dienen. Mit Vorliebe wählte er hiezu die epische und dramatische Poesie. Denn da konnte er Personen einführen, denen er seinen Geist, seine Gesinnung eingehaucht, sein großes Herz verliehen; darum finden wir denn auch immer unsern Schiller wieder, fast in jeder Ballade, in jedem Drama desselben. Wenn er auch aus der Geschichte die Personen herbeiholt: er bekehrt

sie in seiner Dichterphantasie rasch zu seiner idealen Weltanschauung; er idealisirt sie dadurch oft so, daß zwischen den so geistig umgeschaffenen und den wirklichen historischen ein außerordentlicher Abstand (vgl. Don Carlos) besteht. Da er aber mit der Zeit einige seiner Ideen selbst verbesserte, da er auch seine Anschauung über Weltordnung und Weltregierung änderte, so unterscheiden sich die Dichtungen der beiden Gruppen auch dem Geiste nach sehr auffallend. Besonders gilt dieß in politischer und religiöser Hinsicht. In den Dramen der ersten Gruppe z. B. herrscht der „Geist der Auflehnung gegen das Bestehende in Staat (und Kirche)". Dafür wurde Schiller auch „Ehrenbürger der französischen Republik". Diese seine Geistesrichtung fällt in die Zeit des Sturmes und Dranges. Schiller schwamm damals in vollem Strome mit den Stürmern. In der zweiten Gruppe ist der unruhige Geist durchaus gebannt und verbannt. Da predigt der Dichter eine Freiheit, die zugleich Achtung ist vor Gesetz und Obrigkeit; da verherrlicht er, wiewohl noch Zweifler, die göttliche Vorsehung, die christliche Religion, ihren Cultus, und ehrt ihre Diener. „Von Wallenstein an bis Wilhelm Tell strömt eine religiöse Ader — und sie zeigt sich auch im Demetrius" (Hoffmeister).

4) Schillers Jugendpoesie gleicht somit dem neuen Weine, der gährend und brausend schwache Schläuche zerreißt, der schnell berauscht, zu Tollheiten verführt, — seine gereifte Poesie aber dem abgelagerten, geläuterten Weine, der nicht sowohl berauscht, als vielmehr erfreut und begeistert, der auch Schwächeren gereicht werden kann. — Das Bild paßt jedoch nicht ganz. Denn auch Schillers Jugendpoesie entzückt trotz dem alten Weine durch die Farbe des Goldes d. i. durch den sittlichen Ernst: Ja, stets folgt der Dichter dem Leitsterne der Sittlichkeit, erhebt, veredelt so Leser und Zuhörer. Seine Poesie gleicht auch zu allen Zeiten prachtvoll perlendem Weine, weil sie so reich an herrlichen Stellen voll hinreißender Beredtsamkeit, und weil sie mit einer Begeisterung erfüllt ist, wie sie vor Schiller noch kein deutscher Dichter besaß. Drum rufen wir mit Goethe:

> So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
> Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

§ 81. Die Gruppe jugendlicher Naturpoesien.

1) „Die Räuber", ein Trauerspiel in Prosa, wurden fast ganz in der Akademie gedichtet. Dem Dichter erschien dieß Drama als „das Gemälde einer verirrten großen Seele, groß und maje-

stätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen."[1] — Der Inhalt ist:

Der alte Graf von Moor hat zwei erwachsene Söhne. Keiner ist gerathen; denn der Graf war „ein allzu schwacher Vater, Verzärtler seiner Kinder". Karl, der Erstgeborene, geräth als leichter Student in Schulden und gerichtliche Verfolgung. Da sucht er, wie der verlorene Sohn, des Vaters Gnade. Sein Bruder Franz, ein „Heuchler, heimtückischer Schleicher", will Karl um das Erbe und seine Braut Amalia bringen. Darum unterschlägt er des Bruders Reuebrief, liest dagegen einen selbstgeschmiedeten (scheinbar von einem Leipziger Freunde an Franz gerichteten) Brief dem Vater vor, wornach Karl bereits als Missethäter flüchtig und von der Polizei verfolgt ist. Franz weiß sich dann dem Vater so einzuschmeicheln, daß dieser ihm überträgt, in seinem Namen den tief gesunkenen Karl zu verstoßen. Dabei begeht Franz eine neue Schurkerei, indem er des Vaters Zusatz wegläßt, worin für den Fall der Bekehrung Verzeihung verheißen ist. Karl, ergrimmt „über die falsche Krokodilsbrut der Menschen", wird nun Räuberhauptmann, „um Rächer und Rechtsprecher im Namen der Gottheit" zu sein. Franz aber quält den Vater durch Vorwürfe und falsche Nachricht vom Tode Karls, bis er stirbt, und verstößt den vom Scheintod wieder erwachenden „alten Balg" in ein altes Waldschloß. Nun gedenkt er, die Frucht seiner Frevel zu genießen. Aber Angst, Reue, Verzweiflung sind hart hinter seinen Fersen. Denn siehe, von Heimweh gequält, zieht Karl von Böhmen in die Heimath nach Franken. Da im Walde entdeckt er den Vater und das schreckliche Geheimniß. Karl befiehlt alsbald den Angriff auf Schloß und Leben des Bruders: die Räuber stürmen;

---

[1] Dem Mannheimer Theaterzettel vom Sonntag den 13. Januar 1782 ließ Schiller folgende kurze Erläuterung, „an das Publikum" gerichtet, beidrucken:

Der Verfasser an das Publikum.

Der Räuber — das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren — zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaften verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zulezt an der Spize einer Mordbrennerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung — doch erhaben und ehrwürdig groß und majestätisch im Unglück und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher — entlarvt und gesprengt in seinen eignen Minen.

Der alte Moor, ein allzu schwacher nachgebender Vater, Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen schwärmerischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft.

Man wird auch nicht ohne Entsezen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewissenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

Franz verzweifelt und erdrosselt sich. Sie bringen dessen Leiche und als Gefangene Karls treue Braut. Karl gibt sich nun zu erkennen: der Vater stirbt, die Braut bittet, sie zu tödten. Karl kämpft mit sich; endlich erdolcht er sie und stellt sich dem Gericht.

2) Schillers „Räuber" sind ein Kind seiner Zeit. Die Unzufriedenheit mit der bestehenden Weltordnung, der Drang, sie mit Gewalt zu zerbrechen, lag im Zeitgeist. Karl stellt uns die unzufriedene Menschheit dar, Franz die allerdings damals frivolen höheren Stände. So sind die „Räuber" auch ein Bild des damaligen Zeitgeistes, gemalt von einem „kraftvollen, aber noch unreifen Talente" (Goethe), mit „einem Pinsel, der die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlte", d. h. statt Menschen — Engel und Teufel malte. Natürlich, Schiller „kannte ja die Welt nur durch Fernröhren". In den „Räubern" spiegelt sich aber auch die Stimmung des „Karlsschülers", nämlich dessen Unmuth über die unerträgliche Schulordnung. — Das Stück hat zu viel Wortprunk, Uebertreibung, rohe Kraftausdrücke; der Dichter „haschte offenbar nach Effekt" (Vilmar) — aber dennoch ist es reich an wahrer Empfindung. Der Beifall war ungeheuer, die Jugend ward trunken vom Geiste Karl Moors. Nur Goethe ärgerte sich daran.

3) Auf die „Räuber" folgte „Fiesco", ein republikanisches Trauerspiel in Prosa. Eine Episode aus der Geschichte Genua's brachte Schiller darauf. Bei keiner Arbeit hatte er so mit des Lebens Noth zu kämpfen, als wie bei der Dichtung dieses Drama's. Kein Wunder, daß es arm an Poesie, daß es weniger aus dem Herzen quoll, und weniger zum Herzen spricht. Die Hauptpersonen sind Fiesco und Andreas Doria. Jener ist ein junger Graf — „stolz mit Anstand, freundlich mit Majestät, höfisch geschmeidig und ebenso tückisch". Andreas Doria, ein ehrwürdiger Achtziger, ist Doge von Genua. Er hat sich als Seeheld um die Republik hoch verdient gemacht und sich zum Ersten aufgeschwungen. Die Handlung verläuft also:

Der alte Doria führt den Herzogstitel und erzieht seinen Neffen zum Erben seiner Würde. Dieser (Gianettino) beträgt sich „anstößig" in jeder Art, ist dabei „bäurisch stolz". Ob seines Uebermuthes entsteht in Genua eine „dumpfige Schwüle". Die Nobili verschwören sich. Fiesco soll ihr Haupt werden. Er lehnt es ab; denn es paßt ihm nicht in seinen ehrgeizigen Plan. Er will den Herzog stürzen, um selbst Herzog zu werden. Er spielt darum den Sorglosen. „Der Löwe brüllte zwar nicht, aber er schlief doch nicht." — Er handelte wie ein „Fuchs". Endlich ist er gerüstet. Jetzt läßt er das „schwere Wetter" losbrechen. Doria wird gestürzt, und Fiesco ist Herzog. Doch Verrina, der „düstere und strenge" Republikaner, kann es nicht ertragen. Als Freund beschwört er Fiesco, den Herzogsmantel wegzuwerfen. Vergebens. Darum lockt er ihn auf die Galeeren und stößt ihn im rechten Augenblicke in's Meer.

4) Der **Grundgedanke** von „Fiesco" ist: **Auch das Genie**, und wäre es groß wie Doria oder liebenswürdig wie Fiesco, **vermag nichts gegen die Freiheit der Völker**. — In Fiesco sind doch die Menschen keine „Ungeheuer", wie im ersten Drama. Aber das politische Treiben der Menschen kannte der Dichter noch zu wenig. Auch mangelt hier die wahre Empfindung. Die Sprache ist noch unnatürlicher, als in den „Räubern". Selbst Glanz und Pomp der Handlung konnten daher nicht das Publikum bestechen. Es blieb kalt ob „Fiesco", für welchen Schiller, wie für einen Haupttreffer, so viel Mühe und Noth eingesetzt hatte.

5) Das bürgerliche Trauerspiel „**Kabale und Liebe**" (auch „Luise Millerin" genannt) können wir hier füglich übergehen. Es war zwar lange Zeit ein Kassenstück, verdiente aber solche Ehre keineswegs. Der ruhigen Kritik gilt es jetzt als eine Karikatur; denn es übertreibt auf's Aergste die Verirrungen der damaligen Hofwelt und ebenso den Edelmuth des Bürgerstandes.

6) Viel würdiger und großartiger ist „**Don Carlos**", ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Auch dieß schrieb Schiller zuerst in Prosa, dichtete es aber in Jamben um. Es ging jedoch nicht aus **einem** Gusse hervor. Mitten in die Dichtung hinein fiel eine längere Pause. Während derselben änderte Schiller den Plan des Ganzen. Anfangs sollte es ein Familiengemälde werden, und zwar aus dem Hause **Philipps** II. Daher gab er ihm auch den Namen des Infanten „**Carlos**". Später aber sollte es „**den Kampf der Menschheit** um die **Gewissensfreiheit**" darstellen. Der Schwerpunkt des Drama's verrückte sich dann und fiel auf **Marquis Posa**, den Freund des „Don Carlos"; denn als Fürsprecher der Gewissensfreiheit mußte dieser jetzt die Hauptperson werden. Freilich suchte der Dichter die früher gedichteten drei Akte zu kürzen und anzupassen. Der erste Plan schimmert aber noch immer durch; es tritt nicht recht hervor, welche Person der eigentliche Held des Stückes ist: und so gleicht das Drama einer Ellipse, die zwei Brennpunkte hat. Der Inhalt des Gedichtes ist folgender:

Philipp II. verweigert beharrlich den reformirten Niederländern die Religionsfreiheit. Ihre Unruhen erschrecken ihn nicht. Er denkt daran, durch militärische Strenge sie zu unterdrücken. Schon geht das Gerücht, der gefürchtete Herzog Alba werde königlicher Gouverneur in Flandern. Darum eilt Marquis Posa, ein spanischer Grande und Malteserritter, von Brüssel nach Madrid. Er will dem König Vorstellungen machen. Den Freund, Don Carlos, gewinnt er zuerst für seinen Plan.

Dem König naht er sich mit edlem Freimuthe. Mit Feuer legt er ihm die Sache der Niederländer an das Herz. Er beschwört ihn beim Allmächtigen, ja er wirft sich dem König sogar bittend zu Füßen; Philipp bewundert ihn, hält ihn aber für einen Schwärmer. Posa richtet also nichts aus, noch weniger aber Don Carlos, auf den ohnedieß der König mit Mißtrauen blickt. Die

Hofintriguen werden immer ungünstiger für die beiden Freunde. Der König läßt schließlich den Marquis erschießen und Carlos heimlich hinrichten.

7) Der kämpfende „Löwe" ist also hier in „Don Carlos" schon viel zahmer; denn Posa ist nur ein kühner Redner. Er stirbt zwar für seine Ueberzeugung; aber er handelt nicht. Aehnlich ist es mit Carlos. — Das Drama hat gewiß sehr schätzbare Vorzüge. Es versinnlicht eine tiefe Idee, ist reich an großartigen und schönen Scenen. Es spricht sich darin ein edles, sittliches Wollen in feuriger und doch edler Weise aus. Hohes Lob spenden auch die Kritiker der „Königin". „An ihr ist jeder Zoll eine Königin — doch jedes Gefühl ein Weib (Gerv.)." Durch gewisse Mängel steht aber „Don Carlos" allen spätern Dramen nach. Einmal verräth sich darin der vorhin berührte Doppelplan. Dann sind die Hauptcharaktere (Carlos und Posa) übertrieben idealisirt.[1] Posa ist wenigstens theilweise das, was der König ihn nennt, nämlich ein Schwärmer und gar zu redselig. Er spricht von Völkerfreiheit und Weltbürgerthum in einer Weise, als ob er im Zeitalter der französischen Revolution lebte. Auch ist das Stück ermüdend lang, und die Katastrophe kommt so unerwartet, ist so wenig motivirt, daß man sie wohl unnatürlich nennen muß.

§ 82. Schillers Balladen und die „Glocke".

1) Gegen das Ende der neunziger Jahre dichtete Schiller so viele Balladen neben seinen größern Arbeiten, daß man die Jahre 1797 und 1798 die „Balladenjahre" nennt. Die Freundschaft mit Goethe trug viel dazu bei; einer trieb den andern an.

[1] Der historische Don Carlos war keineswegs so liebenswürdig. Allein der Dichter ist bei Behandlung eines historischen Stoffes auch nicht so streng an die Geschichte gebunden. Er ist Dichter, kein Geschichtschreiber. Der Leser darf deßhalb auch nicht aus einem Drama Geschichte lernen wollen. Was insbesondere Schiller betrifft, so hat er seine Geschichtskenntnisse meist aus sehr trüben Quellen geschöpft. Er griff nämlich, durch den poetischen Stil angezogen, mit Vorliebe nach französischen Werken. Die Verfasser waren jene „poetischen Geschichtsschreiber", über welche Lessing sich entrüstete, da sie sich „kein Gewissen daraus machten, ihre Vermuthungen für Wahrheit zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus ihrer Erfindung zu ergänzen". Daher kam es auch, daß sich selbst in die rein historischen Schriften unseres Dichters große Irrthümer einschlichen, so in „die Geschichte des dreißigjährigen Krieges" und besonders in die „des Abfalls der Niederlande". Der Sprache und Darstellung nach sind diese Schriften freilich musterhaft und hinreißend. Schiller fühlte übrigens selbst, daß er zu kurze Zeit und zu lückenhaft Geschichte studirt habe. Auch schrieb er an Karoline von Beulwitz: „Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

So kam es, daß sie eine Zeitlang wie um die Wette Balladen dichteten. Für die frühern Balladen holte sich Schiller den Stoff aus der altklassischen Welt. Die in ihnen dargestellten Ideen schließen sich deutlich zu einer Kette zusammen. Im „Ring des Polykrates" liegt die Idee, daß die Götter bei den Menschen kein ungetrübtes Glück ertragen. Aber die Götter, so melden uns „die Kraniche des Ibykus", wollen doch nicht, daß der Mensch am Menschen sich vergreife; sie gießen ihren Zorn und ihren Fluch über den Mörder aus. Sie verhüllen uns ferner die Zukunft, aber nur zu unserm Heile, wie uns die „Kassandra" belehrt. Sie stoßen uns zurück, wenn wir unersättlichem Wissensdurst uns hingeben, sowie das „Bild von Sais" den frechen Jüngling zurückstieß. Aber um so mehr gefallen wir ihnen durch Freundschaft und Liebe, wie sie in der „Bürgschaft" verherrlicht sind.

2) Für eine zweite Reihe von Balladen nahm Schiller seinen Stoff aus der romantischen Zeit. Da besingt er denn im „Ritter Toggenburg" die Minne, im „Taucher" die Tollkühnheit, im „Kampf mit dem Drachen" das Kleeblatt der Rittertugenden: Muth, Demuth, Gehorsam, im „Graf von Habsburg" den Segen ächter Gottesfurcht, im „Gang nach dem Eisenhammer" die fromme Dienertreue, und im „Handschuh" den Triumph der ritterlichen Gesinnung gegenüber dem wohlfeilen Uebermuth.

3) „Das Lied von der Glocke" ist nichts Geringeres, als das Lied vom Leben, und zwar vom häuslichen, wie vom öffentlichen. In zehn Meistersprüchen führt uns der Dichter den Verlauf des Glockengusses vor. An jeden derselben knüpft sich (mit verändertem Versmaße) ein Lebensgemälde. Nur die ersten und die letzten Sprüche dienen andern Betrachtungen. Das Jugendleben, der Ehestand sind die freundlichen Tableaux aus der Familie; Feuersbrunst und Todesfall sind die erschreckenden. Der Feierabend, Gewerbsfleiß ꝛc. repräsentiren das Staatsleben; aber auch ein düsteres Bild stellt sich zu gleichem Zwecke neben diese heitern, nämlich der Aufruhr. Mehrere Jahre trug Schiller sein „Glockengießerlied" mit sich herum. Aber schon Goethe schrieb ihm: Die Glocke müsse um so besser klingen, als das Erz länger im Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt sei. Goethe hatte Recht. Die „Glocke" ging so herrlich aus dem Gusse hervor, daß sie zu den vorzüglichsten Kunstwerken unseres großen Dichters gehört. Ihr Ton ist einzig in seiner Art; denn in keiner Sprache gibt es ein Gedicht, das mit diesem Umfang eine so große Wirkung hervorbringt, in den verschiedensten Herzen gleichzeitig nachtönt. Ja, diese Glocke ist ein ganzes Geläute.

Proben bei Kellner: Die Bürgschaft; der Alpenjäger; der Taucher; der Graf von Habsburg; die Kraniche des Ibykus; Breite und Tiefe; Spruch des Confucius; Parabeln und Räthsel.

§ 83. Schillers spätere Dramen.

1) Wie die Freundschaft mit Goethe unsern Dichter lebhafter zur Ballade anregte, so führte sie ihn auch wieder zum Drama zurück. An der Seite Goethe's war aber Schiller zu einem viel besseren Dramatiker herangereift; es war ihm klar geworden, daß die zu idealen Gestalten nicht auf die Bretter gehören, daß dort vielmehr die Welt und das Leben, wenn auch im Sonntagsschmucke (d. h. für den dramatischen Zweck aufgeputzt, ausgehoben), doch immerhin rein objectiv d. i. naturgetreu vorgeführt werden müsse. Und wie sehr sich Schiller das Gelernte zu Herzen nahm, beweist der große Fleiß, den er gleich auf sein nächstes Drama „Wallenstein" verwendete. Sein redliches Streben, sein enormer Fleiß in Verbindung mit seinem Genie trugen aber herrliche Früchte, wie uns zunächst „Wallenstein", und alle nachfolgenden Dramen unseres Dichters beweisen.

2) An „Wallenstein" arbeitete Schiller sieben Jahre; Goethe arbeitete, die jeweils fertigen Akte durchlesend, Winke gebend, gleichsam mit. Er auch rieth Schiller, weil der Stoff allzusehr anwuchs, mehrere Dramen daraus zu machen. So entstand denn eine Trilogie, „Wallensteins Lager" (1. Theil), die „Piccolomini" (2. Theil) und „Wallensteins Tod" (3. Theil) umfassend. Wie schon die Aufschriften andeuten, führt uns Schiller in diesem großartigen dreigegliederten Drama eine Episode des dreißigjährigen Krieges vor Augen, nämlich den Verrath Wallensteins und den Abfall seiner Truppen von ihm. Naturgemäß muß uns Schiller mitten in den Feldzug hineinführen; denn Wallenstein übt ja im Felde den Verrath. Schon darum braucht das Stück einen Hintergrund, auf dem es an Soldaten nicht fehlt. Eben dafür sorgt der 1. Theil: „das Lager". Zugleich erfahren wir hier auch, welch ein Liebling der Truppen unser Held ist, und wie es möglich, daß er so sehr auf sie rechnete. Die beiden anderen Theile hängen dem Inhalte nach eng zusammen, und sind bloß aus Rücksicht für das Theaterpublikum, um es nicht zu ermüden, als zwei Dramen eingerichtet. Der 2. Theil bringt die Verwicklung, die Schürzung des Knotens („Exposition"). Wallenstein spinnt die Fäden des Verrathes an dem Kaiser; sein Waffengefährte, der alte Piccolomini, durchschaut ihn, heuchelt fort und fort Freundschaft für ihn, spinnt aber nebenbei ebenso klug und fleißig die Fäden des Verrathes an dem

Verräther. Der 3. Theil bringt die Lösung („Katastrophe"). Der Grundgedanke des Ganzen läßt sich so fassen: **Ohnmächtig ist der Mensch für sich allein**, trotz Muth und Glück und Genie; eitel sind seine Plane, die er darauf baut. Oder mit des Dichters Worten (in altklassischer Weise):

„Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät."

Wallenstein, diese Heldenfigur, und ihre wichtige Rolle in der deutschen Geschichte, ihr tragischer Untergang und dabei stets der dreißigjährige Krieg im Hintergrunde, welch' ein Inhalt für ein Drama! Es gibt kaum einen passenderen Stoff. Schon die Wahl desselben verräth den großen Dramatiker. Aber die Ausführung nicht minder. Goethe urtheilte: „Wallenstein ist so groß, daß zum zweiten Mal nichts Aehnliches vorhanden ist." Er ist reich an schönen Gedanken und Charakteren. Und, was bei Schiller besonders hoch anzurechnen, er hielt sich dabei mehr wie sonst an das wirkliche Leben. Darum finden wir bei diesem Drama auch mehr den Hauptschmuck der Goethe'schen Dichtungen — die Naturwahrheit. Am meisten sprechen die Verlobten, Max und Thekla, an, die unglücklichen Kinder der zwei großen Gegner. Mit Staunen und tief ergriffen nahm das Publikum den „Wallenstein" auf.

3) In „**Maria Stuart**" ist „**die fromme Unterwerfung einer schwergeprüften Seele**" dargestellt. Dieß Drama ist arm an Handlung, fast lauter Klage und Rührung. Der Dichter „hatte einmal die Helden an dem „Wallenstein" herzlich satt und sehnte sich nach Darstellung menschlicher Leiden, bei denen er mitfühlen konnte". Er nimmt nun auch so großen Antheil an der Heldin, verficht ihre Sache, ja ihre Religion so beredt, als ob er in seinem innersten Herzen Maria's religiöse Ueberzeugung theilte.

4) Schillers brillanteste Dichtung ist die „**Jungfrau von Orleans**". Die Idee ist: **der Mensch, noch so gering und schwach, macht durch die Hülfe von Oben selbst die Größten und Mächtigsten zu Schanden.** „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben", sagte Schiller. Der Erfolg bestätigte es. Die heilige Begeisterung für das Vaterland, die hehre Amazone, die hinreißende Gewalt in Schillers Versen — Alles half mit, daß das Publikum in Extase gerieth. Auch Goethe lobte überaus.

Schiller hätte freilich der Heldin nicht die Schwäche irdischer Liebe andichten sollen. Die glaubensstarken Charaktere des Mittelalters bedurften gewiß keines solchen Motivs zum Handeln. Sie waren viel strenger gegen sich, als ihnen Schiller zutraute. Allein er hat doch „dieses edle Bild der Menschheit aus dem tiefsten Staub erhoben", in welchen es der Spott eines Voltaire gewälzt hatte. Und mit wie tief fühlendem Herzen er dieß that, beweist sein kurzes Gedicht: „Das Mädchen von Orleans", welches im „Taschenbuch für

Damen" 1802 erstmals erschien, aber unter dem Titel „Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans".

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott,
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er, und verletzt den Glauben.

Doch wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglüh'n.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

5) Die „Braut von Messina" ist ein Trauerspiel mit Chören. Es führt auch den Titel: „Die feindlichen Brüder". Hier werden wir nicht vor die Bühne der Weltgeschichte gestellt; denn der Inhalt ist reine Dichtung. Es ist folgender:

Ein schrecklicher Vaterfluch erfüllt sich an der Fürstenfamilie von Messina. Die Erfüllung desselben kündigte sich bereits in Träumen des neuvermählten Fürstenpaares an. Zwei Söhne und eine Tochter erscheinen darin als ihre zukünftigen Kinder. Nach des Vaters Traum wird die Tochter ihren Brüdern den Tod bringen. Nach der Mutter Traum wird sie deren entzweite Gemüther in inniger Liebe vereinen. Die Kinder werden ihnen wirklich geboren. Der Vater befiehlt, das Töchterlein zu tödten; die Mutter weiß es zu retten und läßt es heimlich erziehen. Die Söhne nehmen zu, wie an Jahren, so auch an Bruderhaß. Der Zufall will es, daß ihnen, Jedem allein, die Schwester zu Gesichte kommt. Sie ist ein Bild von Schönheit und Jeder verlangt daher nach der Hand der Unbekannten. Sie bekämpfen sich auf Tod und Leben. Don Cesar tödtet Don Manuel, und, als die Mutter ihm Beatrice als Schwester vorstellt, sich selbst. Der Chor aber spricht:

„Erschüttert steh' ich, weiß nicht, ob ich ihn
Bejammern, oder preisen soll sein Loos.
Dieß Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld."

Den Grundgedanken der Dichtung spricht der Dichter in den zwei letzten Versen aus. Noch genauer gibt ihn vielleicht das biblische Wort: „Gott sucht die Sünden der Väter an den Kindern heim bis in's dritte und vierte Glied."

Schiller wollte darin die altgriechische Tragödie nachahmen. Darum schwebt der Vaterfluch wie ein Schicksalsspruch über dieser Familie, wie ein Unglücksstern, der selbst die in die Irre führt, die ihm entfliehen wollen. Darum erscheinen auch die antiken Chöre. Ebendarum paßt das Drama nicht in die neuchristliche Zeit. Trotzdem es den „vollesten Glanz, die ganze Pracht unserer Sprache entfaltet“ (Vilmar), trotzdem der Dichter, um seine durch den Tod ihm entrissene Mutter trauernd, so weich, so ergreifend sang, es gefiel doch nicht Allen — auch Goethe nicht.

6) „Wilhelm Tell“ vertheidigt wieder „die Freiheit der Völker gegen die Tyrannei“, aber in ganz anderer Weise, als „Fiesco“ &c. Denn Tell rechtfertigt seine That in der Parricidascene als „gerechte Nothwehr eines Vaters“. — Der „Meisterschuß“ Tell's ist also dem Dichter etwas ganz Anderes, als der Stoß Verrina's in „Fiesco“; er will ihn nicht als politischen Mord angesehen wissen, denn Schiller hatte längst einen solchen Mord aus seiner idealen Welt verbannt. Die Sprache ist wie immer hinreißend; die Alpen, die urkräftigen Schweizer sind überaus frisch und lebendig geschildert. Viele (z. B. W. v. Schlegel) halten „Tell“ für das beste Drama Schillers.

Proben bei Kellner: Aus „Maria Stuart“; aus „Wilhelm Tell“.

Dritte Gruppe.

§ 84. Die Humoristen.

1) Wir stellen hier einige Dichter zusammen, deren Poesie hauptsächlich durch den darin waltenden Humor charakterisirt ist. Der Humor ist aber eine Mischung der verschiedenartigsten Empfindungen (besonders von Mitleid und Spott, von Wehmuth und Muthwillen), von tiefen wahren Gefühlen und höchst komischen Einfällen. Die lachende Thräne im Auge ist, wie Jean Paul sagt, des Humors Symbol. „Er wirkt komisch durch diese Contraste und Verschiebungen. Er zeigt uns Trauriges, plötzlich lächelt es durch Thränen, gleich darauf lacht es; wie wir uns verwundert fragen, wie dies zugegangen, sehen wir Lachen und Weinen verschwunden, starre Verzweiflung steht vor uns. So wechselt Hoch und Niedrig, Gemeines, Erhabenes, Schönes, Häßliches, Stärke, Schwäche: der Humor ist ein Kaleidoscop der Empfindungen, das mit jeder Drehung andere Bilder zeigt“ (Lemcke). Drei Dichter sind es, die sich als Humoristen einen gewissen Namen verschafften: Lichtenberg, Hippel und Jean Paul.

2) Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799; Professor in Göttingen) war ein stiller, in sich gekehrter, etwas menschenscheuer Mann, sehr vertraut mit den englischen Humoristen, wie

auch mit England selbst, wohin er mehrmals reiste. Seine humoristischen Aufsätze sind mehr rein satirischer Natur, als die Schriften Hippels und Jean Pauls. Sie beziehen sich theils auf die Auswüchse und Schäden der damaligen Literatur, theils auf die Thorheiten und Laster der Menschen. Lavater spielte er bös mit in zwei Schriften, worin er dessen Physiognomik lächerlich machte. Sein Hauptwerk ist aber „die ausführliche Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche", worin er „das, was der Künstler gezeichnet hat, so sagt, wie Hogarth[1] es würde gesagt haben, wenn er die Feder so hätte führen können, wie er den Grabstichel geführt hat".

3) Theodor Gottlieb von Hippel (1741—1796) war ein Ostpreuße. Von der Theologie sprang er zur Jurisprudenz über, wurde Advokat und Bürgermeister in Königsberg, und starb da als reicher Mann. — Er war ein Sonderling, seinen Freunden sogar ein Räthsel; wie in der Dichtung, war er auch im Leben ein Doppelwesen. Im Bureau zeigte er sich als den trockenen, kalten Geschäftsmann, sonst als den gefühlvollsten Menschen. Ebenso vereinigte er in einer Person den Lebemann und den religiös Strengen, den Zweifler (doch spottete er nie des Heiligen) und den Schwärmer. — Seine beste Dichtung ist der Roman „die Lebensläufe in aufsteigender Linie".

Er wollte darin sein, dann seines Vaters, dann seines Großvaters Leben beschreiben, aber er kam, einzelne Erinnerungen an seinen Vater abgerechnet, nicht über sein eigenes hinaus. So heitere Bilder der Dichter uns auch vorführt, der Grundton des Buches bleibt doch die sanfte Klage im Namen der Armen und Unterdrückten, „immer blickt wieder die bleiche Hörigkeit mit flehender Miene zur halbgeöffneten Thür herein, und streicht der kalte Wind seewärts her über ein armes frischgegrabenes Grab" (Menzel).

4) Von großem Einfluß waren Hippels Dichtungen auf Johann Paul Friedrich Richter (1763—1825). Sein Vater war Rector und Organist zu Wunsiedel. Hier, im dunklen, quellen- und liederreichen Fichtelgebirge, wurde er geboren. Ohne Schule, ohne Umgang wuchs der Knabe heran, fast ganz sich selbst überlassen. Hausaufgaben gab ihm der Vater, die Natur war seine Jugendgespielin. In seinen ferneren Studien machte er rasche Fortschritte. Doch hielt er sich an keinen Plan. Alle möglichen Bücher durchwühlte er, um „den Spiritus daraus abzuziehen". Ganze Kisten füllte er mit Excerpten. Als Student versäumte er die Fachstudien (Theologie), trieb sonstiges Allerlei: da starb sein Vater. Aus Noth schrieb er nun Bücher, und da der Erfolg

[1] Hogarth war ein englischer Maler und Kupferstecher, der von 1698 bis 1764 lebte und die Thorheiten und Sünden seiner Zeit und seines Volkes in Bildern vorführte.

schlecht war, ging er zur armen Mutter. Seiner „Hungerperiode" folgte das „honigsaure Leben eines Schulmeisterleins". Nach dem begann endlich die ruhmreiche Laufbahn des vielgelesenen, von der Jugend und den Damen fast abgöttisch verehrten Dichters. Er kam da beinahe in alle norddeutschen Residenzen. In Weimar war seine Glanzepoche. Herder und Wieland wurden von ihm entzückt, der Fürstbischof Dalberg besoldete ihn, nur Goethe und Schiller blieben kühl. Er kam ihnen vor „wie aus dem Mond gefallen". 1800 verehelichte er sich, ließ sich bald darauf in Bayreuth nieder und starb da 1825. — In religiöser Hinsicht steht er bei Herder. Als Patriot überragt er den ganzen Weimar'schen Musenhof. Für Musik besaß er Liebe und Gabe. In der Natur verlebte er vielleicht seine meiste Zeit.

Jean Paul ist „der ewige Jüngling unter unsern Dichtern mit seinen überschwänglichen Hoffnungen, Freuden und Schmerzen und den prächtigen Träumen von Tugend, Freiheit, Freundschaft und Humanität" (v. Eich.). Alles half zusammen, ihn zu dem zu machen, besonders seine abgeschlossene Kindheit, in Verbindung mit seiner überaus lebhaften Phantasie. Dieses Träumen und Sehnen ging ihm sein ganzes Leben nach. Selbst als Mann kam er nicht über die „blöde Jugendeselei" hinaus. Das schließt aber nicht aus, daß er ein tüchtiger Weltkenner war.

5) Jean Pauls poetische Erstlinge („Grönländische Prozesse"; „Auswahl aus des Teufels Papieren") waren Satiren auf Schriftstellerei, Ahnenstolz, Stutzer 2c. Aber sie verdienten ihm kaum das tägliche Brod. Erst seine Romane fanden mehr Leser. Fast jedes Jahr schrieb er einen, wenn nicht zwei solche. In ihnen zeigte er sich als ächten Humoristen, als den „Ritter mit der lächelnden Thrän' im Wappen." Da macht er den Leser weinen und lachen in Einem. — Die Helden seiner Romane sind alle geistesverwandt mit dem Dichter, ganz oder theilweise sein Ebenbild. Immer begegnet uns darin der „hohe Mensch", ein an Leib und Seele gesunder, reiner, vornehmer Jüngling, so eine recht deutsche Jünglingsnatur voll Unschuld und Blödigkeit, aber auch voll Muth und Ritterlichkeit. — Als Ganzes ist keiner seiner Romane gelungen, es fehlt Allen die Einheit; um so meisterhafter sind die Einzelscenen, die poetischen Genregemälde. Darin war er stark, weil er eben das Leben, besonders das arme kummervolle (und das schilderte er mit Vorliebe — als „Armenadvocat") so genau kannte. — Eben deßhalb ist es ihm auch, wie keinem Andern, gelungen, die Idylle als „das Vollglück in der Beschränkung" zu dichten. Solcher größeren Idyllen schrieb er eine ganze Reihe. Sie sind meist Zeichnungen seiner eigenen verschiedenen Lebenslagen. Gleich sein erster Roman hatte die schönste im Schlepptau,

nämlich das „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal".

Dieser ähnlich ist das „Leben des Quintus Fixlein". Zwei humoristische Reisebeschreibungen gehören auch hierher: „des Rektor Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg" und „des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flötz". In jener liefert der Geiz und die Pedanterie den humoristischen Stoff, in dieser die Feigheit. Von ganz besonderer Art, durchaus ernst gehalten, ist das „Kampanerthal". In diesem herrlichen Pyrenäenthale vernehmen wir ein schönes Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele.

6) Das großartigste Werk Jean Pauls ist der „Titan" (1800). Zehn Jahre arbeitete er an diesem Romane. Der Grundgedanke ist: Die absichtliche Phantasieschwelgerei richtet den Menschen an Seele und Leib zu Grund. Darin steht das Genie dem Genie gegenüber.

Der junge Graf Albano ist das edle Genie, der „hohe Mensch", so ideal, wie in keinem andern Romane. Roquairol, eines Ministers Sohn, ist das verirrte Genie, ein Himmelsstürmer (Titan). Er hält sich für einen starken Geist, ist aber ein Schwächling, ein Sklave seiner Empfindungen. Das müßige Dasein gibt ihn ganz und gar denselben preis. Zieht auch bisweilen eine edlere, heilige Empfindung durch seine Brust, so folgt er doch gleich darauf einer verbrecherischen. Jetzt wandelt er im reinen Aether auf Bergeshöhen und kurz nachher im Schlamme des Sumpfes. Ruchlos tändelt er mit dem Sittengesetz und den Menschen, macht aus dem ganzen Leben ein poetisches Spiel, und endet durch Selbstmord. Selbst diesen begeht er der Poesie dienend, indem er die Rolle des Selbstmörders in der von ihm gedichteten Tragödie spielt. Albano hingegen erkämpft als Siegespreis seiner Tugend und Thätigkeit ein Fürstenthum. Diesen zwei Hauptfiguren aus der Männerwelt entsprechen zwei Frauencharaktere.

Bald nach Titan schrieb er einen gleichfalls meisterhaften Roman: „Die Flegeljahre." Zwei Hauptpersonen, welche Zwillingsbrüder sind, theilen sich darin in das Wesen des Dichters. Der eine ist der unpraktische, ins Blaue hinaus strebende Gemüthsmensch, der andere ist der humoristische Weltkenner.

Gottwalt, der Held des Romans, ist ein stiller, bescheidener Träumer, der sich aus seiner Klause nach der Welt sehnt. Seine Unschuld und Offenheit gewinnen ihm einen reichen Sonderling (van der Kabel) als Gönner. Dieser ist ihm behülflich, unter die Leute zu kommen. Als er stirbt, setzt er Gottwalt zum Universalerben ein. Das Testament schreibt ihm aber komische Klauseln vor, die bezwecken, den jungen Mann an das praktische Leben zu gewöhnen. Diese Klauseln sind so, daß es ihm sauer genug, wenn nicht unmöglich wird, das Erbe anzutreten. Dieses wird nämlich für ihn mehr ein Bildungskapital. Sein Bruder Vult, seit Jahren die Welt durchziehend, ein berühmter Flötenspieler, trifft ihn endlich, wie er gerade wieder eine Klausel ausführt. Vult ist ein Schalk, lacht den Bruder aus, hilft ihm aber schließlich doch. — Ein eigentlicher Ausgang fehlt dem Roman.

7) Nun ein Wort über den sittlichen Gehalt und die Form in Jean Pauls Dichtungen. Dieselben zeichnen sich im Ganzen durch Sittenreinheit, Seelenadel aus, erinnern vielfach an Schiller.

Doch fehlt es nicht an Partieen, in denen der Dichter dem „hohen Menschen“ zu viel erlaubt, eben weil er alle Anderen überragt, wie z. B. dem Armenadvocaten Siebenkäs in den „Blumen-, Frucht- und Dornenstücken“. — Sein Stil ist zwar sehr originell, aber „verwildert“, wie selbst seine Freunde tadelten. Der Dichter war ein Millionär von Bildern, darum verschwendete er sie. Alle seine Werke sind damit überladen. Diese Bilder sind zudem aus allen Fächern der Wissenschaft geholt, es ist ein buntes gelehrtes Durcheinander. Man meint beim Lesen durch einen botanischen Garten zu gehen, wo Blumen und Pflanzen aus allen Welttheilen und Klimaten blühen. — Noch ein formeller Mangel findet sich bei Jean Paul: Es war ihm fast nicht möglich, bei der Sache zu bleiben. Daher kommen die vielen Extrablätter, Extraseiten, Schalttage, Nachschriften 2c.

1. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand einsam in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er; denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte von dem ganzen reichen Leben nichts mit, als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendjahre wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf die Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land, voll Licht und Ernten und voll Engel, bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zischender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe. — Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war. — Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gib mir meine Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!“ — Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen; und er sagte: „Es sind dies meine thörichten Tage!“ — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich“, sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter. — Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve [1] nahm allmählich seine Züge an. — Mitten in dem Krampfe floß plötzlich die Musik für das neue Jahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte:

[1] Todtenschädel.

„O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte! — Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf: endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jüngling, der sich einen Dorn aus dem Fuße zieht; und seine vorige blühende Gestalt wurde ihm bitter vorgegaukelt. — Er konnte es nicht mehr sehen — er verhüllte das Auge — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komm' nur wieder, Jugend, komm' wieder!" —

— Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen; aber er dankte Gott, daß er, noch jung in den schmutzigen Gängen des Lasters, umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die in's reine Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm um, junger Leser, wenn du auf seinem Irrwege stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komm' wieder, schöne Jugend!" — so würde sie nicht wieder kommen.

2. Stellen aus der Idylle: „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal."

Wie war dein Leben und Streben so sanft und meerstille, du vergnügtes Schulmeisterlein Wuz! Der stille blaue Himmel eines Nachsommers ging nicht mit Gewölk, sondern mit Duft um dein Leben; deine Epochen waren das Schwanken und dein Streben war das Umlegen einer Lilie, deren blätteraufstehende Blumen aus einander flattern — und schon außer dem Grabe schliefest du sanft.

Jetzt aber, meine Freunde, müssen vor allen Dingen die Stühle um den Ofen, der Schenktisch mit dem Trinkwasser an unsere Kniee gerückt und die Vorhänge zugezogen und die Schlafmützen aufgesetzt werden und an die grand monde über die Gasse drüben und an's palais royal muß keiner von uns denken, bloß weil ich die ruhige Geschichte des vergnügten Schulmeisterleins erzähle — und du, mein lieber Christian, der du eine einathmende Brust für die einzigen dephlogistisirten und stärkenden Freuden des Lebens, für die häuslichen, hast, setze dich auf den Arm des Stuhls, aus dem ich heraus erzähle und lehne dich zuweilen ein wenig an mich! du machst mich gar nicht irre.

Seit der Schwedenzeit waren die Wuze Schulmeister in Auenthal, und ich glaube nicht, daß Einer vom Pfarrer oder von seiner Gemeinde verklagt wurde. Allemal acht oder neun Jahre nach der Hochzeit versahen Wuz und Sohn das Amt mit Verstand — unser Maria Wuz docirte unter seinem Vater schon das ABC, indem er das Buchstabiren erlernte, das nichts taugt. Der Charakter unsers Wuz hatte, wie der Unterricht anderer Schulleute, etwas Spielendes und Kindisches, aber nicht im Kummer, sondern in der Freude.

Schon in der Kindheit war er ein wenig kindisch. Denn es gibt zweierlei Kinderspiele, kindische und ernsthafte — die ernsthaften sind Nachahmungen der Erwachsenen, das Kaufmanns-Soldatens-Handwerks-Spielen — die kindischen sind Nachäffungen der Thiere. Wuz war beim Spielen nie etwas Anderes als ein Hase, eine Turteltaube oder das Junge derselben, ein Bär, ein Pferd, oder gar der Wagen daran. Glaubt mir: ein Seraph findet auch in unseren Collegien und Hörsälen keine Geschäfte, sondern nur Spiele und, wenn er's hoch treibt, jene zweierlei Spiele.

Indeß hatt' er auch, wie alle Philosophen, seine ernsthaftesten Geschäfte und Stunden. Setzte er nicht schon längst — ehe die brandenburgischen erwachsenen Geistlichen nur fünf Fäden von buntem Ueberzug umthaten — sich dadurch über große Vorurtheile weg, daß er eine blaue Schürze Vormittags über sich warf und in diesem kouleurten Meßgewand der Magd seines Vaters die vielen Sünden vorhielt, die sie um Himmel und Hölle bringen konnten? — ja er griff seinen eigenen Vater an, aber Nachmittags, denn wenn er diesem Kober's Kabinetspredigt vorlas, war's seine innige Freude, dann und wann zwei, drei Worte oder gar Zeilen aus eigenen Ideen einzuschalten und diese Interpolation mit weg zu lesen, als spräche H. Kober selbst mit seinem Vater. Ich denke, ich werfe durch diese Personalie vieles Licht auf ihn und ein Spaß, den er später auf der Kanzel trieb, da er auch Nachmittags den Kirchengängern die Postille an Pfarrers Statt vorlas, aber mit so viel hineingespielten eigenen Verlagsartikeln und Fabrikaten, daß er dem Teufel Schaden that und dessen Diener rührte. „Justel," sagt er nachher um vier Uhr zu seiner Frau, „was weißt du unten in deinem Stuhl, wie prächtig es einem oben ist, zumal unter dem Kanzelliede."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im zehnten Jahre verpuppte er sich in einen mulattenfarbigen Alumnus und obern Quintaner der Stadt Scheran. Sein Examinator muß mein Zeuge sein, daß es keine weiße Schminke ist, die ich meinem Helden anstreiche, wenn ich's zu berichten wage, daß er nur noch ein Blatt bis zur vierten Deklination zurückzulegen hatte und daß er die ganze Geschlechts-Exzeption thorax caudex pulexque vor der Quinta wie ein Wecker abrollte — bloß die Regel wußt' er nicht. Unter allen Nischen des Alumneums war nur eine so gescheuert und geordnet, wie die Prunkküche einer Nürnbergerin; das war seine: denn zufriedene Menschen sind die ordentlichsten. Er kaufte sich aus seinem Beutel für zwei Kreuzer Nägel und beschlug seine Zelle damit, um für alle Effecten besondere Nägel zu haben, — er schichtete seine Schreibbücher so lange, bis ihre Rücken so bleirecht aufeinander lagen, wie eine preußische Fronte, und er ging beim Mondschein aus dem Bette und visitirte so lange um seine Schuhe herum, bis sie parallel neben einander standen. — War alles metrisch, so rieb er die Hände, riß die Achseln über die Ohren hinauf, sprang empor, schüttelte sich fast den Kopf herab und lachte ungemein.

Bloß dem Schulmeisterlein hatte diese Kreuzschule wenig an; den ganzen Tag freute er sich auf oder über etwas. „Vor dem Aufstehen," sagt er, „freu' ich mich auf das Frühstück, den ganzen Vormittag auf's Mittagessen, zu Vesperzeit auf's Vesperbrod" — und so hatte der Alumnus Wuz sich stets auf was zu spitzen. Trank er tief, so sagt' er: „das hat meinem Wuz geschmeckt," und strich sich den Magen. Niesete er, so sagt' er: „helf dir Gott, Wuz!" — Im fieberfrostigen Novemberwetter setzte er sich auf die Gasse mit der Vormalung des warmen Ofens und mit der närrischen Freude, daß er eine Hand um die andere unter seinen Mantel wie zu Hause steckte. War der Tag gar zu toll und windig — es gibt für uns Wichte solche Hatztage, wo die ganze Erde ein Hatzhaus ist und wo die Plagen wie spaßhaft gehende Wasserkünste uns bei jedem Schritte anspritzen und einfeuchten — so war das Meisterlein so pfiffig, daß es sich unter das Wetter hinsetzte und sich nichts darum schor; es war nicht Resignation, die das unvermeidliche Uebel aufnimmt, nicht Apathie, die das ungefühlte trägt, nicht Philosophie, die das verdiente verdauet, oder Religion, die das belohnte verwindet, sondern der Gedanke an's warme Bett war's. „Abends," dacht' er, „lieg' ich auf alle Fälle, sie mögen mich den ganzen Tag zwicken und hetzen, wie sie wollen, unter meiner warmen Zudeck' und drücke die Nase ruhig an's Kopfkissen, acht Stunden lang." — Und kroch er endlich in der letzten Stunde

eines solchen Passionstages unter sein Oberbett, so schüttelte er sich darin, krempte sich mit den Knieen zusammen und sagte zu sich: „Siehst du, Wuz, es ist doch vorbei.“

Ein anderer Paragraph aus der Wuzischen Kunst, stets fröhlich zu sein, war sein zweiter Pfiff, stets fröhlich aufzuwachen — und um das zu können, bedient' er sich eines dritten, und hob immer vom Tage vorher etwas Angenehmes für den Morgen auf, entweder gebackene Klöße oder eben so viel äußerst gefährliche Blätter aus dem Robinson, der ihm lieber war als Homer — oder junge Vögel oder junge Pflanzen, an denen er am Morgen nachzusehen hatte, wie Nachts Federn und Blätter gewachsen.

(Wuzens Tod.)

Ich habe meine Absicht klug erreicht, mich und meine Zuhörer fünf oder sechs Seiten von der traurigen Minute wegzuführen, in der vor unser Aller Augen der Tod vor das Bett unseres kranken Freundes tritt und langsam mit eiskalten Händen in seine warme Brust hinein bringt und das vergnügt schlagende Herz erschreckt, fängt und auf immer anhält. Aber endlich kommt die Minute und ihr Begleiter doch.

Ich blieb den ganzen Tag und sagte Abends, ich könnte Nachts wachen. Sein lebhaftes Gehirn und sein zuckendes Gesicht hatten mich fest überzeugt, in der Nacht würde der Schlag sich wiederholen; es geschah aber nicht, welches mir und dem Schulmeisterlein ein wesentlicher Gefallen war. Denn es hatte mir gesagt — auch in seinem letzten Traktätchen steht's — nichts wäre schöner und leichter, als an einem heitern Tage zu sterben, die Seele sähe durch die geschlossenen Augen die hohe Sonne noch und sie steige aus dem vertrockneten Leib in das weite blaue Lichtmeer draußen; hingegen in einer finstern brüllenden Nacht aus dem warmen Leibe zu müssen, den langen Fall in's Grab so einsam zu thun, wenn die ganze Natur selber da säße und die Augen sterbend zu hätte — das wäre ein zu harter Tod.

Um halb zwölf Uhr kamen Wuzens zwei besten J u g e n d f r e u n d e noch einmal vor sein Bette, der Schlaf und der Traum, um von ihm gleichsam Abschied zu nehmen. Oder bleibt ihr länger, und seid ihr zwei Menschenfreunde es vielleicht, die ihr den ermordeten Menschen aus den blutigen Händen des Todes holt und auf euern wiegenden Armen durch die kalten unterirdischen Höhlungen mütterlich traget in's helle Land hin, wo ihm eine neue Morgensonne und neue Morgenblumen in waches Leben hauchen?

Ich war allein in der Stube — ich hörte nichts, als den Athemzug des Kranken und den Schlag meiner Uhr, die sein kurzes Leben wegmaß, — der gelbe Vollmond hing groß und tief im Süden und bereifte mit seinem Todtenlichte die Maiblümchen des Mannes und die stockende Wanduhr und die grüne Haube des Kindes, der leise Kirschbaum vor dem Fenster malte auf dem Grund von Mondeslicht aus Schatten einen bebenden Baumschlag an die Stube, — am stillen Himmel wurde zuweilen eine fackelnde Sternschnuppe niedergeworfen und sie verging wie ein Mensch — es fiel mir bei, die nämliche Stube, die jetzt der schwarz ausgeschlagene Vorsaal des Grabes war, wurde morgen vor drei und vierzig Jahren am 13. Mai vom Kranken bezogen — und an diesem Tage gingen seine elysäischen Acht-Wochen an, — ich sah, daß der, dem damals dieser Kirschbaum Wohlgeruch und Träume gab, dort im drückenden Traume geruchlos liege und vielleicht noch heute aus dieser Stube ausziehe, und daß Alles, Alles vorüber sei und niemals wieder komme .... und in dieser Minute fing Wuz mit dem ungelähmten Arme nach etwas, als wollt' er einen entfallenden Himmel erfassen — und in dieser zitternden Minute knisterte der Monatszeiger meiner Uhr und fuhr, weil's zwölf Uhr

war, vom zwölften Mai zum dreizehnten über .... Der Tod schien mir meine Uhr zu stellen, ich hörte ihn den Menschen und seine Freuden kauen, und die Welt und die Zeit schien in einem Strom von Moder sich in den Abgrund hinab zu bröckeln! ....

Ich denke an diese bebende Minute bei jedem mitternächtlichen Ueberspringen meines Monatszeigers; aber sie trete nie mehr unter die kurze Reihe meiner übrigen Minuten.

Der Sterbende — er wird kaum diesen Namen lange mehr haben — schlug zwei lodernde Augen auf und sah mich lange an, um mich zu kennen. Ihm hatte geträumt, er schwankte als ein Kind sich auf einem Lilienbrette, das unter ihm aufgewallet — dieses wäre zu einer emporgehobenen Rosenwolke zusammengeflossen, die mit ihm durch goldene Morgenröthen und über rauchende Blumenfelder weggezogen wäre, — die Sonne hätte mit einem weißen Mädchenangesicht ihn angelächelt und angeleuchtet, — darüber wurd' er wach aus seinem letzten oder vielmehr vorletzten Traum, denn auf den langen Traum des Lebens sind die kleinen bunten Träume der Nacht wie Phantasieblumen gestickt und gezeichnet.

Der Lebensstrom nach seinem Kopfe wurde immer schneller und breiter, er glaubte immer wieder vergnügt zu sein, den Mond hielt er für die bewölkte Sonne; es kam ihm vor, er sei ein fliegender Taufengel, unter einem Regenbogen an eine Dotterblumenkette aufgehangen, in unendlichen Bogen auf- und niederwogend, über Abgründe zur Sonne aufgeschaukelt .... Gegen vier Uhr Morgens konnte er uns nicht mehr sehen, obgleich die Morgenröthe schon in der Stube war — die Augen blickten versteinert vor sich hin — eine Gesichtszuckung kam auf die andere — den Mund zog eine Entzückung immer lächelnder aus einander — Frühlingsphantasien, die weder dieses Leben erfahren, noch jenes haben wird, spielten mit der sinkenden Seele — endlich stürzte der Todesengel den blassen Leichenschleier auf sein Angesicht und hob hinter ihm die blühende Seele mit ihren tiefsten Wurzeln aus dem körperlichen Treibkasten voll organisirter Erde .... Das Sterben ist erhaben; hinter schwarzen Vorhängen thut der einsame Tod das stille Wunder und arbeitet für die andere Welt und die Sterblichen stehen da mit nassen, aber stumpfen Augen neben der überirdischen Scene ....

„Du guter Vater", sagte seine Wittwe, „wenn dir's Jemand vor drei und vierzig Jahren hätte sagen sollen, daß man dich am dreizehnten Mai, wo deine Acht-Wochen angingen, hinaustragen würde." — „Seine Acht-Wochen", sagt' ich, „gehen wieder an und währen länger."

Da ich um eilf Uhr fortging, war mir die Erde gleichsam heilig und Todte schienen neben mir zu gehen; ich sah auf zum Himmel, als könnt' ich im endlosen Aether nur in Einer Richtung den Gestorbenen suchen; und da ich oben auf dem Berge, wo man nach Auenthal hineinschaut, mich noch einmal nach dem Leidenstheater umsah, und da ich unter den rauchenden Häusern bloß das Trauerhaus unbewölkt dastehen und den Todtengräber oben auf dem Gottesacker aushauen sah, und da ich das Leichenläuten seinetwegen hörte, und daran dachte, wie die Wittwe im stummen Kirchthurm mit rinnenden Augen das Seil unten reiße, so fühlt' ich unser Aller Nichts, und schwur, ein so unbedeutendes Leben zu verachten, zu verdienen und zu genießen.

Wohl dir, lieber Wuz, daß ich — wenn ich nach Auenthal gehe und dein verrasetes Grab aufsuche, und mich darüber kümmere, daß die in dein Grab beerdigte Puppe des Nachtschmetterlings mit Flügeln daraus kriecht, daß dein Grab ein Lustlager bohrender Regenwürmer, rückender Schnecken, wirbelnder Ameisen und nagender Räupchen ist, indeß du tief unter allen diesen mit unverrücktem Haupte auf deinen Hobelspähnen liegst und indeß keine liebkosende Sonne durch deine Bretter und deine mit Leinwand zugeleimten Augen bricht

— wohl dir, daß ich dann sagen kann: „Da er noch das Leben hatte, genoß er's fröhlicher, wie wir Alle."

Es ist genug, meine Freunde, — es ist zwölf Uhr, der Monatszeiger sprang auf einen neuen Tag und erinnerte uns an den doppelten Schlaf, an den Schlaf der kurzen und an den Schlaf der langen Nacht . . .

Vierte Gruppe.

Die Romantiker.

§ 85. Wesen und Wirksamkeit der romantischen Schule.

1) Wir kommen nun zu einer Schaar Dichter, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fast alle im Norden Deutschlands auftauchten, und durch ihre hohe Begeisterung für die Poesie, durch herrliche Talente für Dichtung und Wissenschaft, durch ein reiches Wissen, besonders was Geschichte, Sprachen betrifft, durch ihr ungemein reges literarisches Wirken, besonders aber durch ihr neues, jugendlich ideales Streben, die Poesie und das Leben ihrer Zeit total umzugestalten, damals außerordentliches Aufsehen machten. Schon ihr Name verräth den Haupt- oder Grundzug der Romantik, weist auf das Hauptziel aller ihrer Bestrebungen hin; denn sie legten sich solchen Namen bei im Hinblick auf die altromantische Zeit und Poesie, d. h. auf das Mittelalter und seine Poesie. Dort im Mittelalter schauten sie ein Leben und eine Poesie, die ihnen viel besser gefielen, als ihre Zeit und als die rein klassische Poesie selbst eines Goethe und Schiller. Doch wir wollen im Folgenden dieß noch gründlicher darthun.

2) Was nun diese Dichter in eine Schule zusammenführte, war vor Allem eine gemeinsame Trauer. Sie trauerten nämlich darob, daß die Poesie dem Leben, der Wirklichkeit so fremd geworden sei. In der That war damals das Leben in jeder Hinsicht untergegangen in einer engherzigen Beschränkung, in einem spießbürgerlichen Philisterthum. Besonders stand es so in Norddeutschland, das die Romantiker zunächst vor sich hatten [1]. Nur dem Abklatsch ihres eigenen prosaischen Alltagslebens rief die

[1] Weimar und Jena machten damals freilich eine Ausnahme. Es war die dortige Atmosphäre gleichsam poetisch geworden. Aber auch abgesehen davon, daß die dort herrschende Poesie des christlich-deutschen Elementes entbehrte und deßhalb einerseits das Leben keineswegs so besonders veredelte (vgl. das Leben in Weimar), anderseits das deutsche Gemüth nur halb befriedigte, so waren eben Weimar und Jena nur zwei Punkte im Vaterland; und selbst an diesen zwei Punkten beschränkte sich das poetische Leben auf den Hof und die von ihm Bestrahlten.

Masse (vgl. § 66) noch Beifall; nur der ihren Leidenschaften schmeichelnde Kotzebue konnte sie noch begeistern. Was Wunder, wenn da die Romantiker auf Deutschland hinblickten, wie auf eine unaussprechlich langweilige Gegend voll verschmachtender Dürre und farbloser Leere! — Indem sie aber nach der Ursache dieses trostlosen Zustandes forschten, so fanden sie dieselbe bald in der herrschenden Freigeisterei, in der „Abklärung". Sie erkannten: Je mehr das Band gelockert wird, das den Menschen an das Uebersinnliche knüpft, desto sinnlicher und prosaischer wird auch der Mensch. Also beklagten diese Männer auf's Tiefste die falsche Aufklärung, „die durch eine neue europäische Zunft von Philantropen bis unter das gemeine Volk verbreitet war" (Novalis).

3) In dieser Trauer schauten sie sich nach einer Zeit um, wo es nicht so öde in Europa, im Vaterland aussah. Da trat ihnen mit überwältigender Größe das Mittelalter entgegen. In ihm fanden sie alles Ersehnte. Mit den Augen des Dichters schaute man dort allenthalben in das Leben, mit des Dichters Herzen fühlte und empfand man. Sehnsucht nach dieser „goldenen" Zeit ergriff sie mit Macht. Aug. Wilh. v. Schlegel ist nur der Dolmetsch all' seiner Genossen, wenn er singt:

Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, deß Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten;
Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für Einen Glauben wollten Alle streiten;
Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen;
Da war auch Eine Poesie erklungen,
In Einem Sinn, nur in verschied'nen Zungen.

Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen;
Man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit sich ersonnen:
Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien,
Doch mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen.
Ach, diese Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe:
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Und so rafften sie sich also auf, um als andere Minnesänger diese Vergangenheit wieder zu erwecken, um, die Harfe in der Hand, das heilige Land des kindlichen Glaubens wieder zu erobern. — Sie lebten sich darum mit allem Ernste in die altromantische Zeit hinein. Sie gingen auf ihren Wunderglauben, ihre religiöse Beschaulichkeit, auf das Minnewesen und den Ritterdienst, auf ihre Sagen und Märchen ein, umfaßten dieß Alles mit glühender Begeisterung und sangen dann in solcher Stimmung. Sie, die

„Nachtigallen“ (vgl. S. 73) der Neuzeit, wanderten so gleichsam aus der winterlichen Gegenwart in die warmen Regionen des Mittelalters und suchten durch ihren Gesang alle Andern nachzulocken. — In dieser Absicht und in diesem Geiste schufen sie viele Dichtungen. Begreiflicherweise ließen sie darin die Phantasie nach Herzenslust schalten und walten, und eben deßhalb wandten sie auch mit Vorliebe den Humor und die Ironie darin an, bei denen die Phantasie so recht beschäftigt ist. — Sie produzirten aber nicht nur, sie brachten auch die alten Poesieen wieder zu Ehren, selbst die der Italiener und Spanier. Ja es war „eine Feenzeit, da das wunderbare Lied, das in allen Dingen gebunden schläft, zu singen anhob, wie die Waldeinsamkeit das uralte Märchen der Natur wieder erzählte, von verfallenen Burgen und Kirchen die Glocken wie von selber anschlugen und die Wipfel sich rauschend neigten, als ginge der Herr durch die weite Stille, daß der Mensch in dem Glanze betend niedersank“ (v. Eich.). Da sie ferner im Morgenland noch zu ihrer Zeit das Reich der Poesie blühen sahen, so machten sie auch Ausflüge nach dem Orient und brachten reiche Ausbeute mit in die Heimath. —

4) Fürwahr! sie steckten sich ein hohes Ziel; ein Riesenplan war es, den sie faßten. Kein Wunder, daß die Romantik überraschte wie ein Meteor. Um so größer war das Erstaunen, als diese Bewegung nicht von katholischen Dichtern, sondern von norddeutschen Protestanten ausging, von Novalis, den Gebrüdern Schlegel und von Tieck[1]. So muthig sie aber auch begannen, so begabt sie auch waren, so freudig ihnen auch ein Theil der Gebildeten zujauchzte, — ihr Plan blieb doch nur ein schöner Traum, ähnlich wie der des Hainbundes.

Was waren hievon die Ursachen? Zuvörderst gewiß der große Mißkredit, in den das Mittelalter durch die Geschichtschreibung gekommen war. Schon durch die Namen „Mittelalter“ — „alte Kirche“ wurden Viele zurückgeschreckt und verscheucht. — Dann aber waren sich diese Männer selbst nicht ganz klar über die Tragweite ihres Vorhabens. Bald zeigte sich an ihnen ein unsicheres Suchen und Herumtappen. „Rückkehr zum Mittelalter“ war ihre Parole; aber sie bedachten nicht, daß sie dann geradezu in den Schooß der alten Kirche zurückkehren müßten. Nur Wenige gingen consequent so weit. Die Meisten blieben gleichsam vor der Kirchenthüre stehen, schauten mit Ehrfurcht am katholischen Dom hinauf und hinein, riefen begeistert: „Wie schön! Wie sinnreich!“ Zum entschiedenen Glauben aber kamen sie nicht. Sie waren also nur Aesthetiker des Katholicismus, wollten nur sein Aeußeres, nur seinen Leib, nicht seine Seele (die katholische Lehre). So kam in ihre Dichtungen eine gewisse Halbheit und Unwahrheit. Die

[1] Brentano, Görres, v. Eichendorff waren von Haus aus Katholiken. Sie schlossen sich aber erst an, als von Novalis u. s. w. die Parole ausgegeben war.

Leser fühlten es wohl heraus und wurden verstimmt, statt gewonnen. — Ebenso schlich sich bei mehreren Romantikern die Unnatürlichkeit ein. In übertriebener Ironie haßten und beschimpften sie die Wirklichkeit und verfielen der zügellosesten Phantasterei. Auch solche Unnatur wirkte abstoßend. — Endlich zählten die Romantiker auch solche unter ihren Reihen, die keineswegs so priesterlich ernst wie Wolfram, so kindlich fromm wie Hartmann lebten. Gar manche wandelten als Menschen in Sümpfen und finstern Schluchten, während sie als Dichter hoch oben in reinen Lüften sangen[1]. Sie sind von einem Romantiker selbst gut porträtirt. Ein solches Porträt ist der von Arnim geschilderte Reisende, „der zieht in alle Welt und spricht vom Christenthum in tausend Worten, aber seine Worte haben keine Kraft des ewigen Lebens, weil seine Liebe ohne That ist; von ihm kommen alle neuen poetischen Christen, ich rede von denen, die es nur in ihren Liedern sind". Wie konnten aber solche Kreuzritter das gelobte (altromantische) Land wieder erobern? — Sie überraschten eben wie gewandte Darsteller der Bühne. Man rief vielleicht Beifall, weiter aber achtete man ihrer nicht. Aus diesen vier Ursachen erklärt sich leicht, wie die Romantik, die wie ein Meteor am deutschen Himmel aufflog, auch wie ein Meteor verschwinden konnte.

5) Dennoch bleibt den Romantikern ein großes Verdienst. Abgesehen davon, daß sie der gerechtern Würdigung des Mittelalters den Weg bahnten, haben sie sehr viel für die Poesie gethan: Ihre dichterischen Versuche fielen meist glänzend aus; einen großen Schatz von Phantasie und Geist speicherten sie darin auf. Stoffe und Formen neuer Art häuften sie in reichster Auswahl an. Alle alten guten Poesieen holten sie herbei, sie ins Neudeutsch oder ins Deutsche trefflich übersetzend (Tasso, Dante, Ariost[2], — Cervantes[3], Calderon[4], — Camoëns[5], — Shakespeare). Fürwahr, sie stellten für die nachkommenden Dichter eine große und reichbesetzte Tafel auf. Die Lyriker zehrten

---

[1] Einige suchten sogar Anfangs, selbst als Dichter, Gott und der Welt, dem Geist und dem Fleische zugleich zu dienen. Wir besitzen z. B. von Tieck einige Romane, und selbst von Friedrich von Schlegel einen solchen („Lucinde"), die sogleich an die Wieland'schen erinnern. Diese Jugendsünden ihrer Muse wurden natürlich von ihren Gegnern ins schwarze Buch geschrieben und oft genug als Waffen gegen sie gebraucht.

[2] Ariost (geb. 1474 zu Reggio; gest. am Hofe von Ferrara 1533) zählt zu den ersten italienischen Dichtern. Sein berühmtes romantisches Epos „Orlando furioso" ist der Form nach höchst vollendet, aber vielfach lasciv.

[3] Cervantes (geb. zu Alcala 1547; beschloß sein mühseliges Leben in einem Spital zu Madrid 1616) ist der größte spanische Prosadichter (Novellist, Romandichter). Sein in alle Sprachen übersetzter Roman „Don Quixote" stellt satirisch das verkommene Ritterthum und überhaupt jene Zeit dar.

[4] Calderon (geb. 1601 zu Madrid; gest. als Priester daselbst 1687) ist der größte spanische Dramatiker, ebenso genial wie fruchtbar. Er brachte das spanische Drama zur höchsten Blüthe. Er schrieb eben so viele geistliche Dramen, wie weltliche.

[5] Camoëns (geb. 1524 zu Lissabon; starb wie Cervantes ganz arm 1579) verherrlichte die Heldenthaten der Portugiesen in einem Epos „Os lusiados" (die Lusitanier), welches voll patriotischen Feuers ist.

davon bis in die jüngsten Tage. Und wie viel trugen die Romantiker dazu bei, daß unsere Literatur zur Weltliteratur voranschreiten kann! Wie hätte sich Herder (vgl. S. 324 und 335), es erlebend, darob gefreut! Endlich sei noch das anerkannt, daß sie die Wissenschaft der Literaturgeschichte begründeten, daß sie der Malerei und Skulptur zur neuen Blüthe verhalfen und die deutsche Sprachforschung (Gebr. Grimm) mächtig anregten.

Das neue Licht.

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen, tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung.

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel sel'ges Kind,
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen, ewig lichten Flammen,
Längst verstiebte Funken hier zusammen.

Ueberall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut,
Ew'gen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensflut;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele geh'n,
Und von seinem ew'gen Glücke
Sollst du dich ergriffen seh'n.
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüte nach dem Sonnenschein;
Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treu Gemal dir eigen.

Unser ist sie nun geworden,
Gottheit, die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime rasch geweckt;
Und so laßt im vollen Gottesgarten
Treu uns jede Knosp' und Blüte warten.

§ 86. Die Häupter der romantischen Schule.

1) Vier Männer von fast gleichem Alter werden als die Häupter oder Führer der romantischen Schule betrachtet, nämlich Novalis, die Gebrüder Schlegel und Tieck. Der Erstgenannte war eigentlich der Vater der neueren Romantik; er legte den ersten Stein zum Aufbau der Schule. Die nächsten Geistesverwandten des Novalis waren die Gebrüder Schlegel und Tieck. Diese Männer suchten mit aller Energie den Bau fortzusetzen und zu vollenden, den Novalis grundgelegt hatte. Die beiden Schlegel bethätigten sich hiebei mehr als Bauführer, Tieck aber als der fleißigste und begabteste Bauarbeiter. Die Erstern dienten nämlich der Romantik vorzüglich als Gelehrte, als Kritiker, Tieck hingegen als fruchtbarer Dichter.

2) Friedrich von Hardenberg oder Novalis (wie er sich nach einem Familiengute als Dichter nannte) wurde im Jahre 1772 in der Nähe von Eisleben (in der Grafschaft Mansfeld)

geboren. Er studirte zuerst die Rechte und später noch Bergmannskunde, wurde dann Salinenassessor, starb aber in der Blüthe seines Lebens in den Armen seines Freundes Fr. v. Schlegel 1801. — Sein Aeußeres war groß, schlank und einfach. Um sein durchsichtiges, wohlwollendes, stets heiteres Angesicht wallte hellbraunes Lockenhaar; allenthalben war er beliebt: aber er war todeskrank von Jugend auf. Unter der Obhut seiner Eltern, die fromme Herrnhuter waren, schlug die Religion tiefe Wurzeln in seiner Seele. — So schmerzlich wie er empfand es darum kein anderer Romantiker, daß die Religion „wie eine fremde unscheinbare Waise ohne Bürgerrecht“ auf die Straße gesetzt sei. Er benannte die herrschende seichte Aufklärung so treffend „Abklärung“, er kündigte dem „Erdgeist“ am feurigsten den Krieg an:

„Helft uns nur den Erdgeist binden;
Lernt den Sinn des Todes fassen,
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht erblassen,
Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um.“

Frühzeitig zeigte er Vorliebe für tief religiöse, mystische Schriften. Zinzendorf's (welcher die Brüdergemeinde zu Herrnhut in Sachsen stiftete und viele hundert geistliche Lieder dichtete), und Böhme's (der sich vom Schuster zum Philosophen emporschwang) Schriften, sowie katholische Erbauungsbücher waren seine Lieblingslektüre. — Seine religiöse Anschauung machte übrigens verschiedene Wandelungen durch, und er sprach Anfangs gar sonderbar vom Wesen der christlichen Religion; aber er wurde immer positiv-gläubiger. Ein geläuterter Katholicismus, meinte er später, wäre die ächte Religion. Immer mehr näherte er sich der alten Kirche; immer mehr versöhnte er sich mit ihren Institutionen und Lehren; darum rief er es auch tief aus dem Herzen: „Europa muß sich versöhnen (nämlich mit der alten Kirche) und auferstehen!“ —

Novalis war es auch, der es am klarsten aussprach, daß der „Erdgeist“ gerade durch die Poesie am leichtesten und entschiedensten vertrieben werde; deßhalb bot er also die Poeten zum Heerbann gegen denselben auf. Am Herzen der Poesie sollte die erkaltete Menschheit wieder erwärmt, für Gott und das Uebersinnliche, für das Reich der Wunder, für das Ewige auf's Neue entflammt werden. Reich und Arm, Hoch und Nieder, Fürsten und Unterthanen sollten durch die Poesie wieder mit religiöser Begeisterung erfüllt werden. — Seine eigenen Dichtungen blieben aber fast alle nur Fragmente. So gerade sein von den Romantikern als ein Wunderwerk dichterischer Kunst gepriesener Roman „Heinrich von Ofterdingen.“ Er sollte zwei Theile um-

fassen; doch ist nur der erste vollendet, der zweite kaum begonnen, weil der Tod den Dichter unter der Arbeit überraschte.

Der Held des Romans ist der im „Wartburgkrieg" vorkommende Minnesänger gleichen Namens. Seine Heimath ist Eisenach; sein Vater ein dort ansäßiger tüchtiger Handwerker (Schlosser?), seine Mutter eine geborene Augsburgerin, die Tochter des reichen, angesehenen Schwaning. Novalis schrieb den Roman nicht, um diese oder jene Begebenheiten darzustellen, sondern um an dem Faden von Heinrichs Leben seine (und seiner Schule) Ansichten über das Wesen der Dichtkunst, über ihre hohe Bestimmung in der Welt, über ihre allbeseligende Macht darzuthun. Novalis sprach es selbst aus: „Das Ganze sollte eine Apotheose der Poesie sein. Heinrich wird im ersten Theil zum Dichter reif, und im zweiten als Dichter verklärt." —

Für sein gelungenstes Werk erklärte Novalis seine sogenannten „Hymnen an die Nacht." Er wendet sich darin von dem sinnzerstreuenden Tageslicht abwärts zu der schweigenden Nacht, um über Liebe, Jenseits, Tod und Erlösung zu sinnen. Und sie athmen in der That tiefen, wahren Gottesfrieden. — Doch am meisten erfassen den Leser seine „Geistlichen Lieder"; sie sind in jeder Beziehung Perlen. Er wollte nach und nach im Verein mit Tieck ein ganzes Gesangbuch bearbeiten, brachte es aber nur bis zu diesen 15 Liedern. „Wenn alle untreu werden", „Was wär' ich ohne dich gewesen", „Wenn ich ihn nur habe", „Wer einsam sitzt in seiner Kammer" rc.; diese berühmtesten daraus wurden für viele Gemüther wahre Trostesengel. Auch Maria besang er mit Innigkeit. Auch weltliche Lieder hat er gedichtet, die bekanntesten und sehr gediegenen sind in seinem Roman eingelegt, nämlich das einzig schöne Weinlied: „Auf grünen Bergen wird geboren", das eben so treffliche Bergmannslied: „Der ist der Herr der Erde, wer ihre Tiefen mißt"; das schalkhafte Mädchenlied: „Sind wir nicht geplagte Wesen?" und das merkwürdige Kirchhofslied: „Lobt doch uns're stillen Feste."

1. Seligkeit in Jesu.

1. Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts vom Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb' und Freude.

2. Wenn ich ihn nur habe,
Lass' ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treu gesinnt nur meinem Herrn.
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

3. Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein;
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Fluth mir sein,
Sie mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

4. Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt.
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

5. Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland,
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

2. Maria.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

3. An den Freund.

Was paßt, das muß sich ründen,
Was sich versteht, sich finden,
Was gut ist, sich verbinden,
Was liebt, zusammen sein.
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm ist, muß sich gleichen,
Was fern ist, sich erreichen,
Was keimt, das muß gedeih'n.

Gib treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir und wende,
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

4. Der Wein.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt.
Die Sonne hat sich ihn erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen.
Das zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das gold'ne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang' er träumt, sich um ihn her,
Und, wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr lustumwund'ner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen seh'n,
Läßt ruhig seine Priester schalten,
Und kommt heraus, wenn sie ihn fleh'n.

Aus seiner Wiege dunkelm Schooße
Erscheint er in Krystallgewand.
Verschwieg'ner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Es spritzt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt;
Die Freude nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt;

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

5. Der Bergmann.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloss'nen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Proben bei Kellner: Weihnachtslied; Erlösung; Trost von Oben; Treue; Macht des Dichters.

3) August Wilhelm (geb. 1767) und Friedrich von Schlegel* (geb. 1772) stammten aus Hannover. Beide waren grundgelehrte, geistreiche Männer, in den Sprachen, in der Geschichte besonders zu Hause. Mit Vorliebe, aber auch mit ebensoviel Geschick und Geist verlegten sie sich auf die Kritik und stiegen rasch so im Ansehen, daß es schien, die Lücke sei durch sie ausgefüllt, die seit Lessings Tod vorhanden war. In „Charakteristiken und Kritiken" suchten sie den Geschmack zu regieren. Sie gaben auch zu diesem Endzweck eine Zeitschrift, das „Athenäum", heraus. Beider Ruhm mehrte sich durch ihre Vorlesungen (in Wien). August, der Aeltere, las über „dramatische Kunst und Literatur". So wurde der Letztere der eigentliche Schöpfer der deutschen Literaturgeschichte. In der Kritik überragte Friedrich den älteren Bruder; umgekehrt aber gebührt August Wilhelm als Dichter der Vorrang vor Friedrich. Denn beide versuchten sich natürlich auch in der eigentlichen Dichtung. Beide besaßen auch poetische Gabe, doch nicht in sehr hohem Grade. Nur in der

Form und Sprache zeigten sie sich als große Meister, und im Sonette leistete August Wilhelm das Höchste. Als Meister der Form, als der Sprache so mächtig und mit so feinem Geschmack ausgerüstet, konnten sie natürlich als Uebersetzer Vortreffliches leisten; sie leisteten es in Wirklichkeit. Dante, Shakespeare, Calderon sind uns durch sie, besonders durch August von Schlegel, ihrem ganzen Wesen nach erschlossen. So eitel auch das Selbstlob des Letztern (in einem Sonette) ist, so ist es dennoch wahr. Außerdem erquickt derselbe uns durch die „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie". — Was ihr Verhältniß zur Romantik betrifft, so erfaßte Friedrich dieselbe um so lebhafter, je älter er wurde; er nahm Alles ernster. August hingegen erkaltete. Friedrich wurde endlich 1803 Katholik. Er starb 1829 in Dresden. Sein Bruder August wurde viel älter; von 1804 an war er innig mit der berühmten, von Napoleon verbannten Frau von Staël befreundet und war ihr Begleiter auf Reisen; Frau von Staël starb schon 1817, er aber erst 1845 als Professor zu Bonn.

1. Arion.

(Von A. W. von Schlegel.)

Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth;
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust,
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm;
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzu viel den Wogen,
Den Menschen allzu viel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben,
Sonst wirf dich in das Meer hinab." —
„„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab."" —

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn, wieder heim zu kommen,
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

„„Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich, nach Zitherspieler-Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!““

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen;
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin!““

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen;
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vor zum Rande
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich,
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr friedlichen, schon grüß' ich euch!

„Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

„Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!“ —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort.
Eh' Fluten ihn ersticken
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier;
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier;
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen;
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn!
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn! —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthos' Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust;
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.“

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt?
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt ihr vom Arion vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
„„Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke.""
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar;
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar:
Die Arme zieren Spangen;
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden!
O, schläng' uns nur die Erd' hinein!"

„„Er lebet noch, der Töne Meister,
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren:
Nie labe Schönes euren Muth!""

2. Zwei Sonette auf Maria.

(Von A. W. v. Schlegel.)

1. Ave Maria.

Die Jungfrau ruht, nur Demuth ihr Geschmeide,
Im Abendschatten an der Hütte Thor.
Sie weiß nicht, daß sie Gott zur Braut erkor,
Doch stilles Sinnen ist ihr Seelenweide.

Da sieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in seiner Hand, hervor.
Voll süßen Schauers bebet sie empor,
Denn seine Stirn ist Morgenroth der Freude.

Gegrüßt, Maria! tönt sein holder Mund,
Und thut das wundervolle Heil ihr kund,
Wie Kraft von oben her sie soll umwallen.

Und sie, die Arm' auf ihre Brust gelegt,
Wo sich's geheim und innig liebend regt,
Spricht: Mir geschehe nach des Herrn Gefallen.

2. Mater dolorosa.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat sein geweihtes Opfer schon empfangen;
Und reuevolle Brüder zu umfangen,
Hält Christ am Kreuz die Arme ausgebreitet.

Er sieht voll Huld, die ihn hinausbegleitet,
Der Treuen Schaar in namenlosem Bangen:
Sie schau'n auf ihn mit schmerzlichem Verlangen,
Was noch sein Wink für Tröstung ihnen deutet.

Der Mutter Antlitz blaßt in Todesschauer,
Die thränenlosen Augen sind verglommen,
Ihr stummer Mund vermag nicht mehr zu flehen.

Kein sterblich Weib erfuhr so tiefe Trauer.
Das prophezeit' ihr einst das Wort des Frommen:
Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen.

3. Allgemeines Loos.

(Von A. W. v. Schlegel.)

Der fährt durch's Leben leicht auf leichter Barke,
Der läßt die Wimpel bunt und stattlich fliegen;
Der will bis in den Mond erobernd siegen,
Der sorgt, wie er sein klein Gebiet vermarke;

Der pflegt sich üppig mit des Landes Marke,
Der muß im Wetter nackt und hungrig liegen:
Doch alle gleich, gewiegt in gleichen Wiegen
Der großen Mutter, Schwache so wie Starke.

Und kaum gewürdigt werden eines Blickes,
Die da gewesen; und die sind, vergessen
Ihr Wandeln über hohlen Katakomben.

Es rollt die Erde wie das Rad des Glückes,
Mit ihr die Zeit, nie ruhend, ungemessen,
Und stündlich würgt der Tod sich Hekatomben.

4. Zuversicht.

(Von A. W. v. Schlegel.)

Wie Heut sich end'gen wird, was Morgen bringen,
Ich weiß es nicht, doch streu' ich gerne Saaten.
Sie lasse Luft und Boden dann gerathen!
Durch meine Trägheit soll es nicht mißlingen.

Kenn ich nur mich, was frag' ich nach den Dingen?
In meiner Brust versteh' ich Andrer Thaten.
Die Weisheit muß mir Maß und Stille rathen,
Auf daß nicht blindlings meine Kräfte ringen.

Den ew'gen Schlangenkreis, der uns umfahet,
Zu überschau'n braucht nur des Schicksals Wächter;
Wohlthätig schwindet Eins, wenn Andres nahet.

Mag doch die Zukunft droh'n aus düstern Fernen:
Sucht euren Weg, verbrüderte Geschlechter!
Der Himmel leuchtet ja mit seinen Sternen.

5. Huldigung.

(Von Fr. v. Schlegel.)

Wem soll unser Herz denn huld'gen,
Wer errettet uns die Welt?
Schon vergeh'n die Sündenschuld'gen,
Aber wann erscheint der Held?
Hoffnung zeigt sich schon von weitem,
Wenn der Glaube nur nicht sinkt;
Laßt den Schwur uns ihm bereiten,
Der die Feinde einst bezwingt.

Einmal wird das Glück sich wenden,
Schnelle wankt des Bösen Macht,
Einmal muß der Gräuel enden,
Und nicht immer bleibt es Nacht.
Uns'rer Ahnen alte Kunde
Ist es, was mir Hoffnung gibt,
Wann, belehrt in treuem Bunde,
Man das Alte wieder liebt.

Schmählich, zu der Römer Tagen,
Sank die schöne Freiheit hin.
Deutschland mußte Fesseln tragen,
Doch es blieb der muth'ge Sinn.
Aus des Vaterlandes Wäldern
Drang der Helden Schaar hervor,
Wo wir wandeln, auf den Feldern,
War des Ruhmes höchster Flor.

Als durch Bürgerkrieg im Reiche
Dieses edle Volk zerfällt,
Unter eig'nem grimm'gem Streiche
Sich zerstört die deutsche Welt.
Ja, auch da noch blüht die Ehre,
Und es geht vom Kaiserhaus,
Wie die Zwietracht sich vermehre,
Mancher hohe Retter aus.

Rudolph, dessen feste Tugend
Lenkt die Welt zum Recht zurück;
Jener Ritter, dessen Jugend
Reich umgürtete das Glück;
Doch vor allen unerschüttert
Ferdinandes hoher Muth
In dem wild'sten Kriegsgewitter
Alten Glaubens Schirm und Hut.

Jetzt noch leben Heldensprossen
Von dem heiligen Geschlecht,
Das, so oft auch Blut geflossen,
Wiederbrachte Fried' und Recht.
Drum, bis zu den letzten Tagen,
Wachse dieses Adlers Kraft!
Alles laßt für die uns wagen,
Die bis jetzt uns Heil geschafft.

Auch noch andre Stämme grünen
Von des alten Ruhmes Wald;
Fürsten sind die Frei' und Kühnen,
Edel ist des Muths Gewalt.
Wer uns rettet von dem Feinde,
Wann die Schulden all' gebüßt,
Wer die lang' Getrennten einte;
Sei als König uns begrüßt!

6. Die neue Schule.

(Von Fr. v. Schlegel.)

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle (Goethe).

Dieser weiß sich sehr bescheiden,
Jener bläst die Backen voll,
Dieser ist im Ernste toll,
Jener muß ihn noch beneiden.
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob sie genialisch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergessen,
Was des Meisters Kraft ermessen:
Eines schickt sich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geister nöthig,
Die zu allem Dienst erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm sich nun vermehren,
Suche jeder, wen er reibe,
Wisse jeder, was er schreibe,
Und wenn schrecklich alle Dummen
Aus den dunklen Löchern brummen,
Sehe jeder, wie er's treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun schon alleine flammen;
Doch die Menge hält zusammen,
Viel Gesindel treu verbündet.
Wer den Unverstand ergründet,
Hält sich alle gern vom Leibe,
Die geboren sind vom Weibe.
Ist der Bienenschwarm erregt,
Den das neuste Wort bewegt:
Sehe jeder, wo er bleibe.

Mögen sie geläufig schwatzen,
Was sie dennoch nie begreifen;
Manche müssen irre schweifen,
Viele Künstler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen sich am eig'nen Schalle,
Reizte dieß dir je die Galle?
Laß sie alle selig spielen,
Sorge du nur gut zu zielen,
Und wer steht, daß er nicht falle.

4) Ludwig Tieck (1773—1853) aus Berlin, war eines Seilers Sohn. Nach tüchtigen literärischen und sprachlichen Vorstudien widmete er sich der Schriftstellerei. Hamburg, Jena, Rom, Dresden und Berlin waren die Hauptstationen seiner Thätigkeit. Erst 1825 erhielt er eine Anstellung, indem er Dramaturg zu Dresden wurde. Mehr nützte ihm das Vorlesen in engern Kreisen. Seine Virtuosität hierin bahnte ihm den Weg an den Berliner Hof. Bei König Friedrich Wilhelm IV. verlebte er (von 1841 an) ein sorgenfreies Alter.

Tieck war eine Zweifelnatur fast sein ganzes Leben hindurch. In und mit derselben ging er „durch eine ganze Fluth wechselnder Gedanken und Ueberzeugungen" hindurch. Der „Leichtsinn", mit dem er hin und her schwamm, „machte ihm oft selbst Angst". Anfangs stand er bei den „freien Geistern, die der Religion nicht bedürfen". Dann finden wir ihn als Romantiker. Gegen Ende seines Lebens sagte er sich auch von der Romantik los.

Tieck begann seine schriftstellerische Laufbahn sehr früh. Die beiden Schlegel erkannten an seinen warmen Liedern sofort sein vielversprechendes Talent. Durch die schmeichelhafteste Kritik hatten sie ihn bald für ihre Schule gewonnen; er machte mit, lebte sich in die Romantik hinein, aber nur um der Poesie willen. Als heißblütigen Romantiker zeigte er sich in seinen dramatischen Erzählungen (Genovefa; Octavian und Fortunat). Das Trauerspiel: „Leben und Tod der heiligen Genovefa" ist sein bestes dramatisches Werk. Der Dichter nimmt darin bis in's Kleinste Theil am katholischen Heiligencult. Aber man vergesse nicht: Er übte diesen Cult nur im Tempel der Poesie! Tieck wollte ihn nie anders üben, d. h. er schwärmte für die katholischen Heiligen nur so, wie Schiller für die Götter Griechenlands. Er wußte sich aber so leicht und so vollkommen in seinen Stoff hineinzuleben, daß „Genovefa" sehr schön wurde, und in der That „das katholische Programm der Romantik" (Menzel) genannt werden kann. Als Romantiker hegte er auch für das Märchen eine große Vorliebe. Einen allerliebsten Kranz von solchen hinterließ er in „Peter Leberechts Volksmärchen". Darin sind verschiedene Märchen, wie z. B. der Blaubart, der gestiefelte Kater, Prinz Zerbino u. s. w. dramatisch dargestellt. Ebenso flocht er

einen Kranz von Volkssagen und Novellen in seinem „Phantasus". Sagen, wie der getreue Eckard, die vier Haimonskinder u. s. w. bilden dessen Inhalt. Im „Phantasus" bemerkt man übrigens schon, daß er nur noch so halb und halb Romantiker war; denn von Kirche und Nation ist darin schon nicht mehr die Rede. — In den vielen Novellen seines späteren Lebens ist der romantische Spiritus ganz verflüchtigt. Es sind jedoch viele vortreffliche darunter. — Tieck erinnert in vieler Beziehung an Goethe; aber es war übertrieben, ihn neben Goethe oder über Schiller zu stellen. Immerhin war er der glänzendste Dichter der romantischen Schule.

1. Der Dichter.

1.

Wie sehnsuchtsvoll fühlt sich mein Herz gezogen,
Dem frischen grünen Walde zugelenket!
Von Bächen wird das neue Gras getränket,
Die Blumen schauen sich in klaren Wogen.

Ein blau Krystall erscheint der Himmelsbogen,
Zur blüh'nden Erde liebend hergesenket;
Die Sonne zeigt, daß sie der Welt gedenket,
Sie hat die Blumen küssend aufgesogen.

Die Pflanzen glänzen, Wasserwogen lachen,
Die muntern Thiere regen sich in Sprüngen,
Der Vogel singt, wie Laub sich grün entzündet.

Wenn Thiere, Wasser, Blumen, Flur' erwachen,
Läßt höher noch der Mensch die Stimm' erklingen:
Der Dichter Himmelslust der Welt verkündet.

2.

Es lebt der Wald von wunderbaren Zungen,
Die Flöten tönen, der Drommeten Klänge
Ermuntern laut der Waldvöglein Gedränge;
Dem Frühling wird, dem Muthe Gruß gesungen.

Die Fahnen dort sind kühn emporgeschwungen,
Im blanken Erz regt sich der Krieger Menge;
Dort singt ein Schäferchor Liebesgesänge
Und Flöten, Hain und Wald in Eins erklungen.

Drein gießt sich Duft von Baum und Blumenblüthe,
Es brennt der Wald im hellen grünen Feuer,
Und Geister spielend im Gezweige springen:

Da regt die Poesie sich im Gemüthe,
Es greift der Dichter nach der gold'nen Leier,
Die Wonne, die sein Herz bewegt, zu singen.

2. Nacht.

1. In Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an.
Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid!
Ihr kleinen gold'nen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne.

2. Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht.
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:
O Mensch, Du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht,
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht:
Wir kleinen gold'nen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

Proben bei Kellner: Ein Besuch bei Gellert.

§ 87. Die patriotischen Romantiker.

1) Wenn wir unter diesem Ehrentitel nur einen Theil der Romantiker zusammenstellen, so soll damit nicht gesagt sein, als hätten die andern kein Herz für das Vaterland gehabt. Das Vaterland groß, einig zu sehen, war ihr Aller Herzenswunsch. Alle arbeiteten daran, diesen Wunsch zu verwirklichen. Sie Alle waren es ja, „welche das alte Sagenbuch der deutschen Poesie wieder aufgeschlagen und, auf die alten Burggeister weisend, überall im Stillen deutschen Sinn und deutsches Recht weckten und an Tugenden erinnerten, die der Gegenwart Noth thaten" (v. Eich.). Einige derselben zeichneten sich jedoch durch besondern Eifer aus. Durch ihre begeisterten Lieder und theilweise selbst durch ihr Handeln ragten sie in schwieriger Zeit hervor wie Bergeshöhen, auf denen die Nothfeuer brennen und zum Landsturme zusammenrufen. Ihnen sei nun hier der Platz zugewiesen.

2) Von ganz besonderer Anziehungskraft ist Max von Schenkendorf. Er wurde als der Sohn eines Gutsbesitzers 1784 zu Tilsit geboren. Als Lebensberuf wählte er das Kameralfach

Königsberg, Karlsruhe und Koblenz waren drei Hauptpunkte auf seiner Lebensfahrt. In Koblenz starb er als Regierungsrath an seinem 33. Geburtstage im Jahre 1817. — Schenkendorf war ein weicher, aber kein verweichlichter Mann. Auch barg er in sich einen reichen Schatz von Religiosität. Seine Lieblingsdichter waren Klopstock, Goethe und Schiller. Eben so gern las er auch des tief religiösen Böhme's Schriften. — Preußen war ihm hoch und werth, aber das „ganze" Deutschland ging ihm über das engere Vaterland. Seinen König liebte er überaus, aber doch möchte er den deutschen Kaiser wieder wachrufen. Darum singt er:

„Deutscher Kaiser, deutscher Kaiser,
Säumst du? Schläfst du? Auf, erwache,
Reich an Demuth und an Macht!
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht."

Deutschland als feste Burg des Christenthums wieder erstehen zu sehen, das ist sein liebster Gedanke. Damit es so erstehe, muß es aber, so meint er, vor allem wieder das fremde Joch abschütteln. Darum ruft er:

„Die Freiheit sei der Stern;
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm auf's Neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Von Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer."

Trotz seiner unbrauchbaren Rechten eilte er deßhalb (1813) unter die Fahne eines Freicorps. Konnte er auch nicht das Schwert ergreifen, so griff er um so begeisterter in die Saiten seines edlen Herzens und schlug einen solch' vollen ergreifenden Ton an, wie kaum ein anderer Freiheitssänger. Einen vollen, aber auch einen frommen Ton schlug er an. Er sieht den Erlöser mitten im Freiheitsheere; denn:

„Er schwor bei seinem Leben,
Er steh' an uns'rer Seiten,
Wenn wir im besten Streiten
Die Häupter zu ihm heben. —
Der uns vorangeschritten,
Ein Herzog in dem Schmerz,
Der Herr ist in der Mitten
Und spricht an jedes Herz:
Die Welt liegt in den Ketten
Der bösen dunkeln Macht,
Die Hölle zürnt und wacht,
Wer will die Welt erretten?"

Als ächter Romantiker wendet er sich auch zu den verklärten christlichen Streitern:

„O blickt herab auf unser Heer,
Vom Haus der ew'gen Freude,
Ihr Heiligen, ihr Märtyrer
Im blutbesprengten Kleide.
Hier ist das Leben, hier das Blut;
O schenket Glauben, schenket Muth!
Was schauest du so hehr und mild
Uns an von unsern Fahnen,
Du theures Muttergottesbild?
Dein Antlitz muß uns mahnen
An Demuth, Freundlichkeit und Zucht,
Des heil'gen Geistes werthe Frucht."

Diese seine Freiheitslieder sind zudem schön geformt und so zählen sie denn zu den besten, die wir besitzen. — Was ihn noch besonders adelt, — er ist kein Hasser des Feindes. Ueberhaupt ist ihm der schlimmste und letzte Feind — „der im Innern drohende — Haß und Argwohn, Geiz und Neid und böse Lust". Ihn zu besiegen, bedürfe es, meint er, zuletzt einer ernsten Geisterschlacht. — Besser noch als die Freiheitsgesänge sind seine religiösen Lieder. Meist stimmte ihm die Gattin, ihn dazu ermunternd, die Harfe hiezu. — Mit Recht führt also Schenkendorf die Namen „Kaiserherold" und „Rheinhüter". Mit Recht trägt sein Denkmal die Worte:

„Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Daß Ehre auferstand
Wo es erklungen." (Arndt.)

1. Palmsonntag.

(Von Schenkendorf.)

Mildes, warmes Frühlingswetter,
Weh' mich an, du laue Luft!
Allen Bäumen wachsen Blätter,
Veilchen senden süßen Duft.

In des alten Domes Hallen
Hell und menschenreich der Pfad;
Frohe Botschaft hör' ich schallen,
Daß der Liebeskönig naht.

Eilet, geht ihm doch entgegen,
Wandelt mit ihm Schritt für Schritt
Auf den blutbesprengten Wegen
In dem Garten, wo er litt.

Habt ihr auch die Mär vernommen,
Wie der Frühling mit ihm zieht,
Und im Herzen aller Frommen
Süßes Wunder schnell erblüht?

Kindlein steh'n mit grünen Zweigen
Um den heiligen Altar,
Und die Engel Gottes neigen
Sich herab zur Kinderschaar.

Blüht empor, ihr Himmelsmaien,
Palmen blüht aus meiner Brust,
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lieb' und Lust.

2. Soldaten-Morgenlied.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu;
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth,
Man träumt von Siegeskränzen
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau her vom blauen Zelt;
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen,
Und gib uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei. —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

3. Andreas Hofer.

Als der Sandwirth von Passeier
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mit den Geigen Mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen,
Ernst ist Gottes Kriegeswille,
Wir sind all' dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind' besiegen.

„Kniet bei euren Rosenkränzen,
Dieß sind meine frehsten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drein zeigen,
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser,
Dieß ist mir das liebste Carmen:
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

„Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt wie's stehe,
Wie viel Leichen wir hier sä'ten
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen:
Gott allein kann uns beschützen!"

3) **K a r l T h e o d o r K ö r n e r**, der todesmuthige Freiheitssänger, wurde 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater war jener Appellationsrath, in dessen Hause Schiller Gastfreundschaft genoß (vgl. § 78). Karl Theodor war ein sehr lebhafter, lebenslustiger, aber durchaus edler Mensch. Als Fachstudium wählte er Bergbau; die Liebe zur Poesie bekam aber bald die Oberhand. Schon als Student bot er dem lesenden Publikum poetische „K n o s p e n", die gefielen. 1811 kam er mit seinem Vater nach Wien. Durch eine Reihe k o m i s c h e r und e r n s t e r D r a m e n schwang er sich hier bald zum Theaterdichter auf. Mehr als der Beruf beschäftigte und bewegte ihn die Sorge um das von Napoleon geknechtete Deutschland. Seine Fesseln sprengen zu helfen, wie trieb es ihn an!

Als der Ruf hiezu erscholl („Aufruf an mein Volk"), stand er alsbald unter Lützows Fahne. Voll Thatendurst that er seinen Dienst und dichtete nebenbei seine berühmten Kriegslieder (30 an der Zahl). Kaum genesen von einer Todeswunde, fiel er leider am 26. August 1813 auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin. — Als Dichter verräth er alsbald, daß Schiller sein Vorbild war; besonders hat er viel vom dichterischen Feuer Schillers. Am besten und feurigsten sind seine Kriegslieder. Bei ihrer Dichtung war eben das Leben des Dichters Schule. Er that, was er sang, und er sang, was er that. Sie erschienen unter dem Titel: „Leier und Schwert" („Du Schwert an meiner Linken", „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", „Vater, ich rufe dich" u. A.). Seine Dramen sind weniger bedeutend, wiewohl sie bühnengerecht sind. Es fehlte hiezu dem jungen Körner noch die nöthige Welt- und Menschenkenntniß. Am meisten Beifall fand sein „Zriny", der auf einer geschichtlichen Thatsache (4. Sept. 1566) beruht.

Graf Niclas Zriny, ein ungarischer Held, vertheidigt Szigeth auf's Heldenmüthigste gegen die Türken; denn Sultan Soliman II. belagert es mit großer Uebermacht. Zuletzt stürzt Zriny hinaus unter die Türken und stirbt den Heldentod. Seine tapfere Gemahlin aber sprengt sich mit der Burg in die Luft.

1. Harras, der kühne Springer.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Thale zu regen;
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr;
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Fliegt Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmten sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen,
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen!
Den plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt;
Das Hüfthorn ruft furchtbar zum Streite,
Die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpfdonnernd wiederklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klirren, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
Sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
Und keiner will sich ergeben,
Denn Freiheit gilt's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
Der Uebermacht muß es erliegen;
Das Schwert hat die meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch und schlägt sich durch;
Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht Acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Da lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zur lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen;
Er steht an des Zschopau-Thals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Und drüben, auf waldigen Bergeshöh'n,
Sieht er seine schimmernde Feste steh'n:
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als wenn's ihn hinüber rief',
Doch es fehlen ihm schwingende Flügel;
Und der Abgrund, wohl fünfzig Klafter tief,
Schreckt das Roß und es schäumt in den Zügel.
Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab;
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab.
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle;
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluten —

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt;
Ihn beschützen höh're Gewalten.

Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten.
Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand
Und begrüßen freudig den Schwimmer —
Gott verläßt den Muthigen nimmer.

2. Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
  Hör' 's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner erschallen darein
  Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finsteren Wald,
  Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
  Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
  Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
  Und springt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
  Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
  Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
  Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
  Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
  Auf Henkers Blut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
  Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

4) Vater Arndt (Ernst Moritz) darf hier nicht fehlen. Er wurde 1769 auf der Insel Rügen geboren, machte dann, herangewachsen, mehrere Reisen in Nord und Süd, flüchtete als Professor in Greifswalde vor Napoleon. Von nun an predigte er den heiligen Krieg gegen diesen, wo und wie er konnte, durch Reden und Lieder ohne Zahl. Von 1813 bis 1815 zeigte er sich als ein wahres cornu copiae, aus dem der begeisternde Wein der patriotischen Lieder immerzu floß. Ein großer Theil derselben wurde so populär, daß es fast unnöthig ist, dieselben anzuführen. In allen Gesangvereinen und auf allen Sängerfesten ertönt sein „Deutsches Vaterland", und: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" u. s. w. Er blies nicht bloß die „Husaren heraus", sondern überhaupt den deutschen Heerbann. Selbst in den Schulen des Volkes wurden seine Lieder und deren Dichter heimisch. Darum ist er denn auch als „Vater" geehrt. Er war zwar eine kräftig-derbe Natur, aber er besaß einen zarten Sinn für die Kinder und ihre wunderbare Märchenwelt. Nachdem er mit „Stein" nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er Professor in Bonn und baute sich sein „Haus am Rhein". Gesellig froh bis in sein höchstes Alter starb er daselbst im Januar 1860.

5) Joseph von Görres* aus Koblenz (1776—1848), zuletzt Professor in München, möge das Schlußglied dieses patriotischen Kreises bilden. Er war zwar zunächst kein Dichter, aber nach Novalis' Tod eine Hauptsäule der Romantik. Zu Heidelberg schaarte er eine Anzahl junger genialer Dichter um sich, bestärkte und leitete sie in der romantischen Richtung. Er war gleichsam der Generalstabschef im romantischen Hauptquartier. Den Gegnern weit überlegen an Geist, leitete er die Gefechte gegen Voß und Baggesen. Er war aber auch eine Säule der deutschen Freiheit, und darum soll er hier bei den Heldensängern stehen. Im Jahre 1814 gab er nämlich seinen damals so überaus wirksamen „Rheinischen Mercur" heraus.

Einer seiner Biographen schreibt hierüber: „Er redete darin wie Einer, der Gewalt hat, und nicht wie die gewöhnlichen Schriftsteller und Volksmänner. Wie ein Löwe die schlafenden Jungen durch sein Gebrüll zum Leben erweckt, so erschütterte Görres durch sein Wort mit elektrischer Kraft das deutsche Volk, und schwerlich hat ein anderes Volk und eine andere Zeit ein ähnliches Organ aufzuweisen. All' die obersten Helden des Befreiungskrieges: Stein, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Stägemann waren seine persönlichen Verehrer, und sein Haus in Koblenz war zum Wallfahrtsorte für Tausende geworden, die den großen Mann kennen lernen wollten. Napoleon selbst aber, der die Rückwirkung fühlte, nannte ihn „die fünfte Macht", la cinquième puissance, die in der Allianz der Völker gegen ihn in die Schranken getreten. Unsterblich ist das Verdienst, welches sich der Edle dadurch nicht bloß um die Befreiung der Nation, sondern auch um den Bau der Sprache erwarb, so zwar, daß man seinen Styl den „architektonischen" benannt hat. Vieles von ihm durch-

lief augenblicklich in englischen und französischen Uebersetzungen den europäischen Leserkreis. Noch jetzt ist „Napoleons Abschiedsrede beim Abgang nach St. Helena" aus Görres' Feder nach der Meinung der Franzosen das Beste, was Napoleon je geredet und geschrieben, und im Deutschen ein wahres Muster und Meisterstück von Sprache und Beredtsamkeit."

6) Gewöhnlich stellt man noch Fouqué, v. Kleist und Rückert zu den patriotischen Romantikern, und allerdings haben sich auch diese drei durch ihre patriotischen Lieder in schwerer Zeit, besonders Rückert durch seine „Geharnischte Sonette", hervorgethan: allein wir verweisen sie doch in andere §§, Fouqué in Anbetracht seiner phantastischen Romane vgl. § 88, Kleist als den besten Dramatiker der Schule vgl. § 89, und Rückert, weil er sich frühzeitig von der Romantik lossagte und den größten Theil seines Dichterlebens hindurch mehr ein Gegner als ein Anhänger der Schule war, vgl. § 92.

§ 88. Die phantastischen Romantiker.

1) Schon in § 85 wurde gesagt, daß es diese Schule hauptsächlich auf die Pflege der Phantasie abgesehen habe. Die Phantasie, so verkündeten sie, verschönere durch ihre liebliche Zauberei das irdische Dasein in hohem Grade, die Phantasie müsse freier schalten und walten in der Welt, dann werde das Leben ungleich lieblicher, paradiesischer. Begreiflicherweise ließen denn die Dichter der Schule ihrer eigenen Phantasie auch gar zu gern die Zügel schießen, sahen ihr oft die wildesten Sprünge, Ausgelassenheiten, Unarten aller Art nach; ja sie fanden solche bisweilen selbst noch niedlich, reizend, ächt poetisch. Daher denn so unendlich viel Nebelhaftes, Verschwommenes, Ungeheuerliches, Koboldhaftes, ja auch Sinnliches, Form- und Regelloses in ihrer Poesie. Dieses tolle Treiben der Phantasie in der Dichtung nennt man gewöhnlich Phantasterei; Stellen, Partieen dieser Art nennt man phantastisch, deßgleichen die Dichter, die der Phantasterei verfallen sind. Nicht alle Romantiker kann man phantastisch nennen; einige aber um so mehr, denn ihre Phantasie trieb es oft wie eine Betrunkene. Der Eine oder Andere, z. B. Brentano, erkannte es auch zu seinem Bedauern, daß er der Spielball der Phantasie geworden, und daß es nun zu spät sei, das ganz verwöhnte und verzogene Kind noch zu ziehen, zu meistern. So schreibt gerade Brentano an eine Freundin: „O mein Kind, wir hatten nichts genährt, als die Phantasie, und sie hat uns theils wieder aufgefressen."

2) Friedrich Baron de la Motte Fouqué wurde 1777 zu Brandenburg geboren. Er entstammte einer an ruhmvollen

Erinnerungen reichen normännischen Emigrantenfamilie, von der schon unter Friedrich dem Großen ein Abkömmling (der Großvater unseres Dichters) General war. Fouqué (der sich als Dichter Pellegrin nannte) stand zweimal im Feld, 1794 zur Zeit der Rheincampagne (mit seinem Freund H. v. Kleist), dann nochmals im Jahr 1813 als freiwilliger Jägeroffizier, wo er die Hauptschlachten mitmachte, inmitten des Feldzuges aber untauglich wurde. Von da an privatisirte er in Berlin, meist der Muse lebend, später in Halle, wo er Vorlesungen über Poesie und Geschichte hielt. Seine Lage wurde aber finanziell immer drückender, bis ihn Friedrich Wilhelm IV. zum Theil, bald nachher aber der Tod ganz und gar daraus erlöste, 1843. — Als ächten Romantiker zeigte er sich hauptsächlich in seinen Zauber- und Heldenromanen, noch mehr in einem Rittergedicht („Corona"), auch in einigen metrischen Dramen („Sigurd, der Schlangentödter" ist das Beste), und endlich in dem überaus lieblichen und sinnigen Märchen „Undine", welches die Kritiker einstimmig als die Krone seiner Dichtungen bezeichnen, und um dessentwillen das weibliche Geschlecht den Dichter fast vergötterte.

Undine ist ein schalkhaftes, heiteres Wellenkind, eine jener Nixen, die zwar seelenlos geboren, aber eine Seele empfangen, sobald sie sich einem irdischen Manne vermählen. Undine nun fesselt den Ritter Huldbrand von Ringstetten, so daß er sich ihr vermählt. Er ist ihr zwar sehr zugethan, aber er findet doch, daß er zu dem Wassergeiste nicht passe und verläßt sie wieder. Sie kehrt zu den Wellen zurück. Sobald aber Huldbrand eine andere, nämlich seine erste Verlobte Bertalda, als Gattin heimgeführt, steigt Undine als strafender Geist aus der Tiefe ihres Elementes auf und tödtet den Treulosen.

3) So viel Empfindung und Leben Fouqué seinen größern Dichtungen eingegossen, so schöne Schilderungen und eingelegte Lieder sie auch enthalten, so sittlich auch der Inhalt: so leiden sie, besonders seine Zauberromane, doch an einem Hauptmangel, und das ist die Einförmigkeit (Monotonie) des Inhaltes. Immer und immer wieder schwärmt darin der Dichter für das Ritterthum des Mittelalters oder das altgermanische Heldenthum. Zur Zeit der Freiheitskriege wurden seine Romane allerdings von aller Welt gelesen, späterhin aber fielen fast alle seine Verehrer von ihm ab, belächelten oder verspotteten ihn wohl auch als den deutschen Don Quixote.

Volleres Lob gebührt ihm als Lyriker. Seine „Kriegslieder" und seine „Lieder auf die Königin Louise" zeigten ihn als den warmen Patrioten. Als einen noch trefflicheren Lyriker verräth er sich in den übrigen Liedern (worunter auch geistliche sind). Heine nennt diese Lieder „süße lyrische Kolibris, so leicht, so bunt, so glänzend, so heiter dahin flatternd". Wie zart,

tieffühlend er auch Geistliches besingen kann, zeigt uns schon das kurze, liebliche

1. Trostlied.

Wenn Alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb dir keine Last;
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär dir die Welt!

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

2. Beruhigung.

Thu' das Eine mir zu Liebe,
Liebes Herz, und werde still!
Glüh' nicht mehr mit raschem Triebe
Wie ein Herz, das noch was will,
Noch was will vom Erdenleben,
Irgend was von ihm noch hofft!
Herz, erst muß gestorben werden,
Sieh', das merktest du schon oft!
Erst kommt Sterben; dann kommt Erben
Und ersehnte reine Lust.
Laß dich nicht vom Schmerz verderben,
Herz, sei still in meiner Brust!

3. Ein Pilgerseufzer.

Wie bin ich doch so sehr allein!
Ach, welch' Verstoßensein! —
„Nicht gräme dich d'rum, du thöricht Kind!
Wärst du nicht noch zur Stunde blind,
Du sähst viel Engel schön und rein,
Die alle bei dir sind!"

4) Ludwig Achim von Arnim (geb. 1781 in Berlin), aus einer alten preußischen Adelsfamilie, vermählte sich mit Bettina, der hochbegabten Schwester Brentano's, lebte eine Zeitlang in Heidelberg, später aber und bis zu seinem Tode auf seinem Gute Wiepersdorf. Er starb 1831.

Die Prädikate „männlich schön" und „männlich edel" schildern uns sein ganzes Wesen, sein Aeußeres und Inneres. Ein wahrhaft ritterlicher Sänger, zeichnet er sich durch Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit aus. „Das Todtengericht der Menschen erschreckte ihn nicht." Er ruft:

„Ihr Freunde wißt, daß ich von keiner Schule,
Daß ich um keines Menschen Beifall buhle;
Ihr wißt, daß wir uns oft um Wahrheit stritten,
Und keinen Irrthum an einander litten.

So nehmt dieß Buch, es ist das schönste nicht,
Doch ist's empfangen und gereift am Licht,
Es ist sich selber keiner Schuld bewußt,
Und was ihm fehlt, das fehlt der Menschenbrust."

Seine Hauptdichtungen sind Romane und Novellen. Der größte und beste Roman führt den Titel: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores." Der Grundton all seiner Dichtungen, die frühesten etwa abgerechnet, ist ein tiefer, sittlicher Ernst. Fast alle leiden aber am Phantastischen. Großes Verdienst erwarb er sich im Vereine mit Brentano durch Herausgabe von „Des Knaben Wunderhorn" (1806). Es ist dieß eine große Sammlung alter deutscher Volkslieder (zunächst aus dem 16. Jahrhundert).

Dieß „Wunderhorn" ist „eine der allerwichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Poesie" (Vilmar). Es hat durch seine Zaubertöne viel zur Weckung des deutschen Bewußtseins beigetragen; es hat den Deutschen den wahren Genius ihres Volkes wieder in's Gedächtniß gerufen. Wie viele Dichter haben seine Melodieen als Themata zu herrlichen Variationen aufgegriffen! Wie viele Componisten haben sie auf ihrem Instrumente begleitet! Längst vergessene, ewig schöne Lieder wurden wieder heimisch in der Heimath! Darum sollte auch, nach Goethe's Urtheil, dieses Buch in keinem deutschen Bürgerhause fehlen.

Auch Arnims Gattin, Bettina, war Dichterin und gehörte zur romantischen Schule. Sehr interessant ist ihr „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde". In geistreicher, leider aber auch allzufreier Weise bringt sie darin Wahrheit und Dichtung vor die Oeffentlichkeit.

Soldaten-Katechismus.

(Von Achim von Arnim.)

Bist matt und müd', so sing ein Lied
Aus Herzenslust, das stärkt die Brust.

Geh' in die Schanz, froh wie zum Tanz;
Heil gibt der Tod, das Leben Noth.

Gefangen sein ist große Pein,
Viel besser ficht, bis 's Aug' dir bricht!

Scheint grausam dir dein Offizier,
Bedenke: hart ist Krieges Art.

Der Bürger schwätzt, der Prahler wetzt,
Der Krieger ficht, Mensch, richte nicht!

Nicht räsonnir', wie man dich führ',
Du bist im Plan, man gibt ihn an.

Montur ist eng, Ordnung gestreng,
Für alles steht, der vor dir geht.

Halt trocken rein so Schloß als Stein,
Leicht ist's geputzt und viel es nutzt.

Bad', wasche dich, wenn's schicket sich,
Gesund dich's hält, und kost't kein Geld.

Wo du quartiert, hilf gern dem Wirth,
Dann thut er dir mehr als Gebühr.

Du bist Soldat, die Kriegesthat
Sei dein Genuß aus Will' und Muß.

Hart ist die Nuß, doch beißt das Muß
Den Kern heraus, das sei dein Schmaus.

Sei treu der Fahn' stets zugethan,
Du schworst bei ihr, nicht desertir'!

Getreue Lieb' nur Einer gib,
Das stärkt in Schlacht und Todesnacht.

Wer alle Tag' treibt neuen Scherz,
Hat statt dem Herz 'nen Taubenschlag.

Trink nicht zu viel beim Würfelspiel,
Das gibt bös Wort und bringt in Mord.

Halt auf die Ehr', doch überhör'
Ein Wort, das leicht vom Munde streicht.

Hart ist die Zeit, such' keinen Streit,
Als wo der Feind im Feld erscheint.

Schneid' kein Gesicht dem Schwächern nicht,
Ein Schwacher ist doch auch ein Christ.

Verläumd' geschwind kein armes Kind,
Wer Böses spricht, sich selber sticht.

Die Landwehr ehr', ihr Dienst ist schwer,
Läßt Hof und Haus und hilft dir aus.

In Feindes Land üb' keine Schand'!
Das merkt er sich und schützet dich.

Doch trau auch nicht auf jed' Gesicht,
Sei streng und mild, ein edles Bild.

Wer als dein Feind gesund erscheint,
Dein Bruder wird, ist er blessirt.

Bei Glockenklang und Kirchensang
Den Hut fein zieh', und beug' die Knie'.

Wo kein Kapell', die Augen hell
Bei Nacht und Tag zum Himmel schlag'.

Ein Stoßgebet in Noth erhöht
Des Mannes Muth und stillt das Blut.

Der Morgenstern steht Gott dem Herrn
Auch vor dem Zelt, ein frommer Held.

Mit Gott und Welt sei stets gestellt
Die Rechnung dein hübsch klar und rein.

Dann bist du frei, trifft dich das Blei,
Fällt dir dein Loos in Gottes Schooß.

Am Morgen sprich: Gott segne mich,
Am Abend denk': Gott Schutz mir schenk'.

Und in der Schlacht: Gott für mich wacht;
Der steht, der fällt, den er bestellt.

2) Clemens Brentano*, der Sohn eines reichen Frankfurter Kaufmannes, erblickte im Hause seiner Großmutter[1] (1778) das Licht der Welt. Seine früheste Jugend brachte er meist bei den Verwandten am Rheine zu. In Koblenz besuchte er auch das Gymnasium. Sein Vater, ganz und gar dem Geschäfte lebend, hätte gern einen Kaufmann aus ihm gemacht. Aber der Lehrling glich einem neckischen Kobold, und that eben nicht gut. Endlich gab der Vater nach und ließ ihn weiter studieren. Und nun zog Clemens von einer Universität zur andern, studierte wohl, aber ohne Plan und Ordnung. So brachte er es auch zu keinem eigentlichen Lebensberufe. Wir finden ihn späterhin bald da, bald dort. In Wien, Berlin, Koblenz, Dülmen (Westphalen), Regensburg, Frankfurt und Aschaffenburg verweilte er etwas länger. Er starb in letztgenannter Stadt bei seinem Bruder im Jahre 1842. — Soll man Brentano als Mensch charakterisiren, so geschieht es bezeichnend wohl dadurch, daß man ihn ein Kind in bösem und gutem Sinne des Wortes nennt. Denn er hatte des Kindes Unart, des Kindes übertriebenes Phantasiespiel, des Kindes Muthwillen sein ganzes Leben hindurch. So ließ er z. B. oft seine tollsten Einfälle los, mochte er dadurch auch noch so sehr verletzen. Aber auch des Kindes gute Art finden wir bei ihm. Bei ihm war kein Stolz, kein Ansehen der Person. Zum Geringgeschätzten fühlte er sich erst recht angezogen. Ferner war er

[1] Es war die bekannte, sehr fruchtbare Schriftstellerin Sophie de la Roche. Nachdem aus ihrer Brautschaft mit Wieland nichts geworden, vermählte sie sich mit dem kurmainzischen Hofrath Frank von Lichtenfels (de la Roche). Später wurde dieser kurtrierischer Kanzler und wohnte Koblenz gegenüber unterhalb der Feste Ehrenbreitstein. In seinem Hause waren alle damaligen Berühmtheiten, wie Goethe, Wieland, Lavater, Jacobi, Merck, Leuchsenring u. s. w. Hausfreunde. Die Präsidentin der hier stattfindenden „ästhetischen Congresse" war natürlich die Dame des Hauses. Eine der Töchter wurde Brentano's Mutter. Daß die gelehrte und gefeierte Großmutter einen großen Einfluß auf die Geistesentwicklung des Enkels Clemens hatte, ist begreiflich.

weichherzig, voll Mitleid für die Armen. Ihnen wendete er überaus freigebig Verdienst und Vermögen zu. Ja, „die süßduftende Blume trostspendender Barmherzigkeit ist es, die sich dem grünen Lorbeerkranze des Dichters einflicht und auf sein Haupt durch den Mund der Armen den Segen des Himmels herabruft“ (Görres).

Brentano hatte einen Hang zur Einsiedelei, aber doch ein offenes Auge und scharfes Ohr für das Welttreiben. Sein Herz durchströmte italienisches Blut; aber es schlug doch hoch für Deutschland. Die Religion wurde zwar in ihm, dem Knaben und Jünglinge, nicht besonders gepflegt, und so machte er auch seine Irrfahrten im Glauben und Leben; aber tief im Innern saß doch ein unverwüstliches religiöses Gefühl. Goethe's Mutter hat es schon in dem Knaben Clemens erschaut, da sie sagte: „dein Reich ist in den Wolken“. Darum rettete er sich auch, nachdem er Schiffbruch im Glauben gelitten hatte, wieder an das Ufer positiven Glaubens und wurde wieder wahrhaft fromm. „Sein Genius hat ihn am Ende seiner Irrfahrten, einen göttlichen Helden Ulysses, trotz Wogendrang und Sirenengesang, in die Heimath des Glaubens und der Wahrheit zurückgeführt, deren Erinnerung und liebes Bild er im Grunde seines Herzens immer treu bewahrt hatte“ (Deutinger).

Brentano war ein geborener Dichter. G. Görres, sein Biograph, nennt ihn „eine seltsame Wunderblume des glühenden, phantasiereichen Südens“. Schon als Knabe und Lehrling „lebte er eine Märchenwelt, die über der Wirklichkeit wie ein Sternhimmel über einer Froschpfütze lag“. Nur zu üppig war seine Phantasie, nur zu freigebig diente sie ihm beim Dichten. Darum sind fast alle seine Dichtungen voll Gebilden seiner zügellosen Phantasie.

Er ließ sich eben wie im Leben, so auch im Dichten von dem Augenblick fortreißen. Aber auch in der Dichtung kämpfte er gegen diese Zügellosigkeit und zwar mit einigem Erfolg. Am meisten beherrschte er sich in den Märchen. Denn in diesen verschwinden fast ganz die Brandraketen ausgelassenen Witzes, ebenso die Feuerräder der entfesselten Phantasie. Man schaut da fast immer in den tiefblauen Himmel seines poetischen, ja kindlichen Gemüthes, aus dem zahllose Sterne entgegenfunkeln.

So schwach Brentano in Beherrschung seiner Phantasie war, so mächtig war er in Beherrschung der Sprache. Er steht hierin zunächst neben Rückert und Platen. Wie sie, „vereint er die Töne unserer Sprache zu wunderbarem Glockenspiel“ (Görres). Für jedes Gefühl hat er das rechte Wort, besonders für das Naiv-Kindliche, das Komische und ebenso den tiefen Schmerz. Da zeigt er sich als wahren Meister. Wie ergreifend läßt er uns z. B. selbst mitten aus der Lustbarkeit der armen Musikanten deren herzzerreißenden Jammer hervortönen.

4) Brentano's erstes Werk „Godwi“ war in der That, wie das Titelblatt besagte, „ein verwilderter Roman“. Darin scheute

seine Phantasie nicht einmal vor dem Unmoralischen zurück. Er blickte aber später auch mit bitterem Reueschmerz auf „Godwi" zurück. Nach „Godwi" wurden seine Dichtungen reiner und reiner. Sein „Ponce de Leon" gehört zu den geistreichsten und witzigsten deutschen Lustspielen. Ernst und tragisch ist die „Geschichte des braven Kasperl und des schönen Annerl", worin Annerl als Kindsmörderin hingerichtet wird. In einfachen und ergreifenden Zügen wird der Grundgedanke durchgeführt: „Thue deine Pflicht und gib Gott allein die Ehre." Im „Tagebuch der Ahnfrau" tönen die schönsten Lieder „wie Glockenklänge durch das Waldesrauschen" (v. Eich.). In seinem „Rheinmärchen" verdient sich Brentano den Namen eines „rheinischen Dichters".

Denn darin läßt er die Geister aller Nebenflüsse des Rheinthales, Männer und Frauen, mit singendem Munde, lächelnden Mienen und bekränztem Haupte auf den melodischen Lichtwellen hinabwallen, den alten Vater in seinem Krystallpalaste heimzusuchen, den der Hort der Nibelungen wunderbar erleuchtet.

Noch besser und berühmter ist das Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia". Die Grundidee desselben ist: „Christliche Liebesthätigkeit und eine frohe, fromme Kindlichkeit gehen über allen Reichthum der Welt" (Barthel). Brentano faßt darin das Naturleben so zart und seelenvoll auf, daß die Kritiker (Vilmar voran) es zu dem Vorzüglichsten unserer Literatur zählen. — Sein geistliches „Epos vom Rosenkranz" blieb leider ein Fragment (das allerdings schon einen ganzen Band füllt). Dessen Plan ist großartig; das Epos sollte wie der „Cid" aus Romanzen bestehen. — Seine weltlichen und geistlichen Lieder endlich haben Klänge, „die von keiner Kunst der Welt erfunden worden, sondern überall nur aus der Tiefe einer reinen Seele kommen" (v. Eich.). Schließlich sei noch erwähnt, daß Brentano als der Mitherausgeber von „Des Knaben Wunderhorn" das Hauptverdienst hat. Er wußte dem „Wunderhorn" die ächtesten Silberklänge zu entlocken. Denn er verstand es ganz besonders, die alten Volkslieder frisch und melodisch zu singen. — Und doch, wie wenig beachtet ging dieser Dichterstern unter! Da er noch lebte, schwieg oder fabelte man ihn todt. Da er gestorben war, wußte man nur seine Schwächen. Mit Recht klagt sein Biograph: „Von Dichtern, deren er ein Dutzend mit dem kleinsten seiner Finger hätte in die Luft heben können, wird nach herkömmlicher Weise ausführlich Bericht erstattet, des Clemens Brentano aber kaum mit einigen Worten gedacht."

1. Die lustigen Musikanten.

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen zieh'n,
Von unsern Pfeifen lust'ge Lieder,
Wie Blitze durch das Dunkel flieh'n. —

„Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen darin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
An's Herz
Mit Freud' und mit Schmerz!"

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammenstellen
Zum frohen Werke in den Kreis.

„Es brauset und sauset ꝛc." [1]

An unsern herzlich frohen Weisen
Hat immer Alt und Jung genug,
Wir wissen Alle hinzureißen
In uns'rer Töne Zauberzug.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen,
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied,
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.

Die Tochter.

Ich habe meinen Freund verloren
Und meinen Vater schoß man todt,
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brod.

Die Mutter.

Ist's Nacht? ist's Tag? ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind,
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward von vielem Weinen blind!

Die beiden Brüder.

Ich muß die lust'gen Triller greifen
Und Fieber bebt durch Mark und Bein,
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen
Und möchte gern begraben sein!

---

[1] Dieser Refrain wiederholt sich nach jeder Strophe.

Der Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm,
Auf's Tambourin muß rasch ich pochen —
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm! —

2. Die Gottesmauer.

Drauß bei Schleswig vor der Pforte
Wohnen armer Leute viel,
Ach, des Feindes wilder Horte
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen ab zur Nacht.
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen her mit wilder Macht.
Drauß bei Schleswig, weit vor allen,
Steht ein Häuslein ausgesetzt.

Drauß bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Angst und Pein."
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Will nicht auf den Herren bauen,
Meint, der liebe Gott wohnt weit.
Drauß bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Hüll' in deine Burg uns ein."
„Mutter", spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde
Euer lieber Gott heraus."
„Eine Mauer um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen,
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen,
Was er will, ist wohl bestellt."
Trommeln rombidom rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln,
Ach, nun bricht der Feind herein.
„Eine Mauer um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Lärmen, fluchen, drängen, zechen,
Doch dies Haus ziehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lied",
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüber zieht.
„Eine Mutter um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
An das Fenster stürmt der Nord,
„Schließt den Laden, liebe Kinder!"
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Vier Kosackenpulke an,
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein.

Bange Nacht voll Kriegsgetöse,
Wie es wiehert, brüllet, schwirrt,
Kantschuhhiebe, Kolbenstöße,
Weh! des Nachbarn Fenster klirrt.
Hurah, Stupai, Boschka, Kurwa, [Rack,
Schnaps und Branntwein, Rum und
Schreit und flucht und plackt die Turba,
Erst am Morgen zieht der Pack.
„Eine Mauer um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue",
Singt sie fort die ganze Nacht;
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht."
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst hinaus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Lag der Schnee wohl Mannshoch drauß.
„Eine Mauer um uns baue",
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja, der Herr kann Mauern bauen,
Liebe, fromme Mutter, komm,
Gottes Mauer anzuschauen!"
Rief der Enkel und ward fromm.

Achtzehn hundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut,
In der fünften Nacht des Jahres.
Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue",
Sang das fromme Mütterlein.

3. Erntelied.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Er mäht das Korn, wenn's Gott gebot;
Schon wetzt er die Sense,
Daß schneidend sie glänze;
Bald wird er dich schneiden,
Du mußt es nur leiden;
Mußt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Was heut noch frisch und blühend steht
Wird morgen schon hinweg gemäht;
Ihr edlen Narcissen,
Ihr süßen Melissen,
Ihr sehnenden Winden,
Ihr Leid-Hyacinthen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Viel Hunderttausend ohne Zahl,
Ihr sinket durch der Sense Stahl;
Weh' Rosen, weh' Lilien,
Weh' krause Basilien!
Selbst auch Kaiserkronen
Wird er nicht verschonen,
Ihr müßt zum Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du himmelfarben Ehrenpreis,
Du Träumer, Mohn, roth, gelb und weiß,
Aurikeln, Ranunkeln
Und Nelken, die funkeln,
Und Malven und Narden
Braucht nicht lang zu warten,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du farbentrunkner Tulpenflor,
Du tausendschöner Floramor,
Ihr Blutes-Verwandten,
Ihr Gluth-Amaranthen,
Ihr Veilchen, ihr stillen,
Ihr frommen Camillen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du stolzer blauer Rittersporn,
Ihr Klapperrosen in dem Korn,
Ihr Röslein Adonis,
Ihr Siegel Salomonis,
Ihr blauen Cyanen
Braucht ihn nicht zu mahnen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Lieb' Denkeli, Vergißmeinnicht,
Er weiß schon, was dein Name spricht,
Dich Seufzer-umschwirrte
Brautkränzende Myrthe!
Selbst euch Immortellen
Wird alle er fällen!
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Des Frühlings Schatz und Waffensaal,
Ihr Kronen, Zepter ohne Zahl,
Ihr Schwerter und Pfeile,
Ihr Speere und Keile,
Ihr Helme und Fahnen
Unzähliger Ahnen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Des Maies Brautschmuck auf der Au,
Ihr Kränzlein reich von Perlenthau,
Ihr Herzen umschlungen,
Ihr Flammen und Zungen,
Ihr Händlein in Schlingen
Von schimmernden Ringen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Ihr sammtnen Rosen-Miederlein,
Ihr seidnen Lilien-Schleierlein,
Ihr lockenden Glocken,
Ihr Schräubchen und Flocken,
Ihr Träubchen, ihr Becher,
Ihr Häubchen, ihr Fächer,
Müßt in den Erntekranz hinein,
Hüte dich, schönes Blümelein!

Herz, tröste dich, schon kömmt die Zeit,
Die von der Marter dich befreit,
Ihr Schlangen, ihr Drachen,
Ihr Zähne, ihr Rachen,
Ihr Nägel, ihr Kerzen,
Sinnbilder der Schmerzen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

O heimlich Weh', halt dich bereit!
Bald nimmt man dir dein Trostgeschmeid,
Das duftende Sehnen
Der Kelche, voll Thränen,
Das hoffende Ranken
Der kranken Gedanken
Muß in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Ihr Bienlein ziehet aus dem Feld,
Man bricht euch ab das Honigzelt,
Die Bronnen der Wonnen,
Die Augen, die Sonnen,
Der Erdsterne Wunder,
Sie sinken jetzt unter,
All in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!
Den Kranz helft mir winden,
Die Garbe helft binden,
Kein Blümlein darf fehlen,
Jed' Körnlein wird zählen
Der Herr auf seiner Tenne rein.
Hüte dich, schönes Blümelein.

4. Bei Christian Grafen von Stolbergs Tod zu St. Amand in der Schlacht bei Waterloo den 19. Juni 1815.

Der Krieg zog aus zu kaufen
Ein ungewisses Loos,
Und wirft zu ganzen Haufen [Schooß.
Dem Sieg die höchsten Güter in den

In freudigem Vertrauen
Kränzt sich, wer übrig blieb,
Und ich muß niederschauen,
Denn Einer sank, er war den Besten lieb.

Du Spiegel aller Güte,
Du frommes Jugendblut,
Du sankst, du Adelsblüthe,
Mein Stolberg, o wir waren dir so gut!

So stark, so frei, so tüchtig,
So kindlich, freudig, fromm,
So muthig und so züchtig, [komm!
Mein Stolberg war im Himmel recht will=

Sagt, wer verdient zu siegen,
Wer gilt so hohen Preis,
Wenn solche Opfer liegen
In des Triumphes blutigem Ehrengleis.

Drum horcht, ihr Siegesmeister,
Wenn man die Fahne schwingt.
Drum rauschen edle Geister,
Die keine Lügenkunst je wiederbringt!

Wißt, daß ein Tag muß kommen
In Volks=, in Gotteskraft,
Wo Rechnung wird genommen
Für Alle, die der Sieg hat hingerafft.

Der Braunschweig ist gestorben,
Der hat sich ausgelöst,
Rechtfertigung erworben
Von allen Fürstenschulden sich entblößt.

Es stirbt durch Rosses Hufen
Kein Hälmlein in dem Feld,
Daß, der den Reiter gerufen
Nicht werde drum in das Gericht gestellt.

Die Saaten sollt ihr hüten,
Die frommes Blut getränkt,
Dem Vaterland vergüten
Das Leben, das der Opfernde ihm schenkt.

Nur darum ist gefallen
Stolberg aus freiem Muth,
Daß den Gerechten allen
Sein freies deutsches Leben komm zu gut.

Dies ist der letzte Willen
Bei jedes Helden Tod,
Und diesen zu erfüllen, [land, Noth.
Das thut euch, Fürsten, und dir, Deutsch=

Mit seines Vaters Segen
Und mit dem Kuß der Braut,
Und mit dem deutschen Degen
Hat seinen ganzen Schatz er Gott vertraut.

Der hat ihn hingenommen
Aus dieser wilden Welt,
Den starken, reinen, frommen,
Dort bessern Kampfes Siegern zugesellt.

So ihr den Sieg nicht ehret,
Den solches Blut erkauft,
So ihr zum Bösen kehret
Den Sieg, den solcher Unschuld Blut getauft.

Dann sterbt für Volkes Thaten
Die ihr ein Wappen tragt,
Den Tod der Diplomaten,
Die um verhalt'nen Lohn solch Blut anklagt.

O Gott im Himmelreiche
Erleuchte unsre Herrn,
Daß unsere Ernte gleiche
Der Saat, dann fielen unsre Lieben gern!

5. Soldatenlied.

Es leben die Soldaten,
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Ihr Bette ist der Rasen,
Trompeter müssen blasen:
Guten Morgen, gute Nacht!
Daß man mit Lust erwacht.

Ihr Wirthsschild ist die Sonne,
Ihr Freund die volle Tonne,
Ihr Schlafbuhl ist der Mond,
Der in der Sternschanz wohnt.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden,
Und werden abgelöst,
Drum Schildwach sei getröst.

Wir richten mit dem Schwerte,
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel' dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt in der Welt.

Wer fällt, der bleibet liegen,
Wer steht, der kann noch siegen,
Wer übrig bleibt hat Recht,
Wer fortläuft, der ist schlecht.

Zum Hassen oder Lieben
Ist alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl,
Der Teufel ist neutral.

6. Der spinnenden Mutter Lied.

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing und kann nicht weinen,
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond mag scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk bei ihrem Schall
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing und möchte weinen!

7. Im Namen Jesu.

Ich möchte gern was schreiben,
Das ewig könnte bleiben,
Denn alles andre Treiben
Will nur die Zeit vertreiben.

Ich möchte gern was lieben,
Das ewig ist geblieben,
Denn in den andern Trieben
Wird nur die Lieb' vertrieben.

Ich möchte gern mein Leben
Zu Ewigem erheben,
Denn alles andre Streben
Ist in den Tod gegeben.

Drum schreib ich einen Namen,
Drum lieb ich einen Namen,
Und leb in einem Namen,
Der Jesus heißt — sprich: Amen.

8. Gehöre der Welt nicht an.

Gehör' der Welt nicht an,
Sonst ist's um dich gethan,
Um mich gethan!
Gehör' dem Himmel an,
Dann bricht der schlimme Wahn
Und ich klimm' an!
Ach! lenk' den irren Kahn
Von dieser wirren Bahn,
Und lande an!

Hier ist kein guter Grund,
Hier in den Gluthen bunt
Ist's nicht gesund!
Weh' dieses bunte Licht,
Das falsche Farben bricht,
Führt' in's Gericht!
Folg' nicht der Wolke kraus,
Komm heim in's Mutterhaus,
Bald ist es aus!

Andere Proben bei Kellner: Gott der Erhalter; Abendlied.

§ 89. Die hervorragendsten Dramatiker der romantischen Schule.

(Heinrich von Kleist und die Schicksalstragöden.)

1) Zwar haben sich alle Romantiker im Drama versucht, aber die wenigsten mit besonderer Gabe und Erfolg. Heinrich v. Kleist und Zach. Werner zogen als Dramatiker am meisten die Augen der Mit- und Nachwelt auf sich. Körner (vgl. § 87) könnte noch dazu gestellt werden; aber seine Dramen sind doch zu jugendlich und mangelhaft, und er, der fast unter patriotischem Sange für das Vaterland starb, strahlt schöner in der Gruppe der Vaterlandssänger.

2) Unstreitig der beste Dramatiker der Schule, und nach Schiller und Goethe überhaupt der beste deutsche Dramatiker ist Heinrich v. Kleist. Geboren 1776 zu Frankfurt a. d. O., diente er 1795—1799 in der Garde, warf sich dann mit Hast in das Studium einer unchristlichen Philosophie, gab aber alsbald alles Studium auf und trieb sich, von innerem Gram zerrissen, wie von einem Dämon gejagt, in der Welt umher, bis er, selbst des Lebens überdrüssig, auf Aufforderung einer krankhaft überspannten Frau im Verein mit ihr den Tod suchte (in einem Gehölze bei Potsdam) 1811. — Das einzige Asyl, wo der unglückliche Mann sich etwas vergaß und beruhigte, war die Poesie. Wenn er sich dichtend in sie versenkte, konnte er selbst lachen und scherzen. So nur allein erklärte es sich, wie ein Mann, der von sich selbst bekennt: „In mir ist nichts beständig, als die Unbeständigkeit," das Lustspiel „Der zerbrochene Krug" schreiben konnte. Denn es ist eines der besten Lustspiele unserer ganzen Literatur.

Es ist eine Gerichtsscene, deren Komik auf dem Umstand beruht, daß der Dorfrichter Adam einen Prozeß entscheiden soll, in welchem nicht der vor Gericht Beklagte, sondern er selbst der Schuldige ist. Denn er, der Richter, hat den Krug bei einem nothgedrungenen Sprunge aus dem Fenster zerbrochen. Nun gibt er sich im Verhör alle Mühe, die Schuld auf den Unschuldigen hinzuwälzen, fängt sich aber so in seinen Fragen und Reden, daß er schließlich zu seinem Schrecken selbst als der Thäter dasteht.

Unter seinen ernsten Dramen ist das große historische Ritterschauspiel „Käthchen von Heilbronn" mit Recht noch immer ein Liebling des deutschen Publikums. Der Glanzpunkt ist der deutsche Mädchencharakter, wie er in Käthchen geschildert ist.

Käthchen, die vermeintliche Tochter ihres Pflegvaters, eines Waffenschmiedes in Heilbronn, in Wahrheit aber die Tochter des Kaisers, faßt eine äußerst innige, zarte und reine Neigung zu dem Grafen Wetter vom Strahl. Es ist aber nicht sowohl die freie Wahl ihres Herzens, als eine geheimnißvolle Naturgewalt, eine magnetische Kraft, die sie zu dem Ritter hinzieht; denn sie ist Nachtwandlerin. Als solche, aber auch nur als solche, weiß sie ihre hohe Herkunft; und so plaudert sie es einst im somnambulen Zustande dem Grafen. Der Kaiser erfährt es dann; derselbe erkennt seine Tochter öffentlich an und ermöglicht die Eheschließung.

Recht Schade, daß Kleists Leben ein so trauriges, zerrissenes war und daß er nicht mehr und tiefere Kunststudien machte; denn bei seinem dramatischen Talente hätte er wahrhaft Großes schaffen, Schiller ebenbürtig werden können.

3) Auch der zweite Dramatiker, Zacharias Werner* (geb. zu Königsberg 1768; als Jurist in Warschau, später in Berlin angestellt; von 1807 an auf Reisen; wurde 1811 zu Rom katholisch, dann Priester und zuletzt in Wien eifriger Redemptorist; er starb 1823 in Wien) war ein reichbegabter Dichter; aber auch er führte lange Zeit (bis 1811) ein höchst unruhiges und obendrein noch unmoralisches Leben.

Er nahm zwar oft einen Anlauf zur Religiosität; er hatte sogar eine große Anlage für das Tiefreligiöse (Mystik): aber er war, wie er selbst gesteht, ein Schwächling, ein Spielball seiner Neigungen und der äußern Lockungen. Endlich glaubte er, der Katholicismus werde Meister über sein verwildertes Herz werden; und so war es auch. Denn mit Energie suchte er sofort bis in das Innerste des Heiligthums vorzudringen, wurde Priester, Ordensmann und erbaute durch sein strenges Leben, durch seinen die letzten Kräfte noch aufbietenden Eifer seine Mitwelt.

Seine ersten Dramen, die „Söhne des Thales" (aus zwei Theilen bestehend), gewannen sogar den Beifall Schillers; sie haben in der That etwas Ergreifendes. Dieß Doppeldrama stellt eigentlich den Untergang des Tempelordens dar. — Das „Kreuz an der Ostsee", ein Trauerspiel, brachte ihm neue Lorbeeren. Es verherrlicht das Aufpflanzen des Kreuzes unter den heidnischen Preußen. Von zwei Theilen ist jedoch nur der erste

vollendet. — Was er in seinem Drama „die Weihe der Kraft“ zur Verherrlichung Luthers schrieb, widerrief er später durch sein großes allegorisches Gedicht „die Weihe der Unkraft“. — Von großem, aber bedauerungswürdigem Einfluß auf unsere dramatische Poesie war „Der vierundzwanzigste Februar“, Tragödie in einem Akt. Am 24. Februar 1804 hatte Werner zwei ihm sehr liebe Personen, seine Mutter und einen vertrauten Freund, durch den Tod verloren. Daher setzte er über das Drama jenes Datum; der Inhalt des Drama's ist jedoch ein rein erdichteter.

Es ist darin das tragische Schicksal einer Schweizerfamilie geschildert. Kunz Kuruth, ein Schweizerbauer, hatte gegen des Vaters Willen geheirathet. Als dieser sich einst hämisch über die Schwiegertochter ausließ, schleuderte Kunz im Jähzorn das Messer nach dem Vater. Das Messer traf nicht; aber der Vater entrüstete sich so darob, daß er, den Fluch sprechend: „Des Mörders Mörder seid!“ dahinsank. Dieser Fluch erfüllte sich. Denn Kunzens Sohn tödtete als Knabe, mit demselben Messer kindisch spielend, sein Schwesterlein, irrte dann wie Kain draußen in der Welt umher, in Frankreich, Amerika. Hier wurde er jedoch reich, kehrte dann zurück und wurde unerkannt von seinem unterdeß ganz verarmten Vater des Geldes wegen ermordet. Alle diese Bluthaten ereignen sich am 24. Februar.

4) Werners letztgenannte Tragödie rief nun leider eine Menge ähnlicher hervor, welche man Schicksalstragödien nennt. Die bekanntesten sind: „Der neunundzwanzigste Februar“ vom Hofrath Adolf Müllner; „Die Ahnfrau“ von Grillparzer (Archivdirektor in Wien). Auch Ernst von Houwald verirrte sich auf dieses Gebiet.

§ 90. Die Spätromantiker.

1) Der neue und vielfach entzückende Sang, den die Romantiker anstimmten und mit so viel Begeisterung, mit so viel Kraft und Virtuosität durch die deutschen Gauen ertönen ließen, wurde allgemach immer schwächer. Die Romantiker glaubten ihm Unsterblichkeit einhauchen zu können; aber er war nur zu sterblich. Nicht bloß lichtete der Tod die Reihen der Sänger, sondern auch der Abfall Mancher von der Schule. Auch der Beifall des deutschen Publikums ward schwächer und schwächer. Der Nachwuchs junger Sangeskräfte, die sich zu der Fahne der Romantik stellten, war zum Verschwinden klein. Wir bringen nun hier die drei letzten Romantiker: Chamisso, Schulze und Eichendorff. Wohl zählt man bisweilen noch den oder jenen andern Dichter zur Schule; man kann aber darüber streiten: die drei hier Genannten sind jedoch so ziemlich allgemein als Romantiker erkannt. Sie vereinigten sich gleichsam zum Schlußakkord des Liedes der Romantik, zu einem gar herrlich ertönenden, das Herz ergreifen=

den Dreiklang, in dem jenes Lied verhallte, erstarb. Chamisso sang so zu sagen den Grundton, den Baßton des Akkordes, der mit den Melodietönen so vertraute Eichendorff die oberste und Schulze die Mittelstimme.

2) Wir begrüßen in Adalbert von Chamisso einen Dichter, der, wiewohl ein geborener Franzose, bis in's Herz hinein ein Deutscher wurde. Chamisso war nämlich (im Jahre 1781) auf Schloß Boncourt (Champagne) geboren. Beim Ausbruch der Revolution flüchteten seine Eltern mit ihm, dem neunjährigen Knaben, nach Preußen. Da wurde er Militär. Als Lieutenant lebte und studierte er sich in deutsche Sprache und Poesie vollständig ein. Später erfaßte er mit großem Eifer und Erfolg die Naturwissenschaft. Als tüchtiger Naturforscher durfte er eine Entdeckungsreise in die Südsee und um die Erde mitmachen (von 1815 bis 1818). Zurückgekehrt schrieb er:

„Heimkehret fernher aus den fremden Landen
In seiner Seele tiefbewegt der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder
Und feuchtet deinen Schooß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimath! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge."

Bald wurde er Custos und hierauf Vorsteher der königlichen Herbarien zu Berlin. Als solcher starb er im Jahre 1835. — In ihm haben wir nicht bloß den Dichter zu ehren, sondern auch den Menschen. Denn er war ein Mann voll Ehrenhaftigkeit, Sitte, Fleiß, Milde und Sanftmuth. Um so mehr freuen wir uns mit Dingelstedt sagen zu können:

„Ein Fremdling war er unserm deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als er ihm worden?" —

3) Wäre Chamisso nicht ein reichbegabter Dichter gewesen, nie hätte er sich auf deutschem Boden einen so schönen Dichterkranz erworben. Kein geborener Deutscher dürfte sich der Form schämen, die er seiner Poesie gab. In Terzinen übertraf er fast alle andern. — Aber auch der Inhalt half ihm den Kranz verdienen. Seine lyrischen Gedichte, besonders seine Sonette, zählt Vilmar zu „den edelsten und duftendsten Blüthen unserer neuern Lyrik". Am liebenswürdigsten zeigt sich der sonst wohl etwas düstere Dichter in seinem Liedercyclus „Frauen-Liebe

und =Leben". Er hat darin überaus zart und lieblich das Thema der Braut=, Gatten= und Mutterliebe durchgesungen, und läßt uns die ganze Tonleiter der im weiblichen Herzen sich nacheinander ablösenden Gefühle darin vernehmen. Kein Wunder, daß sich Chamisso durch diese Lieder eine so große Verehrung bei dem weiblichen Geschlecht erwarb. — Noch dauernder ist sein Ruhm durch die Wiederbelebung der poetischen Erzählung. Sie ist ihm trefflich gelungen. Sein „Salas y Gomez" ist eine großartige Dichtung dieser Art. Ueberhaupt ist Chamisso mehr ein epischer Dichter. Weil er aber den Leser recht fest „packen" wollte, so griff er leider mit Vorliebe nach gräßlichen und schauerlichen Stoffen. Diese Effektmacherei war nicht deutsch. Frei davon ist aber sein beliebtes Märchen: „Peter Schlemihl."

Peter ist arm; der Teufel kauft ihm seinen Schatten ab. Wo er nun aber in das Licht tritt, wird er als Schattenloser verhöhnt oder wie ein Fluchbeladener gemieden. Da jammert er um seinen Schatten. Seine Angst, sein Flehen rührt den Teufel nicht. Höhnisch zeigt ihm dieser den Schatten, ohne daß Schlemihl ihn erreichen kann. Nur der Gewinn von Siebenmeilenstiefeln tröstet ihn endlich. Mit ihnen angethan, durchschreitet er beruhigt die Welt.

Ueber den Grundgedanken dieses klassischen Märchens streiten noch heute die Herren Kritiker. Wie Vilmar und noch gründlicher Barthel darthun, wollte er darin „den eigenen Schmerz, das Weh des aus dem Vaterlande, aus der Nation gestoßenen Verbannten" darstellen, aber nicht als einen „ungeheilten, unversöhnten", sondern als einen schließlich „geheilten, versöhnten".

Der Schatten ist nämlich allerdings etwas an und für sich Nichtiges, Werthloses; aber er ist doch ein von der Natur oder vielmehr durch ein göttliches Naturgesetz dem Menschen zugewiesenes, ihm angeheftetes Gut: ähnlich ist das Vaterland, die Heimath ein durch die Geburt dem Menschen zugekommenes, mit ihm verwachsenes Gut. Das Geld, das Gold ist kein solches; es ist ein zufälliges, ein erworbenes, künstlich angeeignetes Gut. Ein Naturgut nun, will Chamisso sagen, ist, so gering es auch in die Augen fällt, im Grunde betrachtet doch viel wichtiger, kostbarer, unentbehrlicher als ein zufälliges, erwerbbares Gut. —

1. Der Frühling.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung!
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht.
Ich fühle so frisch mich, so jung.

Die Sonne bescheinet die blumige Au,
Der Wind beweget das Laub.
Wie sind mir geworden die Locken so grau!
Das ist doch ein garstiger Staub.

Es bauen die Nester und singen sich ein
Die zierlichen Vögel so gut.
Und ist es kein Staub nicht, was sollt' es denn sein?
Mir ist, wie den Vögeln, zu Muth.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung!

2. Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt.
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren,
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen,
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde, sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

3. Salas y Gomez [1].

1.

Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluthen,
Ein Steingestell' ohn' alles Gras und Moos,

---

[1] An seinen Freund Hitzig schrieb der Dichter im Jahre 1816 aus Kamtschatka unter Anderem: — — Wir sahen am 14. bis 26. März die Insel Salas y Gomez, einen niedrigen, nackten Felsen, ohne Vegetation, ein Nest unzähliger Seevögel, worauf Trümmer eines gescheiterten Schiffes gesehen wurden — wir sahen diese Trümmer nicht und gingen, ohne zu landen (die See war hoch und die Brandung groß) vorüber.

Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschooß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es war dabei zu sein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.
Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
Wo unter'm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trock'ne unsern Stab.
Und eine rechts, und links die and're Truppe,
Vertheilten sich den Strand entlang die Mannen.
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen,
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt Eines alles And're mich vergessen.
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein.
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hin zu gehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildniß Gast?
Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte;
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Deß Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,

Von Bart und Hauptḥaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt.
Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit über's Kreuz gelegten Händen.
Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammen brachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
Und seht, noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorb'nem Munde. —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „es ist vorbei".
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!
Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und was du littest wird dein Lied verkünden.

2. Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier,
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen Jugend Gluth,
Und war geduldig worden und besonnen.
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;

Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.
So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht,
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle!
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher, und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dieß mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.
Ich aber dachte: nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein,
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben.“

3. Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum,
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du strafst gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.
Du öffnest mir das Grab und führst auf's neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.
Und oben von der Klippe höchstem Rücken,
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich,
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch, nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Loos!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', an's alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!

Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen;
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewüthet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie Einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eig'nen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erst gefunden,
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

4. Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt, bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer funfzig sich gerettet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand,
Und blickest starr in öde blaue Ferne,
Und lausch'st dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnengluth
Abwechseln über dir; Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,

Von Lieb und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh' her, ich bin, was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Gluth empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja Alles schon vernichtet.
Aus deinem hohlen morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret.
Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
O tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder,
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mich annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bitt're nicht versüßt.
Laßt weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

Proben bei Kellner: Abdallah; die Kreuzschau.

3) Ernst Schulze (geb. 1789 in Celle) war eines Bürgermeisters Sohn, studierte zuerst Theologie in Göttingen, gab sie aber alsbald wieder auf, um sich für eine Professur auszubilden.

Schon kränklich, nahm er im Jahre 1814 als freiwilliger Jäger an dem Feldzug im Norden Theil, und es schien fast, als ob er gesünder heimgekehrt. Aber bald packte ihn das alte Leiden heftiger, so daß er schon 1817 erlag. — Schulze hatte seine jugendliche Phantasie mit der Lektüre alter Rittergeschichten, Feenmärchen genährt und wurde schon dadurch romantisch gestimmt, noch mehr aber durch die schwärmerische Liebe zu der allerdings durch Körper, Geist und Herz einnehmenden Cäcilia Tychsen, einer Professorstochter. Aber die Liebe lohnte, wie so Vielen, auch ihm mit Leid. Der Todesengel entriß ihm die kaum 18jährige Cäcilia. Wie das Bild einer Heiligen schwebte nun fortan ihr Bild vor seiner in tiefe Trauer gehüllten Seele. Er lebte nur noch für sie, sie als Verklärte zu verehren, um ihren Verlust zu trauern und gleichsam nur der Hüter ihres Grabes zu sein. Auf dieses Grab alltäglich frische Kränze, im Garten seines Herzens gepflückt, zu legen, für dieses Grab ein einzig schönes, kunstvolles, mit dem Bilde der Verklärten geschmücktes Denkmal zu schaffen: das gelobte er an ihrem Todesbette, und das führte er auch aus. Er schuf nämlich das romantische Epos „Cäcilia". „Ich will ein Werk dichten", schreibt er selbst, „worin Cäciliens Charakter bis in die kleinsten Feinheiten dargestellt werden soll"; Cäcilia war dieß Werk, eine Dichtung in den reinsten Ottave rimes, das schönste Epos aus der romantischen Schule.

Dieß Epos behandelt die Eroberung der alten heidnischen Hauptstadt Dänemarks (Lethra) durch die christlichen Deutschen unter Otto I. Im Vordergrunde sehen wir stets die zarte, bleiche, sterbsüchtige Cäcilia und ihren eben so zarten, schmachtenden Sänger Reinald. Gegen Ende lebt sie als Heldin auf und zieht mit der Kreuzesfahne wie eine Wundererscheinung dem Heere voran; aber ihr sanftes Schwert verwundet Niemanden; nur ihre heilige Erscheinung verwirrt die Heiden. Lethra wird erobert, der Götzendienst gestürzt. Da sie nun in der großen Domhalle als liebliche Braut vor dem Altare steht und der Priester sie mit ihrem Sänger vermählen soll, schaut sie verklärt nach Oben, und ihre reine Seele schwebt den Engeln entgegen, die herabgestiegen, sie zu holen. Sie hat so das Höchste erreicht, was sie auf Erden wünschen und verdienen kann, sie hat so den schönsten Ehrenkranz unverwelkt mit hinübergenommen. Reinald aber weilt bei der entseelten Hülle, um im Liede sein Leid zu klagen.

Noch schöner im Stile, noch musikalischer in der Sprache, noch bezaubernder durch die melodischen Ottave rimes, aber nicht so gehaltvoll wie „Cäcilia", war seine letzte Dichtung: „Die bezauberte Rose".

Dieß liebliche Epos in drei Gesängen behandelt die Erlösung der königlichen Prinzessin Klotilde, die in eine Rosenknospe verwandelt ist, durch den Gesang des Sängers Alpin.

4) Joseph Freiherr von Eichendorff* (geb. 1788) war ein Schlesier (bei Ratibor zu Hause). Als Jurist besuchte er auch

Heidelberg, wo er sich an Görres u. A. anschloß. Auch er sang und stritt für Deutschlands Befreiung; unter Lützow avancirte er bis zum Offizier. Dem befreiten Vaterlande diente er dann als tüchtiger Beamter von 1815 bis 1845 (als Regierungsrath zu Danzig und Königsberg). Er starb als Pensionär zu Neisse 1857. — Wie er das Vaterland liebte, so liebte er auch seine Kirche. Es war darum eine schöne Fügung, daß er als Geheimer Rath (1841—1845) beiden zugleich dienen konnte, indem er nämlich das Referat über katholisches Kirchen- und Schulwesen besorgte.

Eichendorff erfreute sich eines sehr glücklichen Naturells. Ein sinnigtiefes, frommes Gemüth, ein jugendlich frisches Gefühl, eine fast schwärmerische Liebe zur Natur, und ein harmloser Humor bilden die Hauptzüge seines geistigen Ich's. Sein Geist glich so einem stillen Gebirgssee, in dessen Schooß sich der Himmel und die waldbewachsenen Hügel spiegeln und in dessen Ufergebüsch die Vögel bald neckend, bald klagend conzertiren. Darum war er auch kindlich liebenswürdig.

Was nun sein Dichten betrifft, so ist er vorherrschend lyrisch. Rein episch zu dichten, war ihm kaum möglich. In seinen verschiedenen Romanen und Novellen thut sich die Gefühlsdichtung immer hervor. Daher sind auch so viele Lieder eingeflochten. Diese seine epischen Dichtungen sind übrigens kein sogenanntes Unterhaltungsfutter. Nur ächte Freunde der Poesie werden z. B. an dem „Leben eines Taugenichts" sich ergötzen. Denn dieser Taugenichts ist die eingefleischte Poesie. Der Dichter wollte nämlich in dieser Novelle darstellen, wie liebenswürdig und beseligend die Poesie sei, die, wie ein Kind, in sich selbst zufrieden bleibt, also unschuldig und absichtslos ist. Von Eichendorffs Lustspielen muß sein nie verletzender Humor gerühmt werden. Unter seinen Trauerspielen ist das beste: „Der letzte Held von Marienburg". Der Kritiker Schöll „bewundert den Reichthum unserer Bühnen, die ein so vorzügliches, der edelsten Wirkung fähiges Stück nicht brauchen".

Der Held dieses Trauerspiels ist der Ordensmeister Heinrich Reuß von Plauen. Derselbe ist ein Ideal von christlicher Ritterpflicht und unerschütterlicher Treue im Dienste des Herrn. Für das Wohl des Landes, für die heilige Zucht seines Ordens kämpft er schwere Kämpfe. Nie sucht er sich, darum ist er auch stark und groß im Unglück.

Wie aber schon bemerkt, ist Eichendorff vor Allem Lyriker. Dasselbe, was der Dichter (S. 423) von Brentano's Liedern rühmte, gilt auch von seinen eigenen. Noch der Vorzug kömmt hinzu, daß sie alle so überaus melodisch sind. In der Kunst, die Sprache melodiös zu gestalten, übertrifft er Uhland und Rückert. An Uhland erinnert er auch dadurch, daß er in fast all' seine Dichtungen die Natur, besonders die heimathliche hereinzieht. Wie an eine Braut, denkt er immer an sie; immer hat er so zu

sagen den grünen Zweig auf dem Hut. Das deutsche Volk hört ihn auch am liebsten, wenn er „im kühlen Grunde“ singt, oder wenn er als „Jäger“ vom „schönen Walde Abschied“ nimmt. Aber über der Natur vergißt er nicht deren Schöpfer, und über dem Walde nicht den „Meister, der ihn aufgebaut“. Vom Irdischen wendet er immer wieder sein Auge dem Ewigen zu. Ihm war nichts mehr zuwider, als wenn er die Poesie dem Mutterherzen der Religion entrissen, entfremdet sah. Seine Poesie war dieser Mutter stets kindlich treu ergeben. Daß auch die der Anderen es werde, das hat er mit glänzender Beredtsamkeit in seiner Literaturgeschichte gepredigt. Sie ist höchst geistreich und in brillantem Stile geschrieben.

Fassen wir das Ganze zusammen, so gleicht seine Poesie nicht, wie es bei den meisten Romantikern der Fall, der unruhig flackernden Gasflamme, sondern der ruhig leuchtenden Wachskerze, deren Lebensstoff die Bienen aus Flur und Wald zusammentragen und die dem Herrn geweiht ist. Für die romantische Zeit aber — „den Spätsommer unserer Poesie“ (Barthel) — war er die letzte Nachtigall, die, nachdem Schulze, Chamisso verstummten, immer frisch und gar rein noch eine Zeit lang weitersang. Nie hat sich aber der dichtende Sohn des „grünen Schlesiens“, wie leider manche seiner Schulgenossen, auf sumpfigen Boden verirrt. Gleich sein erster poetischer Strauß war auf der grünen Au reiner Sitte gepflückt. Wie ritterlich er sich stets gegen Wogendrang und Sirenengesang wehrte, um frei von irdischer Fessel zum Ewigen, Heiligen und Himmlischen aufzufliegen, das hat der Dichter selbst enthüllt, indem er sang:

„Frisch auf, mein Herz! wie heiß auch das Gedränge,
Bewahr' ich doch mir kühl und frei die Brust!
Schickt Wald und Flur doch noch die alten Klänge,
Erschütternd mich mit wunderbarer Lust.
Und ob die Woge feindlich mit mir ränge:
So frömmer nur sing' ich aus treuer Brust;
Da bleicht das Wetter, Himmelblau scheint helle,
Das Meer wird still und zum Delphin die Welle.“

1. Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durch's stille Feld.

Ich fühl' mich recht, wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur, wie eine Brücke
Zu dir, Herr, über'm Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag' mein Saitenspiel und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

2. Wilhelmus der Eremit[1].

Von Jerusalem die Warten
Lagen schon in rothem Duft,
Stand der Patriarch im Garten,
Glockenklang ging durch die Luft.

Kommt ein Pilger da gezogen,
Tritt zu ihm im Abendroth,
Bleich, von strupp'gem Haar umflogen,
Bettelt um ein Stücklein Brod.

„Kommst aus Frankreich, frommer Pilger?
Hör' der Heimat Laut so gern,
Kennst du dort den Grafen Wilhelm,
Meinen vor'gen Landesherrn?"

„„Kenn' ihn wohl, er hat geschrieben,
Feur'ge Schrift mit blut'ger Hand,
Hat aus Frankreich dich vertrieben
Und dein Kloster liegt verbrannt!""

„Gott im Himmel, sollt' dich kennen,
Wie du so den Blick gewandt,
Bist Graf Wilhelm der Ardennen?" —
„„Also ward ich sonst genannt.""

„O mein lieber Herr, am Grabe
Stehen beid' als Sünder wir;
Haus und Garten, was ich habe,
Nehmt es hin und rastet hier!"

„„Bet' für mich, ich darf nicht rasten,
Denn ohn' Rasten geht die Zeit,
Hart mit Geißeln, Wachen, Fasten
Lieg' ich mit der Höll' im Streit.

Kron' und Land ließ ich den Erben,
Muß mit stürmender Gewalt
Mir ein and'res Reich erwerben!"" —
Und so schritt er fort zum Wald.

3. Der Wächter.

Nächtlich macht der Herr die Rund',
Sucht die Seinen unverdrossen,
Aber überall verschlossen
Trifft er Thür und Herzensgrund,
Und er wendet sich voll Trauer:
Niemand ist, der mit mir wacht. —
Nur der Wald vernimmt's mit Schauer,
Rauschet fromm die ganze Nacht.

Waldwärts durch die Einsamkeit
Hört' ich über Thal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften,
Wie aus fernem Morgen weit —
An die Thore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf! wacht auf, wacht auf!

4. Der frohe Wandersmann.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Noth um Brod.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Best' bestellt!

---

[1] Wilhelm wurde durch den h. Bernard bekehrt; er starb nach vielfältigen Wanderungen im Jahre 1156; von ihm der Orden der Wilhelmiten.

5. Das kranke Kind.

Die Gegend lag so helle,
Die Sonne schien so warm,
Es sonnt sich auf der Schwelle
Ein Kindlein krank und arm.

Geputzt zum Sonntag heute
Ziehn sie das Thal entlang,
Das Kind grüßt alle Leute,
Doch Niemand sagt ihm Dank.

Viel Kinder jauchzen ferne,
So schön ist's auf der Welt!
Ging' auch spazieren gerne,
Doch müde stürzt's im Feld.

„Ach Vater, liebe Mutter,
Helft mir in meiner Noth! —"
Du armes Kind! die ruhen
Ja unter'm Grase todt.

Und so im Gras alleine
Das kranke Kindlein blieb,
Frug Keiner, was es weine,
Hat Jeder sein's nur lieb.

Die Abendglocken klangen
Schon durch die stille Welt,
Die Engel Gottes sangen
Und gingen über's Feld.

Und als die Nacht gekommen
Und Alles das Kind verließ,
Sie haben's mitgenommen,
Nun spielt's im Paradies.

Proben bei Kellner: In der Nacht; Der Einsiedler; Auf meines Kindes Tod; Heimkehr.

Fünfte Gruppe.

§ 91. Die Halbromantiker.

(Die schwäbische Schule.)

1) Es gibt außer den in § 86 bis § 90 aufgeführten eigentlichen Romantikern noch eine Anzahl Dichter, die strenggenommen nicht zur romantischen Schule gezählt werden können. Die Einen nahmen zwar einen feurigen Anlauf im Geiste und Tone der Schule, verließen aber so früh die Fahne derselben, daß weitaus ihre meisten Dichtungen keineswegs „romantische" genannt werden können; man kann solche Dichter, z. B. Rückert, als „Flüchtlinge der Romantik" bezeichnen. Die Anderen zeigen zwar in ihrer ganzen Poesie oder doch in den meisten ihrer Dichtungen eine gewisse Verwandtschaft mit der Schule, sie bringen einzelne Farbentöne, gewisse Stoffe romantischer Art mit Vorliebe immer und immer wieder; allein es fehlen ihnen doch der Haupt- und Grundzüge zu viele, als daß man sie ächte, ganze Romantiker nennen könnte. Wir fassen also beide Klassen (die Verwandten und die Flüchtlinge der Romantik) in eine besondere Gruppe als „Halbromantiker" zusammen.

2) Zu diesen Halbromantikern zählt nun auch jener Kreis von Dichtern, die sich um J. Kerner und Uhland schaarten. Da

sie Schwaben waren, so kam für ihren Dichterkreis der Name „schwäbische Schule“ auf. Kerner und Uhland genossen darin väterliches Ansehen. Uhland jedoch überstrahlte alle. — Sämmtliche Dichter dieser Schule haben sich mit Vorliebe der vaterländischen Geschichte und Sage zugewendet. Ebenso blickt uns aus allen ihren Dichtungen das süddeutsche Gemüth entgegen. Platen gedenkt ihrer in der „verhängnißvollen Gabel“ mit den Worten verdienten Lobes: „Von Stuttgart her dringt ein gemüthlicher Ton zartfühlender heimischer Lieder.“

3) Ludwig Uhland aus Tübingen (geb. 1787) war der Sohn des dortigen Universitätssekretärs. Schon als Lateinschüler ward er durch sein „Geversel“ der Liebling des Lehrers. Als Studiosus der Rechte schrieb er schon einen Theil seiner beliebten Lieder. Nach „vorzüglich gutem“ Examen wurde er Advokat, blieb aber doch der Muse stets treu. Lange Zeit (16 Jahre) war er Deputirter, ein Lustrum hindurch auch Professor der deutschen Literatur zu Tübingen. Schon bejahrt, wurde er (1848) in das deutsche Parlament gewählt. Auch der Schillerfeier (1859) wohnte er noch bei und sah seinem Freunde J. Kerner in's Grab. An diesem Grabe holte er sich die Krankheit, der er (Nov. 1862) erlag. — Uhland war ein anspruchsloser, biederer Mann, überzeugungstreu bis zu jedem Opfer. „Furchtlos und trew“ stritt er für das alte gute Volksrecht, gegen napoleonischen Despotismus und Ministerwillkür. Späterhin trat er als begeisterter Anwalt des nach Freiheit rufenden Volkes auf, zuerst als Dichter, dann auch als Redner. — Als Poet schloß er sich Anfangs inniger an die romantische Richtung an, wie er sich aber mehr der Politik zuwandte, verflüchtigte sich auch mehr und mehr der romantische Geist aus seiner Poesie. Er schuf aber Dichtungen jeder Art, auch Dramen. Seine Stoffe holte er aus der Natur, aus der sagenreichen Vorzeit oder aus der vaterländischen Geschichte. Seine Lieder (Balladen, Romanzen, Rhapsodien) sind vortrefflich. Als Rhapsode steht er unübertroffen da. Seine Poesie ist an Schönheit nahe der Goethe'schen verwandt. Seine politischen Lieder verbreiteten weithin seinen Ruf; doch wird es vielfach getadelt, daß er sich als Dichter so tief in die Politik einließ.

Uhlands Poesie ist einfach und kräftig. Da ist kein bloßes Feuerwerk von blendenden Worten und Phrasen, sondern der ruhige Strahl ächter Poesie, der vom Herzen kommt und zum Herzen dringt. Seine Poesie ist zudem so rein, nicht bloß der Form, sondern auch dem Inhalte nach. Sie erquickt um so mehr, als sie vom Munde eines so biedern, charakterfesten Sängers fließt, sowie ja auch der gute Wein besser aus reinem Krystalle mundet.

Seine Dramen: „Herzog Ernst von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“ sind nur Poesien zweiten Ranges. Wie

im alten Volksepos ist jedoch das schlagende Herz derselben die deutsche Treue. In dem zweitgenannten spielt die bekannte Geschichte von Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen. Das Trauerspiel „Herzog Ernst von Schwaben" hat folgenden Inhalt:

Kaiser „Kunrad" II., der Salier (1024—1039), begnadigt auf die Fürbitte seiner Gattin Ghisela deren Stiefsohn Ernst. Doch dieser will nicht die Bedingung übernehmen, daß er seinen treuen Werner aus Schwaben verstoße. Er zieht es vor, geächtet und gebannt zu sein. Dennoch gelingt es ihm und Werner, ein kleines Heer zu sammeln. Es kommt zum ungleichen Kampf. Werner fällt zuerst. Ernst kämpft bei dessen Leiche, bis auch er dahinsinkt. Adalbert (sein Beschützer) meldet seiner Mutter:

— — — — — — — —

„Er starb den Heldentod, den Freundestod,
Der Werner starb für ihn, für Werner er.
Er wich von seines Freundes Leiche nicht,
Bis er als Leiche selbst darniedersank."

1. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

2. Einkehr.

Bei einem Wirthe wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein gold'ner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel;
Gesegnet sei er alle Zeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

3. Lied eines deutschen Sängers.

Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.

Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf: für's Vaterland!

Man sagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlag'nen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldenthum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm,
Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

4. Klein Roland.

Frau Berta saß in der Felsenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Loos.
Klein Roland spielt' in freier Luft,
Deß Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnst du schrecklich mir.

O Milon! mein Gemahl so süß!
Die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank,
Und wer dir giebt eine kleine Gab'
Dem wünsche Gottes Dank!"

Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang,
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berta's Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr, als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfarb zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschaar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch."
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So lassen's die Andern auch.

Es stund nun an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt' er bald.
„Du trittst in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Brunnen frisch
Meines rothen Weines Schaum."

„Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen
Die bricht die Aepfel vom Baum; [frisch,
Meiner Mutter ziemet Wildbrät und Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum."

„Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind!
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind?

Sag an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag an! wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk."

„Sag an! wer sind die Wächter treu?"
„Mein' Augen blau allstund."
„Sag an! wer ist ihr Sänger frei?"
„Der ist mein rother Mund."

„Die Dam' hat wackre Diener, traun,
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherlei."

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat."

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn
Führt sie zu mir herein!"

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König rufet mit einmal:
„Hilf Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

Hilf Himmel! Schwester Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand;
Hilf Himmel! in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand!"

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

Frau Berta senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Oehm begrüßt er laut.

Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein."

Frau Berta hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein! wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Guts gethan.

Soll werden, seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farbe von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand,
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland.

5. **Des Sängers Fluch.**

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein' Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstral hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

7. Sterbeklänge.

1. Das Ständchen.

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für süße Klänge doch?
O Mutter, sieh! wer mag es sein,
In später Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich sehe nichts,
O schlummere fort so lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt.
Du armes, krankes Kind!“

Es ist nicht irdische Musik,
Was mich so freudig macht;
Mich rufen Engel mit Gesang,
O Mutter, gute Nacht!

2. Die Orgel.

„Noch einmal spielt die Orgel mir,
Mein alter Nachbarsmann!
Versucht es, ob ihr frommer Schall
Mein Herz erquicken kann!“

Die Kranke bat, der Nachbar spielt,
So spielt' er nie vorher,
So rein, so herrlich, nein! er kennt
Sein eigen Spiel nicht mehr.

Es ist ein fremder, sel'ger Klang,
Der seiner Hand entbebt,
Er hält mit Grauen ein, da war
Der Freundin Geist entschwebt.

3. Die Drossel.

„Ich will ja nicht zum Garten gehn,
Will liegen sommerlang,
Hört' ich die lust'ge Drossel nur,
Die in dem Busche sang.“

Man fängt dem Kind die Drossel ein,
Im Käfig sitzt sie dort,
Doch singen will sie nicht und hängt
Ihr Köpfchen immerfort.

Noch einmal blickt das Kind nach ihr
Mit bittendem Gesicht,
Da schlägt die Drossel schön und hell,
Da glänzt sein Aug' und bricht.

Proben bei Kellner: An den Unsichtbaren; Die Kapelle; Das Glück von Edenhall; Tells Tod; Die Kaiserwahl; Normännischer Brauch.

4) Uhlands intimer Freund, Justinus Kerner (aus Ludwigsburg, geb. 1786), war eines Beamten Sohn. Trotzdem konnte er, weil er vermögenlos war, nur mühsam zu einem gelehrten

Fache sich durchkämpfen, nämlich zur Medicin. Nach einigen wissenschaftlichen Reisen wurde er Oberamtsarzt zu Weinsberg (1819). Wie ein Hüter der „Weibertreu" baute er sich da sein Haus. Darin fehlte es nie an Besuchern und Gästen. Dem blindgewordenen Dichter setzte König Ludwig ein Jahrgehalt aus. Müde und lebenssatt starb er im Februar 1862.

Der erste Grundton seines Wesens war Heimweh nach dem Jenseits, also ein Weltschmerz viel höherer Art, als jener Werthers. Deßhalb klagt er:

„O armer Sohn der Arzenei!
Bist selbst erkrankt im Herzen,
Kennst der Heilkräuter mancherlei,
Such' eins für eig'ne Schmerzen!
Welt, daß ich's finde, laß mich los!
Mich heilt nur meines Grabes Moos."

Das irdische Getreibe der Menschen stieß ihn ungemein ab; es kam ihm so jämmerlich und kleinlich vor. Eben darum schlug auch sein Schmerz hie und da in keckes Lachen um und erzeugte in ihm den Humor. Um dem lästigen Erdengetümmel zu entgehen, flüchtete er sich zur Natur. An ihrem Herzen weinte er am liebsten seinen Weltschmerz aus. Eben dieses Anschmiegen an die Natur, dieser vertrauliche Verkehr mit ihr ist ein anderer Grundzug im Wesen unseres Dichters. Fast bis zur Krankhaftigkeit prägte sich derselbe aus, wie das Gedicht die „Sehnsucht" bezeugt:

O könnt' ich einmal los
Von all' dem Menschentreiben,
Natur! in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!

Der Menschen Treiben, ach!
Das hält mich nun gefangen,
Das folgt mir störend nach,
Wo Erd' und Himmel prangen.

Doch ist dieß Treiben mir
So fremd und so unherzlich,
Und, Mutter, ach! nach dir
Zieht mich ein Heimweh schmerzlich.

Wie ist's ergangen mir,
Daß ich verirrt' so lange!
Mutter! zu dir! zu dir!
Wie ist's mir weh und bange!

Bis ich wie Blum' und Quell'
Dir darf am Herzen bleiben,
Mutter, o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!

Aus dem Widerwillen gegen das ameisenhafte Welltreiben und aus dem Zuge nach der andern Welt erklärt sich auch sein eifriger Verkehr mit der Geisterwelt. Alles, was in dieses Gebiet einschlug, Geistererscheinungen, Gespensterwesen, Somnambulismus machte er zum Gegenstand eingehendster Forschungen. Ueberall glaubte er Geister, Gespenster wahrzunehmen, und wer ihm solcherlei Berichte brachte, war des gastfreundschaftlichen Mannes doppelt werther Gast. — Kerners Weltschmerz war aber kein unchristlicher, welcher die Verzweiflung heraufbeschwört; denn Kerner lehnte sich als Arzt und Dichter fest an die Säule christlicher Offenbarung an. Hören wir, wie gläubig er singt:

Jedweder trägt in sich den Tod,
Ist außen noch so lust'ger Schein,
Heut' wandelst du im Morgenroth
Und morgen in der Schatten Pein.

Was klammerst du dich also fest,
O Mensch! an diese Welt, den Traum?
Laß ab! laß ab! eh' sie dich läßt;
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum.

„Ruf' auf, ruf' auf den Geist, der tief,
Als wie in eines Kerkers Nacht,
Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!

Aus hartem Kieselsteine ist
Zu locken ird'schen Feuers Gluth,
O Mensch! wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Schlag' an, schlag an, wenn's weh auch [thut
Dem Fleische, d'rin der Funke ist,
Noch weher thut der Hölle Gluth,
Mensch! wenn du nicht zu wecken bist."

Was nun Kerners Dichtungen betrifft, so besteht seine Meisterschaft darin, den Ton des Volksliedes zu treffen. Manche seiner Lieder sind so ächt volksmäßig, daß sie schon für alte Volkslieder gehalten wurden. Darum haben seine Lieder auch so rasch und so tief Wurzel gefaßt im deutschen Volke, insbesondere sein Wanderlied: „Wohlauf! noch getrunken ꝛc.", ebenso „Der reichste Fürst". — In seinen Romanzen und Legenden behandelt er gern das Schauerliche, Geisterhafte. Am bekanntesten und schönsten sind „Der Geiger zu Gmünd" und St. Alban".

Seine Verwandtschaft mit der Romantik zeigte er am meisten in seinen „Reiseschatten". Er wollte darin bald die bunten Narretheien des Lebens und der Menschen mit gesundestem Gelächter überschütten, bald durch Thränen lächelnd die Mysterien des Menschenherzens enthüllen". Er schildert darum eine phantastische Reise, worin alle Arten von gelehrten und ungelehrten Philistern höchst ergötzlich verspottet werden. Am wenigsten verwandt ist seine Lyrik mit der romantischen: Diese ist nämlich so heiter und lebensfrisch, daß „die Wehmuth, die Sehnsucht und der Schmerz höchstens wie Wolkenschatten über die sonnige Landschaft fliegen; Kerner aber hat diese Schatten aufgegriffen und gleich Trauerflören an allen blühenden Wipfeln aufgehängt" (v. Eich.). — Kerners vielgelesene und weltbekannte Schrift über die „Seherin von Prevorst" ist keine Dichtung. Sie enthält nur die Aussagen, die eine arme Frau (eine Württembergerin) in somnambulem Zustande machte.

1. **Wanderlied.**

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimathlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimath hieher,
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,

Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimath
Das fernesto Land.

2. Der Geiger zu Gmünd.

Einst ein Kirchlein sonder Gleichen,
Noch ein Stein von ihm steht da,
Baute Gmünd der sangesreichen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen mondenklar,
Hell wie Morgenroth bekränzten
Gold'ne Rosen den Altar.

Schuh aus reinem Gold geschlagen,
Und von Silber hell ein Kleid
Hat die Heilige getragen:
Denn da war's noch gute Zeit,

Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimath Land,
Man der Gmünd'schen Künstler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilia's Kirchlein viel;
Ungesehn woher, erschallten
Drin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen,
Ach, den drückte große Noth,
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brod!

Vor dem Bild hat er gesungen
Und gespielet all sein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten gold'nen Schuh.

Nach des nächsten Goldschmieds Hause
Eilt er, ganz vom Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten Schmause,
Wenn er Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
Führt der Goldschmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geschleppt des Liedes Sohn.

Bald ist der Prozeß geschlichtet,
Allen ist es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechste Räuber war.

Weh! du armer Sohn der Lieder,
Sangest wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollst, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man schallen,
Und man sieht den schwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll dein Flug.

Bußgesänge hört man singen,
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne d'raus hervor.

Seine Geige mitzuführen
War des Geigers letzte Bitt'!
„Wo so Viele musiciren,
Musicir' ich Geiger mit.“

An Cäcilia's Kapelle
Jetzt der Zug vorüberkam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
Seufzt: Das arme Geigerlein!“
„„Eins noch, bitt' ich“ — singt er — „lasset
Mich zur Heil'gen noch hinein!“ “

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten gold'nen Schuh.

Voll Erstaunen steht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst den Heil'gen theuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohlgestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus,
Und der Geiger ist gesessen
Obenan beim lust'gen Schmaus.

Aber als sie voll vom Weine,
Nimmt er seine Schuh' zur Hand,
Wandert so im Mondenscheine
Lustig in ein and'res Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen, —
Und es muß getanzet sein.

D'rum auch hört man geigen, singen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wem alle Saiten springen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingen, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

3. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wol in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Kurfürst von dem Rhein:
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein.

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land dem euren
Wol nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr seid der reichste:
Euer Land trägt Edelstein!

4. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh',
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein.

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dieß Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'."

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herz so schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Proben bei Kellner: Lob des Flachses; Lob der Spindel; der Wanderer in der Sägemühle; der reichste Fürst.

5) Gustav Schwab, der Sohn eines höheren Geistlichen zu Stuttgart, wurde im Jahre 1792 geboren. Er studierte Philosophie und Theologie. Nachdem er 20 Jahre als Gymnasialprofessor gewirkt hatte, suchte er sich eine Landpfarrei. Später folgte er dem Rufe als Stadtpfarrer nach Stuttgart. Noch einige Stufen des geistlichen Amtes stieg er hinan, dann starb er, im Jahre 1850. — Schwab war ein klarer, begabter Kopf, eine gemüthvolle empfängliche Natur. Bescheiden, wollte er sich schon glücklich schätzen, wenn ihn die Nachwelt nur den „ältesten Schüler Uhlands" nenne. Als Dichter von Balladen und Romanzen erreicht er nahezu Uhland. Dieselben sind sehr gerühmt; am trefflichsten, von ganz erschütterndem Eindruck ist seine Ballade „das Gewitter". Auch „Johannes Kant", „der Reiter und der Bodensee", und „Ein Fund in der Opferbüchse" sind sehr gelungene epische Dichtungen. — Als Lyriker jedoch kann er sich mit Uhland nicht messen. — Die Sagenforschung war seine Lieblingsbeschäftigung. Wir verdanken ihm auch schöne Sagen-Sammlungen.

1. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;
Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will d'rüben landen vor Nacht dort an,
Auf schlimmem Weg über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen, wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;
So flieget er hin eine Meil', und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Ritter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See;
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich!
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's, wie krachend' Eis,
Wie die Well', umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß' herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

2. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnt, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag;
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir Alle fröhlich Gelag;
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid,
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,

Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag.
Großmutter hat keinen Feiertag.
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag;
Am liebsten ich morgen sterben mag;
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer;
Was thu' ich noch auf der Welt? —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?"

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht;
Es flammt die Stube in lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind:
Vier Leben endet ein Schlag,
Und morgen ist's Feiertag!

Andere Proben bei Kellner: Kaiser Heinrich; Theophorus; Tantalus; Dädalus und Ikarus; Iphigenia zu Tauris; das hölzerne Pferd und Laokoon.

6) Friedrich Hölderlin (geb. 1770), von Lauffen, versank schon als Jüngling in Wahnsinn. Nur wenige lichte Momente, wirres Clavierspiel und Dichten unterbrachen bisweilen denselben. Sonst hielt derselbe ihn gefangen bis zum Tode (1843). — All' seine Dichtungen sind demnach Jugendprodukte. Wie er mit Schiller auf vertrautem Fuße stand, so suchte er auch als Dichter, wenigstens Anfangs, ihn nachzuahmen. Später schlug er mehr den durch die beiden Schlegel gezeichneten Weg ein. In ihm ging offenbar eine große dichterische Kraft zu Grunde. Wie eine Ahnung seines Schicksals zieht sich die Wehmuth und Schwermuth durch seine Gedichte hindurch. Bisweilen wird er aber doch auch lebensfroh und spricht es aus, wie z. B. in seinem „Rheinlied", oder wo er seine Heimath besingt:

„Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder in's schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tagslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus."

§ 92. Die Halbromantiker (Fortsetzung).

(Rückert; Wilhelm Müller; Immermann; Luise Hensel.)

1) Friedrich Rückert, der Sohn eines Rentamtmanns, wurde 1788 zu Schweinfurt geboren. Der phantasiereiche Student gab das ergriffene Fachstudium (Jus) bald auf und verlegte sich bloß auf Sprachen und schöne Literatur. Auch ihn zog es mächtig zur Fahne des Freiheitsheeres, aber er war zu schwachen Körpers. Auf Reisen nach Rom und Wien befähigte er sich immer mehr zum Dichter. Der berühmte Orientalist J. von Hammer wies ihn zur morgenländischen Literatur. Mit aller Energie folgte er seinem Winke. Den Schlüssel hiezu bildete natürlich eifriges Sprachstudium. So kam es auch, daß er (erst in Erlangen, später in Berlin) Professor der orientalischen Sprachen wurde. Seit 1848 lebte er zurückgezogen auf einem Landgut bei Koburg — als der liebenswürdige, frohgelaunte Wirth seiner vielen Gäste, bis auch ihn der Tod nach kurzem Krankenlager Ende Januar des Jahres 1866 abrief.

Rückert gehörte als junger Dichter entschieden zu der romantischen Schule, besonders als Pseudonym („Freymund Reimar"); er schwamm einige Zeit sogar mitten im romantischen Strome: aber bald machte er sich in die Nähe des Ufers und entwischte frühzeitig. Er selbst bekennt es:

„Ich war schon ziemlich ein Christ,
Und wär' es auch geworden;
Doch mir verleidet ist
Auf einmal der ganze Orden."

Eichendorff nennt ihn deßhalb einen „Flüchtling der Romantik". Die religiösen Stoffe des Mittelalters behandelt er nur als Aesthetiker.

2) Rückert wurde schon ein Krösus der Poesie genannt. Er war es in der That. Einen fleißigern und dabei doch begabten Gärtner hegte der deutsche Dichtergarten nie. Alles, was ihm das Leben und das Studium brachte, verwandelte er in ein Gedicht. Darum ruft er:

„Was mir nicht gesungen ist, ist mir nicht gelebet"
„Mehr als Blumen im Gefilde sprossen Lieder täglich unter meiner Feder."

So bestellte denn Rückert vor Allem den Garten der Poesie, indem er seine kostbaren „Jugendlieder" und den „Liebesfrühling" hervorzauberte, dessen sich Goethe nicht schämen dürfte. Diesen „Frühling" bilden nämlich jene überaus innigen, zarten Gesänge aus der Zeit seiner Verlobung, in drei „Sträuße" gesammelt. Ein großer Freund der Natur, durchstreifte er auch Feld und Wald und holte eine Anzahl herrlicher Pflanzen für

den Dichtergarten herbei. Wie eine Hymne ertönet sein „Frühlingslied", und einzig schön singt er in seinem „Abendlied" die Schöpfung in Frieden und Schlaf. Und keine Blumenart vernachlässigte er. Auch für den damals so gesuchten „Rittersporn" war er ein besorgter Gärtner. In seinen „Geharnischten Sonetten" spornte er nämlich die Freiheitskämpen feurig an. Ebenso pflanzte und pflegte er Glockenblumen und Feuerlilien, nämlich als Dichter „religiöser Lieder". Selbst größere Gewächse, liebliche Bäume, cultivirte er, da er mehrere Dramen dichtete. Was er so für die deutsche Dichterflora that, wäre allein ein großes Verdienst für ihn. Rückert begnügte sich jedoch damit nicht. Nach Arabien, Persien, Indien und selbst nach China richtete er sein Auge und verpflanzte aus den dortigen Dichtergärten eine große Anzahl der schätzbarsten Blumen, besonders die „Oestlichen Rosen" in den unserigen. Er war nämlich ein so gewandter Uebersetzer (nach Inhalt und Form), daß man seine Uebertragungen für lauter Originalgedichte halten könnte. In „Nal und Damajanti" erzählt er uns eine indische Geschichte. Im „Schi-King" öffnete er uns das liebliche Liederbuch China's. In „Rostem und Suhrab" erzählt er uns ein sehr geschätztes persisches Märchen. In der „Weisheit des Brahmanen" lieferte er uns ein meisterhaftes Lehrgedicht in Bruchstücken. Am meisten überraschte er durch die „Makamen" (d. i. Unterhaltungen) des arabischen Dichters Hariri. Sie führen den Titel: „Verwandlungen des Abu Seid". Darin hat er seine Virtuosität in der Form, besonders was das Versmaß und den Reim betrifft, auf die Spitze getrieben. — Ueberhaupt zeigte er hiebei am meisten, in welcher Gewalt er die Sprache hatte; denn die Klangfiguren aller Poesien der ganzen Welt gelangen ihm. Nur Platen wetteiferte hierin mit ihm; doch im Reim erreichte er ihn nicht. Solches Reimgenie verführte aber Rückert auch zuweilen, daß er gar zu affectirt mit der Sprache spielte und dann oft in ein seltsames Reimgeklingel verfiel. — Als Universaldichter steht er jedoch einzig unter allen Dichtern der Welt da.

1. Die Göttin im Putzzimmer.

Welche chaotische
Haushälterei!
Welches erotische
Tausenderlei!

Alle die Nischchen,
Alle die Zellchen,
Alle die Tischchen,
All die Gestellchen!

Fächelchen, Schreinchen,
Alle voll Quästchen;
Perlchen und Steinchen,
All in den Kästchen!

Blinkende Ringelchen,
Schimmernde Kettchen,
Goldene Dingelchen!
Silberne Blättchen!

Nadel und Nädelchen,
Hacken und Häckchen,
Faden und Fädelchen,
Flecke und Fleckchen!

Allerlei Wickelchen,
Allerlei Schleifchen,
Allerlei Zwickelchen,
Allerlei Streifchen!

In der Verwirrung
Buntem Verstrick,
Vor der Verirrung
Banget der Blick.

Welche gewaltige
Zaubrin muß sein,
Die das Zwiespaltige
Zwingt zum Verein?

Dort aus der Thüre
Kommt sie gegangen. —
Seht nur die Schnüre!
Seht nur die Spangen!

Alle die Sächelchen,
Wie sie sich regen,
Ihr aus den Fächelchen
Hüpfen entgegen.

Alle die Dingerchen,
Bänderchen, Miederchen,
Ihr um die Fingerchen
Ihr um die Gliederchen.

Plötzlich von unten
Steht sie bis oben
All mit dem bunten
Flitter umwoben.

Alles wie fügt sich's,
Still und einträchtiglich
Legt sich's, begnügt sich's,
Wie sie's will mächtiglich.

Die Elemente
Hat sie verbunden,
Hat in's Getrennte
Ganzes empfunden.

Und aus dem lebenden
Inneren Hauch
Wird dem Umgebenden
Leben erst auch.

Schöpfrin, Entfalterin
Himmlischer Zier,
Stehst du, Gestalterin
Muse, vor mir?

Oder du, Liebe,
Einigerin,
Ird'scher Getriebe
Reinigerin?

Denn nur ihr Beide
Ordnet zum Eins
Buntes Geschmeide
Menschlichen Seins.

Denn nur ihr Beide
Wandelt das Nichts,
Chaos, zum Kleide
Himmlischen Lichts.

2. Der Spielmann.

Der Spielmann stimmt seine Geigen,
Und spricht zu ihr:
„Du sollst dein Kunststück zeigen,
Komm, geh' mit mir!"
Der Spielmann geht mit ihr vor ein Schloß;
's ist Nacht, der Spielmann fidelt drauf los.
Der Spielmann sagt: „'s ist nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug."

Vor dem Schloß ist ein Garten,
Mit Bäum' und Pflanzen;
Die können die Zeit nicht erwarten,
Zu tanzen.

Der Spielmann fidelt vor dem Schloß,
Die Bäume tanzen all' drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug."

Im Garten ist ein Weiher,
Darin sind Fisch';
Die hören auch das Geleier
Und tanzen frisch.
Der Spielmann fidelt vor dem Schloß,
Die Bäum' und die Fische tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug."

Im Schlosse drin sind Mäuse,
Der Spielmann spielt auf.
Die Mäuse hören leise,
Sie wachen auf.
Der Spielmann fidelt vor dem Schloß,
Bäum', Fisch' und Mäuse tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug."

Im Schloß sind Tisch' und Bänke,
Die werden wach,
Sie kommen aus dem Gelenke,
Und tanzen nach.
Der Spielmann fidelt vor dem Schloß;
Bäume, Fische, Mäuse, Bänke tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug."

Sind denn keine Menschen vorhanden?
Der Spielmann spricht:
„Ich spiele mich schier zu Schanden.
Sie hören nicht;
Bäume, Fische, Mäuse, Bänke tanzen drauf los,
Wollen die Menschen nicht aus dem Schloß?
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug."

Da wird das Schloß auf einmal ganz
Lebendig.
Es stellt sich auf die Spitz', und tanzt
Unbändig.
Der Spielmann spielt, es tanzt das Schloß,
Die Menschen schlafen noch immer drauf los.
Der Spielmann spricht: „'s ist noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug."

Da tanzt das Schloß, bis in Stücken es geht
Mit Krachen;
Nun hören es endlich die Menschen im Bett,
Und erwachen;

Sie hören den Spielmann spielen vor'm Schloß
Und tanzen nun auch mit dem andern Troß.
Der Spielmann spricht: „Nun ist es genug;
Nun hab' ich gefidelt den letzten Zug."

3. Geharnischtes Sonett.

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen!
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben".
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter, du? „In Gluthbuchstaben
Ein schreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

4. Makame: „Der Schulmeister von Hims".

Mich zog ein Verlangen bergauf und thalab — nach Halab — und ich war damals munter und aufgeräumt, — wohlgesattelt und aufgezäumt, — rasch wie ein Vogel auf seinem Gefieder, — so ließ ich in den Lustgärten dort mich nieder, — in der Mitte von Wonnen und Freuden, — Bronnen und Gebäuden — und begann die Tage zu vergeuden, — um meinen Wunsch zu letzen — und meinen Durst zu netzen. — Als nun des Herzens Begierde nachließ — und der Sturmwind des Genusses gemach blies, — schwang nach kurzer Rast — auf dem grünen Ast — der ungeduldige Rabe des Zuges — sich auf zur Lust des Weiterfluges, — und ich schritt mit Tagesanbruch zum Aufbruch, — zum Abzug mit gutem Anzug und Aufzug. — Ich war vom Uebermuthe versucht, — mein Wanderschiff zu steuern in die Bucht — von Hims, das berühmt ist durch die Zucht — von Thorheitsgewächs und Narrheitsfrucht. — Als ich nun abgestiegen vor ihren Thoren, — erblickte ich nebenaus auf einer Grüne — aufgeschlagen eine Lehrbühne — von einem Scheich der, zu schließen nach seinen Schläfen, — über den Schaum hinaus war gelangt zu den Hefen, — umgeben von einem Rudel Knaben, — durcheinander wie Tauben und Raben, — wie kleine und große Buchstaben. — Ich nahte mich und führte im Schilde nichts Schlimm's, als nur die Absicht, zu erforschen die Weisheit von Hims! — er aber war Keiner von den Gastverhöhnern, — und erwiederte meinen Gruß mit einem schönern, — hieß mich niedersitzen in Mitte der Heerrunde, — und fuhr mit Würde fort in der Lehrstunde, — indem er deutete mit dem schwanken Stäbchen, — nach einem schlanken Knäbchen, — rufend: du Rehkälbchen, — du Seeschwälbchen, — auf! und zeige mir Glied für Glied — zwischen G und Ch den Unterschied! — worauf Jener anhob ohne Zaudern — und vortrug ohne Schaudern:

Zeichen sind des Koran's Verse Gläubigen;
Doch was an dir ist, mußt du uns zeigen.

Teichen süßen Wassers fehlt's an Fischen nicht,
Guten Oefen fehlt es nie an Teigen.
Reichen dünken sich die Bettler gleich, wenn sie
Trunken sich die Hand gereicht zum Reigen.
Eichen haben feste Wurzeln tief im Grund,
Nur dem Schilfrohr ist das Schwanken eigen.

Der Lehrer sprach: Brav, mein Paviänchen, — mein Silberfasänchen und Goldhähnchen! — Ich finde keinen Unterschied zwischen deiner Eigenschaft — und einem Eichenschaft; du versprichst zu werden kein schwacher Schwager, — sondern ein wacher Wager — und jacher Jager, — an den sich wagt kein Widersacher und Widersager. — Dann rief er: Maikätzchen, Schreimätzchen! — und Antwort gab ihm ein Junge wie ein Spätzchen. — Der Lehrer sprach: Komm und entwickle mir gescheidt — zwischen D und T den Unterscheid. — Und heranstob Jener wie ein Düftchen — und anhob er wie ein Lüftchen:

Beiten ist ein Wort für weilen, alt und gut;
Wähle nach Gefallen zwischen beiden!
Leiten sollst du die Verirrten auf den Pfad,
Und mitleidend tröften, die da leiden.
Weiten Ländern ziehet zu ein Stamm, wann eng
Werden für sein Vieh der Heimath Waiden.
Saitenspiel und Wein stell' auf die Seit' und fromm
Kleide dich in Wolle, nicht in Seide.

Der Lehrer sprach: Du Witzzunge, — du Blitzjunge! — ich sehe, daß du bist von den Gescheidtern, — die unterscheiden zwischen Prügeln und Scheitern. — Dann rief er: Ringglöckchen, — Springböckchen, — mit dem Klingglöckchen! — Und ihm gab Antwort ein Junge frisch wie ein Funke, — wie ein Vogel, der auffliegt vom Trunke. — Der Lehrer sprach: Du in der Wissenschaft kein Lai, — sondern ein Leu, — sage mir den Unterschied zwischen ei und eu! — Und jener räusperte sich gründlich — und äußerte sich bündig:

Eitern muß die Wund', in welcher steckt der Pfeil;
Herbes Gras gibt süße Milch in Eutern.
Leitern dienen zu besteigen hohen Baum,
Noten, dunkle Texte zu erläutern.
Heitern Sinnen ist die Schöpfung angenehm
Und verdrießlich dumpfen Bärenhäutern.
Reitern muß der Bauersmann das Korn, der Fürst
Führt den Krieg mit Reitern oder Reutern.

Der Lehrer sprach; Trefflich, mein Lämmchen! — vortrefflich, mein Stämmchen! — übertrefflich, unübertrefflich, mein Flämmchen! — Dann rief er: Neuntödter! — Leuntödter! — Da stellte sich ein Knabe wie ein Baumschröter. — Der Lehrer sprach: Du, den ich mir erkür' und erkor, — dessen Verstand sprengt Thür und Thor, — sage mir den Unterschied von Für und Vor! — Worauf sich Jener zurechtsetzte, — und seine Zunge zum Gefecht wetzte:

Vorsprach' halt' im Vorübergeh'n vor'm Nachbarsthor,
Fürsprache such' im Himmel dir und im Palast.
Vorliebe für die eig'nen Kinder ziemt dem Mann,
Fürlieb mit dem ihm Vorgesetzten nimmt ein Gast.
Vorwitz ist lächerlich, wenn er für Witz sich hält!
Vorsicht und Fürsicht ist des Schiffes Steu'r und Mast:
Gott sieht für dich, wo du nicht siehst, und sieht vor dir,
Heil dir, daß du den Für- und Vorherseher hast.

Da rief der Lehrer: Heil dir, mein Stolz, — du grader Bolz — aus gutem Holz! — Du brauchst für deinen Mund keinen Vormund; — für dich geschaart steh'n Engel im Hintergrund und im Vorgrund; — ich fürchte nicht für dich, — denn vor dir fürchten die Furchtbaren sich. — Dann rief er: Nun, du Spitzfund! — du Witzmund! — du Blitzkund! — Flußader meiner Freude, — Schlußquader am Gebäude! — du Simpel, du Gimpel, du Gelbschnabel! — warst du bei der Sprachverwirrung von Babel? — so sag' es unerblödlich, — was ist der Unterschied zwischen redlich, räthlich und röthlich? — Da reckte sich ein Männchen, — streckte sich um ein Spänchen, — streckte sich hin wie ein Tännchen, — erkeckte sich und leerte so sein Kännchen:

Redlich kommt von Reden her,
Doch im Handeln sei du redlich!
Räthlich ist von Rath genannt,
Thoren rathen, ist nicht räthlich!
Röthlich ist nicht weit von roth;
Meines Meisters Bart ist röthlich.

Da rief der Lehrer: Wie ordentlich! — außerordentlich! — meisterhaft! — musterhaft! — du Flegel! — du triffst die Kegel nach der Regel, — ich streiche vor dir die Segel. — Du hast dem Werke die Kron' aufgesetzt — und deines Lehrers Augen mit Freudenthränen genetzt. — Du lügst um zu leimen — und rügst um zu reimen; — du gehörst zu den Philologen, — die so heißen, weil Viele logen. — Und so hab' ich nun dir und deinen Genossen — die Schreine mit den Perlen des Wissens erschlossen — und die Wolken mit dem Strome der Weisheit ergossen, — auf daß ihr, vom Himmel begnadet, — mit Lust darin gebadet, — des Staubes und Schmutzes der Unwissenheit euch entladet. — Jetzt singet, zu der Lehrstunde Schlusse, — die Vaterstadt an mit dem Gruße — des Liedes, das auf jedem Tone — zur Ehre von Hims trägt von H. eine Krone! — Da verschlang sich der ganze Rudel — in einen Strudel, — und sie sangen mit feierlichem Gedudel:

Heil'ge, hohe Himmelsheimath, hehre Hims,
Heil! du hast den Herrn zum Huldverheißer.
Heit're Hügel, heimlich hohles Haingeheg!
Höhn' euch herb kein harscher Hauch, noch heißer!
Holder Hirsche Heerde hütet hier der Hirt,
Hoffnungshalm erhab'ner Herrscherhäuser.
Heissa, hussa, hurra, hu, hihi, haha,
Halle hell, bis Herz und Hals ist heiser.

Proben bei Kellner: Abendlied; der Himmel; die Pifferari; des fremden Kindes heiliger Christ; für die sieben Tage; die beiden Gewänder; Vierzeilen; die sechs Wörtlein; Leben und Tod; die brüderliche Theilung; aus dem „Räthselmann", die zehn Reisenden.

3) Der so früh verstorbene Wilhelm Müller wurde 1794 in Dessau geboren. Nach tüchtigen Studien, die nur durch die Freiheitskämpfe, die er mitmachte, unterbrochen wurden, sowie nach zweijährigen Reisen (in Deutschland, Italien 2c.) bekam er die Bibliothekarstelle in Dessau. Hier starb er als Hofrath und Bibliothekar 1827. — Schon als Knabe von 14 Jahren verrieth

er sein Dichtertalent, indem er einen Band lyrischer Gedichte wie zum Drucke ordnete. Immer schöner und reicher entfaltete sich seine Gabe für die Lyrik. Besonders regten ihn seine Reisen zu reizenden Gedichten an; so entstand sein „Frühlingskranz aus dem Plauen'schen Grund", so die „Muscheln von der Insel Rügen", so die „Lieder aus dem Meerbusen von Salerno". In seinen sonstigen Liedern (ausgenommen die „Griechenlieder") hat er viel Aehnlichkeit mit Eichendorff, indem er, wie dieser, seine Lieder Musikanten, Postillonen, Handwerksburschen, Studenten 2c. in den Mund zu legen pflegt. Vortrefflich sind seine so entstandenen „Lieder des reisenden Waldhornisten", und noch berühmter seine „Müller- und Wanderlieder".

Unter jenen ist einzig schön „die Wanderschaft", beginnend:

„Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern."

An dem Wasser, das keine Rast bei Tag und Nacht, an den Rädern, die nie stille stehen, an den Steinen, die den munteren Reihen mittanzen, an Allem, was er sieht, schaut er die Lust am Wandern:

Herr Meister und Frau Meisterin
Laßt mich im Frieden weiterziehn
Und wandern.

Mehrere seiner Lieder (z. B. „Bächlein laß dein Rauschen sein"; „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein" 2c.) sind durch die Schubert'sche Komposition Lieblingsgesänge des deutschen Volkes geworden. Am populärsten wurde wohl sein Jägerlied:

„Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd.

Wie lustig ist's im Grünen,
Wenn's helle Jagdhorn schallt,
Wenn Hirsch und Rehe springen,
Wenn's blitzt und dampft und knallt 2c."

Sehr großes Aufsehen machten seine schwunghaften, aber herben, schneidend scharfen „Griechenlieder", die er zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes in jugendlicher Begeisterung für die Sache des niedergetretenen Griechenvolkes sang. „Alexander Ypsilanti", der „kleine Hydriot", die „Mainotten" und viele andere Lieder waren in Aller Munde. — Unter seinen erzählenden Gedichten ist „der Glockenguß zu Breslau" das bekannteste. — Wir besitzen also in W. Müller einen der besten deutschen Lyriker: „Es jauchzt und jubelt, es singt und klingt in seinen Liedern so frisch, so fromm und frei wie die Lerche im blauen, wolkenlosen Himmel, und man wird unwillkürlich zum

Mitsingen und Mitjubeln fortgerissen; besonders aber ist er wie Eichendorff einer der Hauptträger deutscher Gemüths-innigkeit“ (Barthel).

1. Morgenlied.

„Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken, grünen Zweigen?“
Der junge Morgenwind ist hier,
Und will sich lustig zeigen.

„Heraus, heraus, du Menschensohn!“
So ruft der kecke Geselle:
„Es schwärmt von Frühlingswonne schon
Vor deiner Kammerschwelle.

Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Luft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken,
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heiser fast:
So lang hat sie gesungen;
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.“

Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben.
„Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben.“

2. Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Er ist es selbst gewesen,
Der gute reiche Wirth
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird;

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft was lebet und webet
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömt's aus allen Blüthen
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüth' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

Hört ihr des Wirthes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
„Was geht und steht auf Erden,
„Was unter den Wogen sich wiegt!

„Und du, mein Himmelspilger,
„Hier trinke trunken dich,
„Und sinke selig nieder
„Aufs Knie, und denk' an mich!"

3. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand,
Und in die Fluthen tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn;
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet, und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß' auf hohem Maste, schaut über Meer und Land:
Es schwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Fluth,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht; —
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu, auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!" —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit dem Blicke vom Kopf bis zu den Zeh'n;
Mir war's, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut' ihn sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu, mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

4. Ein Epigramm.

„Wenn du durch den Koth der Straße mußt mit neuen Schuhen geh'n,
Wirst du, trippelnd auf den Spitzen, nach den blanken Steinen seh'n;
Hat sie erst beschmutzt ein Fleckchen, lernst du waten sicherlich.
Hüte, Kind, in deiner Seele vor dem ersten Flecken dich!"

Proben bei Kellner: Die Forelle; das Bild des Großvaters.

4) Karl Leberecht Immermann, geb. 1796 zu Magdeburg, studierte die Rechte, ging aber 1815 auch mit in das Feld, verlebte dann die übrige Lebenszeit theils als Beamter, theils (aus Liebhaberei für die dramatische Poesie) als Theaterdirector, theils als privatim der Muse dienend, bis er 1840 starb. —

Immermann war allzu selbstgenügsam, eigensinnig und im Umgang herb, lakonisch. Er hatte viele Händel mit Platen, den er durch ein grobes Epigramm gereizt hatte und der ihm dafür in einem Drama bös mitspielte (vgl. § 94). — Seine große Vorliebe für das Drama führte ihn auch zuerst zur dramatischen Dichtung. Leider war sein Talent für dieselbe viel geringer als seine Vorliebe. Obgleich aber seine Dramen, eines nach dem anderen, mißglückten, so ließ ihn doch Eigensinn lange nicht zur Einsicht kommen. Erst die beharrliche Kälte seitens des lesenden Publikums bewog ihn endlich, Episches zu dichten, und zwar zu seinem und der Poesie Vortheil. Denn in diesen epischen Werken bot er des Gefälligen, Heitern, der naturtreuen Schilderungen des Lebens so viel, daß er auf einmal populär wurde. So schrieb er 1830: „Tulifäntchen", ein Heldengedicht in drei Gesängen, ein Märchen von feiner, komischer Wirkung. Er verspottet darin den kleinen, herabgekommenen Adel.

Don Tulifant nennt von allen Burgen und Gütern und Schätzen, die seinen Ahnen gehörten, nur noch einen Kartoffelkeller sein eigen. Dennoch sitzt er auf dem Gemäuer dieses Kellers ritterlich stolz, wie auf den Zinnen eines mächtigen Schlosses; es ist ja Besitz, von seinen Ahnen ererbt. Nur der eine Kummer trübt seine Freude: er hat keinen Erben.

Alt bin ich! — bald kommt der Tag,
Wo der fremde Lehngeretter
Pflanzen wird auf diese Mauer
Ach, ein fremdes Wappenschild!

Denk ich daran, dann erscheinst du,
O Vergänglichkeit, du Siegerin
Aller Sieger, greise Göttin,
Riesig mir, gespensterhaft.

Aber siehe! Don Tulifant und Donna Tulpe erleben es, ein Söhnlein wird ihnen geboren. Das Kind ist zwar so winzig klein, daß die Eltern darob erschrecken; aber die Fee Libelle, die Schützerin des Hauses, nimmt sich des Tulifäntchen an, verbringt den in der Welt überall Verspotteten in ihr Reich. Da lebt er herrlich, von Gnomenpägelein bedient. —

Noch populärer wurde Immermann durch seinen Roman „Münchhausen". Der Baron Münchhausen, ein Abkömmling des bekannten Lügenmünchhausen, wie ihn Blumauer (vgl. S. 321, Anm.) gedichtet, ist ähnlich seinem Ahnen, ein witzelnder, faselnder Lügner: seine Erkorene ist das Fräulein von Schnickschnackschnurr. In die Schilderung des Lebens und Treibens des Helden flocht aber der Dichter ein reizendes idyllisches Bild westphälischen Dorflebens ein, das eigentlich dem Roman seinen Hauptwerth gibt.

5) Auch die noch lebende Luise Aloysia Hensel*, die Schwester des berühmten Historienmalers W. Hensel, kann füglich eine Verwandte der Romantik genannt werden, wiewohl sie weit entfernt von den Phantastereien der Schule war. Sie ist die Tochter eines lutherischen Pfarrers und wurde 1798 zu Linum in der Mark Brandenburg geboren. In Folge ihres Uebertritts

zum Katholicismus (1818) verließ sie Berlin, verbrachte einige Jahre im Hause der Fürstin Salm zu Münster und wurde dann Hauslehrerin bei den Töchtern der edlen Gräfin Stolberg. Späterhin lebte sie am Rheine bald als Lehrerin oder Erzieherin, bald als Pflegerin von Kranken; 1833 kehrte sie auf den Wunsch der Mutter zu derselben zurück, bis diese starb. Nun weilt die greise Dichterin in Wiedenbrück (Westphalen), wo sie ihre reichen Papiere ordnet.

Als ihr Vater schon im Jahre 1809 starb, siedelte ihre Mutter mit den vier Kindern nach ihrer Vaterstadt Berlin. In der dasigen Schule verrieth die Kleine einen ungewöhnlichen Geist und Eifer. Besonders hungerte sie nach religiöser Wahrheit, Tausende von Männern und Jünglingen beschämend. Mit 15 Jahren las sie schon Jakob Böhme und herrnhuterische Schriften. „Wo ist die wahre Kirche Christi?" diese Frage beschäftigte sie unabläßig, und da sie zur Zeit ihrer Confirmation darüber noch nicht mit sich im Reinen war, so beschloß sie im Stillen vor Gott, daß sie sich durch jene Handlung nur überhaupt als Christin bekenne, ohne noch einer bestimmten Kirche zuzuschwören. Bald neigte sie sich zu der katholischen Kirche hin, und zwar ohne mit Katholiken, ja ohne mit katholischen Büchern bekannt geworden zu sein.

Ihre Poesien nun sind fast alle geistlichen Inhaltes. Gedichte von ihr erschienen zuerst anonym, und zwar ohne ihr Zuthun in Försters „Sängerfahrt" und in Diepenbrocks „Geistlicher Blumenstrauß". Später führte sie Dr. Hermann Kletke in seiner „Geistlichen Blumenlese" förmlich (unter ihrem Namen) bei dem deutschen Publikum ein. Ein schöneres Lob kann ihrer Poesie nicht ertheilt werden, als es K. Barthel spendet: „In unserer ganzen heutigen Lyrik hat die kindliche Reinheit, Demuth und Hingabe an Gott nie einen so völlig entsprechenden und klaren Ausdruck durch die Poesie gefunden, als bei ihr."

Barthel fährt fort: „Schon das einzige Lied „Müde bin ich, geh' zur Ruh", das durch seine ächt lyrische Einfachheit und Kindlichkeit ein Volkseigenthum wurde, noch ehe man die Dichterin nur dem Namen nach kannte, hat sie bei allen tiefern Gemüthern unvergeßlich gemacht, obgleich sich unter ihren Poesien noch viele ebenso zarte und formschöne, ja noch weit werthvollere Stücke finden. So sind z. B. Lieder, wie: „Was verlangst du, warum bangst du", „Bedenk' ich deine große Treue", „Immer muß ich wieder lesen" wirklich unübertrefflich innig und klar."

1. Beim Lesen der heiligen Schrift.

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch;
Wie der Herr so sanft gewesen,
Ohne Arg und ohne Trug.

Wie Er hieß die Kindlein kommen,
Wie Er hold auf sie geblickt,
Und sie in den Arm genommen,
Und sie an die Brust gedrückt.

Wie Er Hilfe und Erbarmen
Allen Kranken gern bewies,
Und die Blöden und die Armen
Seine lieben Brüder hieß.

Wie Er keinem Sünder wehrte,
Der mit Liebe zu ihm kam;
Wie Er freundlich ihn belehrte,
Ihm den Tod vom Herzen nahm.

Immer muß ich wieder lesen,
Les' und weine mich nicht satt,
Wie Er ist so treu gewesen,
Wie Er uns geliebet hat.

Hat die Heerde sanft geleitet,
Die sein Vater ihm verliehn,
Hat die Arme ausgebreitet,
Alle an sein Herz zu zieh'n.

Laß mich knien zu deinen Füßen
Herr, die Liebe bricht mein Herz!
Laß in Thränen mich zerfließen,
Untergehn in Wonn' und Schmerz.

2. Nach dem Genusse des heiligen Abendmahles.

Wie war ich sonst so trübe,
Wie ist mir nun so wohl!
Wie ist das Herz mir voll
Von Lieb' und Lieb' und Liebe;
Ach Gott, wie ist mir wohl!

Mich zog ein trübes Sehnen
Von dieser Erde fort,
Da klang ein heilig Wort;
Ich weinte fromme Thränen,
Da küßte mich mein Hort.

Ich habe ja genossen
Vom süßen Liebesmahl,
Da ist ein Liebesstrahl
Mir in das Herz geflossen
O, selig Abendmahl!

Und was ich da gesungen
Und wie mir da geschehn,
Was ich im Geist gesehn,
Welch Lied mich da umklungen,
Kann nicht geschrieben stehn.

3. Abendgebet.

Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe beide Aeuglein zu:
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bette sein.

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in deiner Hand.
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen dir befohlen sein.

Hab' ich Unrecht heut gethan,
Sieh' es, lieber Gott, nicht an,
Deine Gnad' und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

Kranken Herzen sende Ruh',
Nasse Augen schließe zu;
Laß' den Mond am Himmel stehn
Und die stille Welt besehn.

4. Sursum corda!

Was verlangst du, warum bangst du,
Armes, unruhvolles Herz?
Sei zufrieden, denn hienieden
Ist nur eitel Gram und Schmerz.

Ringe, meide, bis die Freude
Dieser Welt vorüber ist;
Schau zur Höhe, bis das Wehe
Dieser Welt dein Herz vergißt.

Willst du Gaben gerne haben,
Die kein Wurm noch Rost verzehrt?
Laß die Erde, daß dir werde,
Was da unvergänglich währt.

O der Schmerzen, bis im Herzen
Treu' und Demuth endlich siegt
Und die Taube, frommer Glaube,
Selig Ihm entgegenfliegt.

Willst du lieben? Suche drüben
Den, der liebenswürdig ist;
Alles leide, alles meide,
Bis du Ihm einst ähnlich bist.

Stille, stille! Herr, Dein Wille,
Der geschehe auch an mir!
Amen, Amen! und Dein Namen
Sei gepriesen dort und hier!

5. Kreislauf der Dinge.

„Es rinnen alle Bronnen
Zusammen in das Meer,
Und wenn sie hin geronnen,
So kehren sie daher."

Die Sonne kommt und schwindet,
Ist stets dasselbe Licht,
Ob sie uns fröhlich findet,
Ob unser Auge bricht.

Dieselben Sterne scheinen
Uns wieder jede Nacht,
Ob wir in Jammer weinen,
Ob sel'ger Traum uns lacht.

Es führen uns die Jahre
Durch Freude und durch Graus;
Heut Wiege, morgen Bahre
Ist unser Schlummerhaus.

So laß uns heiter grüßen
Das Leben wie den Tod
Und fromm die Augen schließen
Im letzten Abendroth.

Wir werden auferstehen
Im neuen Morgenglanz
Und Ihn, den Vater, sehen
Im ew'gen Strahlenkranz.

Sechste Gruppe.

§ 93. Die Dichter der Mundart.

1) Man müßte es sehr beklagen, wenn die Mundarten durch die Schriftsprache aus dem Bereich der Poesie wären hinausgedrängt worden; und es würde der klassischen Zeit sicher ein Schmuck fehlen, wenn die mundartliche Dichtung in ihr gänzlich ausgeblieben wäre: es war jedoch nicht der Fall. In der ersten Hälfte unserer Periode da schien die dialectische Dichtung allerdings absterben zu wollen; späterhin aber sproßte sie in frischer Lebenskraft auf und trieb eine Menge wahrhaft schöner, theilweis klassischer Blüthen, und selbst Dramen erschienen im Gewande der Volkssprache. Unter den literarisch berühmten Männern der Periode war es Voß, der zuerst die Mundart wieder in die Poesie einführte; noch vor ihm aber dichteten einzelne, darunter ein Nürnberger Bürger, im heimathlichen Dialecte. Weiterhin traten dann Arnold, Hebel und Usteri, Castelli &c. als Dialectpoeten auf.

2) Joh. Heinrich Voß, der schon in § 62 besprochene Senior des Hainbundes, soll also auch hier noch einmal genannt sein. Er schrieb nämlich eine Reihe von Idyllen in niedersächsischer Mundart, freilich ohne sich streng an einen besondern Ortsdialect zu halten. Folgende Probe ist einer solchen Idylle („de Winterawend") entnommen:

Stadt- und Landleben.

Wat is 'd doch vör ein quadlig Ding
In Wall un Muur to läwen!
Drum hebb ik mi ok fix un flink
Wol up dat Land begäwen.
As Landmann läw' ik gans gewiß
Vergnögter, as de Kaiser is.

In Städern is nich Rist noch Rou,
Denn dar rumort de Velten;
Et spölt dar Alles Blindekou,
Un noch dato up Stelten.
Jo wat man hört, man süht, man deit,
Js Mismod un Verdreetligkeit.

De Manns dar sünd so karg und knapp,
Sünd ohle Pütjenkiekers;
De Slötel gar to'm Aetelschapp
Versluten se, de Sliekers!
Un gegen Kind, Gesind un Fru,
Da geit et jümmer ba! und bu!

Der Wiewer Ard is: lat upstahn,
Un denn da Geld verkladdern,
Denn gliek na Disch ut nawern gahn
To lumbern und to sladdern.
Se straken ehr leew Mänken blot,
Un griepen sachtjen na dem Hod.

De Jumfern gahn so stramm un stief,
Und süften denn un hiemen;
Se snören sik dat lütje Lief,
Dat se vör Angs beswiemen.
Woto doch deent de Oewermod?
Denn kort un dick let ok recht god.

Vörwahr, Max Pump in siener Tucht
Schall mi nich länger drillen!
Ne, buten in der frischen Lucht,
Da hört man nit van Grillen.
Na Arbeit makt de Slap gesund,
Man it un drinkt un jucht sik rund.

3) Wie ein Nachzügler des Meistersanges trat um das Jahr 1760 der Flaschner **Johann Konrad Grübel** (geb. zu Nürnberg 1736, später Stadtflaschner und Gassenhauptmann, gest. 1809) als Dichter in der Nürnberger Mundart auf. Seine Liebe zur Poesie regte sich früh, und er war nicht ohne Gabe: aber dem Hans Sachs ist er als Dichter keineswegs ebenbürtig; weder war er so gebildet wie Hans Sachs, noch hatte er dessen schaffende Phantasie. Für eine größere epische oder gar dramatische Dichtung reichte sein Talent nicht aus. Er dichtete aber auch nur ganz einfache Stoffe, am liebsten Vorfälle und Zustände aus dem Nürnberger Bürgerleben oder komische Geschichten, ergötzliche Anekdoten. Am meisten bekannt ist wohl sein „**Peter in der Fremde**". Sehr gelungen ist auch „**der Bauer und der Doktor**".

Der Bauer zeigt bei dem plötzlichen Erkranken seiner Frau eine gar zärtliche, aufopfernde Liebe. Er „läfft wos er ko und läfft zon Docter neih", und holt ihn herbei. Der will verordnen, findet aber weder Tinte noch Feder, und so schreibt er denn das Recept mit Kreide auf eine Stubenthür.

Oeiz hebt der Bauer in der Angst
Die Thür von Ang'ln aus,
Und rumpelt af an Kar'n mit
Vür's Apothekers Haus.

Zur rechten Zeit bringt er das Pulver heim und rettet die Frau. Der Dichter schließt schalkhaft:

„Dau sicht mer, wos a kronka Frau
Für Lärme mach'n ko;
Wal sunst ka G'schöpf su zärtlich iß,
Su sorgsam wöi a Moh.

Deiz iß dös ner a Bauer g'wöst,
Wer häit sih dös vermouth?
A Moh nauh cierst von der Stodt,
Was goar a solcher thout!

Der Schlosser und sein Gesell.

A Schlosser haut an G'sell'n g'haut,
Der haut su langsam g'feilt,
Und wenn er z' Mittog g'ess'n haut,
Dau ober haut er g'eilt.
Der eiherst in der Schüssel drin,
Der letzt ah wieder draus,
Es iß ka Mensch su fleißi g'west,
Van Tisch in ganz'n Haus.

Deiz haut a maul der Master g'sagt:
„G'sell! Dös versteih ich nith;
Es iß doch su mei Lebta g'west,
Und weil ich denk, die Nied:
Su wöi mer arbet, ißt mer ah:
Bei dir geihts nith a su,
Su longsam haut noch kanner g'feilt,
Und ißt su g'schwind, wöi du." —

„Ja", sagt der G'sell, „dös waß i scho,
Haut All's sein gout'n Grund:
Das Ess'n wörd halt goar nith lang
Die Aerbet verzih Stund.
Wenn aner möißt den ganz'n Tag
In an Stück ess'n fort,
Thät's af die Letzt su langsam geih,
Als wöi ban Feil'n dort."

4) Am meisten machte sich um die mundartliche Dichtung **Joh. Peter Hebel** (geb. 1760 in Basel, eines armen Webers Sohn), der Liebling des südwestlichen Deutschlands, verdient. Er hat solche Dichtung erst recht beliebt gemacht ringsum im Vaterland. Seine früheste Jugend verlebte er sehr kümmerlich auf der Hausener Eisenhütte; doch fand er Gönner, die ihn studieren ließen. Er wurde also Theologe, versah zuerst eine Lehrstelle am Gymnasium zu Karlsruhe, wurde aber später Kirchenrath und zuletzt Prälat, als welcher er auf einer Reise in Schwetzingen starb (1826). — In seinen „**Alemannischen Gedichten**", die meistens **Idyllen** sind, stellt er sich uns als einen der trefflichsten Sänger der **Natur** und des **Volkslebens** dar.

So künstlerisch vollendet und deßhalb **musterhaft** sie der **Form** (besonders was Rhythmus und Versmaß betrifft) nach sind, so ächt **volksthümlich** sind sie dem Inhalt und der Sprache nach; besonders tragen sie alle das dem Volke so sehr eigene **dramatische Leben** in sich. Und dann der schalkhaft geschwätzige **Humor**, der darin den Grundton bildet, wie packt er so schnell und so fest das Herz des Lesers! Und wie **kindlich naiv** besingt er die Natur! Wie lebt und handelt da Alles, die Flüsse, die Bäche, der Käfer, die Spinne, der Kirschbaum, die Sonne, der Mond! Man denke nur an sein schönstes Gedicht: „**Die Wiese**"! Und trotzdem er so früh seiner Heimath und deren Volksleben entrückt wurde, welch' ein bis in das Kleinste treues Bild gibt er uns doch davon! Gewiß, „außer Jean Paul hat kein anderer Dichter das Volk in seinem innersten Wesen so gut erkannt, als Hebel, und seine Landleute sind Gestalten und Charaktere, die er unmittelbar dem Leben entnommen hat" (Kurz).

Auch in der neuhochdeutschen Sprache dichtete er, besonders schrieb er so seinen „Rheinländischen Hausfreund", wodurch er der Gründer des ächten Volkskalenders wurde. Darin trifft er den Volkston, der Hoch und Nieder gleich entzückt. Die Erzählungen des „Rheinländischen Hausfreundes" wurden darum mit Recht unter dem Titel „Schatzkästlein" gesammelt; denn sie sind ein kostbarer Schatz deutschen Humors.

1. Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„sie sin vom Schaffe her und hi
„gar sölli müed und schlöfrig gsi,
„und 's goht mer schier gar selber so,
„i cha fast uf kei Bei meh sto."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez ischs an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter d' Sterne no,
un cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno." —

Und lisli uf de Zeeche goht,
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft alles no;
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gschlofe het die ganzi Nacht,
so stoht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinen Auge mild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag,
und meint, es seig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heit're Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Mayeluft,
voll Chriesi-Bluest und Schleeche-Duft!
und d'Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß s'Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maye-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblume neben dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf ke Hüst und Hott;
e Gute Tag, und Dank der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag,
isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
„Potz tausig, io, do isch er scho!
„Er dringt io in si'm Himmels-Glast
„Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunnti-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab;
und Chüngeli, leg di weibli a,
de muesch derno ne Meye ha!

2. Das Spinnlein.

Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter, meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mers, traui, blibe lo.
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, aßi 's z'hasple hätt.

Wo hets die fini Riste g'no,
by wellem Meister hechle lo?
Meinsch, wemme's wüßt, wol mengi Frau,
sie wär so gscheit, und holti au!
Jez lueg mer, wie's si Füeßli setzt,
und d'Ermel streift, und d'Finger netzt.

Es zieht e lange Faden us,
es spinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
es baut e Land-Stroß in der Luft,
morn hangt sie scho voll Morgeduft,
es baut e Fußweg nebe dra,
's isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
Potz tausig, im Galopp und Trab! —
Jez gohts ring um, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch!
Jez schießt es zarti Fäden i,
wirds öbbe solle gwobe sy?

Es isch verstuunt, es haltet still,
es weiß nit recht, wo 's ane will,
's goht weger z'ruck, i sieh's em a;
's muß näumis rechts vergesse ha.
Zwor denkt es, sell pressirt io nit,
i halt mi nummen uf dermit.

Es spinnt und webt, und het kei Rast,
so gliichlig, me verluegt si fast.
Und 's Pfarrers Christoph het no gseit,
's seig iede Fade z'seme gleit.
Es mueß ein guti Auge ha,
wers zehlen und erchenne cha.

Jez putzt es sini Händli ab,
es stoht, und haut der Faden ab.
Jez sitzt es in si Summer-Hus,
und luegt die lange Stroßen us.
Es seit: „Me baut si halber z'todt,
„doch freuts ein au, wenn 's Hüsli stoht."

In freie Lüfte wogt und schwankts,
und an der liebe Sunne hangts;
sie schint em frei dur d'Beinli dur,
und 's isch em wohl. In Feld und Flur
sieht 's Mückli tanze iung und feiß;
's denkt by nem selber: „Hätti eis!"

O Thierli, wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol, der, wonis alli nährt,
mit milde Händen alle git.
Biß z'frieden! Er vergißt di nit.

Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em schier gar 's Hüsli um.
Sie schreit und winslet Weh und Ach!
Du arme Chetzer hesch di Sach!
Hesch keini Auge by der g'ha?
Was göhn di üsi Sachen a?

Lueg, Spinnli merkts enanderno,
es zuckt und springt und het sie scho.
Es denkt: „J ha viel Arbet g'ha,
„iez mueßi au ne Brotis ha!"
J sags io, der wo alle git,
wenns Zit isch, er vergißt ein nit.

3. Der Sommerabend.

O, lueg doch, wie isch d'Sunn so müed,
lueg, wie sie d'Heimeth abezieht!
O lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
und wie si 's Fazenetli nimmt,
e Wülkli, blau mit roth vermüscht,
und wie sie an der Stirne wüscht.

's isch wohr, sie het au übel Zit,
im Summer gar, der Weg isch wit,
und Arbet findt sie überal,
in Hus und Feld, in Berg und Thal.
's will alles Liecht und Wärme ha,
und spricht sie um e Segen a.

Meng Blümli het sie usstaffiert,
und mit scharmante Farbe ziert,
und mengem Immli z'trinke ge,
und gseit: Hesch gnug und witt no meh?
und 's Chäferli het hinteno
doch au si Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli het sie gsprengt,
und 's zitig Sömli use g'lengt.
Hen d'Vögel nit bis z'allerletzt
e Bettles gha, und d'Schnäbel g'wetzt?
Und keis goht hungerig ins Bett,
wo nit si Theil im Chröpfli het.

Und wo am Baum e Chriesi lacht,
se het sie'm rothi Bäckli gmacht;
und wo im Feld en Aehri schwankt,
und wo am Pfohl e Rebe rankt,
se het sie eben abe glengt,
und het's mit Laub und Bluest umhengt.

Und uf der Bleichi het sie gschaft
hütie und ie us aller Chraft.
Der Bleicher het si selber g'freut,
doch hätt' er nit, vergelts Gott, gseit.
Und het e Frau ne Wöschli gha,
se het sie trochnet druf und dra.

's isch weger wohr, und überal,
wo d'Sägesen im ganze Thal
dur Gras und Halme gangen isch,
se het sie gheuet froh und frisch.
Es isch e Sach, by miner Treu,
am Morge Gras und z'Obe Heu!

Drum isch sie iez so sölli müed,
und bruucht zum Schlof kei Obe-Lied;
ke Wunder, wenn sie schnuuft und schwitzt.
Lueg wie sie dört uf's Bergli sitzt!
iez lächlet sie zum letzte mol.
Jez seit sie: Schlofet alli wohl!

Und d'unten isch sie! Bhüt di Gott!
Der Guhl, wo uffem Chilchthurn stoht,
het no nit gnug, er bschaut sie no.
Du Wundervitz, was gafsch denn so?
Was gilts, sie thut der bald derfür,
und zieht e rothen Umhang für!

Sie duuret ein, die guti Frau,
sie het ihr redli Hus-Chrütz au.
Sie lebt gwiß mittem Ma nit gut,
und chunnt sie heim, nimmt er si Hut;
und was i sag, iez chunnt er bald,
dört sitzt er scho im Fohre-Wald.

Er macht so lang, was tribt er echt?
Me meint schier gar, er traut nit recht.
Chum numme, sie ist nümme do,
's wird alles sy, se schloft sie scho.
Jez stoht er uf, und luegt ins Thal,
und 's Möhnli grüeßt en überal.

Denkwohl, mer göhn iez au ins Bett,
und wer kei Dorn im G'wisse het,
der bruucht zum Schlofen au kei Lied;
me wird vom Schaffe selber müed;
und öbbe hemmer Schöchli gmacht,
drum gebis Gott e guti Nacht!

4. Die Mutter am Christabend.

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne [Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
by Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts mi'm Chind im Schlof!

Verwachmer nit, verwachmer nit!
Di Muetter goht mit stillem Tritt,
sie goht mit zartem Muetter-Sinn,
und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henki der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
vom allerfinste Zucker-Mehl.

's isch gnueg, du Muetter-Herz!
Viel Süeß macht numme Schmerz,
Gib's sparsam, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helfet er Zucker-Brod.

Jez Rümmechrüsliger her,
die allerschönste, woni ha,
's isch nummen au kei Möseli dra.
Wer het sie schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Oepfel lacht;
und isch der Zucker-Beck e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
Ne Fazenetli wiiß und roth,
und das eis vo de schöne.
O Chind, vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was isch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's isch au no di.
I leg der schöni Helgli dri,
und schöni Gibetli sin selber drinn.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zum Gute —
Potz tausig, no ne Ruthe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der 's Büdeli wund;
doch witt nit anderst, sen isch's der gsund;
's mueß nit sy, wenn d' nit witt.

Und willsch's nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Mueter-Lieb isch zart und frumm,
sie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letschli dra.

Jez wär er usstaffiert,
und wie ne Mai-Baum ziert,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wienecht-Chindli alles gmacht.

De nimmsch's und danksch mer's nit;
Drum weisch nit, wer der's git.
Doch machts der numme ne frohe Muth,
und schmeckts der numme, sen isch's scho gut.

Vym Bluest, der Wächter rüeft
scho Oelfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me si vertieft,
wenn 's Herz an näumis Nahrig findt!

Jez bhütdi Gott der Her!
En andri Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht cho,
het Chindes Fleisch und Blut ag'no;
Wärsch au so brav, wie er!

5. Der Wegweiser.

Weisch, wo der Weg zum Mehlfaß isch,
zum volle Faß? Im Morgeroth
mit Pflug und Charst dur's Weizefeld,
bis Stern und Stern am Himmel stoht.

Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
me luegt nit um, und blibt nit stoh;
druf goht der Weg dur's Schüre-Tenn
der Chuchi zu, do hemmers io!

Weisch, wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rothe Chrüzere no,
und wer nit uffe Chrüzer luegt,
der wird zum Gulde schwerli cho.

Wo isch der Weg zur Sunntig-Freud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig no
dur Werkstatt und dur 's Ackerfeld!
der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstig isch er nümme wit.
Was deckt er echt im Chörbli zu?
Denkwohl e Pfündli Fleisch ins Gemües,
's cha sy, ne Schöpli Wi derzu.

Weisch, wo der Weg in d'Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere sin;
Gang nit verbey, 's isch gute Wi,
's sin nagelneui Charte d'inn!

Im letste Wirthshus hangt e Sack,
und wenn de furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie stoht der nit
„der Bettelsack so zierlig a!"

Es isch e hölze Gschirli drinn,
gib achtig druf, verlier mer's nit,
und wenn de zu me Wasser chunnsch
und trinke magsch, se schöpf dermit!

Wo isch der Weg zu Fried und Ehr,
der Weg zum guten Alter echt?
Grad fürsi gohts in Mäßigkeit
mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn den amme Chrüzweg stohsch,
und nümme weisch, wo 's ane goht,
halt still, und frog di Gwisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.

Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!
Zum stille Grab im chüele Grund
führt iede Weg, und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottis-Furcht!
i roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
und 's sin no Sachen ehne dra.

5) Nach Hebel hat Joh. Martin Usteri (geb. 1763 zu Zürich) das meiste Verdienst, die Mundart wieder in ihre Rechte als Sprache der Poesie eingesetzt zu haben. Er war eines reichen Kaufmanns Sohn und sollte sich für des Vaters Geschäft ausbilden. Nichts war ihm aber verhaßter, als Schulaufgaben, weßhalb er auch stets als der Letzte glänzte. Und doch erwarb er sich durch seine Privatlektüre, Reisen etc. vielseitige Bildung. Als Kaufmann kam er nicht vorwärts; um so brauchbarer war er als Stadtrath und später als Regierungsrath, bis er 1827 starb. — Wie Grübel und Hebel verlegte auch er sich auf die poetische Genremalerei. Jenen übertraf er und diesem that er es gleich. Mit Vorliebe schildert er wie Grübel das Stadtleben, das Bürgerthum. Er dichtete zwar auch in Neuhochdeutsch („Freut euch des Lebens etc.“), doch mit viel mehr Geschick und Erfolg in der Schweizermundart. Außer einigen Balladen und Erzählungen („'s arm Elseli auf der Ysefluh“) sind es vorzüglich seine zwei größeren, von dem köstlichsten Humor erfüllten Idyllen: „De Vikari“ und „De Herr Heiri“, wodurch er sich dauernden Ruhm erwarb und Voß entschieden überflügelte.

„De Vikari“ ist der, wenigstens im Herzen erwählte, wenngleich nicht öffentlich erklärte Bräutigam einer Pfarrerstochter. Doch siehe, der Vater entzweit sich mit jenem und dringt in die Tochter, einen anderen, reichen Eidam zu nehmen. Nach schwerem Seelenkampf bringt die brave Tochter, weil sie merkt, es handle sich um das sorgenfreie Alter des Vaters, in zartester Weise das Opfer. — „De Herr Heiri“ ist eine städtische Idylle, in welcher der Einfluß der sogenannten vornehmen Erziehung auf das weibliche Gemüth und der Gegensatz zwischen ihr und patriarchalischer Freundlichkeit geschildert wird.

1. So wird 's cho.

Das Muetterli gaht mit dem Meitschli in Mert;
Es chauft em es Güütschli, es chauft em es Pfert,
Und Güggel und Huehndli und Schäfli vo Blei,
Und Blättli und Täßli vo Holz und vo Blei.

Und wenn 's i feuf Jahre denn wieder wird gah,
So laht 's denn, i wette, die Güggeli stah:
Es liest denn e gar e schöns Döckeli uus,
Und macht em es Röckli und pützlet es uus.

Und wenn 's nach feuf Jahre denn wieder wird gah,
So laht 's denn, so mein i, au d'Döckeli stah:
Es chrömlet denn Bendel und Spitzli und Schuh,
Und schielet den artige Herrlene zu.

Und gaht 's nach feuf Jahre denn wieder in Mert,
Denn chauft 's wieder Güütschli und Wäge und Pfert,
Und Blättli und Täßli vo Holz und vo Blei
Und bringt si sym eigene Meitscheli heim.

2. Aus dem „Herr Heiri“.

Die Kaffeevisite.

„No e Täßli, Frau Baas?“ — „I danke verbindli.“ — „Me gaht ja
Nüt auf eim Bei, Frau Baas.“ — „Hä nu, us schuldiger Achtig!“ —
„No e Täßli, Frau Baas?“ — „I glaube, Frau Baas, Si vexiered:
Wäger, i müeßt mi ja schäme.“ — „I bitte, wozue doch die Umständ?
Aller guete Dinge sind drü.“ — „I nimm's als Bifehl a.“ —
„No es Täßli, Frau Baas?“ — „Nei wäger, jetzt müeßt i verspringe!“ —
„'s git no wohl en Winkel: Sie g'sehnd wie d'Täßli so chli sind.“ —
„Nei, wahrhaftig, es thuet's nüt!“ „I la nüt nahe.“ — „So sey's denn!“ —
„No es Täßli, Frau Baas?“ — „Was denked Si au, Frau Baas Amtme?
Wär me nu es Faß! Denn excellentere Kaffi
Trinkt me nienen als da, das mueß i säge.“ — „Nu ja denn,
Wenn i ne glaube darf, so bitti.“ — „'s ist würkli doch gar z' vil.“ —
„Incomodiert er Si öppe?“ — „O nei, Frau Baas Amtme! 's Cunträri:
Chopf= und Magebschwerde, das mueß i säge, die nimmt's mer
Suber und glatt eweg.“ — „Drum wege der schätzbare G'sundheit
No es Täßli, Frau Baas!“ — „Nei nei! jetzt mueßt mer's verbitte.
Gnueg ist gnueg.“ — „I gohne nüt z'ruck.“ — „I bitte doch höfli.“ —
„'s der G'sundheit wege.“ — „Da cha me frili nüt abschlah!“ —
„No es Täßli, Frau Baas?“ — „Bi Lib und Läbe! es gaht mer
Währli scho bis da ufe.“ — „Si spasset: 's ist ja nu Brüehe.“ —
„Aber chräftigi Brüehe, und Milch, und Zucker, und Murre;
Denked Si au, Frau Baas Amtme! I glaube, es chäm zue me Rüschli.“ —
„Darum wend mer's doch wage; i g'säeh Si so gern mit em Rüschli.
Mache Si mer doch die Freud!“ — „Uf Ihri Gfahr, Frau Baas Amtme!“ —
„No es Täßli, Frau Baas?“ — „Jetzt blib i fest wi nen Felse.
Sibe Tasse ist, mein i, e Schön's; es möcht's chum en Tröscher.“ —
„Sibe Tasse sind ungrad, das chan i währli nüt zuege;
's gäb e schlaflosi Nacht. I gwahre aber, das Kaffi
Wird es bitzeli trüeb; send, Lisebeth, mached e frisches!“

Probe aus Kellner: Das Schäppelein.

6) Im elsäßischen Dialecte thaten sich der treffliche Ehrenfried Stöber aus Straßburg (1779—1825), der ebenso frisch und volksthümlich, wie launig sang, und noch mehr sein weitgereister Landsmann Georg Daniel Arnold (geb. 1780; Professor der Rechte an der Rechtsschule zu Coblenz; später an der Universität seiner Vaterstadt, wo er auch 1829 starb), hervor. Schon Arnolds lyrische Gedichte sind bedeutend; durch sein in der Mundart abgefaßtes Lustspiel „der Pfingstmontag“ steht er aber einzig inmitten dieser Gruppe da. Goethe hat ihm zu der Zeit, wo das Drama anonym erschien (1816)[1], durch eine eingehende Kritik ein glänzendes Zeugniß ausgestellt. Das Stück

[1] Der Dichter gab es zum Besten der Kriegsbeschädigten in der Umgegend von Straßburg, sowie auch der Straßburger Armenarbeitsschule heraus.

spielt im Jahre 1789, und zwar in der Zeit vom Pfingstsonntag nach Tische bis in den Pfingstmontag hinein.

Inhalt: Mehlbrüh, Feuerspritzenmacher und kleiner Rathsherr, etwas hoch hinauswollend, nebst seiner verständigen Frau Rosine, arbeiten eifrigst daran, ihrem Sohn Wolfgang (Magister und Abendprediger) das liebenswürdige und reiche Lissel als Frau zu gewinnen. Auch Lissels Eltern, nämlich der Schiffsbauer und große Rathsherr Starkhans nebst seiner wackern Dorthee, sähen es gerne. Aber Wolfgang will nicht die Lissel, sondern das den Eltern weniger genehme Klärel; und auch Lissel will einen Andern, den Mediciner Doktorand Reinhold aus Bremen. Nachdem nun die verschiedenen Intriguen-Fäden zerrissen und die Herzen der Eltern weich geworden, kommen die Beiden an das gewünschte Ziel.

Lied des Starkhans im 5. Akt („Lobb von der Stadt Stroßbur'j“).

(Von G. D. Arnold.)

Was ist zell als vor e Stadt
Wo's so gut is numme,
Wo merr was mer hann will, glatt
Volluf, kann bekumme;
Wo im Kopf d'Lyt henn ken Rost,
Guet sin, gscheid, verständi,
Und wo Bardel hohlt de Most
Wiße-n-ußewendi?

'S wurd, myntwäje, Stroßbur'j sin;
Glökelhell, nit finster
Isch's do, in der Midde drinn
Steht e brächdi's Münster.
Verri sycht mer rechts un links,
Madde, Rewe, Felder,
Und do schießt der Rhyn gar flinks
Bleau durch grüeni Wälder.

Scheeni Jumfre het's d'schwer Meng,
Un by demm Ardikkel
Geht's Herz dikke, dakke, streng
Wie e Perbedikkel.
Darum rase noot un wyt
Männer her un buele,
Bis si si in d'Kirch aß Bryt
Ketsche wegg vom Spuele.

Us em Effeff sinn hie d'Fisch,
'S Wilbert, d'Würst, d'Basteede;
'S Flaisch, s' Gebäch un 's Gfleyels isch
Au zuem Ustrumbeede.

Un Gemüß het's uf myn Ehr
Nieneds so, bis wett i
Kruttköpf vierdelszentnerschwer
Un zwölfpfündji Retti.

Un was sinn nit d'Wyn so guet?
Sinn dieß kopfynfy'rer?
Eschereeßler, Dirkebluet,
Bebler un Rapschwyrer?
Strohwyn, Kläwner, Finkewyn
Duen wie Gold im Becher,
Kydderle-n-un Rangwyn sinn
D'ärgste Wadebrecher!

Drum wemm's hie nit gfallt eso,
Der loß syn Gebeffer,
Un basch ab in's Land nyn wo,
Mier an, wachst der Pfeffer.
Hewwe wurd merr mit Gewalt
Nie so nydji Nare,
Un do loßt merr aine halt
Nooch em andre fahre.

Wyl's hie so isch alewyl
Welle merr ess fraye,
Un an d'arme Lyt au vil
Duure-n-alsfurt laye;
Vili joomre jez for Laid
Wo mier lusti lache;
Un 's isch, mier an, doch d'greest Fraid
Andre Fraid ze mache.

7) Die schwäbische Mundart ist hauptsächlich durch Sebastian Sailer* aus Weißenhorn (1717—1777) und durch Karl Weitzmann (1767—1828) aus Munderkirchen vertreten.

Neben viel Gutem und Zwerchfellerschütterndem enthalten aber ihre Schriften auch viel Triviales und Gemeines. — In der Mainzer Mundart gab Lennig* (1824) mit Erfolg „Etwas zum Lachen“ heraus, und in dem Frankfurter Dialecte schrieb K. Malß mehrere Lustspiele (z. B. „Der alte Vorjerkapitän“).

8) Die österreichische Mundart wurde von dem Lembacher Prior Maurus Lindenmayer* (gest. im Jahr 1783) zu so volksthümlichen, naturfrischen „Liedern und Comödien des oberösterreichischen Bauers“ verwendet, daß sie alsbald in „Blut und Leben des Volkes übergingen“ (Kurz). Ihm folgte nach der gemüthliche Allerweltsdichter J. F. Castelli* (geb. 1781 zu Wien; Jurist, Praktikant, später Hofoperndichter und Redakteur; seit 1840 privatisirend; gest. im J. 1862), welcher zwar auch viele hochdeutsche humoristische Lieder und Theaterstücke ꝛc. schrieb, aber doch mehr nur wegen seiner Gedichte in niederösterreichischer Mundart, die gegen Ende dieser Periode, im Jahre 1828, erschienen, seine Stelle in der Literaturgeschichte bewahren wird.

An die Sonne.

(Von J. F. Castelli.)

Du wundascheni goldani Schaib'n,
Wülsd' den schon awigeh'n?
Kunsd' noch a Weng'l dada blaib'n,
Hiazd' laiksd uns earschd rechd schen.

Wansd' ob'n an Him'l schdehsd, so
Du kansd nöd brena gnua, [moansd',
Wansd' awa so au'm Bearchabl loansd,
Bisd' miad und gibsd a Rua.

Main! sagd's ma doh, was is den das,
Wan d'Sun nöd dablaib'n mach,
So wearn dö Bleam'ln ali nas,
Als woanad'n s' iar nach.

Bluadrod wiard's ganzi Fiarmamend,
I moan, es schamd sie hald,
Das eam dö Sun 'n Ruck'n wend't,
Und hinda's Bearg'l fald.

Was s'den duart drund'n z'duan had?
Ja, meina Sögs, i wött,
Sie schliasd, wia s'awigragsl'd, grad
I's g'machdi Födabött.

Du liawa God! Was blausch i den?
Dö Sun, dö kan nöd rua'n,
Iar Löbda kan s' nöd schlafa geh'n,
Dö had da Meni z'duan.

's gibd Laid a hinda 'n Bearg'l noh,
Dö Hawa wöl'n und Droad,
Riwisl Kearsch'n, Hai und Schdroh,
Und Bleam'ln af da Woad.

So geh hald awi liawi Sun!
Ich löch mi hiazd i d' Rua,
Wal i den Anda'n a was gun;
Kim Moaring awa frua!

Rechd frua; den's Droad is zaidi schon
's is nedi, das i's moah,
Und d' Susl had ma Zuasach dan,
Wann du kimsd, kimd sie ah!

Proben bei Kellner: St. Makarius.

Siebente Gruppe.

§ 94. Die noch rückständigen Dichter von einiger Bedeutung.

1) Ehe wir zur achten Periode übergehen, müssen wir noch eine Nachlese halten. Denn es sind nicht wenige Dichter und ebenso Dichterinnen in der laufenden (7.) Periode aufgetreten, welche man kaum in eine der aufgeführten sechs Gruppen verweisen kann; sie waren eben mehr vereinzelte Erscheinungen. Unter dieser Schaar sind aber mehrere sehr bemerkenswerthe Dichter und Dichterinnen. Sie nun mögen diese letzte Gruppe bilden und so die Periode der classischen Poesie schließen.

2) August Graf von Platen-Hallermünde, der Sohn „höchst würdiger Eltern", wurde im Jahre 1796 zu Ansbach geboren. Seine Eltern bestimmten ihn zum Militärdienste. Er machte als Offizier den Feldzug von 1815 mit, war jedoch nicht mit ganzem Herzen Soldat. Sein Sinn stand mehr auf Reisen, Dichten und Studieren. Darum finden wir ihn später auch fast beständig in Urlaub, den er meist in Italien zubrachte. Hier gedachte er „sein Leben zu beschließen", und wenn er sich auch „dahin betteln müßte". Vom Spätjahr 1826 an weilte er fast beständig bis zum Tode daselbst. Er starb auch dort, und zwar in Syracus (im Jahre 1835).

Platen war ein ernster, selbstständiger und sittenreiner Charakter, von Goethe als ein „hohes Talent" geschätzt. Eine gewisse Verstimmung, ja Melancholie drängte sich ihm aber stets als Begleiter auf. Seine kranken Nerven und ein zu großes Selbstgefühl verschlimmerten dieß immer mehr. Er wollte als Dichter mit Goethe wetteifern, aber die gehoffte Anerkennung blieb aus. Darum verließ er die Heimath, rufend: „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!" Aus seinen politischen und religiösen Aeußerungen wird man nicht ganz klar, was für eine Ansicht er eigentlich gehabt habe. Er schwankte eben. — Keine Ehre macht es Platen, daß er überaus gehässig die Religion des Landes behandelte, das ihm so lange Gastfreundschaft gewährte. Nur eines der schwächeren Beispiele möge hier folgen. In Palermo ruft er nämlich aus:

> „Aus jenen schönen Stirnen keimt
> Nie ein Gedank' empor:
> Auf jede hat ein Brett geleimt
> Der schnöde Pfaffenchor."

„Der Haß ist aber ein trockener, bleicher, häßlicher Gesell, der sich in schönem Festgewande nur um so widerlicher ausnimmt" (v. Eich.). Welch' einen Gegensatz zu Platens gehässiger Stimmung bildet das Benehmen des Erzbischofes von Syrakus sammt seiner Geistlichkeit bei Platens Leichenbegängnisse! (Vgl. das bezügliche Gedicht von Smets.)

Wenn auch Platen „alle Haupterfordernisse eines guten Poeten" (Goethe) besitzt, so ist er eben doch kein Stern erster

Größe. Seine Stärke als Dichter liegt in der Form. Hierin streitet er mit Rückert um die Palme. Beide verdienen den Namen: Sprachkünstler.

Rückert war aber mehr Naturkünstler; spielend beherrschte er das große Reich der deutschen Sprache: Platen studierte mehr darauf, recht klangvolle Verse zu machen und verkünstelte sich so dabei. Den Vorzug hat er aber doch vor Rückert, daß er die Gesetze der Metrik bis in's Kleinste und Feinste treu befolgte: Rückert setzte sich über manche, wie im Muthwillen, hinweg; er nahm es damit nicht so genau. Wie Rückert ließ sich aber auch Platen durch dieses Talent zu formen verleiten, einseitig die Form zu pflegen. So kamen Gefühl und Phantasie bei seinem Dichten oft zu kurz. Darum ist auch seine sonst gedankenreiche Poesie „fast immer zu kalt und marmorglatt" (Vilmar).

Anfangs wendete er sich der orientalischen Poesie zu. Seine eminente Sprachkenntniß und Rückerts Einfluß trieben ihn dazu an. Seine zahllosen Gaselen, die ihm, wie Keinem, gelungen, stammen aus dieser Zeit, die meisten sind weinselig und liebestrunken. Später wandte er sich der abendländischen Poesie zu, und zwar zuerst der neueren (vgl. seine Sonette), dann auch der altklassischen. Die ihm dadurch lieb gewordene Ode, in deren Dichtung Klopstock den ersten Preis errang, verschaffte ihm den zweiten. Auch Märchen und Dramen dichtete er. Am meisten fand das im Orient spielende Märchen, „die Abassiden", Beifall. Seine humoristisch-satirischen Komödien: „die verhängnißvolle Gabel" und „der romantische Oedipus" werden als seine besten Dramen gerühmt. Mittelst der „verhängnißvollen Gabel" suchte er den verirrten Schicksalstragödiendichtern (Müllner, Grillparzer und Houwald) den Todesstoß zu geben. Im „romantischen Oedipus" macht er den Romantiker Immermann als „Nimmermann" literarisch todt, scheinbar im Dienste der Kunst, in Wahrheit aber aus persönlicher Rache wegen eines Xenions. Der Witz in beiden Stücken ist schlagend und zündend, aber Immermann gegenüber ungerecht.

1. Der Pilgrim vor St. Just.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein;
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt,

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

2. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!
Und den Fluß hinauf, hinunter zieh'n die Schatten tapf'rer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Stirne blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren;
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!
Sangen's und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere!
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

3. Reue.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen;
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht;
Ich lehnte mich über die Brücke;
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht;
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht
Ich blickte hinunter auf's Neue:
O wehe! wie hast du die Tage verbracht!
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

4. Gaselen.

O weh dir, der die Welt verachtet, allein zu sein,
Und dessen ganze Seele trachtet, allein zu sein!
Es schuf der unerschöpfte Schöpfer Geschöpfe rings,
Und nicht ein einzig Wesen trachtet, allein zu sein:
Allein zu sein, verschmäht die Tulpe des Tulpenbeets,
Es scheut der Stern sich, wenn es nachtet, allein zu sein.
Verlaß den Stolz, der deine Seele so tief bethört,
Der sich und seine Freuden schlachtet, allein zu sein:
Sogar vom Throne reicht der Herrscher die Hand herab,
Ihm schwindelt, wenn er sich betrachtet, allein zu sein;
Dem Klausner selbst im Wald gesellt sich sein Gottesbild,
Weil betend er's für sündlich achtet, allein zu sein.

Das Morgenroth beschämt die Nacht endlich;
Die lange Müh' vergilt der Schacht endlich.
Die Wolken bergen stets den Mond wieder,
Doch er gewann die schöne Schlacht endlich.
Es säumt die Aloe am Putztische,
Bis sie sich zeigt in ihrer Pracht endlich.
Es hat die Sonne grüne Brautperlen
Aus Wittwenthränenthau gemacht endlich.
Getrauert hat der Berg in Schneekleidern,
Der, roth von Alpenrosen, lacht endlich.
Dort oben scheint die Fluth des Gießbaches,
Hier unten fließt sie wieder sacht endlich.
Der Samenfunke glimmt im Erdreiche,
Bis man die Tulpenflamme facht endlich.
Der Himmel wählt, in Grau gehüllt, lange
Sich eine goldgestickte Tracht endlich.
Wir waren lange schnöder Welt Beute,
Bis des Erlösers wir gedacht endlich.

Auf und nicht länger dich verhehle dem Vaterland!
Entgegenschwillt ja deine Seele dem Vaterland!
Der Perserkaufmann, was er sammelt, er bringt's zurück
Auf schwerbeladenem Kameele dem Vaterland.
Die Nachtigall, die Parsi singet, gewannst du lieb,
Sie singt ja mit verwandter Kehle dem Vaterland.
Schneeglöckchen gehn, erscheinen Blumen, den Blumen vor:
Verkünde mich indeß, Gasele, dem Vaterland!

5. Venedig.

I.

Mein Auge ließ das hohe Meer zurücke,
Als aus der Fluth Palladio's Tempel stiegen,
An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
Die uns getragen ohne Falsch und Tücke.

Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune scheint zurück zu fliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
Vor uns gigantisch mit der Seufzerbrücke.

Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
Mit eh'rnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Colonne.

Ich steig' an's Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
Da glänzt der Marcusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

II.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Räthsel fassen?

Ersteigend erst des Marcusthurms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es theilen sich die Massen.

Ich grüße dort den Ocean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.

Und sieh! Da kam ein muth'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in den Wogen.

6. Grabschrift.

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschied'nen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Styl, den Keiner übertroffen.

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

Proben bei Kellner: Wittekind; Harmosan.

3) Je mehr das heroische Epos zurücktritt, desto mehr verdienen die Dichter Beachtung, welche sich an dasselbe wagen. Schon darum darf Joh. Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör* nicht vergessen werden. Er war ein Deutsch-Ungar, wurde 1772 zu Langk geboren. Ehe er noch ein eigentliches Fachstudium begonnen, trat er in das lieblich gelegene Cistercienserstift Lilienfeld (bei St. Pölten) ein, aus dessen stiller Pforte er nur herausschritt, um die Stufen zu den höchsten kirchlichen Würden (als Bischof von Zips in Ungarn, dann als Patriarch von Venedig, endlich im Jahr 1827 als Erzbischof von Erlau) in Ehren emporzusteigen. Mit der bedeutungsvollen Frage: „Ist Alles in Ordnung?" verschied er am 3. Dez. 1847, und wurde auf den Sterbetag (5. Dez.) Mozarts beigesetzt. —

Man hätte dem Sterbenden auf seine Frage herzhaft antworten können: „In guter Ordnung"; denn Pyrker hat in gesunden Tagen, wie testamentarisch unendlich viel Gutes gethan. Der Dom zu Erlau ist auf seine Kosten erbaut; er machte Stiftungen für sieche Krieger, Blinde, gründete ein Lehrerseminar 2c. Welch ein liebenswürdiger Mensch er war, bezeugt der Geschichtschreiber Luden. Er schildert ihn nach seiner Begegnung mit ihm „als einen etwa 60jährigen Herrn, mit einem feinen, geistreichen, milden Gesichte, das sogleich einen freundlichen Eindruck machte", mit dem er sich so angenehm unterhalten habe, wie selten in seinem ganzen Leben, den er mit solcher Unbefangenheit, Einfachheit, Offenheit und Wahrheit habe sprechen hören, wie selten einen Mann.

Pyrker also schuf zwei große Heldengedichte von je 12 Gesängen. Beide besingen einen vaterländischen Kaiser und Helden, beide bezeugen in mehrfacher Hinsicht das Talent und die große Sorgfalt des Dichters. Und wenn sie auch nicht durchweg ansprechen, so fesseln um so mehr einzelne Episoden. In der „Tunisias" nun wird der Zug Karls V. nach Tunis dargestellt, den dieser deutsche Held zur Befreiung der mehr als 20,000 Christensclaven aus allen Nationen mit glücklichem Erfolg unternahm. Sie beginnt:

„Töne, mein Heldengesang! die Waffenthaten des Kaisers,
Der vom schmählichen Joch tunisischer Räuber die Christen
Löſ'te mit siegender Hand; Europa's zagenden Völkern
Frieden errang, und dem Meer erkämpfte die heilige Freiheit.
Haben Unsterbliche mir in Stunden beglückender Weihe
Liebend das Auge berührt? . . Ich seh' urplötzlich der Geister
Schauderumnachtetes Reich erhellt, und in brausender Eile
Zahllos schreiten einher die Heldensöhne der Vorwelt,
Die in dem Schlachtengefild', entzweiet, die Völker empören;
Sehe den Kaiser, umjauchzt von Tausenden, landen vor Tunis;
Schimmern die Fahne des Siegs von Goletta; vom blutigen Schlachtfeld
Fliehen den Feind, und jetzt die entfesselten Sklaven im Staube
Knieen, und netzen des Retters Hand mit glühender Thräne" u. s. f.

Das andere Epos, „Rudolph von Habsburg", verdient noch größeres Lob, weil sein Gegenstand noch mehr national ist. Darin besingt er diesen als Mensch, Held und Regent gleich großen

Kaiser, insbesondere seinen Kampf gegen Ottokar von Böhmen, die Schlacht auf dem Marchfelde 2c. Eine sehr schöne Episode darin bildet die Scene, wo jener priesterliche Sänger, dem der Graf einst beim Versehen eines Kranken sein Roß geliehen, vor dem Kaiser singt, ein Seitenstück zur Schiller'schen Ballade (vgl. Kellners Lesebuch). Nicht weniger Talent entwickelt Pyrker in den „Perlen der Vorzeit", in welchen er einzelne epische Bilder aus dem A. T. (z. B. „Abraham", „Helias der Thesbite", „Elisa" 2c. vorführt. „Einige davon sind wirklich sehr bedeutend, namentlich „die Makkabäer" (Kurz).

7. Die Menschenalter.

O du mein liebes Alpenland,
Dir gleicht so ganz das Leben!
Wie schön an sanfter Mutterhand
Des Kindes Tag' entschweben!
Ihm blühn im Thal auf Wiesengrund
Unzählbar Blumen in die Rund';
Es will aufjubelnd wandern
Von einer zu der andern,
Und pflückt sie dort und hüpft vor Lust
Und drückt sie freudig an die Brust
Mit wonnevollen Blicken,
In seligem Entzücken.

Der Jüngling fleugt im frischen Muth
Hin auf den höhern Matten,
Ihn treibt umher das heiße Blut,
Er ruht nicht gern im Schatten.
Doch wie er nun die Jungfrau sieht,
Die schön, wie eine Rose, blüht,
Da müht er sich, für's Leben
Sie liebend zu erstreben.
Und bald vereint das holde Paar
Des Priesters Segen am Altar;
Für all' des Daseins Stunden
Sind sie nun froh verbunden.

Und höher noch, im Waldrevier,
Muß er sich dann ermannen,
Muß sorgen, streben für und für,
Muß seine Kraft noch spannen,
Und fest, wie dort die Eiche, stehn,
Wenn rauhe Winterstürme wehn,
Die laut, zum Schreck und Grausen,
Durch ihre Zweige brausen,
Auf daß er schirm' in seiner Kraft,
Was sie zu eigen ihm geschafft,
Und ruhig all' die Seinen
Am sichern Herd sich einen.

Und endlich glänzt sein greises Haupt
Vom schneeigen Gefieder,
Und streut es, wie der Baum entlaubt,
Zum dürren Boden nieder.
Doch immer ist sein Walten noch,
Wie jenes eines Vaters, hoch,
Von allem Volk geehret,
Wenn er die Achtung nähret
Für Alles, was erhaben ist,
Und so des Menschen Herz erschließt,
Mit innigem Vertrauen
Zum Himmel aufzuschauen.

Probe bei Kellner: Der Graf von Habsburg.

Noch ein anderer Oesterreicher gehört auch in diese Gruppe: Heinrich von Collin* (geb. 1772 in Wien; als Jurist bei der Hofkanzlei angestellt; gest. als Hofrath 1811). — Er schrieb hauptsächlich Dramen. Da er sich an den Alten und an Lessings Dramaturgie heranbildete, so hielt er sich der Romantik fern, und dadurch auch ihren Verirrungen. Seine Poesie fließt ruhig und klar dahin. Durch seinen „Regulus", in welchem er ein gelungenes Bild des Römerthums jener Zeit gibt, machte er sich in Wien rasch einen Namen. — Auch sein Bruder Matth. v. Collin*

versuchte sich im Drama, jedoch mehr nach romantischem Stile. Seine Dramen stehen aber an poetischem Werth denen seines Bruders weit nach.

4) Zwei in ihrer Dichtungsweise ganz entgegengesetzte Männer gehören auch in diese Gruppe: Joh. Gottfried Seume (geb. 1763 zu Poserna bei Weißenfels, gest. 1810 in Teplitz), ein äußerst starker Charakter, der ob seinem harten Geschicke (er wurde nämlich, von Werbern ergriffen, unter die englischen Soldaten gesteckt, um gegen die Amerikaner zu kämpfen; später mußte er als russischer Offizier ähnlich gezwungen zu seinem größten Leid gegen die Polen kämpfen) doch nicht zusammenbrach, und — Friedrich Matthisson (geb. 1761 bei Magdeburg, gest. 1831 in Wörlitz), der verschiedene Stellungen an den Höfen von Dessau, Baden und Württemberg inne hatte. Seume nun, welcher kleinere Erzählungen (z. B. „der Wilde“, vgl. Kellners Lesebuch) und Gedichte schrieb, ist herb und hart, sowohl was Sprache, als was die Gedanken betrifft.

Das Schicksal war eben gegen ihn auch nicht besonders zart und sanft. Er wird gar oft bitter, verächtlich wegwerfend; doch gewinnt den Leser sein ehrlicher, edler und kernhafter Sinn, sein männlicher Charakter, mit dem er alles Schlechte, Unwürdige, Heuchlerische bekämpft. Freilich sieht er auch oft zu schwarz und zu schlecht, und es ist jedenfalls ein starker Mißgriff von ihm, die Leute „Frömmler“ zu nennen, die noch an eine Hölle glauben (vgl. „Mein Geburtstag“).

Matthisson befaßte sich mit Malereien von ländlichen Scenen und Schönheiten der Natur, zergliederte aber dabei die schönen Gegenden Stück für Stück, ohne Beziehung auf Gemüth, was gewiß verfehlt war. Auch übte er sich mit Absicht auf den weinerlichen Ton Hölty's ein. Unbedingtes Lob verdient nur seine edle, wohlklingende Sprache. Daß er eine Zeit lang der Lieblingsdichter der Deutschen war, verdankt er der glänzenden Empfehlung Schillers.

8. **Das Kloster.**

(Von Matthisson.)

Der Westgewölke Purpursaum ergraut,
Aus Eichendunkel steigt der Mond empor;
Die Winde seufzen bang' im Haidekraut,
Der Elfen Tanz webt leis' am Weidenmoor.

Des hohen Pharus trübe Leucht' entglimmt
Am schroffen Vorgebirg' im Abendduft;
Des Eilands weiße Klippenreih' verschwimmt,
Gleich einem Nebelstreif, in Wog' und Luft.

Die Thürme der verödeten Abtei
Entragen schauerlich im bleichen Licht
Dem wildetnden Gesträuch der Felsenbai,
Wo dumpfig sich die matte Woge bricht.

Wo Rüstern dort ein heilig Dunkel streu'n,
Und um des Doms Portal sich Epheu dehnt,
Weilt die Melancholei im Vollmondschein,
An Grabmalstrümmer sinnend hingelehnt.

Durch Eiben blickt ein Beinhaus halb zerstört;
Die Distel wankt am grauen Tempelthor,
Das längst nicht mehr dem Flug der Eule wehrt;
Im Bilderwerk baut die Schwalb' am hohen Chor.

Kaum deuten in der Bogen Düsternheit
Geschwärzter Scheiben Reste, dort und hier
Im Blei der Fenster sparsam noch verstreut,
Der Glasgemälde gothisch fromme Zier.

Der Hochaltar, von dürrem Gras umrauscht,
Die Stufen, ausgerundet vom Gebet,
Zeugt noch, wie oft, von Seraphim belauscht,
Der Andacht Flammenseufzer hier geweht.

Nun flüstern einsam nur die Wind' im Dom;
Der Beichtstuhl trauert, von der Spinn' umflort;
Die Orgel wälzt nicht mehr der Töne Strom
Durch die Gewölbe majestätisch fort.

Der Hymnen Feierjubel sind verhallt;
Kein Marmorbild glänzt mehr, vom Opferduft
Der Weihrauchwolke festlich überwallt,
Und jene Beter sanken in die Gruft.

In dieser Blende flimmte schwermuthsvoll
Die heil'ge Lampe, wenn der Chorgesang
Der Jungfrau'n durch die Mitternacht erscholl,
Und sich ihr Herz dem Weltgewühl entrang.

Dann wähnte, seiner Nebelhüll' entfloh'n,
Ihr Geist, hoch über Schmerz und Sinnenwahn,
Im unbewölkten Glanz der Gottheit schon
Die Krone der Vergeltung zu empfah'n.

Der Tempel schwieg, wenn dumpf die Glock' erklang.
Gehemmt sank erdwärts der Gedanken Flug;
Der Hallen weiße Grabsteinwänd' entlang
Verschwand im Dunkel der Vestalen Zug.

Noch soll der Schiffer, wenn Orkane dräu'n,
Am alten Dom sie warnend schweben seh'n;
Ein matter Feuerglanz zuckt am Gestein,
Wo Meteoren gleich die Schleier weh'n.

Beim Klosterthurme schlummert ihr Gebein,
Wo scheu des Uhu's träger Fittig streift,
Und grau'nvoll, statt geweihter Kerzen Schein,
Am hohen Schilf des Irrlichts Flamme schweift.

Die Rose, die der Unschuld Farbe trägt,
Sah jeder Lenz vor Alters hier erblüh'n,
Und Sinngrün, von der Freundschaft Hand gepflegt,
Verwebte sie mit Myrt' und Rosmarin.

Auch bebt' es oft, wie die Legende lehrt,
Gleich Engeltönen durch die Abendluft;
Die Kirchhofmale glänzten wie verklärt,
Und jedem Grab' entwallt' ein gold'ner Duft.

5) Noch zwei Dramatiker gehören hierher, die beide, wenigstens mit einigen ihrer Stücke, großen Beifall fanden, und zwar durch deren Aufführung. Der Eine, Eduard von Schenk* (geb. 1788 zu Düsseldorf; von 1825—1831 bayerischer Minister, gest. als Staatsrath 1841), ein Convertit, diente trotz enormer Amtsgeschäfte immer treu den Musen theils als Beschützer der Künstler, theils selbst dichtend. Durch sein Gedicht „Auf den Tod Canova's" zog er zuerst die Augen auf sich. Sein Trauerspiel „Belisar" fand großen Beifall; noch glänzendern Erfolg hatte sein „Albrecht Dürer" auf der Bühne. Der Wohllaut und der Schwung seiner Sprache bestach so, daß man ihn mit Schiller verglich. Und doch hatte er mehr nur für die Lyrik, besonders die geistliche, Talent. Eines seiner schönsten Gedichte ist „die Kirche". —

9. Die Kirche.

Vom Himmel selbst bereitet
Aus heiligen Cedern, geleitet
Ein Schiff durch's wilde Meer;
Und wie auch Winde blasen,
Und wie die Stürme rasen,
Mit Ruhe geht's einher.

Statt Mast und Segelstangen
Sieht man ein Kreuz nur prangen,
Des ew'gen Heils Symbol;
Und unermüdlich walten
Drei herrliche Gestalten
Ob dieses Schiffes Wohl.

Ein Ritter, ungeheuer
An Stärke, lenkt das Steuer,
Er wankt und rastet nicht;
Und Glaube heißt der Ritter,
Dem auch im Ungewitter
Das Ruder nimmer bricht.

Und in des Meeres schwanker
Bewegung hält den Anker
Ein Weib, das Hoffnung heißt,
Die nach dem Land gerichtet,
Wo es einst friedlich lichtet,
Das Ziel dem Schiffe weist.

Die dritte spannt den Schleier,
Hellleuchtend wie ein Feuer,
Als weites Segel auf;
Sie heißet Liebe, zügelt
Die Stürme, und beflügelt
Des Schiffes stillen Lauf.

Heil Jedem, der entronnen
Dem Meer, das Schiff gewonnen,
Und nimmer es verläßt.
Dort darf er nicht mehr zagen,
Es wird ihn sicher tragen,
Es schirmt ihn stark und fest.

Die Arche, die den einen
Von Gott erkornen Reinen
Vor Zeiten schützend trug,
Als jene Flut, verheerend,
All Lebendes zerstörend
Sich um die Erde schlug.

Sie war ein schwaches Zeichen,
Und muß dem Schiffe weichen,
Das unvergänglich lebt,
Wenn Alles schon verklungen,
Und eine Welt verschlungen,
Noch ruhig oben schwebt.

Doch in der Zeiten Fülle
Steht dieses Schiff einst stille,
Vollendet ist sein Lauf.
Und Er, der es regierte,
Nimmt Alle, die es führte,
In seinen Himmel auf.

Probe bei Kellner: Die Palme.

Schenk nun war es auch, der die Werke des andern Dramatikers, des Michael Beer (geb. 1800 zu Berlin; gest. 1833) herausgab. In seinen Dichtungen spricht Beer, der ein Jude war, in poetisch zarter Weise die Klagen Israels ob der Behandlung Seitens der Christen aus. Die Unterdrückung einer ganzen Menschenklasse brandmarkt er besonders in seinem Drama „Paria“, was glänzend über die Bretter ging. Doch verdiente mehr „Struensee“, welches Stück weit vollendeter ist, jenen Beifall.

6) Es stellen sich auch zwei Dichterinnen zu dieser Gruppe, deren beider Leben wenig Heiteres darbot. Die ältere derselben ist Luise Brachmann (geb. 1777 zu Rochlitz in Sachsen), welche mit Novalis innig befreundet, durch diesen Schiller empfohlen wurde. Sie wurde leider ein Opfer ihrer thörichten Schwärmerei; sie ertränkte sich nämlich in der Saale, weil ihr Verlobter, ein ganz junger Offizier, nicht so schwärmerisch liebte, wie sie wünschte (1822 zu Halle). — Sie besaß für die Lyrik ein sehr schönes Talent, und sie gab sich auch wenigstens Mühe, ihr krankhaftes Gefühl und ihren tiefen Gram nicht zu sehr mit einfließen zu lassen. Wir drucken unten ihr schönes Gedicht „Ergebung“ ab; ach! hätte sie dasselbe nicht bloß gesungen, sondern auch gelebt, oder vielmehr, hätte sie es gesungen so lange, bis der Herr ihr die Saiten ihrer Harfe zerrissen! — Auch gute kleinere epische Gedichte dichtete sie; am meisten fanden „Columbus“, „Elvire“, „Roccafriede“ Beifall.

1. **Ergebung.**

Kinder sind wir; aus der Ferne
Lächelt uns der Vater an;
Seine Blicke, tausend Sterne
Gießen Licht auf unsre Bahn.

Und auch ird'sche Blumen blühen
Hier als Zeichen seiner Huld,
Uns für's Jenseits zu erziehen
Fromm in Lieb und in Geduld.

Trauert nicht, Ihr armen Kleinen,
Sagt er, seid Ihr fern mir noch;
Ob auch rauh die Wege scheinen
Und das heil'ge Ziel zu hoch.

Ewig nah dem Vaterherzen
Seid Ihr auch im dunkeln Thal,
Nur zu mir durch Nacht und Schmerzen
Leitet Euch des Glaubens Strahl!

Seht! auch Felsen am Gestade
Thürmen sich zu steilen Höhn,
Laßt uns auch die schweren Pfade
Fromm und still zur Heimath gehn!

Wenn uns auch in dunkler Ferne
Ein geliebter Strahl entschwand,
Klagt nicht ob dem lichten Sterne,
O er ruht im Vaterland!

2. Columbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich? —
Du bringst mir traurige Mär'!
Ach, edler Feldherr! bereitet euch,
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach, —
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod: —
„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!
Blut!" — rufen die Schrecklichen — „Blut!"
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen der stürmenden Fluth
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern.
Bis dahin verfolgt noch muthig den Pfad
Und trauet der Hülfe des Herrn!" — —
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wuth,
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück,
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn — es sei noch! — Doch hebt sich der Strahl,
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zitt're der strafenden Hand!" —
Geschlossen war also der eiserne Bund,
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des duldenden Helden Geschick. —

Die Sonne sank, der Schimmer wich,
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern;
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düst're Nacht.
„Nach Westen, — o nach Westen hin,
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laß es nicht trostlos untergeh'n
Im wüsten Fluthengrab!"
Er sprach's, der Held, vom Mitleid weich,
Da horch! welch' eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?"

„Ach, edler Feldherr, es ist gescheh'n!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl." —
„Sei ruhig, mein Lieber, von himmlischen Höh'n
Entwand sich der leuchtende Strahl. —
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn." —
„Leb' wohl denn, mein Feldherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nah'n!"

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da strömten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
Ja, werft mich in's schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit.
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wildes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft;
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Wege der fluthenden Gruft.
Zerrissen war jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen und — „Land! —
Land!" — rief es und donnert es — „Land!"

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick!
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück:
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht. —
Sie stürzten zu Füßen des Herrlichen hin,
Und priesen die göttliche Macht.

7) Kein so zerrissenes, wiewohl düster umflortes Leben ist das der anderen Dichterin, Elise Kulmann. Sie gehört nur, weil sie auch Vieles in Deutsch dichtete, hierher; denn sie ist zu St. Petersburg geboren (5/17. Juli 1808), wo ihr Vater, von einem eingewanderten Elsäßer abstammend, Offizier war, und war also eine Russin. Der frühe Tod des Vaters versetzte Mutter und Kinder in ärmliche, drückende Verhältnisse. Elise aber gedieh geistig so, daß man sie als ein wahres Wunderkind anstaunen muß. Sie lernte z. B. Sprache auf Sprache; bis zu eilf Sprachen brachte sie es. Aber ob dem übermäßigen geistigen Arbeiten und der schlechten Pflege brach der zarte Körper endlich zusammen. Sie starb vor Entkräftung schon im Jahre 1825. Unter den Sterbegebeten, die ihr priesterlicher Vater und Freund (ein ehrwürdiger russischer Geistlicher) verrichtete, selbst bis zum letzten Athemzuge mitbetend, und während die Glocke zum Abendgottesdienste rief, schwebte ihre Seele in das Jenseits. — Elise hat in drei Sprachen gedichtet, in russischer, deutscher und in italienischer, und „in allen mit ausgezeichnetem Glück" (Kurz). Schon als zartestes Mägdlein dichtete sie; sie besang da die milchspendende Kuh, die Katze, die Blumen, die Vögelein ihres Gartens ꝛc. mit kindlicher Anmuth und oft mit Geist. Wir besitzen von ihr eine Zeichnung ihres ärmlichen Häuschens (denn sie war eine sehr gute Zeichnerin), darunter die Strophen stehen:

Schau hier mein niedres Hüttchen
Wenn sich die Sonne hold
Am Morgenhimmel hebet:
Sein Dach ist reines Gold!

Komm' Abends, wenn die Sonne
Bereits zum Meere sinkt,
Und sieh mein einzig Fenster,
Wie's von Topasen blinkt!

Später holte sie sich Stoffe aus Reisebeschreibungen, und sie stellte sie so wahr und anschaulich dar, daß man meint, sie wäre überall an Ort und Stelle gewesen. Welch' lebensvolle Schilderungen sind z. B. „der Bogotafall in Amerika", „der Mississippi-Strom", „die afrikanische Skizze" ꝛc. Als Goethe und Jean Paul ihre Erstlingsgedichte vorgelegt wurden, staunten sie sehr und sagten ihr eine glänzende Zukunft voraus. Und sie machte in der That in wenigen Jahren Riesenfortschritte. Nimmt man noch dazu die große Menge ihrer Dichtungen (die deutschen umfassen allein über 100,000 Verse) und ferner, daß das Russische eigentlich ihre Muttersprache war, so muß man sie auch als Dichterin ein Wunderkind nennen. Mit Recht trägt darum das Denkmal von cararischem Marmor, das die Kaiserin Alexandra und die Großfürstin Helena über ihrem Grabe setzen ließen, sinnvolle Sprüche in allen von ihr erlernten fremden Sprachen; es folgen hier der deutsche, französische, englische und italienische:

Ruh' Dir, sanfte, kunstbegabte Seele!
Und dem Leibe sei die Erde leicht!

Rose, elle vécut ce que vivent les roses,
L'espace d'un matin.
(Rose, lebte sie was Rosen leben, einen Morgen lang.)

She from her early days
prepared herself for heaven.
(Von ihren frühsten Tagen an bereitete sie sich zum Himmel vor.)

In atto di morir lieto e vivace
Dir parea: s'apre il Cielo, io
vado in pace.
(Heiter und lächelnd selbst noch im Verscheiden, schien sie zu sagen:
Der Himmel öffnet sich, ich geh' in Frieden.)

1. An den Frühling.

Frühling, du der holden Erde
Schönstes und geliebtres Kind!
Lang betrachtend ruht ihr Auge
Oft auf dir, indem sie spricht:

„Alle Züge meiner Jugend
Stellt dieß Kind mir wieder dar:
Gleiche Schönheit in der Ruhe,
In Bewegung gleicher Reiz.

Gleiche Pracht in der Umgebung
Gleiche Heiterkeit im Blick,
Gleiche Füll' in Farb' und Leben,
Gleiches Uebermaß der Lust!"

Frühling! du Elisens Wonne,
Deß mit Ungeduld sie harrt,
Wie des fernen Lieblingsbruders,
Der schon auf dem Heimweg ist;

Sag', werd' ich dich wiedersehen?
Wirst du, wie in vor'ger Zeit,
Arm' und Hals und Haupt der Schwester
Schön umkränzend, mich umfahn?

An der Hand mich liebend führen
Durch die Schätze deiner Au'n,
Deiner Hügel, deiner Wälder?
Schaukeln mich im leichten Kahn?

Oder sehn Elisens Augen
Nie, o Lenz, vielleicht dich mehr?
Alle, Brüder, Freund und Mutter,
Täuschen alle mich vielleicht?

Und wohl möglich, daß in jeder
Ader mir schon schleicht der Tod?
Daß die Erde schon sich lockert
Zu empfah'n mein kalt Gebein.

Eile Frühling, lieber Frühling,
Dießmal nur, daß ich dich noch
Scheidend seh', noch einmal athme
Deiner Balsamblumen Duft!

Gar zu traurig ruht's in nackter,
Oeder, schnee'ger Erde sich.
Muß ich sterben, o so möcht' ich
Wenigstens in euerm Schooß,

Blumen, frühgeliebte Blumen,
Ich in euerm Schooße ruhn!
Schwestern! eilt zu blühen, euer
Balsam rettet mich vielleicht!

Euer Duft, in warmen Lüften
Aufgelöst und eingehaucht,
Weckt vielleicht noch meines Lebens
Sterbend Flämmchen wieder auf!

Kaum mit flücht'gen Blicken konnt ich
Gottes Erde seh'n bis jetzt:
Seiner Schöpfung hohe Wunder
Kenn' ich nur dem Namen nach.

Wie das Kind in enger Wiege,
Kenn' ich nur die Vaterstadt.
Soll der Wieg' ich nun entsteigen,
Um zu sinken in das Grab?

Grab! ich fürchte nicht dein Dunkel;
Denn geleiten wird mich da
Meines Gottes starke Rechte,
Und mich führen in sein Licht.

Aber welches Dunkel lagert
Um der Mutter Auge dann,
Um das Aug' sich meines Freundes,
Wenn ich aufgehört zu sein!

Die nun machen mir dich bitter,
Sonst mir grauenloser Tod!
Sieh, wie beide, mich bedienend,
Fast vergötternd, um mich stehn.

Längst schon todt für jede Freude,
Leben sie nur noch für mich;
Lächl' ich dem bewölkten Himmel;
Sonnenklar wird er für sie!

Stürz' all deine Blumenkörbe,
Lenz! auf unsre Fluren aus;
Heiß' all deine Nachtigallen
Rings beleben Busch und Wald;

Wölkt sich ernst auf meiner Stirne,
Blickt mir Schwermuth aus dem Aug':
„Welche Todtenwüste trauert“,
Sagen beide, „um uns her!“

Doch, wohin verirrt kleinmüthig
Sich mein Geist? Les' ich nicht klar
In der Mutter Aug', sie glaube,
Mein Genesen sei nicht fern?

Komm denn, Hoffnung, und beziehe
Deinen frühern Lieblingssitz!
Lang umhüllt' ihn tiefe Trauer;
Schmück' auf's neu ihn festlich aus!

Hänge frohe Lebensbilder
In anmuthigem Gemisch
Ringsum auf, hier holde Träume,
Wünsche da, dort Wirklichkeit!

Daß ich wieder mich des Lebens
Freue: und muß ich's vielleicht
Dennoch bald verlassen; Hoffnung,
Bleibe bei mir bis an's Grab!

2. Amerikanische Scene.

Wie lieblich, Tekendama,
Bist du im Dämmerlicht
Jetzt, da die Morgenröthe
Um's Haupt dir Rosen flicht!

Wie mächtig übertönet
Des Adlers wild Gekreisch
Des stürzenden Bogota
Lautdonnerndes Geräusch! . . . .

Schon schießen, einer Krone
Demantnen Zacken gleich,
Die ersten Sonnenstrahlen
In's fahle Aetherreich;

Und dunkler scheint ihr, Wälder,
Jetzt beiderseits des Falls,
Deß stärkres Tosen schweiget
Den Ruf des Widerhalls.

Nur dieses Hügels Vorsprung
Trennt von der Ebne mich;
In seiner ganzen Größe
Zeigt dort der Stromfall sich . . . .

Schon seh' die halbe Sonne
Ich ob dem Strome stehn;
Ich eile, um das Schauspiel
Im vollen Glanz zu sehn . . . .

Das Lob, das meine Neugier
Auf's äußerste gespannt,
Oh! alles, was vom Falle
Ihr mir gesagt, ist Tand

Dem Bilde gegenüber,
Das hier sich mir enthüllt,
Mit freudigem Erschrecken
Die Seele mir erfüllt!

Die Sprach' ist leer an Worten,
Mein Geist ist bilderleer,
Um dich zu schildern, Stromfall,
Vom Himmel hangend Meer!

Du bildest nur zwei Wellen:
Es reicht vom Himmelssaum
Ein' an des Berges Mitte,
Ein' an der Erde Raum.

Zusammt der Rosensonne,
Die blendend ob dir blitzt,
Scheinst du ein himmlisch Wesen,
Das glorreich vor mir sitzt.

Sucht' ich ein Bild der Gottheit
In menschlicher Gestalt,
Keins naht ihm mehr an Größe,
An Glanz und Allgewalt!

3. An meine Mutter.

O Mutter, gute Mutter,
Schwer wird die Trennung mir:
Als schied' ich von dem Himmel,
So schwer scheid' ich von dir.

Zwar ist all unser Leben
Nichts als ein Kreis von Müh'n;
Doch blick' ich in dein Auge,
Ein Lenz scheint aufzublühn.

Doch Tod, der harte, kennet
Kein anderes Gesetz,
Als alles zu zerstören,
Nur darauf sinnt er stets.

Sang ich mein ganzes Leben
Nicht meines Gottes Preis?
Er winkt mir nach dem Tode
In seiner Engel Kreis.

Froh mischt sich meine Stimme
In ihr entzücktes Chor;
Und für dich flehend, Mutter,
Schau ich zu Ihm empor.

Dann nahen sich mein Vater
Und meine Brüder mir;
Sie heißen mich willkommen,
Ich grüße sie von dir.

Beweine, gute Mutter,
Mein Ende nicht zu sehr:
Du hast dann einen Wächter,
Und einen Engel mehr.

4. Der Blitz.

„Wer mag mit mir sich messen?“ —
„„Ich!““ sprach die hohe Eiche,
Mit stolzem Wipfel rauschend. —
Dem Schooße schwarzer Wolken
Entspringt der Blitz, gleich einer
Ergrimmten Feuerschlange
Und knickt die starke Eiche,
Wie einer Blume Stengel
Der unvorsicht'ge Knabe.

„Wer mag mit mir sich messen?“ —
„„Ich!““ sprach der Thurm, deß goldne
Und weitgeseh'ne Scheitel
Die wandernden Gewölke
Oft wie in Flor verhüllen. —
Ein ungeheurer Drache
Reißt brüllend durch die Wolken
Der Blitz sich, und hat, ehe
Du dich's versiehst, des Thurmes
Trotzvolles Haupt verschlungen;
Es rinnen breite Streifen
Geschwärzten Goldes graunvoll
Längs seinen Mauern nieder.

„Mit mir kann nichts sich messen!“
Spricht er zuletzt, und stürzt sich,
Ein pfeilgeschwinder Taucher,
In's Meer, das ein Orlogschiff [1]
Mit ausgespannten Segeln
Itzt eben stolz durchwallet.
Es brennt zwei Augenblicke,
Da fliegt in glüh'nden Trümmern
Mit fürchterlichem Knalle
Es in die Luft; es fallen
Die Trümmer dann zurücke
In's Meer, und gehen unter:
Es bleibet keine Spur nach
Von dem gewalt'gen Baue.

So bist du, Blitz, im Zorne
Und im Geleit des Bruders,
Des grausen unsichtbaren,
Von dessen Tritten ringsum
Die weite Erd' erzittert.
Doch bist, o Blitz, nicht immer
Du furchtbar und verderbend.
In warmen Sommernächten
Sehn wir oft in der Ferne
Dich ohne Donner leuchten.
O welch ein hehres Schauspiel
Beut dann der Menschen Auge
Sich dar! So oft du leuchtest,
Glaub' ich, daß meinen Blicken
Der Himmel sich eröffne;
Ich glaube schon die Stufen
Von Gottes Thron zu schauen.
Ja, holder Blitz, nicht einmal
Kam mir schon der Gedanke,
Es sei das, was ich sehe,
Wohl das auf Augenblicke
Enthüllte Aug' der Gottheit!

[1] D. i. Kriegsschiff, besonders ersten Ranges von 104—120 Kanonen.

Achte Periode.

Die jüngste Poesie der Deutschen: Von 1832 bis jetzt.

(Periode ohne Abschluß.)

Erste Gruppe.

§ 95. Das junge Deutschland.

1) Wir kommen nun zu jener Gruppe von Dichtern, von denen wir im § 58 S. 275 sagten, daß sie Steine nach dem Gekreuzigten warfen, die sich selbst das junge Deutschland nannten, aber weit besser, wie K. Barthel meint, „die deutschen Jungen“ genannt werden können. Sie wollten durch ihre Poesie die Menschen zu Göttern und die Welt in ein Paradies von Freude und Lust verwandeln; aber das in ihrer Dichtung gepredigte Evangelium war ebenso lügenhaft und verderblich, als das der Schlange im Paradies. Es lief nämlich auf den Satz hinaus: „Lasset uns mit Rosen bekränzen, und essen und trinken; denn morgen sterben wir!“ So ganz neu war dieses Evangelium eigentlich nicht; schon unter den Anakreontikern sprachen sich einzelne, z. B. Michaelis, dahin aus: „Mein Standpunkt ist dieses Rund, was außer mir liegt, gehört nicht meinen Sorgen.“ Aber diese meinten es nicht so schlimm, legten ihre Worte viel milder aus, hatten dabei ihre einfachen, bescheidenen Lebensverhältnisse wohl im Auge, wollten den Lebensgenuß nur mit Vorsicht und Mäßigung. Das junge Deutschland aber wollte mit der ganzen üblichen christlich-moralischen Lebensanschauung brechen, suchte alle von Christus dem sinnlichen Menschen angelegten Zügel (sogar die Ehe) mit Gewalt zu zerreißen, predigten den Sturm gegen Staat und Kirche, gegen das Gesetz Gottes und selbst die Ordnung der Natur, Alles, um die „Wiederherstellung des Fleisches in seine alten Rechte“ durchzusetzen. So sehr aber auch eine falsche Philosophie, welche die Selbstvergötterung [1] des lieben Ich lehrte,

---

[1] Die Hegel'sche Philosophie, besonders die „junghegel'sche Schule“ verbreitete solche Lehre unter den Studirenden. Diese Selbstvergötterung des Ich zeichnete und verspottete Goethe treffend im Faust, wo er den Baccalaureus sprechen läßt:

und andererseits die Julirevolution (1830) das Erdreich der Geister und Herzen lockerten, und für solchen Samen empfänglich machten; mit dem Umsturz der bestehenden, sittlich-religiösen Ordnung wollte es zum größten Verdruß dieser poetischen Apostel und Menschheitsbeglücker doch nicht so rasch gehen. Was Wunder also, wenn sie in Haß und Zorn sich verzehrten, gellende Schreie bald voll verbissenem Grolle, bald voll hämischer Ironie in ihren Dichtungen ausstießen, und wenn so eine Seelenstimmung, oder vielmehr Seelenverstimmung in ihnen bleibend wurde, die man wohl auch als Weltschmerz[1] bezeichnet.

2) Die Chorführer des jungen Deutschlands waren aber zwei zum Christenthum übergetretene, mit zündendem Witze reich begabte Juden: Börne und Heine. Sie waren unter sich, wenngleich auf ein Ziel lossteuernd, doch sehr verschieden. Börne stürmte mehr gegen die politische, Heine mehr gegen die religiös-sittliche Ordnung: Börne hatte überhaupt noch mehr Pietät vor dem Göttlichen und beherrschte der Religion gegenüber noch mehr seinen Witz; Heine, längst ein Sklave seines Witzes, stieß Lästerung auf Lästerung des Heiligen mit dämonischem Behagen aus. Börne war ein Charakter, ein entschiedener, gradsinniger Mann, dem es mit seinem Trauern und Schmerz um die politische Misere der Völker, wie er sie zu sehen wähnte, tief ernst war; ihm paßte das Wort als Motto: „So bin ich, und das denk' ich, und das will ich": Heine war aber äußerst charakterschwach, ja eigentlich nur consequent darin, keinen Charakter zu haben, und sein sogenannter Weltschmerz war nur ein geheuchelter, mit dem er vor der Welt kokettirte, war im Grunde nichts Anderes, als seine Unzufriedenheit mit sich selbst, die Qual des inneren Bewußtseins, das reiche Kapital seiner Anlagen zwecklos verbraucht zu haben. Börne endlich predigte zwar die Sinnlichkeit, aber er hielt sich doch noch für zu gut, in den Sumpf mitten hinein zu waten und so der praktische Lehrmeister der Ausschweifung zu werden; Heine aber that, was er lehrte, warf sich der vollen Sinnenlust ohne Scheu in die Arme und war noch stolz darauf, dieß mit Grazie thun

„Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel sein.
Dieß ist der Tugend edelster Beruf!
Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf.
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf;
Da schmückte sich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.
Auf meinen Wink, in jener ersten Nacht,
Entfaltete sich aller Sterne Pracht" u. s. f.

[1] Vgl. § 96. Die Anmerkung über Lord Byron.

zu können. Wir wissen also, wen von diesen beiden wir als Menschen vorziehen.

3) Ludwig Börne (geb. 1786 zu Frankfurt a. M.; getauft 1817; gest. zu Paris 1837) war nicht sowohl Dichter als Publicist, der in Zeitschriften und Zeitungen seine Grundsätze zu verbreiten suchte. Am meisten Aufsehen machten die mit bitterem Spott und Hohn gesättigten „Briefe aus Paris“, deren Adresse an die deutsche Nation gerichtet war. Er wollte dadurch in den Deutschen einen Nationalärger hervorrufen und diesen zum revolutionären Feuer anfachen. „Jetzt muß der Kampf losbrechen, jetzt muß Revolution gemacht werden“, das ist der darin stets wiederkehrende Refrain.

4) Ein geborenes Dichtergenie, und zwar vorzüglich als Lyriker, war aber Heinrich Heine (geb. 1800 zu Düsseldorf; Christ 1825; von 1830—1856 in Paris, wo er auch starb).

Er hatte Alles über Bord geworfen, woran sonst der Mensch mit Liebe hängt, was ihm allein Stab und Stütze sein, ihm allein Frieden und wahre Freude bieten kann: Gott, Vaterland, Freundschaft, Sitte, und behielt Nichts für sich, als den sarkastischen Witz und einen durch die Sünde siechen Körper. „So zog er, der von Gott so hoch Begnadigte, mit dem Kainszeichen eines geistigen Selbstmörders auf der Stirn durch die Welt, nirgends Ruhe und wahre Freude findend“ [1] (Burkhardt). Seine eigene haltlose Natur kann man nicht besser schildern, als mit seinen eigenen Worten. „Es gibt Herzen“, sagt er in den „Reisebildern“, „worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird, darüber zu urtheilen. Ein solches Herz schwamm in der Brust Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinsel, aus deren glattem Spiegelboden die sehnsüchtig glühendsten Palmenwälder hervorblühten; manchmal war es wieder ein enthusiastisch glühender Vulkan, der plötzlich von einer Schneelawine überschüttet wird.“ Uebrigens stimmen wir gerne der Ansicht bei, daß, nach einigen seiner Gedichte zu schließen, Heine eine Zeit gehabt haben muß, in welcher eine fromme Liebe, ein heiliges Gefühl sein Herz erfüllte. Deßgleichen wollen wir ihm auch darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er als Mann die zarteste Mutterliebe in seinem Herzen barg, wie uns die zwei Sonette beweisen:

I.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bischen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir in's Antlitz sähe
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Muth sich blähe,
In deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.

---

[1] Was soll man also dazu sagen, daß in allerneuester Zeit zur Subscription auf eine „billige Ausgabe von Heine's Werken“ (durch Hoffmann und Campe in Hamburg) mit den Worten eingeladen wird: „Heine ist so recht bestimmt, das geistige Gemeingut (!) des deutschen Volkes zu werden“?

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

II.

Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,
Ich wollte geh'n die ganze Welt zu Ende,
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Thüre streckt' ich aus die Hände,
Und bettelte um g'ringe Liebesspende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.

Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

Erstmals trat er (1827) als Sänger öffentlich auf in seinem „Buch der Lieder", und erregte freudiges Erstaunen. In der That kann man sich auch noch unbedenklicher darob freuen; denn diese tiefgemüthlichen, überaus zartgefühlten, wie Silberglöcklein tönenden Lieder machen von Allem, was Heine dichtete, den fleckenlosesten Eindruck. Sie wirken wahrhaft zauberhaft auf die Seele, so daß man sich ganz in sie versenken kann. Besonders gern wählt er aus der Blumen- und Pflanzenwelt die Träger seiner Gefühle. Er weiß Blumen und Bäume überaus lieblich in Personen umzuschaffen, er taucht seine Seele in den Kelch der Lilie, daß sie klingend ein Liebeslied haucht; es flüstern und sprechen die Blumen und schauen ihn mitleidig an; die Bäume schütteln mitleidig die Köpfe, weil sie ihn klagend im Walde umherirren sehen; oder, getäuscht von den Menschen, sucht der Dichter ein Herz bei den Blumen. Ueberall reizende, zaubervoll belebte Bilder [1]. Man höre nur Liederchen wie die folgenden:

1.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh';
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

[1] Nach Barthel.

2.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte,
So rein und schön und hold.

Nächst der Blumenwelt ist es die Märchenwelt, in die der mit sich und der Welt zerfallene Dichter gern flüchtet, um da im Verkehr mit Feen, Gnomen, Elfen ꝛc. sich zu vergessen, ein anderes Dasein zu träumen. In Aller Mund ist ja seine „Loreley". — Dieselbe Vorliebe für die Blumen- und Märchenwelt zeigte er auch in seinen „Neuen Liedern" (1844), und wir finden auch unter diesen so unschuldige, süße und zarte Liedchen, wie im „Buch der Lieder", z. B.

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins Weite.

Kling' hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich lass' sie grüßen.

Von den meisten Gedichten dieser Sammlung gilt aber leider Heine's eigenes Geständniß: „Vergiftet sind meine Lieder, wie könnt' es anders sein?" Auch in der Hymne hat Heine Großes geleistet; ein unschätzbares Kleinod unter den deutschen Poesien ist die „Frieden" betitelte Hymne, worin er Jesum als Heil- und Segenspender verherrlicht. Zu der Zeit ihres Entstehens, da machte also die hochheilige Gestalt des Erlösers noch einen sein Herz überwältigenden Eindruck auf ihn.

Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umringt;
Das Meer war still, —
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
In wallend weißem Gewande
Wandelte riesengroß
Er über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände breitete segnend
Er über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne
Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Weit über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
Am Rosenband das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend an's grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe;
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Zogen Menschen, weißgekleidete,
Palmzweigtragende;
Und wo sich zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnißinnig;
Und schauernd in Lieb' und süßer Entsagung,
Küßten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rothes Blut
Hinunterstrahlte;
Und dreimal selig sprachen sie:
Gelobt sei, Jesu Christ!

Sehr trefflich war er auch im Genrebild; besonders verstand er es, das Meer und dessen Küsten uns vor die Augen zu zaubern. — Das balladenartige Gedicht ist ihm gleichfalls sehr gut gelungen, wie „Belsazar" oder die „beiden Grenadiere".

Belsazar.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh lag Babylon.

Nur oben, in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben, in dem Königssaal,
Belsazar hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So lang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech, und lästert wild;
Die Knechtenschaar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

Und der König ergriff mit Frevlerhand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand;

Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knieen und todtenblaß.

Die Knechtenschaar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Ganz eigenthümlich an Heine ist die Art, wie er fast alle seine Gedichte schließt. Entweder schließt er so, daß der Leser den Hauptgedanken errathen muß und so in einer geistigen Spannung erhalten wird, oder er bringt eine ganz frappante Wendung. Das letztere wurde ihm zur förmlichen Manier.

So schlägt er in vielen seinen Liedern einen so gefühlvollen, oder frommen, oder schwärmerischen, oder kindlich-gläubigen, oder so zart liebenden Ton an, daß man meint, einen ächten Romantiker zu hören: aber wie dann das Herz des Lesers recht in das Mitleid gezogen ist, wie seine Brust sich hebt oder sein Aug mit Thränen der Rührung sich füllen will, da plötzlich verwirft der Dichter mit ein paar Worten Alles, was er gesagt, meist mit spöttischer Miene, boshaftem Gelächter. Bitter enttäuscht sieht der Leser, daß er es mit einem maskirten Dichter zu thun hatte, mit einem Dichter, von dem man eigentlich nie recht weiß, woran man ist, der dichtend sich selbst und seine Leser zum Besten hat. Am wenigsten verletzt diese Manier in jenen Gedichten, worin er wirkliche Schwächen der Menschheit verspottet. Von dieser Art sind folgende zwei Gedichtchen über die Sentimentalität:

1.

Philister im Sonntagsröcklein
Spazieren durch Wald und Flur;
Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie alles romantisch blüht;
Mit langen Ohren saugen
Sie ein der Spatzen Lied. U. s. w.

2.

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang:
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

„Mein Fräulein! sei'n Sie munter;
Das ist ein altes Stück,
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück."

Probe bei Kellner: Die Wallfahrt nach Kevlaar.

5) Die übrigen Dichter des jungen Deutschland, welche aber in ihren Dichtungen fast alle mehr oder weniger zum Besseren einlenkten, waren Karl Gutzkow (geb. 1811 in Berlin), Heinrich Laube (geb. 1806) in Schlesien, Theodor Mundt (geb. 1807 in Potsdam), Ludolf Wienbarg aus Holstein (geb. 1802) und Gustav Kühne (geb. 1806 in Magdeburg). Sie dichteten meistens Romane und Dramen; doch weht in den letzteren viel weniger der Geist der jungdeutschen Schule. Am meisten Bedeutung gewann der Erstgenannte: Gutzkow; er gehört überhaupt zu den vielseitigsten und begabtesten Dichtern der Neuzeit. Am schroffsten trat er in seinem Erstlingsroman „Wally, die Zweiflerin", auf.

Darin spricht er nicht bloß dem sechsten Gebote Gottes durch die Worte und Handlung („ekelhafte Sinnlichkeit" nennt Barthel diese Partieen des Romans) Hohn, sondern er vergreift sich in frivolster Weise an Christus, als ob derselbe durch eine bedenkliche Verwirrung seiner Ideen auf den Glauben gekommen, er müsse ein Befreier seines Volkes werden. Aber Christus ist noch immer der angebetete König von Hunderten von Millionen Geistern und Herzen; Gutzkow aber wäre vor einigen Jahren beinahe das Opfer geistiger Verwirrung geworden. Er genas wieder und schrieb seinen Roman „Hohenschwangau", worin er von seinem Standpunkte aus ein historisches Gemälde der Reformationszeit entwirft.

In seinen Dramen ist er viel objectiver, ruhig und gemäßigt; reichen Beifall brachten ihm „Uriel Akosta" und „Zopf und Schwert" (ein Charakterlustspiel). — Keck und sprachgewandt zeigt sich der andern Sinnes gewordene Heinrich Laube in

seinen Reisenovellen, Charakteristiken ꝛc., besonders aber in seinen Dramen: „Prinz Friedrich“ und „die Karlsschüler“. Er stand von 1850 bis 1867 dem Hofburgtheater zu Wien als artistischer Director vor. — Unter den Uebrigen that sich Theodor Mundt hauptsächlich als Verfasser von leider sehr unsaubern Romanen, mit besserer Verwendung seiner Talente aber als Kritiker und Literarhistoriker hervor. Die Romane seiner Frau (Luise Mühlbach) sind werthlos. Gustav Kühne zeigt sich in seinen „Klosternovellen“ als der gemäßigtste Jungdeutsche.

Zweite Gruppe.

§ 96. Die Verwandten des jungen Deutschland.

(Politisch-revolutionäre Dichter.)

1) Die Dichter, welche wir hier zusammenstellen, haben fast dieselben religiösen und politischen Grundsätze in ihren Dichtungen gepredigt, wie die Jungdeutschen, haben zum Theil noch viel lauter und stürmischer den Umsturz des Bestehenden in Staat und Kirche erstrebt, als jene; aber sie scheiden sich doch von denselben durch eine bedeutungsvolle Eigenheit. Heine, Börne ꝛc. liebäugelten nämlich doch noch sehr mit der sogenannten haute volée, mit der eleganten Welt; sie wandten sich deßhalb auch hauptsächlich an sie, boten um sie zu gewinnen ihr Gift und ihre Lüge mit möglichster Eleganz und Grazie, in feinem Salonstil und pikanter Darstellung. Die hier als ihre Verwandten aufgezählten Dichter hingegen wandten sich planmäßig und beharrlich an das Volk, und selbst an das niederste, den sogenannten Proletarierstand, und demgemäß wählten sie Inhalt und Form ihrer Poesie. Die hohe, vornehme, überhaupt die gebildete und begüterte Welt, um deren Gunst und Liebkosen Heine und Genossen noch so sehr buhlten, wurde von den Dichtern dieser Gruppe bekämpft und verdächtigt als Mitschuldige an dem politischen und socialen Jammer des niederen Volkes; in erster Linie aber waren natürlich die Fürsten, der Adel, der Klerus die am meisten Gehaßten, Bekämpften, Verleumdeten.

2) An der Spitze steht Georg Herwegh (geb. 1817) zu Stuttgart; flüchtete wegen Händel, die er als Soldat mit Offizieren bekam, in die Schweiz, führte von da aus im Jahre 1848 eine Freischaar nach Baden, ohne sich besondere Lorbeeren zu sammeln. Seine „Gedichte eines Lebendigen“ machten großes Aufsehen; er wurde auch vielfach darob gefeiert. Manche der-

selben sind recht gediegen (z. B. ein Weinlied, Reiterlied); in den meisten aber singt er wie ein toller Jakobiner, der Gott selbst entthronen möchte. Sein Ruhm ist übrigens längst verklungen. Nur ein Paar Verse von ihm als Beispiel:

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden.

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Halt du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten.

Laßt endlich das Geleier sein,
Und rührt die Trommeln nur.

3) Ein Liedersänger ersten Ranges, allbeliebt im deutschen Volke, ist aber Heinrich August Hoffmann (geb. 1798), nach seinem Geburtsort „von Fallersleben“ (Lüneburg) zubenannt. Er studierte mit großer Vorliebe altdeutsche Sprache und Literatur, besonders auch die mittelalterliche Lyrik. So reifte er zum Sprachforscher und Dichter heran. Als Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Breslau gab er werthvolle Schriften über die altdeutsche Poesie heraus, z. B. über „die Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit“. Um das Jahr 1840 gerieth er in die politisch-revolutionäre Strömung, trat eben dort erstmals als politischer Dichter auf, brachte sich dadurch um das Brod und die Heimath. Doch ist er längst wieder im Vaterland, und zwar seit 1860 als herzoglicher Bibliothekar in Corwey (Westphalen). — Eben wegen seiner politischen Poesien steht er nun hier; er nannte sie jedoch zweideutig „Unpolitische Lieder“.

Daß er darin das bekannte Thema über Fürstentyrannei, Völkerknechtung, Pfaffentrug variirt, versteht sich von selbst; die Fürsten, der Adel, der Klerus, die „Mucker und Lammsbrüder“ werden in bekannter Weise besungen. Aber es war wirklich für einen Dichter von so großem Ruhme unpolitisch, sie zu singen: denn, abgesehen von den materiellen Verlusten, die sie ihm brachten, „so sind sie, verglichen mit seinen übrigen Dichtungen, wie Wasser gegen Wein; sie erinnern fast überall an den Sing-Sang eines Leierkastens, so nachlässig ist darin des Sängers Ton“ (Barthel).

Wie schon aus dem eben Gesagten hervorgeht, hat sich also Fallersleben nicht als politischer Dichter die Bewunderung und die Liebe seines Volkes ersungen, sondern durch seine Lieder, die er vor und nach dieser Verirrung sang. Ja für diese zahllosen herrlichen Lieder wollen wir ihm den Kranz der Verehrung winden. Es thut Einem aber fast die Wahl wehe, mit welcher Klasse man beginnen, welche man herausheben soll. Wo man aufschlägt, meint man, man habe die Perlen seiner Lyrik gefunden. In allen zeigt er sich als einen fast unübertrefflichen Sänger des deutschen

Volksliedes. „In seinen Liederbüchern weht überall die frische Luft der deutschen Gemüthswelt; das deutsche Lied ist seine Seele und keiner hat seit Goethe, Eichendorff, W. Müller den heimlichen, herzigen und doch so muntern Ton des Volksliedes so getroffen, wie er" (Barthel). Man meint, einen der besten fahrenden Meistersänger aus der alten Zeit zu hören. Wie ein solcher treibt er sich auch unter allem Volke herum; wo immer man singt, da gesellt er sich bei und singt mit und zwingt die Leute, seinem Sange zu lauschen und entzückt ihm den Preis zuzutheilen. Vor Allem ist er also auch der Sänger der Natur: der Schwager Frühling klopft ihn am Fensterladen aus dem Schlafe, auf daß er singe und trillere wie die Lerche seine „Frühlingslieder".

Ja, wär's nicht heute Frühling just,
Wir würden ihn gleich machen;
Wir sind so voll von Freud' und Lust,
So voll von Scherz und Lachen. —

Aber die Freude steigert sich zur Wonne, zur Andacht:

Uns're Seele ringt und strebt,
Singt und schwingt sich, webt und schwebt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

und:

Alle Sorg' und Traurigkeit,
Jeder Gram und jedes Leid
Bleibt der Erde, nur der Erde.

In dieser Stimmung singt denn auch das Herz vor Allem Morgens und Abends seinem Herrn ein Lied, so das schöne „Morgenlied":

Die Sterne sind erblichen
Mit ihrem güld'nen Schein;
Bald ist die Nacht entwichen,
Der Morgen bringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen
Im Thal und überall,
Auf frischbethauten Zweigen
Singt nur die Nachtigall.

Sie singet Lob und Ehre
Dem hohen Herrn der Welt,
Der über Land und Meere
Die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben:
Ihr Kindlein, fürchtet nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
Der Vater alles Lichts.

Und das „Abendlied":

Abend wird es wieder:
Ueber Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder,
Und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort,
Und er braust und fließet
Immer, immer fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh,
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.

So in deinem Streben
Bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh.

Und wie könnte er vor der Weinschenke vorübergehen, von wo das Lied der deutschen Zecherlust lockend ihm zurauscht? Rasch sitzt er also bei ihnen und preist in seinen „Wein- und Trinkliedern" den Wein, und selbst den Stöpselzieher, der des Weines Bande löst. Aber wie hebt sich erst seine Brust, wenn er vom „Vaterland und der Heimath" singt! Ihm schlug das Herz für deutsches Land so, wie es Walthern schlug, und erst recht, nachdem er fremde Lande gesehen (vgl. Walthers Lob der deutschen Frauen, S. 81). Wo ist ein deutsches Städtchen, in dem nicht schon eingestimmt wurde in sein Lied: „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt" 2c.! Darum singt er auch in tiefem Heimweh von Frankreich her:

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!

Könnt' ich den Wolken meine Hände reichen,
Ich flöge windesschnell zu dir hinein;
Könnt' ich dem Adler und dem Lichtstrahl gleichen,
Wie ein Gedanke wollt' ich bei dir sein!

Aber dennoch hält er fest am Vaterlande und schwört ihm ewige Treue:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit;
Mit der That will ich's erwiedern
Dir in Noth, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Ruf' ich's Freund' und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Wie weich kann er doch singen, dieser ächte Sangesmund! Aber wie noch weicher, wenn er sich neben die Mutter, die das Kindlein wiegt, setzt, und sie ablösend allen bis dahin gehörten „Wiegengesang" übertrifft! „Das trällert und säuselt so süß, das schwatzt alles so kindlich, daß man nicht weiß, was man da am liebsten singen möchte" (Barthel). Eine einzige Probe schon beweist es:

Alles still in süßer Ruh,
D'rum mein Kind, so schlaf' auch du!
Draußen säuselt nur der Wind!
Su, susu! schlaf' ein mein Kind!

Schließ' du deine Aeugelein,
Laß sie wie zwei Knospen sein!
Morgen, wenn die Sonn' erglüht,
Sind sie wie die Blum' erblüht,

Und die Blümlein schau' ich an,
Und die Aeuglein küss' ich dann,
Und der Mutter Herz vergißt,
Daß es draußen Frühling ist.

Und kann er das Kindlein so schön in den Schlaf singen, so kann er aber auch vollends ein Kind werden, und mit dem wachenden, mit dem spielenden Kinde gar herzig, und in kindlichster Einfalt singen! Was immer des Kindes Geist beschäftigt, sein Herz bewegt, hier ist es abgelauscht und singend ausgeplaudert! Aber wie liebte er auch die Kinderwelt! Wie rührt, entzückt ihn Kindesunschuld! Hören wir:

1.

Schön, wie's Lied der Nachtigallen,
Schön, wie eines Sternes Licht,
Ist des Kindes süßes Lallen,
Ist sein lächelnd Angesicht.

Aus den blauen Augen schauen
Himmelsfried' und sel'ge Ruh,
Heiter wie voll Gottvertrauen
Lächelt es uns allen zu.

So in Reden und Geberden
Sei auch du den Kindern gleich;
Ihnen gab schon hier auf Erden
Gott der Herr das Himmelreich.

2.

Was eine Kinderseele
Aus jedem Blick verspricht!
So reich ist doch an Hoffnung
Ein ganzer Frühling nicht.

Wie uns den Frühling kündet
Ein Veilchen schon im März,
So ward dein Kind ein Frühling
Für dich, o Mutterherz.

Es wird zur Rose werden
In Zucht und Sittsamkeit
Und dir erneu'n auf Erden
Die eig'ne Frühlingszeit.

Singend tritt er auch in das „Kriegs- und Volksleben“ hinein, und singt gleich ergreifend, gleich mitfortreißend, Freud und Leid des Soldaten, des Aelplers und Jägers, des Wanderburschen und Zigeuners, des Bauern und Bergmannes, des Studenten und Matrosen, ja selbst das Leid des Galeerensclaven. Und wer könnt' sein Mitleid versagen, wenn er als alter Leiermann, oder als Spitäler, oder als armer schlesischer Weber des Lebens Noth klagt? Doch ebenso gewandt entreißt er einem alten Fahrenden die Fiedel und singt im Ton des alten Volksliedes „Landsknechtlieder“; deßgleichen spielt und singt er von der Klarinette begleitet zur „Fastnacht und Kirmeß“ d'rauf los, daß es eine Art ist, daß er uns mithineinzieht in das fröhliche Gejohle, und wenn auch nicht in den Wirbel des Tanzes, doch zu der Linde unter die lustigen Bauern hin, die dort um den Krug sitzen. Endlich nennen wir noch sein „Buch der Liebe“. Er reicht sie der Geminnten als „Perlenschnur“ dar; in der That sind diese Liederchen eine Schnur kostbarer, ächter Perlen. Hier singt er als ein Minnesänger der edelsten Art, eine wahrhaft gottselige, religiös-verklärte Minne im Busen tragend.

Wie entzückt steht er doch da vor der jungfräulichen Unschuld! Wie betet er so innig für dieselbe:

In dieser Welt des Trugs und Scheins,
O daß dich Gott behüte,
Daß nie sich trübe deines Seins
Jungfräulich schöne Blüthe!

Eine der schönsten dieser Perlen ist wohl das Lied, worin der Dichter das Weib ob seiner unbewußten Unschuld und stillen Genügsamkeit glücklich preist, ja es darum beneidet, da er sich als den unruhigen, in das ungewisse Weite strebenden, immer im Suchen begriffenen Mann weiß:

Du siehst mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Die Wünsche weißt du nicht, die reinen,
Die du so unbewußt erregt.
Ich muß mich freu'n und möchte weinen,
So hast du mir mein Herz bewegt.

Kenn' ich dein Glück, du kennst es nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Welch' schönes Loos ist dir beschieden!
Wie eine Lilie auf dem Feld,
So heiter und so still zufrieden
Lebst du in deiner kleinen Welt.

Mich treibt's im Leben hin und her,
Als ob ich niemals glücklich wär',
Kann keinen Frieden mir erjagen
Und keine Heiterkeit und Ruh;
Und hab' in meinen schönsten Tagen
Nur einen Wunsch: Lebt' ich wie du!

Haben wir so als Grundzüge von Hoffmanns Dichtung die **kindliche Einfalt** der Volkspoesie und die überaus große **Sangbarkeit** erkannt, so muß noch dazu als Drittes die überraschend große **Mannigfaltigkeit in den Formen**, und zwar **neuer Formen** (Reime und mehr noch Strophenarten) genannt werden. Aehnlich wie die Minnesänger (die er eben auch von Grund aus studiert hatte) erfand er immer wieder neue „Töne", besonders neue Strophenarten. Mit Recht hat ihn die Kritik einen „Dichter ganz und gar" genannt, mit Recht ihn einen zweiten Walther von der Vogelweide genannt, wiewohl er diesen, was den Volkston betrifft, noch weit übertraf.

4) Der politische Schüler Hoffmann's war **Ferdinand Freiligrath** (geb. 1810 zu Detmold, Kaufmann, seit 1849 bis vor Kurzem als Flüchtling in London). In Amsterdam, wo er in einem großen Handelshause als Commis war, zog es ihn immer lebhafter zur Poesie. Hier schaute er nämlich mit den Augen seines Geistes über das Weltmeer hin nach den fernsten Ländern; so füllte sich seine Phantasie immer mehr mit Bildern und es drängte ihn, diese zu dichten. So wurde er der Dichter des Meeres und der Wüste, so zauberte er vor die Augen des heimathlichen Lesers Naturscenen und Scenen des Volkslebens aus allen Welttheilen:

bald ist es die Sahara mit ihrem Sandsturme und der Fata Morgana, bald die Tropenweltgegend Indiens oder Afrika's, bald sind es die Urwälder Amerika's oder die Karroo's des Cap-Landes ꝛc. Durch die überraschende Neuheit der Stoffe und besonders durch den Glanz der Form (kräftige Züge und lebhaftes Colorit) machte er sich einen Namen; aber es ist doch etwas Unnatürliches, Manierirtes, daß er so einseitig nach solchen fremden Stoffen haschte und das Vaterländische ganz aus dem Auge verlor. Jedoch verirrte er sich noch mehr, als er der Heimath sich zuwandte: denn nun sang er seine verfehlten politischen Lieder („Glaubensbekenntniß" 1844; „Politisch-sociale Gedichte" 1851); „wenn er früher seine Lieder mit dem Purpur des Meeres schmückte, jetzt färbt er sie mit Blut; wenn er früher die Friedenspalmen des Orients vor uns aufpflanzte, jetzt pflanzt er die Freiheitsbäume der Revolution auf; wenn er früher den Turban auf seine schwarzen Haare drückte, jetzt trägt er die Jacobinermütze" (Barthel). Sehr schön ist aber sein 1870 gedichtetes Lied: „Hurrah, Germania!" ebenso „die Trompete von Gravelotte."

1. Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch' ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luftiger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Caplands Heerden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne seh'n sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen;
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

2. Hurrah, Germania!

Hurrah, du stolzes schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juligluth
Wie ziehst du frisch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried und Freud und Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Aehrenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!

Da warfst die Sichel du in's Korn,
Den Aehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief athmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist in's Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Fluth des Main's!
Vergessen ist der alte Span;
Das deutsche Volk ist Eins!

Schwaben und Preußen Hand in Hand:
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh dir, Gallia!
Weh, daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes theure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art,
Für jeden heil'gen deutschen Hort —
Hurrah, zur Siegesfahrt!

Auf, Deutschland, auf und Gott mit dir!
In's Feld! Der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Blut's, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei wie nie zuvor!
Hurrah, Germania!
Hurrah, Victoria!
Hurrah, Germania!

Proben bei Kellner: Die Auswanderer.

5) Auch der für epische Poesie reichbegabte Gottfried Kinkel (geb. 1815 bei Bonn; Professor der Kunstgeschichte in Bonn; seit 1850 als Flüchtling in London) gehört hierher. Er wurde durch seine von revolutionären Ideen erfüllte excentrische Frau Johanna nicht nur zur Revolutionspoesie angeregt, sondern auch in die (badische) Revolution (1849) selbst und damit in das Unglück gehetzt. Seine lyrischen Gedichte fanden schon viele Leser; noch mehr, und mit Recht, seine epischen. Besonders gelangen ihm die poetische Erzählung, die Legende („Margaretha", „Dorothea", und zumal „Petrus") und die Beschreibung. Uebrigens ist auch das unstreitig anmuthigste (kleine romantische) Epos der Neuzeit: „Otto der Schütz" (vgl. S. 104) Kinkels Geistesproduct. Als dessen Grundgedanke strahlt hervor: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann". Auch seine nun verstorbene Gattin schriftstellerte: sie schrieb nämlich einen Roman.

6) Robert Prutz (geb. 1816 in Stettin; Professor der Literaturgeschichte in Halle; seit 1859 in Stettin privatisirend) goß auch seinen Haß, Witz, Satire gegen Staat und Kirche, gegen Thron und Altar in die poetische Form. Aber wie in diesen, so ist er auch in seinen anderen Gedichten mehr nur der Form nach Dichter; er arbeitet zu viel mit dem bloßen Verstand, und sollte mehr nur als Historiker und Kritiker schaffen. Am meisten Poesie enthält noch seine „politische Wochenstube", trotz ihrer Derbheiten und politischen Ausfälle. Der alte Spötter Aristophanes war ihm dabei Vorbild; und er macht es ihm noch besser nach, als selbst Platen.

7) Etwas gemäßigter, aber auch witzreich sang Franz Dingelstedt (geb. 1814 in Oberhessen; Theaterintendant in München, nun in Weimar) die „Lieder des kosmopolitischen Nachtwächters". Da er im Jahr 1843 Hofrath zu Stuttgart wurde, und eine Schwenkung machte, so fiel er bei seiner politischen Partei in Ungnade. Sein Trauerspiel („das Haus des Barneveldt") ist als recht gut kritisirt.

Dritte Gruppe.

§ 97. Die österreichischen Dichter.

1) Das fröhliche, liederreiche Oesterreich blieb natürlich bei dem Wiederaufblühen der deutschen Poesie nicht unthätig; aber dennoch blieb es in der vorigen Periode hinter dem übrigen Deutschland noch etwas zurück. Denn einerseits waren seine Poesien nur mehr Nachahmungen Klopstocks oder Lessings, Wielands oder Schillers (Pyrker sei ausgenommen); andererseits bewegte sich seine originale Poesie fast ausschließlich in demselben engen Kreise des heiteren Lebensgenusses. Während die außerösterreichische Poesie kühn und rasch zur Weltpoesie anwuchs, dichtete man dort immerzu fast nur Travestien, Possen, Singspiele, Opern, Marionettendramen, leichte Volkskomödien, Lieder in der Mundart. Aber merkwürdig, gerade wie man das Volk mit dem Polizeistock und durch die Censur in diesen engen Kreis des fröhlichen Dahinlebens hineinbannen wollte, da reagirte der gefesselte, unterdrückte Geist, er machte theils mit Mäßigung, theils in leidenschaftlicher Weise seine Rechte geltend, und zwar zuerst in der Poesie. Der erste österreichische Dichter nun, welcher sein Haupt freier erhob, und in dessen Dichtungen also eine gewisse, wenn auch milde Freiheitsluft wehte, war von Zedlitz. Eben deßhalb stellen wir ihn auch hierher an die Spitze dieser Gruppe, obgleich er vielfach als ein ächter Romantiker angesehen wird, und nicht ganz mit Unrecht, und obgleich er auch zu den Schicksalsdramatikern zu zählen wäre.

2) Johann Christian von Zedlitz* (geb. 1790 auf Schloß Johannisberg in österreichisch Schlesien) nahm als Militär an den Schlachten von Regensburg, Aspern und Wagram Theil, wurde später kaiserlicher Kammerherr, bekam verschiedene diplomatische Posten und lebt nun zu Steyermark. Gleich seine „Todtenkränze" brachten ihm lebendige, nie ganz verwelkende Ehrenkränze; denn er zeigte sich darin als Meister der modernen Elegie.

In diesem herrlichen Canzonencyklus führt er, oder vielmehr der Geist des Grabes (weil das Ganze in eine Vision eingekleidet ist), den Leser zu den Gräbern großer Helden (Wallensteins, Napoleons), maßlos Liebender (Petrarca und Laura), unglücklicher Dichter (z. B. Tasso's, Byrons[1]), und gibt uns

---

[1] Lord George Byron (geb. 1788 zu London, gest. 1824 zu Missolunghi) ist trotz aller Verirrung, trotzdem er in England selbst so vielfach angefeindet ist, doch nach Shakespeare der größte englische Dichter, d. h. weniger als Dramatiker, wie als Ependichter und ganz besonders als Lyriker.

hier zu beherzigen, wie das Feuer der Begeisterung ihr und vieler Anderen Lebensglück zerstört habe; dann aber führt er uns auch zu den Gräbern Solcher, deren Begeisterung für das Edle, Gute hier schon seinen Lohn brachte, nämlich zu den Gräbern von Wohlthätern der Menschheit, Volksbeglückern ꝛc. (z. B. Joseph II., Max Josephs von Bayern, auch Shakespeare's) und schließt hier mit seinem Preise der Begeisterung und der Hoffnung, daß sie unter Gottes Beistande eine schönere Zukunft herführen würde. —

Seine kleineren Gedichte, zuweilen sinnlich-üppig, reichen bei weitem nicht an jene Canzonen hin: nur zwei oder drei sind von besonderem Werth, darunter die allbekannte „Nächtliche Heerschau". Das Publikum war deßhalb auch kühler gegen den Dichter geworden. Um so freudiger schlugen ihm wieder die Herzen zu, als sein liebliches, „in achtzehn Abenteuern" gegliedertes Märchen „Waldfräulein" im Jahr 1843 erschien.

Es ist ein durchaus harmloses Gedicht, frei von allen Anspielungen auf Zeit und Gegenwart. Es bewegt sich aber auch ganz und gar auf dem Boden der alten Romantik, hat die Minnelust im Walde, die Waldeinsamkeit, Glockengeläut, leider jedoch auch das mit so vielen romantischen Dichtungen gemein, daß die Schilderung der sinnlichen Liebesgluth in dem Ganzen allzusehr überwiegt, und es somit keineswegs als Jugendlektüre geeignet ist.

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveil und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefsten Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blut'gen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter'm Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Seine Verirrung bestand aber darin, daß er der Schöpfer der Poesie der „Zerrissenheit" und des sog. „Weltschmerzes" wurde. Das Zerwürfniß mit Gott und sich und der Welt, Menschenhaß, Verzweiflung an der Gegenwart, Ekel am Leben, dieß Alles hauste eben in seiner Brust und floß in alle seine großen Dichtungen ein. Da er anfangs dieser 8. Periode der Polarstern unserer deutschen Poesie wurde, so lebte „das junge Deutschland" auf.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr;
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis,
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis';

Das Wort geht in der Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich!" heißt die Parole,
Die Losung: „St. Helena!"

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Proben bei Kellner: Deutsches Lied; der Blick zum Himmel.

3) An Kleist und Hölderlin zugleich erinnert der unglückliche Nikolaus Lenau* (Dichtername für Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau). Er wurde 1802 zu Csatad (Tschatad) unweit Temesvar geboren. Der kleine „Niki" war zwar knabenhaft wild, aber kindlich, ja engelhaft fromm. Diesen Schatz kindlichen Glaubens nahm er, 17jährig, auf die Universität (Wien) mit. Nun blendete ihn das Licht der Wissenschaft; des Zweifels Wurm legte sich nagend an seine Seele. Er dürstete, ja er lechzte zwar fort und fort nach der Wahrheit; er streckte verlangend die Hände aus nach dem verlorenen Glauben der Kindheit, und er forschte so eifrig wie Lessing: wurde aber, was bei Lessing nicht der Fall war, immer unglücklicher bei der Erfolglosigkeit seines Forschens, weßhalb er ausruft:

Und in der Forschung Wälder trat, ein Thor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all' des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.

Im Laufe von 25 Jahren war endlich sein Geist so von jenem Wurm des Zweifels zernagt, so von dem Heimweh nach dem Glauben zerrissen, daß er (er war gerade auf Besuch in Stuttgart) am 29. September 1844 von unheilbarem Wahnsinn befallen wurde, und erst nach sechs jammervollen Jahren (1850) in einer Privat-Irrenanstalt zu Oberdöbling (bei Wien) starb.

Der Arme hatte sein schreckliches Loos vielfach geahnt. Denn trotz seines für Liebe so empfänglichen Herzens wich er doch einer Verlobung lange scheu aus; er will ja die Erwählte nicht unglücklich machen:

Ja mich rührt dein Angesicht
Und dein Herz das liebevolle;
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Meine Freuden starben mir,
In der Brust, bestürmt, gespalten;
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Und ein trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder,
Kind, mir würde um dich bang —
Flieh! es krachen die Geländer!

Freilich verlobte er sich endlich doch (August 1844), und er sah jubelvoll der Zukunft entgegen — aber nach wenigen Wochen zerriß dieses Traumgebilde. Noch ergreifender drückt seine Ahnung ein Sonett aus, das er auf der letzten Reise zwischen Zernolding und München, wo er seinen Freund Just. Kerner besuchen wollte, dichtete:

's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.

Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele;

Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,

So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer —; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken! —

Wollen wir ihn als Dichter krönen, so müssen wir vor Allem seine Lyrik preisen. Zwar ist der tiefe innere Schmerz (die Klage über verlornen Glauben und verlorne Liebe, Heimweh nach der Mutter, nach dem Glück der Kindheit, Sehnsucht nach dem Tode, der alle Qualen enden soll) die Grundstimmung wie seiner Harfe überhaupt, so auch seiner Lieder: allein er schließt uns doch ein so reiches und edles Herz darin auf; er singt so überaus zart und wohltönend, so tieffühlend, daß er unendlich ergreift. Und nicht bedeutungslos ist es, daß er sich zu Just. Kerner so sehr hingezogen fühlte; er theilte mit ihm den vertrauten, einsamen Verkehr mit der Natur, das Sehnen nach der Mutter Natur. Darum gelangen ihm denn auch die Naturdichtungen ganz besonders gut; es sind seine lieblichsten Erzeugnisse, um so mehr, als er, am Herzen der Mutter Natur liegend und singend, seinen Gram, wenn auch nicht ganz vergißt, doch viel leichter nimmt. Er mahnt in der Auffassung der Natur alsbald an Hebel, indem er die Dinge und

Kräfte der Natur zu Personen belebt. Man höre nur eines seine „Schilflieder", die zum Vollendetsten seiner Lyrik gehören:

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes heller Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

Ebenso herrlich ist das Gedicht: „der Lenz", wo des Dichters Lebenshimmel ganz wolkenlos im reinsten Blau erscheint. — Ebenso lebhaft schildert er uns das Meer, die fernen Urwälder Amerika's (denn Lenau flüchtete einmal, Frieden suchend, aus den Wäldern der Forschung in jene der Natur, wiewohl vergebens), und besonders feurig (wie es einem Ungar geziemt) sein engeres Vaterland Ungarn, dessen Steppen und Volksleben („die drei Zigeuner"). — Aus dem Letztgesagten darf man aber nicht schließen, als ob Lenau nur Ungar gewesen, nur als solcher gefühlt: auch Deutschland galt ihm als Vaterland; nach ihm breitet der Ausgewanderte sehnsuchtsvoll seine Arme aus und singt in heller Freude nach der Landung auf deutschem Boden:

Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang,
O wie sehnt' ich mich zurück so bang
Aus der weiten, fremden Meereswüste
Nach der lieben, fernen Heimathküste.

Endlich winkte das ersehnte Land;
Jubelnd sprang ich an den theuern Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimathlichen Bäume.

Hold und süßverwandt, wie nie zuvor,
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr.
Gerne nach so schmerzlichem Vermissen
Hätt' ich jeden Stein ans Herz gerissen.

Ebenso begeistert ihn die Freiheit; seine „Polenlieder" bezeugen dieses. Mit weniger Geschick und Glück behandelte er große epische Stoffe, wie er es in seinem „ewigen Juden", in seinem „Faust", in seinem „Savonarola" und endlich in seinen „Albigensern" versuchte.

Daß er in seinem verzweifelten, erfolglosen Jagen nach Ruhe sich wie ein Ahasver vorkam, und ebenso wie der Alles erforschen und ergründen wollende Faust, begreift sich. So ist es denn eben auch nur immer Lenau, und zwar er ganz allein, ganz und gar, der darin die Hauptrolle spielt. „Breit und

zerflossen, nur von wenigen schönen Klängen durchbrochen, dagegen meist düster und oft häßlich erscheint „Savonarola““ (Lindem.). Die „Albigenser“ sind künstlerisch noch mehr mißlungen, als die vorhergenannten Epen.

1. Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein lustiges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund,
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing;
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken;
Aber sie boten trotzig und frei
Spott den Erdengeschicken.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun
Den schwarzlockigen Haaren.

2. Vision.

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mähn' und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnputz,
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stutz.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durch's Land Tyrol, allein,
Der Waldstrom braust und stürzt mit [Macht,
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans hoch dort oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied;
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch;
Kaum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß den Sporn,
An den vergeßnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege liegt ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg ragt;
Seitwärts gewandten, finstern Blicks,
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durch's Land Tyrol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, lebwohl! lebwohl!
Du siehst mich nimmermehr!“

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein;
Grab zu. — Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundert Neun.

Probe bei Kellner: Der Postillon.

4) Graf Anton Alexius von Auersperg* aus Krain (geb. 1806 zu Laibach, k. k. Kammerherr), welcher meist auf seinen Gütern in Krain, zuweilen auch in Wien lebt, trat als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün auf. Seine Muse sollte

sich nämlich nicht in Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung verzehren, sondern bekränzt sein mit dem Immergrün der freudigsten Hoffnung auf eine bessere, freiere und, wie er will, aufgeklärtere (?) Zukunft. Er ist kein revolutionärer Sänger, aber sonst der kühnste Freiheitssänger Oesterreichs. „Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt“, das ist seine Parole. Besonders zeigt er sich so in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ (1831), worin er gegen geistige Grenzsperre, Censur, geheime Polizei und „Pfaffenthum“ zu Felde zieht. Noch andere Dichtungen ähnlicher Art folgten. Ein österreichischer Graf als Vorkämpfer des Liberalismus, der mußte damals freilich Bewunderung und Beifall ernten. Um so mehr, als er so leichte und schöne Verse machte, so jugendlich frisch sang! Aber er hatte schon vorher sich als achtungswerthen Dichter erwiesen, besonders durch sein Epos: „Der letzte Ritter“ (1830), was gleichsam ein moderner Theuerdank (vgl. S. 113) ist, indem es das Leben des Kaisers Max I. dichterisch behandelt. Späterhin erschienen noch zwei Epen von ihm: „Die Nibelungen im Frack“ (gegen seine Verleumder, besonders Herwegh, gerichtet) und „Der Pfaffe von Kahlenberg“, eine humoristische Schilderung mittelalterlicher Zustände, die wenig Anklang fand. Unter seinen übrigen kleineren Dichtungen sind einige äußerst gehaltvoll, z. B. „Die Baumpredigt“, „Der letzte Dichter“.

1. Karl der Kühne und Maximilian zu Trier 1473.

Es war zu Trier, da saßen zwei Fürsten beim goldnen Wein;
Kein Schranze lauschte spähend, und nur der Ampel Schein
Verrieth hier eine Krone auf einem narb'gen Haupt,
Und dort ein lächelnd Antlitz, von Rosen leicht umlaubt.

Der Ein' ist reich an Thaten, ein düstrer Held zu sehn,
Der Andre frisch wie Cedern, so heiter und so schön;
Der Eine schien ein Herbsttag, der heim die Garben trägt,
Der Andr' ein Frühlingsmorgen, der Saaten der Hoffnung hegt.

Der glich dem moos'gen Eichbaum, an dem die Axt schon liegt,
Der Andre dem schlanken Sprößling, den Gärtnerhand noch biegt;
Der schien die Sonn' im Westen, die blutig untergeht,
Und Jener der Stern der Liebe, der lächelnd im Osten steht.

Es dünkt dem ernsten Helden sein Lenz auf's Neu erblüht,
Wenn er dem herrlichen Jüngling in's Flammenauge sieht.
Der aber fühlt sich mächtig vom Fittig der Zeit umrauscht,
Wenn er des düstern Genossen tief ernster Rede lauscht.

Der Ein' ist reich an Siegen, und rasten möcht' er nun:
Den Andern drängt's nach Thaten, um glorreich dann zu ruhn.
Der Eine heißt der Kühne im ganzen schönen Burgund,
Und Oestreichs Max, den Andern, nennt jeder deutsche Mund.

Sie sah'n sich stumm in's Auge und drückten Hand in Hand,
Und füllten die Pokale bis an den goldnen Rand;
Der Freundschaft Rosenfinger, mit Zügen leicht und mild,
Malt tief in's Herz indessen dem Freund des Freundes Bild.

Und wie ein Bild Madonnens, dem Eichbaum angeschmiegt,
So glänzt das Frauenbildniß [1], das Karln am Busen liegt,
Ganz gleicht's ihm, wie der Sonne in Seen ihr Wiederschein,
Nur sanfter, als das Urbild, und milder blickt' es drein.

Die Sonne blendet das Auge, doch nicht ihr Wiederschein;
Drum blickte Max in's Bildniß so lang und gern hinein;
Und wenn mit Karls Pokale der seine zusammenhallt,
Weiß selbst er's nicht zu sagen, wem wohl sein Becher galt.

Früh Morgens, als beim Abschied man sah die Fürsten stehn,
Warm Herz an Herz gepresset, da war es schön zu sehn,
Wie ihre Krieger auch standen und Hand der Hand sich bot,
Und über allen Landen aufglomm ein Morgenroth.

2. Die Baumpredigt.

Um Mitternacht, wenn Schweigen rings,
Beginnt's durch Waldesräume,
Und wo sonst Büsch' und Bäume stehn,
Zu flüstern, rascheln und zu wehn;
Denn Zwiesprach halten die Bäume.

Der Rosenbaum loht lustig auf,
Duft raucht aus seinen Gluthen:
„Ein Rosenleben reicht nicht weit!
Drum soll's, je kürzer seine Zeit,
So voller, heller verbluten."

Die Esche spricht: „Gesunkner Tag,
Mich täuscht nicht Glanz und Flittern!
Dein Sonnenstrahl ist Todesstahl,
Gezückt auf's Rosenherz zumal,
Und bangend muß ich zittern!"

Die schlanke Pappel spricht, und hält
Zum Himmel die Arm' erhoben:
„Dort strömt ein lichter Segensquell,
Der rauscht so süß und glänzt so hell,
Drum wall' ich sehnend nach oben!"

Die Weide blickt zur Erd' und spricht:
„O daß mein Arm dich umwinde!
Mein wallend Haar neig' ich zu dir,
Drein flechte deine Blumen mir,
Wie Mütterlein dem Kinde!"

Drauf seufzt der reiche Pflaumenbaum:
„Ach, meine Füll' erdrückt mich!
Nehmt doch die Last vom Rücken mein!
Nicht trag' ich sie für mich allein,
Was ihr mir raubt, erquickt mich!"

Es spricht die Tanne guten Muths:
„Ob ich an Blüthen gleich darbe,
Mein Reichthum ist Beständigkeit;
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
Nie ändr' ich meine Farbe!"

Der hohe, stolze Eichbaum spricht:
„Ich zittre vor Gottes Blitzen!
Kein Sturm ist mich zu beugen stark,
Kraft ist mein Stamm, und Kraft mein Mark!
Ihr Schwächern, euch will ich schützen!"

Die Epheuranke thät an ihn
Sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,
Und wer nicht gerne steht allein,
Mag an den Freund sich schmiegen!"

Drauf sprachen sie so Manches noch;
Ich hab' es halb vergessen;
Noch flüsterte manch heimlich Wort,
Es schwiegen nur am Grabe dort
Die trauernden Cypressen.

---

[1] Maria von Burgund, später Maximilians Gattin.

O daß die leisen Sprüchlein all'
Ein Menschenherz doch trafen!
Was Wunder, wenn sie's trafen nicht?
Die Bäume pred'gen beim Sternenlicht,
Da müssen wir ja schlafen.

5) Zwei in ihrer Dichtungsweise extreme Dramatiker gehören auch hierher, von denen der eine zwar kein geborener Oesterreicher, aber doch dort seine zweite Heimath gefunden hat: Friedrich Halm* (Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen; geb. 1806 zu Krakau, seit 1845 Custos der k. k. Bibliothek) wurde durch seine frühe Vorliebe für die Bühne zu dramatischen Versuchen angeregt und durch seinen hochgebildeten Lehrer, einen Benediktiner, zur Veröffentlichung angeregt. Gleich sein erstes Drama „Griseldis" (1834) wurde auch mit einem Beifallssturme aufgenommen, daß es sofort überall in Deutschland über die Bretter ging. Doch erhielt sich der Beifall aus guten, von der Kritik längst erkannten Gründen nicht in seiner Stärke. Nach einigen geringen Stücken gewann er sich aber durch den „Sohn der Wildniß" noch viel mehr Beifall, als durch „Griseldis", so daß das Stück in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde. Er stellt darin „die Macht dar, welche die Liebe und Kultur über den rohen Naturmenschen ausüben". Aber es fehlt diesem, wie allen seinen Stücken, und auch seinem neuesten Drama („Fechter von Ravenna"), die Naturtreue, wie denn z. B. die Pathenia in dem „Sohn der Wildniß" nicht sowohl ein einfaches griechisches Mädchen aus dem alten Massilia ist, als vielmehr eine moderne Balldame. Und noch ein Hauptfehler seiner Dramen ist das Weichliche, Süß-Lyrische, was er den Spaniern abgelernt, aber gerade für das Drama am wenigsten sich eignet. — Der Andere, Friedrich Hebbel (geb. 1813 im Dithmarschen; seit 1846 in Wien, wo er vor einigen Jahren starb) verdunkelte alsbald den Erstgenannten. Er besaß in der That ein eminentes Talent (reiche Phantasie, kraftvolle Sprache und vorzügliche Gabe der Gestaltung). Leider verirrte er in Folge der Sucht nach dem Originellen und Ungeheuerlichen, nach dem Schreckhaften und ästhetisch wie sittlich Widerwärtigen („Judith", „Genovefa", „Maria Magdalena") so, daß das Publikum allmählig gegen ihn erkaltete.

Probe aus Kellner: Das Kind am Brunnen.

6) Zwei geborene Böhmen stellen sich zu dieser Gruppe, die ihr recht zur Zierde gereichen. Der Eine, Adalbert Stifter* (geb. 1805 im Budweiser Kreise; nach verschiedenartigen Studien Lehrer des jungen Metternich; seit 1848 in Linz als Schulrath;

seit 1867 pensionirt; starb im Januar 1868), eines schlichten Leinewebers Sohn, „ist vielleicht einer unserer reinsten und jungfräulichsten Dichter, die wir haben" (Barthel). Er wurde erst durch seine „Studien" bekannt, eine Reihe novellenartiger Dichtungen. Darin verräth sich gar deutlich seine Vorliebe für Musik, Malerei und Naturwissenschaft. Die darin herrschende lyrische Grundstimmung verräth nämlich seine Liebe zur Musik; die Landschaftsmalerei, welche er darin so gern, aber auch so meisterhaft wie kaum ein anderer Dichter übt, und die Treue seiner Naturschilderungen bekunden die anderen edlen Passionen. „Auch seine „Bunte Steine" haben des Guten viel und zeigen ihn als „Maler mit der Feder", bes. „der Bergkristall". Möchten recht Viele Stifters Werke lesen; Genuß und Nutzen zugleich sind ihnen gewiß!

7) Noch bedeutender ist der andere Böhme, Karl Egon Ebert*. Er wurde 1801 zu Prag geboren, bereitete sich zu Haus und dann bei den Piaristen zu Wien auf die Universität vor und studierte in der Vaterstadt Philosophie und Jus. 1825 stellte ihn der weiland allbeliebte, kunstbegeisterte Fürst zu Fürstenberg Karl Egon als Bibliothekar und Archivar an, beförderte ihn (1829) zum Archivdirektor, 1848 zum Hofrath und 1854 zum Oberverwalter des böhmischen Fürstenthums. Seit 1857 lebt er als Pensionär in Prag. — Ebert hielt sich anfangs für das Drama besonders befähigt, und schrieb an 20 Dramen zusammen. Doch merkte er bei Zeit, daß er mehr bei der Lyrik und Epik bleiben solle. Er thats und schuf, wie Uhland aus der heimathlichen Geschichte und Sage schöpfend, eine Reihe so trefflicher Balladen, Romanzen und Legenden, daß man eigentlich alle aufzählen müßte, wenn man die gutgelungenen ausheben wollte. Ueberaus lebendig und doch gedrängt, volksthümlich einfach ist „Schwerting, der Sachsenherzog"; sehr ergreifend „Dalibor, der gefangene Geiger", ebenso „Frau Hitt".

Insofern er gern nach schauerlichen Stoffen griff, erinnert er an Chamisso; doch auch das Erhabene sucht er mit Vorliebe auf. An diese kleinen epischen Dichtungen schließen sich größere, entweder aus einzelnen Romanzen bestehend (z. B. „Otto der Schütz"), oder zusammenhängend („der Schild", in gut gelungenen italienischen Octaven), an.

Ueberaus gefeiert wurde er in Böhmen, als er das böhmisch-nationale Epos „Wlasta" (in drei Büchern) herausgab.

Er stellte darin die Sage des böhmischen Mägdekriegs dar. Die zahlreichen Schilderungen sind meist von großer Schönheit, der Stoff ist gut geordnet, die Sprache trefflich; aber sonst hat das Epos doch Hauptmängel, die schon Goethe hervorhob. „Der Dichter hat sich zu wenig an die Chroniken, an die Ueberlieferung gehalten, und dafür nach Art der Romantiker zu viel phantasirt, darum hat er auch die Hauptcharaktere und gerade den der Heldin verzeichnet" (Kurz). Ueberdieß ist das Epos zu empfindsam gehalten, von

einer gewissen Sentimentalität durchweht, die zu dem wilden Treiben der Zeit und des Volkes, wie das Epos sie schildert, doch gar nicht paßt. Aehnlich empfindsam ist seine jüngste Novelle „das Kloster".

1. Frau Hitt.

Wo schroff die Straße und schwindlig jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerin.

Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm
Und schlummert' in süßer Ruh;
Die zärtliche Mutter hüllt' es warm
Und wiegt' es und seufzte dazu.

„Du freundlicher Knabe, du liebes Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß;
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß."

„Zur Speise hast du ein hartes Brod,
Das ein Anderer nimmer mag;
Und wenn dir Jemand ein Aepflein bot,
So war es dein bester Tag."

„Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar;
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar."

So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schaun.

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die Reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an,
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
Blickt vor- und rückwärts herum,
So weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
Ist all' mein Eigenthum."

„Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Winke bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!“

Die Bettlerin hört's und rafft sich auf,
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf,
Und fleht in kläglichem Ton:

„O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmt euch sein!
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!“ —

„Weib, bist du rasend?“ zürnt die Frau,
„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist all', was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer.“ —

„Gott behüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt!
O so gebt mir, gebet, was ihr wollt,
Und was ihr entbehren könnt!“

Da ziehet Frau Hitt ein hämisch Gesicht,
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht,
Und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!“

Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme ziehn,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glühn.

Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist du so faul?“
Sie treibt ihn durch Hiebe und Stöße zum Ritt;
Doch fühllos steht der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft,
Und gebrochen den kecken Muth;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand;
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen hervor,
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzet, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

2. Schwerting der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
„Warum ihr mich geladen zu solcher Tafelrund'?
„Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
„Da hofft' ich euch zu finden in güldenem Gewand."

„„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
„„Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht,
„„Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt,
„„Wär' eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.""

„„Doch, mein' ich, gibt's noch Mittel, zu lösen solches Erz,
„„Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz,
„„Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
„„Das muß den Eidschwur löschen, und tilgen niedre Schmach!""

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter mit Fackeln allzumal,
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings leises Wort,
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswuth empor,
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: „'s ist die Stund' gekommen", sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt! steh und laß erproben dein ritterliches Mark,
„Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand,
„Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!"

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut':
„Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf,
Der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wüthend auf.

„Schau hin, du stolzer Sieger, erzittre, feiges Herz;
„So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!"
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen Alle, und nieder stürzt das Haus.

8) Vielleicht der einzige wahrhaft satirische Dichter der Gegenwart ist der Wiener Weltpriester Dr. Sebastian Brunner* (geb. 1814; Kaplan und Redakteur des Wiener Kirchenblattes). Freilich ist er derb, bisweilen zu derb; man darf aber darob seinem Genie, seinem durch und durch sittlichen und christlichen Streben die Anerkennung nicht versagen, so wenig man sie einem Sebastian Brandt, einem Fischart, einem Murner versagt, die für ihre Zeit nicht feiner waren. An Brunner fanden aber die Weltschmerz- und revolutionären Dichter, sowie alle, deren Poesie vom „Pfaffenthum" und vom „Pfaffenwahn" lebt, ihren ebenbürtigen und furchtlos kämpfenden Gegner. Sein „Nebeljungenlied" schildert ihr Dichten und Trachten mit beißendstem Humor. In seiner „Prinzenschule zu Möpselglück" geißelt er die Eitelkeit und Anmaßung so vieler Gelehrten. Die „Welt ein Epos" führt den Gedanken aus, daß im kleinsten Geschöpf sich der Schöpfer spiegle und den Zweifler widerlege. Seine humoristische Novelle „Fremde und Heimath" läßt uns einblicken in sein eigenes Leben und Denken. Er selbst wanderte eine Zeit lang auf den dürren Haiden der gottentfremdeten Poesie und schwamm im Weltstrome mit; aber dieß Alles ließ sein Herz öd und leer, wie er selbst in einer Sylvesterabend-Phantasie bekennt:

Collegen und Freunde, so kommet doch bald,
Sonst gehet ja Alles zu Grunde,
Der Wein wird warm und der Punsch wird kalt,
Und ich will doch, daß es euch munde.

Jetzt gibt es ein Lärmen, jetzt gibt's eine Freud',
Ihr Freunde seid doch nur ein wenig gescheidt,
Dort stehen die Flaschen beisammen dicht,
Ach Freunde, zerbrecht doch die Flaschen nicht!

Da ist man so lustig, da ist man so froh,
Da brennet der Geist ganz lichterloh,
Da zucken die Witze Schlag auf Schlag,
Das ist ein fideler Sylvestertag.

Die Lust doch, die dauert nicht ewig fort,
Und bald sinkt ermüdet das fröhliche Wort,
Lange Pausen drängen sich ein,
Der Pendel der Uhr schlägt dazwischen drein.

Wir können nicht ewig beisammen sein,
Das bleibet doch ewiglich Schade,
Wer haltet den Lauf der Zeiten ein,
Den Umschwung vom mächtigen Rade?

Das flieht, das flieht, wie der rauschende Wind,
Das eilt, das eilt, wie der Vogel geschwind —
Es gefiel uns auf Erden doch gar so gut.
Schad, daß es nicht länger dauern thut.

Horch, horch, was tönt für ein Glockenklang,
Horch, horch, was tönt für ein Grabgesang? —
Das Leichenlied ist es vom alten Jahr,
Schon liegt es auf seiner Todtenbahr!

O Ewigkeit! o Ewigkeit!
Gib mir deinen Schlüssel zu Handen!
Ruht dann meine Seele von ihrem Streit?
Ist frei sie von ihren Banden?

Wohl hab' ich mir schon oft gedacht,
Das Thor der Wahrheit sei aufgemacht,
Wenn ich in gar hohen Büchern las,
Und Himmel und Erde darüber vergaß!

Da tret' ich in's neue Jahr hinein,
Was hab' ich von all' meinem Lesen,
Soll ich noch fürder der Esel sein,
Der ich zuvor gewesen?

Und hab' mir so große Hoffnung gemacht,
Dies Jahr die Wahrheit zu finden.
Ich las bei Tag oft und las bei der Nacht,
Was soll nun mein Plagen und Schinden?

9) Drei Wiener Kinder, deren Dichternamen einen guten Klang haben, dürfen hier nicht fehlen: Johann Nepomuk Vogl* (geb. 1802; Beamter zu Wien), der Vater der österreichischen Ballade, an Müller, Körner und Lenau anklingend; einige seiner Gedichte (darunter auch „Lyrische Blätter“ sind), z. B. „das Erkennen“, „Vöglein ohne Rast und Ruhe“, wurden trefflich componirt und so weit und breit bekannt. — Viel Aehnlichkeit mit ihm hat Joh. Gabriel Seidl* (geb. 1804; 1829 Gymnasiallehrer zu Cilly; 1840 Custos am k. k. Münz- und Antikencabinet zu Wien; seit 1856 k. k. Schatzmeister). Er dichtete Lieder, Romanzen („das Glöcklein des Glücks“, „Hans Euler“), Novelletten 2c. Wir werden ihn nochmals (in § 100) als dialec-

tischen Dichter nennen. Endlich Ernst von Feuchtersleben* (geb. 1806; Arzt in Wien; wo er schon 1849 starb) schenkte uns unter seinen Gedichten auch das schöne, von Mendelssohn componirte, hier beigedruckte Abschiedslied. Berühmt ist er durch seine „Diätetik der Seele", ein belehrendes Werkchen, worin er den Frieden der Seele als das zu erstrebende Ziel des Menschen preist und den Satz ausspricht, daß unser Glück, unsere Freiheit und Gesundheit auf der beharrlichen Liebe zu Gott ruht.

1. Die Sieger.

(Von Vogl.)

Es sitzen zu Wien im Kaisersaal
Die Fürsten und Helden in reicher Zahl.
Sie haben entsetzet die bange Stadt,
Nach der so gelüstet den Heiden hat.
Und als nun geendet das reiche Mahl,
Und freudig geleert der Siegespokal,
Spricht Einer: „Genug nun mit Sang und Klang!
Nun sagt, wer die beste Beute errang!"
Ein Pole entgegnet: „Des Sultans Gold
Hab ich mir aus seinem Zelte geholt."
Ein Lothringer drauf: „Sein stolzes Panier
Erkämpft' ich mit blutigem Degen mir."
Ein Wiener sodann: „Manch reiches Gewand
Entriß ich den Flücht'gen mit dieser Hand."
Ein Andrer: „Ich wählt' in aller Eil
Kameel' und Pferde zu meinem Theil."
So wußte ein Jeder nach seiner Art
Zu sagen, was ihm für Beute ward.
Nur Einer im Kreise der Sieger saß,
Der über die Andern das Wort vergaß.
„Wie stumm doch, Herr Bischof! Bekennet auch ihr,
Mich dünkt, ihr errangt das Geringste schier."
Herr Kollonitsch, also der Bischof hieß,
Entgegnet mit Lächeln: „Eins ist gewiß:
Was ihr auch erlangt durch der Heiden Flucht,
Nach meiner Beute hat Keiner gesucht.
Und doch ist's das Köstlichste in der That,
Was man erobert vom Schlachtfeld hat."
Drauf winkt er den Dienern, aufthut sich das Thor,
Da dränget ein Heer sich von Kindern hervor,
Von Knaben und Mägdlein, so zart und hold,
Die Wangen wie Röslein, die Locken wie Gold.
Die sinken auf's Knie vor dem Gottesmann
Und schmiegen mit Weinen an ihn sich an.
„Das ist meine Beute," der Bischof sagt,
„Nach der hat nicht Einer von euch gefragt.
Ich fand sie verlassen in Harm und Noth,
Erwürgt ihre Mütter, die Väter todt.
Da führt ich sie alle nach Wien herein,
Und will den Verwaisten ein Vater sein."

Und als er zu ihnen gesagt das Wort,
Gestanden beschämt die Anderen dort,
Was Alle sie auch nach Hause gebracht,
Nichts gleiche der Beute, die er gemacht.

2. Hans Euler.

(Von Seidl.)

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh, laß den Mann herein!
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein.“
„Grüß Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch!
Das Brod ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch.“ —

„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Noth mir thut;
Doch so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut.
Wißt ihr? vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht;
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr todt.“

„Und als er rang am Boden, da schwur ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wollte rächen, früh oder spät, an euch!“ —
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und kommt ihr, ihn zu rächen, — wohlan, ich bin bereit!“

„Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand,
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand.
Den Säbel, Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug;
Und soll ich nimmer kommen — Tyrol ist groß genug!“

Sie gehen miteinander den nahen Fels hinan,
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hintendrein,
Und höher stets mit Beiden der liebe Sonnenschein.

Nun stehn sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt:
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust;

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft,
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das sehn die Beiden droben, dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt.“

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen in's Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!“

3. Auf Wiedersehn.

(Von Feuchtersleben.)

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man, was man am liebsten hat,
Muß meiden;
Wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als Scheiden, ja Scheiden!

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Wasserglas, —
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wisse, ja wisse!

Und hat dir Gott ein Weib bescheert,
Und hältst du sie recht innig werth,
Die deine:
Es werden wohl acht Bretter sein,
Da legst du sie, wie bald! hinein;
Dann weine, ja weine!

Nun mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn!
Wenn Menschen auseinander gehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Ja Wiedersehn!

Proben von Vogl's Poesie bei Kellner: Das Erkennen; Heinrich der Vogler; Die Recensenten.

Proben von Seidl's Poesie bei Kellner: Der Aelpler und der Fischer; Auf dem Balle; Glück und Unglück; Das Glöcklein des Glücks.

10) Der jüngste dieser Gruppe, zugleich eines ihrer größten Talente, ist Robert Hamerling*. Derselbe ist im Jahre 1832 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren. Seine Jugend verfloß unter den ärmlichsten Verhältnissen. Als Chorknabe im nahen Cisterzienserstift Zettl wurde er von den dortigen Patres zum Studium angeregt und auch unterrichtet, bis er mit seinen Eltern nach Wien übersiedelte. Hier absolvirte er Gymnasium und Hochschule, bloß seinen Studien (er war Philologe), poetischen Träumen und Idealen lebend. Im Jahre 1855 wurde er am Gymnasium zu Triest angestellt, aber schon 1866 wegen Kränklichkeit pensionirt. Darum siedelte er nach Graz über, wo er seitdem trotz kränklichen Körpers eifrigst der Muse dient. — Als Dichter nun hat er sich, und mit Recht, einen großen

Namen durch sein in fünffüßigen Jamben geschriebenes Epos „Ahasverus in Rom" erworben. Seit dem Jahre 1866 hat es bereits 6 Auflagen erlebt.

Der eigentliche Held des Epos ist Kaiser Nero, der unnatürliche, Menschen und Göttern zum Hohn lebende Tyrann und Repräsentant des in Pracht, Verschwendung, Unzucht, Blut und Brand aufgehenden Roms. In ihm will der Dichter „das Leben uns an einem Ziele zeigen, wornach vielleicht es wieder einmal steuert", in jenem Rom mit seinen Genüssen und Verbrechen unserer und der nachkommenden Zeit den Spiegel vorhalten. Der ewige Jude ist hier zum ewigen Kains-Menschen umgewandelt, und so dem Nero als Gegensatz hinzugesellt, „die tiefste Todessehnsucht zugesellt dem höchsten Lebensdrang". — Die Schilderungen sind von seltener historischer Treue und Anschaulichkeit, und es verräth das Epos in allem Uebrigen eine große poetische Kraft, einen der begabtesten und ernstesten Dichter der Gegenwart. Dennoch muß es ausgesprochen werden: „Das Erscheinen dieses Buches ist im Interesse der Sittlichkeit tief zu bedauern." [1] Der Dichter bleibt zwar überall edel; aber er hat fast nur Häßliches und Lasterhaftes zu schildern und er schildert es viel zu sehr in das Einzelne gehend und viel zu üppig.

Drei Jahre später ließ er ein zweites (leider in Hexametern gedichtetes) großes Epos, „der König von Sion", zehn Gesänge umfassend, vom Stapel. Er behandelt darin das 15 Monate dauernde Wiedertäuferreich in Münster. Der Held des Epos ist demgemäß „Jan von Leyden". Auch hierin zeigt sich Hamerling als den bedeutendsten Epiker der Gegenwart; dennoch müssen wir einem Kritiker, der unserem Dichter in künstlerischer Hinsicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, beistimmen, wenn er sagt: „Geschichte, Sittlichkeit und Christenglaube protestiren gegen eine solche Dichtungsweise" (Hülskamp). Und wenn wir auch Fehlgriffe wie z. B. das krasse Abweichen von der Geschichte, das Idealisiren der wiedertäuferischen Bösewichte mit dem Schatten Schillers decken wollen, so müssen wir um so mehr es dem Dichter zum Vorwurfe machen, daß er um ein volles und freies Bild herzustellen Dinge breit und lüstern ausmalt, die der Sänger kaum leise andeuten darf. Daß dem Gesagten zufolge die Lektüre dieses Epos der gesammten Jugend und fast dem ganzen weiblichen Geschlechte gewehrt werden muß, ist selbstverständlich. — Das jüngste Produkt von Hamerlings Muse ist die Tragödie „Danton und Robespierre" in fünf Aufzügen und mit ungefähr 50 (!) Personen. Auch hier idealisirt er das Scheusal Robespierre, wie er im vorhin genannten Epos den Wüstling Johann von Leyden idealisirt hat. Das Drama soll eine sog. „Rettung" sein. Er stellt deßhalb Robespierre als einen an und für sich äußerst gefühlvollen, für seine menschheitsbeglückenden Ideen aber mit Energie thätigen Schwärmer hin und will Hoch-

[1] Nach Hagemann (im Literarischen Handweiser Nr. 56, Jahrg. 1867).

achtung, Mitleid für den, wie der Dichter in allem Ernste meint, „von den Geschichtsschreibern verleumdeten“ Bluthund gewinnen. Dazu kommen auch in dieser Dichtung wieder die unsaubern Stellen (natürlich im Munde der verschiedenen Bösewichte). Wiewohl nun auch hier wieder die Charakterschöpfungen packend, prägnant und fein nüancirt, zahlreiche inhaltsschwere Gedanken, große Ideen eingeflochten sind, die Sprache markig, flüssig und wohlklingend wie in den übrigen Werken des Dichters ist, so zeigt diese Tragödie doch, daß Hamerling weniger Gabe für das Drama hat. — Hamerling hat auch Lyrisches herausgegeben: „Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern.“ Auch hierin verräth er den wahrhaften Dichter; doch dürfte die Auswahl nach Inhalt und Form etwas strenger gewesen sein.

Vaterlandslied.

Ja Vaterland, geliebtes! umströme dich Glück und Heil,
Was Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zu Theil!
Nur, fleh' ich, nie mißachte, in neuem Strebensdrang,
Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

Entfache des Geistes Leuchte zu niegeseh'nem Glanz,
Doch pflege du das Herz auch; pflege den keuschen Kranz
Tiefsinniger Gefühle; wahre duftig zart
Die Blume deutschen Gemüthes im frost'gen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für gold'ne Kränze flicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
Steh'n ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Wenn sie dich Träumer schelten, mein Volk, erröthe nicht,
Nicht höre den falschen Propheten, der tadelnd zu dir spricht,
Du müssest „staatsklug“ werden, es heische das Völkerglück
Den nackten Egoismus, des Urwalds Raubthierpolitik!

Nein, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls;
Hoch halt es unter den Völkern, und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

Ruhmvoll ist deutsche Treue, hoch gilt Germanenwort:
So bleibe, mein Volk, denn ewig des ewigen Rechtes Hort!
Wem ist, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
Wer ist, du größtes der Völker, so sehr wie du sich selbst genug?

Herzensadel bleibe des deutschen Namens Ruhm,
Recht und Wahrheit bleibe sein Palladium;
Auf die starken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreist,
Gründe für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutscher Geist;

Vierte Gruppe.

§ 98. Dichter neuer Bestrebungen in Stoff oder Form.

1) Schon in der vorigen Periode thaten sich einzelne und zwar bedeutende Dichter dadurch hervor, daß sie neue Stoffe oder Formen in unsere Poesie einführten, insbesondere Rückert, Platen, Immermann (als Dichter des „Münchhausen"), eine viel größere Anzahl von Dichtern solcher Art hat aber die laufende (8.) Periode aufzuweisen. Sie mögen darum eine besondere Gruppe bilden.

2) In jeder Beziehung und in hohem Grade neu und originell dichtete der immer heitere Maler August Kopisch (geb. 1799 zu Breslau; gest. 1853 zu Potsdam), ein so unterhaltender, liebenswürdiger Mann, daß er ebensowohl der Liebling Neapels, wie seiner Landsleute war. So vertraut er aber mit den fremden Poesien, besonders mit der italienischen Poesie war (wie er ja auch italienische Volkslieder herausgab und den Dante trefflich übersetzte), so sind doch seine eigenen Poesien durch und durch rein deutsch gehalten, indem er die Stoffe dazu nur auf deutschem Boden auflas, nämlich auf den Gebieten der altdeutschen Sagen, Märchen und Volksschwänke. Die kleinen, niedlichen und schelmischen Sagenstoffe dichtete er besonders gern, jene also, in welchen die Elfen, die Kobolde, Däumlinge, Alräunchen und Heinzelmännchen sich herumtummeln. Das unten abgedruckte, ferner, „des kleinen Volkes Ueberfahrt", „Hütchen", „klein Klopferchen" sind die berühmtesten Gedichte dieser Art. Da haben wir also gewiß deutsche Stoffe, die Kopisch neu in die Poesie einführte! Aber wie originell, mit welcher leichten Sprache wußte Kopisch diese Stoffe zu dichten! Ja, daran erkennt man den ehemaligen von Witz und Humor übersprudelnden Improvisator; man begreift, wie man nie müde wurde einem solchen zuzuhören.

Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul: .... man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
　　Da kamen bei Nacht,
　　Ehe man's gedacht,
　Die Männlein und schwärmten
　Und klappten und lärmten
　　　Und rupften
　　　Und zupften
　Und hüpften und trabten
　Und putzten und schabten ....

Und eh' ein Faulpelz noch erwacht, ...
War all sein Tagewerk .... bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich;
Indessen kam die Geisterschaar
Und sah, was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil'!
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visirten wie Falken
Und setzten die Balken ....
Eh' sich's der Zimmermann versah ....
Klapp, stand das ganze Haus .... schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brod.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brod, ... das neue, vor!

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh'.
Indessen kamen die Männlein her,
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind,
Wie die Mühl' im Wind;
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten,
Und mengten und mischten,
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst da schon im Ausverkauf!

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank.
Am hohlen Fasse schlief er ein.
Die Männlein sorgten um den Wein,
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein.

Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und goſſen und panschten
Und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht:
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug, und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch;
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten,
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten,
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht;
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwinden All'!

O weh, nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruh'n,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein Jeder muß fein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

3) Als Dichter mit Kopisch vielfach verwandt, aber doch auch wieder eigenthümlich ist Robert Reinick, eines Kaufmanns Sohn aus Danzig (geb. 1805; gest. 1852 in Dresden), Dichter und Maler zugleich wie Kopisch. Auch er war eine durchaus lebensfrohe, trotz vieler Augenleiden wunderbar heitere, dabei aber kindlich religiöse Dichternatur. Demgemäß ist der Grundton seiner Dichtungen: Humor und Naivetät. „Wie ein Kindlein muß ich fühlen, wie ein Kindlein möcht' ich spielen.“ Damit hat er sich noch besser gezeichnet, als indem er sich einen „lustigen Vogel“ nannte, welcher ohne alles Grübeln in die Welt hineinjauchze, was sich in seinem Herzen rege. Seine „Lieder eines Malers“ sind das Beste, was er dichtete, wiewohl er auch Balladen, Romanzen ꝛc. dichtete und einzelne davon (z. B. „der Bleicherin Nachtlied“) von ergreifender Wirkung sind.

Der Bleicherin Nachtlied.

Wellen blickten durch die Nacht,
Blaß der Mond am Himmel stand,
Mägdlein saß an Ufers Rand,
Hielt bei ihrem Leinen Wacht,
Sang in leisen Melodei'n
In die weite Nacht hinein:

Bleiche, bleiche, weißes Lein
In des stillen Mondes Hut;
Bist du bleich, dann bist du gut,
Bist du bleich, dann bist du rein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

Sonne gibt zu lichten Schein
Läßt dem Herzen keine Rast;
Ist der Tag nur erst erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig sein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

War ein thöricht Mägdelein,
Roth und frisch mein Angesicht;
Rothe Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein.

Eile dich und bleiche fein!
Hab' ja treu gewartet dein;
Legt man mich in's Grab hinein,
Deck in Frieden mein Gebein! —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende sein!

Unter seinen Liedern sind die „Naturlieder“ Lieder ersten Ranges. Das schönste und tiefste daraus ist unstreitig die „Sommernacht“. Im Liede „Im Vaterland“ singt er ähnlich wie Fallersleben; auch das muntere „Gesellschaftslied“ stimmt er ebenso eigenthümlich, gewandt an. Seine meisten Dichtungen sind auch Zeugnisse seines religiösen Innern, besonders sein „Weihnachtslied“. Er streift als Dichter auch bisweilen in das Lehrgebiet, so am schönsten in Folgendem:

Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!
Vor Menschen zeige deiner Menschheit Größe,
In kräft'ger That bewähre sich dein Wille;

Vor Gott erkenne deine Schwäch' und Blöße,
Nur Bitten gilt vor ihm aus Herzensfülle.
Und fühlst du dich allein auf weiter Erden:
Sei nur ein Kind, Gott will dein Vater werden.

Im Denken sei ein Mann, fühl' als ein Kind! —
Dein Geist durchdringe ohne Rast das Leben,
Nur dazu wurden ihm die regen Triebe;
Dem Wohl der Brüder gelte dein Bestreben,
So kräftigest du dich zu höh'rer Liebe.
In reinem Herzen sollst du ihrer warten
Zu schönerem Erblüh'n im Himmelsgarten.

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur! —
Wenn du in späten Jahren dann dich sehnest
Zum Vaterhaus, zu deiner Kindheit Räumen,
Nicht sind entschwunden sie, wie oft du wähnest:
Tritt nur hinaus zu Blum' und Blüthenbäumen,
Sie schmücket nach wie vor des Vaters Segen.
Geh' als ein fröhlich Kind ihm nur entgegen.

Es wäre kaum natürlich, wenn solch ein geradezu kindliches Dichtergemüth nicht auch die Kinderliteratur vermehrt hätte. Reinick that es am Abend seines Lebens. Er schrieb nämlich das „A B C-Buch für kleine und große Kinder", ferner „Die Wurzelprinzessin, ein Kindermärchen". Schließlich noch die Notiz, daß er die alamannischen Gedichte Hebels, dessen Dichtungen ja auch so kindlich naiv gehalten sind, in das Hochdeutsche übertrug.

Versuchung.

(Aus dem A B C-Buche.)

Gar emsig bei den Büchern
Ein Knabe sitzt im Kämmerlein;
Da lacht herein durch's Fenster
Der lust'ge blanke Sonnenschein
Und spricht: „Lieb Kind, du sitzest hier?
Komm doch heraus und spiel bei mir!"
Den Knaben stört es nicht,
Zum Sonnenschein er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

Der Knabe schreibet weiter;
Da kommt ein lustig Vögelein,
Und picket an die Scheiben,
Und schaut so schlau zu ihm herein.
Es ruft: „Komm mit! der Wald ist grün,
Der Himmel blau, die Blumen blühn!"
Den Knaben stört es nicht,
Zum Vogel kurz er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

Der Knabe schreibt und schreibet;
Da guckt der Apfelbaum herein
Und rauscht mit seinen Blättern
Und spricht: „Wer wird so fleißig sein?
Schau meine Aepfel! Diese Nacht
Hab' ich für dich sie reif gemacht!"
Den Knaben stört es nicht,
Zum Apfelbaum er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

Da endlich ist er fertig!
Schnell packt er seine Bücher ein,
Und läuft hinaus, zum Garten.
Juchje! Wie lacht der Sonnenschein!
Der Vogel singt und nickt ihm zu,
Das Bäumchen wirft ihm Aepfel zu.
Der Knabe springt vor Lust
Und jauchzt aus voller Brust;
Jetzt kann er lustig sein!

4) Julius Mosen (geb. 1803 im sächsischen Voigtlande; Jurist, seit 1845 Dramaturg zu Oldenburg, gest. 1867) mußte von früh an und längere Zeit das Leben nach seiner ernsten „dumpfen und wüsten" Seite kennen lernen, arbeitete sich aber ritterlich hindurch, bereiste sogar zu seiner Ausbildung in der ärmlichsten Weise Italien und versenkte sich darum als heranreifender Dichter mehr und mehr in die Frage nach „des Menschenlebens Sinn und Frommen". Darum griff er denn auch, nachdem er sich zuerst bei dem deutschen Volke durch tiefgefühlte Gesänge („Andreas Hofer", „der Trompeter an der Katzbach", „die letzten Zehn vom 4. Regiment", „der Kreuzschnabel") hoch beliebt gemacht hatte, nach Stoffen, worin er des Menschen Verhältniß zu Gott, zu Christus darstellen konnte. Einen solchen Stoff fand er gleichsam in Italien auf der Straße, wo er einen Mandolinspieler über den „cavaliere Senso" improvisiren hörte. Diese Sage vom „Ritter Wahn" handelt aber „von unnennbarer Sehnsucht, von Wanderung in ein schönes, wunderbares Land, Heimweh, Rückkehr in die Heimath und vom Untergange daselbst". Diese Sage faßte Mosen in ein Epos, und stellte daran das Bangen und Ringen der unsterblichen nach Vereinigung mit Gott strebenden Seele dar. — Das andere Epos „Ahasver, der ewige Jude" zeichnet in kraftvollen Terzinen den Widerstand (das Rebellische) der gefallenen zum Bösen überwiegenden Creatur gegen den Schöpfer, insbesondere die Feindschaft und den Widerspruch, die immer und immer wieder Christus in der Welt findet als das „Zeichen, dem man widersprechen wird". — Auch im Drama („Otto III.", „Cola Rienzi", „Heinrich der Finkler") brachte er Edleres und Besseres als viele seiner Zeitgenossen hervor, und wie so viele seiner kleinen Dichtungen sind auch diese Dramen patriotisch durchglüht: allein es fehlt ihnen doch sehr das dramatische Leben; die Lyrik schwimmt zu sehr oben auf.

5) Eine ganz eigenthümliche Dichternatur hat das Großherzogthum Baden für diese Gruppe gestellt: Dr. Joseph Victor Scheffel* (geb. 1826 zu Karlsruhe; studierte Jus und Geschichte, praktizirte einige Jahre, entsagte später der Juristerei und lebte seitdem meist in Karlsruhe). Seinen verdienten Dichternamen erwarb ihm sein „Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein". Was diese jugendfrische Dichtung gegenüber anderen epischen Produkten der Neuzeit eigenthümlich macht, ist der frische, kecke Humor, der es durchzieht, dann aber auch die große Naturwahrheit der Charaktere, wie der Schilderungen und der erzählten Begebenheiten. — Scheffels Roman „Ekkehard" ist einer der besten historischen Romane unserer Literatur.

Auch sein „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers“, ist gut kritisirt. Und in „Frau Aventiure“ singt er „Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit“, in einer Weise, daß es „würzig, urkräftig und herzerquickend wie deutscher Waldesduft und lebensfrischer Frühlingshauch uns daraus entgegenweht“ (Lit.-Ztg.). Mit derselben lyrischen Kraft sang er auch sein „Gaudeamus“ (Lieder aus dem Engeren und Weiteren).

6) Karl Joseph Simrock* (geb. 1802 in Bonn; Professor daselbst) wandte sich von 1830 an mit großer Vorliebe und Beharrlichkeit dem Studium der mittelalterlichen Poesie zu und befähigte sich so, den ganzen Reichthum dieser Poesie durch neuhochdeutsche Uebersetzungen unserer Zeit zu erschließen. Es ist fast kein berühmtes Epos, keine schöne Legende, und fast kein namhaftes Volksbuch, was er nicht ebenso treu wie mit Geschmack übersetzte. Ein überaus großes, wahrhaft nationales Verdienst dieses! Wie viel er dadurch anregend, bildend auf Dichter der Neuzeit eingewirkt hat, ist nicht zu berechnen! Verdient er schon darum hier eine Stelle zu finden, so noch mehr, indem er auch selbstdichtend Vorzügliches in der Epik geleistet hat, besonders durch seine „Rheinsagen“, und noch mehr durch das Epos „Wieland der Schmied“, welches Barthel als Simrocks eigentliches Meisterstück bezeichnet. Seine lyrischen Erzeugnisse sind wenig bedeutend, ausgenommen etwa, wenn er den Ton des heiteren Rheinfranken anstimmt, und wo er schalkhaft wird, wie in seinem besten Lied „Warnung vor dem Rhein“.

1. Der versenkte Hort.

Es war einmal ein König,
Ein König war's am Rhein,
Der liebte nichts so wenig,
Als Haders Noth und Pein.
Es stritten seine Degen
Um einen Schatz im Land
Und wären fast erlegen
Von ihrer eignen Hand.

Da sprach er zu den Edlen:
Was frommt euch alles Gold,
Wenn ihr mit euern Schädeln
Den Hort erkaufen sollt?
Ein Ende sei der Plage,
Versenkt ihn in den Rhein;
Da bis zum jüngsten Tage
Mag er verborgen sein.

Da senkten ihn die Stolzen
Hinunter in die Fluth:
Er ist wohl gar geschmolzen,
Seitdem er da geruht.
Zerronnen in den Wellen
Des Stroms, der drüber rollt,
Läßt er die Trauben schwellen
Und glänzen gleich dem Gold.

Daß doch ein jeder dächte,
Wie dieser König gut,
Auf daß kein Leid ihn brächte
Um seinen hohen Muth,
So senkten wir hinunter
Den Kummer in den Rhein
Und tränken frisch und munter
Von seinem goldnen Wein.

2. Das Christusbild zu Wien.

Ist euch vom Christusbild zu Wien
Die Sage nicht bekannt,
Das immer zollbreit größer schien,
Als wer da vor ihm stand?
Und war der Mann auch noch so klein,
Es ließ sich vor ihm nieder;
Und hatt' er riesenhaft Gebein,
Doch überragt' es seine Glieder.

Ich weiß nicht, ob das Christusbild
Sich dort noch schauen läßt;
Doch daß von Christus selber gilt
Die Sage, glaub' ich fest.

Dem Kleinen naht er als ein Kind,
Daß er ihn nicht erschrecke;
Doch seiner Glieder Maß gewinnt
Der Größte nicht, wie er sich strecke.

So spricht auch sein verkündet Wort
Schlicht zu dem schlichten Mann,
Das aller Erdenweisheit Hort
Doch nie erreichen kann.
Wähnt Einer jetzt, er komm' ihm gleich,
Schon ist's emporgeschossen;
So zieht's zu ew'ger Wahrheit Reich
Die Geister aufwärts unverdrossen.

7) Am passendsten werden hier auch jene Dichter genannt, die in Simrocks Fußstapfen traten, indem sie in seiner Weise deutsche Sagenstoffe zu Balladen, Romanzen oder auch Epen verwertheten. Dahin gehören: die Thüringer Ludwig Bechstein und Adolf Bube; der Kölner Arzt Wolfgang Müller, ferner Gustav Pfarrius und der hervorragendste Otto Fr. Gruppe (geb. in Danzig, nun in Berlin), welcher ein Epos „Kaiser Karl" von mancherlei Vorzügen dichtete. — Und ehe wir zu den Prosadichtern übergehen, nennen wir auch noch den früh verblichenen schlesischen Grafen Moritz Strachwitz (geb. 1823; gest. 1848 in Wien), welcher seiner ganzen dichterischen Eigenheit nach ebenfalls zu dieser Gruppe gezählt werden kann. Er bildete sich an Uhland und Platen und kam letzterem in der Formvollendung fast gleich. Seine „Gedichte eines Erwachenden" sowohl, wie seine „Neue Gedichte", welche gleichsam sein Abschiedsgruß an diese Welt waren, bekunden ein großes, aber noch nicht durchgegohrenes Talent. Denn er sang, von aristokratischem Standpunkte aus, stürmisch-wild, kampfbegierig.

8) In dieser Periode kam noch eine neue Strömung in unsere Literatur, es war die volksthümliche. Die Anregung dazu wurde freilich schon in voriger Periode durch Claudius, Brentano und Immermann gegeben; aber doch kam erst in dieser Periode die volksthümliche Prosadichtung recht in Schwung und Ansehen, insbesondere die Dorfgeschichte (Dorfnovellistik). Wir stellen darum auch die Schriftsteller hierher, welche diese neue Strömung in Gang setzten und im Fluß erhielten. Den Reigen eröffnete der begabteste der Dorfnovellisten, der demokratisch und pantheistisch gesinnte Jude Berthold Auerbach (geb. 1812 zu Nordstetten im Schwarzwald, Studiosus der philosophischen und rabbinischen Theologie; später in Dresden, dann in Berlin ansässig). Durch seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten"

wurde er überaus populär. In der That weiß er entzückend schön zu erzählen, und beweist, wie genau er das Volk, sein Leben, seine Sitte, Sage und Sang belauscht habe; allein der gläubige Christ wird nur zu oft durch seine Lebensauffassung verletzt. In seinen ferneren Schriften („Gevattersmann", ein Volkskalender ꝛc.) „besserte er sich in dieser Hinsicht keineswegs, machte in poetischer Hinsicht sogar wirkliche Rückschritte." (Barthel.) Wie nicht anders zu erwarten, warfen sich nach seinem Beispiele viele Andere auf dieses Genre. Eine ganze Fluth von Dorfnovellen füllte den literarischen Markt, das Leben im Böhmerwald (Joseph Rank*), oder Tyrolerbergleben (Jos. Fr. Lentner*) oder das Ahrland (Kinkel ꝛc.) abschildernd.

9) Erfreulicherweise traten aber auch Volksschriftsteller auf, die vom Geiste des Christenthums durchdrungen, keineswegs am Glauben des deutschen Volkes, an seiner friedlichen Bürgertreue wie Wespen nagten, die vielmehr demselben eine gesunde Geistesnahrung zu bieten suchten, und von denen Einzelne die Feder in ebenso classischer Weise zu führen wußten. Obenan stellen wir den Schweizer Dorfnovellisten Jeremias Gotthelf (pseud. für Albert Bitzius, gewesenen Pfarrer zu Lützelflüh K. Bern; 1797 bis 1854). Seine „Bilder und Sagen aus der Schweiz", „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", „Uli der Knecht", „Uli der Pächter" ꝛc. gewannen weit und breit Leser und Anerkennung. — Ein ächter Volksschriftsteller mit christlichem Geiste ist auch W. O. von Horn (pseud. für Wilhelm Oertel aus Horn; geb. 1798, gest. 1867), zuletzt Superintendent in Sobernheim bei Kreuznach. „Friedel" ist seine gerühmteste Dichtung; am meisten bekannt ist er durch seinen Volkskalender „die Spinnstube." — Nächst ihm steht Karl Stöber (ein bayerischer Pastor) als „Erzähler aus dem Altmühlthale".

10) Katholischerseits wurde die populäre Novelle durch Konrad Pfaff* („Wildmeisters Röschen") mit Geschick gedichtet, während J. A. Pflanz* dem Volke „Wahre Dorfgeschichten" und „Lebensbilder aus Dorf und Stadt" getreu nacherzählte. Pfarrer Ottmar Lautenschlager* schrieb eine Menge Erzählungen für mehr jugendliche Leser. Der talentvolle, gemüth- und phantasiereiche A. Werfer* wendete sich als populärer Erzähler dem schwäbischen Leben zu („Heinrich das Findelkind"). Leider zu wenig gekannt und verbreitet, weil die erste Auflage längst vergriffen, ist der „Hieronymus" von Lucian Reich* (Maler und Lyceumslehrer zu Rastatt). Er bietet darin Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwalde, also aus seiner Heimath. W. Menzel sagt hierüber in seinem Literatur-Blatt (16. Dez. 1854): „Es ist nicht bloß Novelle oder Volksroman,

Dorfgeschichte, sondern gibt auch Nachrichten von geschichtlichem Werth über die Sitten und Gebräuche, und über die ganze Eigenthümlichkeit der Baarer und der Wäldler." Wir können dem noch beifügen, daß uns der Dichter das mit der Religion verwachsene, religiös verklärte Volksleben der (katholischen) Baar mit herzlicher Theilnahme und Freude daran in seinem „Hieronymus" abgeschildert hat (vgl. z. B. die Schilderung des Jakobifestes und des Herz-Jesu-Festes in Hüfingen). — Ein Volksdichter im edelsten Sinne des Wortes, sich Hebel an die Seite stellend, ist auch Ludwig Aurbacher* (geb. in Türkheim 1784; gest. als pens. Professor zu München 1847). Er schrieb mit vielem Humor die „Abenteuer der sieben Schwaben" und jene des „Spiegelschwaben", ferner ein „Volksbüchlein" mit „erbaulichen und ergötzlichen Historien". — Den Schluß möge der geniale Kalendermann Alban Stolz* (Prof. der Pastoral zu Freiburg i. B.) bilden. Sein „Kalender für Zeit und Ewigkeit" hat in Deutschland wie in Amerika eine Reihe von Jahren auf Hoch und Nieder, Gelehrte und Volk einen solchen Eindruck gemacht, wie alle hundert Jahre kaum ein Buch. In diesem Kalender, wie in allen seinen vielen Schriften ist er so originell, kraftvoll und kernhaft christlich, daß er seine Stelle in der Literaturgeschichte mit demselben Rechte einnimmt, wie Berthold von Regensburg, Geiler von Kaisersberg und Abraham a St. Clara.

Fünfte Gruppe.

§ 99. Dichter von positiv-christlicher Richtung.

1) Wir müssen, um Mißverständnisse zu verhüten, bemerken, daß wir hier nur solche kirchlich-gläubige Dichter aufzählen, welche zu keiner der vier vorausgehenden Gruppen passen und welche ihren positiv-christlichen Sinn ihren Dichtungen deutlich aufprägten, durch ihre Poesie also ihren Glauben bekannten. Wir fällen also durch die Verweisung eines Dichters in die nachfolgende Gruppe durchaus noch kein Urtheil über dessen religiöse Ueberzeugung, sondern lassen die Frage darnach, sofern seine Werke uns nicht weitere Fingerzeige geben, offen. Noch viel weniger aber darf solches Urtheil über die Dichter der vier vorausgehenden Gruppen oder gar der ganz besonders gruppirten Dichterinnen aus der Nichtaufnahme in diese fünfte Gruppe geschlossen werden. Zuerst nun haben wir hier jene zu besprechen, die sich auch durch profane Dichtungen hervorthaten, aus welchen aber ihr christlicher Sinn, ihre kirchliche Gläubigkeit unzweideutig hervorstrahlt; die drei Koryphäen sind: Geibel, v. Redwitz* und Dreves*,

ein verehrungswürdiges Kleeblatt. Alsdann besprechen wir die spezifisch geistlichen Dichter.

2) Emanuel Geibel (geb. zu Lübeck 1815) ließ sich nach gründlichen Studien der alten Sprachen und der schönen Literatur, und nach einem kürzern Aufenthalt in Griechenland, zu Lübeck nieder. Hohe und höchste Gönner ermöglichten es ihm sorglos der Muse zu dienen, und sich immer mehr auszubilden. 1852 berief ihn Max II. nach München als Professor der Literatur und Aesthetik. Da fand er denn auch Zeit heraus, seine Wanderlust, seine Sehnsucht in die Ferne recht zu befriedigen, wie er sie z. B. also ausspricht:

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust,
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust,
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt,
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

Die verletzende Weise, in welcher Geibel in Gedichten dem seit 1866 entstandenen Nordbunde zujauchzte, bewirkte seine Entlassung (1868). Seitdem lebt er wieder in Lübeck.

Geibel ist nun vor Allem als Lyriker gefeiert. Sein erstes Auftreten als Dichter geschah um das Jahr 1840 („Gedichte") und das Jahr darauf in seinen „Zeitstimmen". Es waren viele Gedichte politischen Inhaltes darin. Aber welch' ein Abstand war zwischen seiner Poesie und der politisch-revolutionären Dichtung Herwegh's &c.! Geibel trat darin als Ritter mit dem Kreuz im Schilde auf, und warf, er zuerst und alleinstehend, jenen hochgefeierten, von den Massen vergötterten Größen (vgl. § 96) den Fehdehandschuh hin; und er legte in deutscher Treue und Frömmigkeit muthig und geschickt die Lanze für Thron und Altar ein! — Der wilde Freiheitsgesang, von dem er den Hörer („die Aufgeregten") abziehen möchte, ist ihm ganz besonders deßhalb zuwider, weil er ihm als sündhaft vorkömmt, als durchaus unchristlich. Er selbst steht auf dem Felsen Christi, „der Dichter heil'gem Bronnen", und darum ist er so entschieden und so furchtlos:

Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Herz in Trümmer schlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen,
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Was liegt ihm daran, wenn man ihn als einen „Schwachen", als einen Finsterling schmäht: er will nichts von jener Stärke im Verneinen, von jenem Lichte, das finsterer noch als das alte Heidenthum:

Zu eurer Höhe kann ich mich nicht schrauben,
Wo statt der Sonne frost'ge Sterne scheinen;
Ich kann nicht hassen bloß und bloß verneinen,
Dieß Herz bedarf's, zu lieben und zu glauben.

Und gar sehr lag ihm das Wohl des deutschen Volkes am Herzen: er fühlte tief mit seine Noth, sein Weh; er weiß auch von „deutschen Klagen“ zu singen; er weiß besser „was uns fehlt“, als Herwegh, Fallersleben rc.;

Ich aber sage euch: Fürwahr, es wird nicht anders werden,
Bis ihr den Blick nicht himmelwärts erhebt vom Staub der Erden,
Bis ihr dem Geist der Liebe nicht, dem großen Ueberwinder,
Demüthig euer Herz erschließt und werdet wie die Kinder.

Hoch auf des Thurmes Warte stellt er sich und ruft, wie ein zweiter Schenkendorf in seinem „Thürmerlied“:

Keusch im Lieben, fest im Glauben,
Laßt euch den treuen Muth nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt;
Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt.
Das Kreuz sei eure Zier,
Eu'r Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohl gestellt.

Wer kann da zweifeln, daß ein solcher Dichter sich an das Vaterland anschließt mit seinem ganzen Herzen! Darum schickt er „Schleswig-Holstein“ zwölf begeisterte Grüße in Gestalt von zwölf Sonetten; darum betet er innig fromm für das Vaterland:

Der du mit Thau und Sonnenschein ernährst die Lilien auf dem Feld,
Der du der jungen Raben nicht vergissest unterm Himmelszelt,
Der du zu Wasserbächen führst den Hirsch, der durstig auf den Tod,
O gib, du Allbarmherziger, auch uns'rer Zeit, was ihr so Noth!

Gib uns die Hoffnung, Herr, zu dir, der nie zu Schanden werden läßt,
Gib uns die Liebe, die im Tod und überm Tode noch hält fest,
Gib uns den Glauben, löwenstark den Glauben, der die Welt bezwingt
Und auf dem Scheiterhaufen noch dir helle Jubelpsalmen singt.

In seinen übrigen Liedern läßt er fromm alle reinen Stimmen des menschlichen Herzens laut werden. Da ist es die gottverklärte Minne, da ihre Schwester, die Freundschaft, da das Naturgefühl. Als Sänger der Natur kömmt er einerseits völlig Uhland gleich, anderseits mahnt er an Hebel und Lenau zugleich, indem er ähnlich die Naturgestalten vergeistigt und belebt, wie diese. — So ist ihm der Frühling ein starker Held, ein Ritter sonder Gleichen, der sein Schwert schwingt, bis der Panzer zerspringt, den sich der Winter geschmiedet, und dann mit triumphirendem Schall durchs Land zieht, vor ihm her die Nachtigall als Herold.

Und **Morgen** und **Nacht** sind ihm besonders geweihte Zeiten. Von jenem singt er:

Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Gluth mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Und die Nacht ist ihm gar ein Bild der ewigen, alles segnenden und beruhigenden Liebe Gottes, wie er so schön in seinem allen Müden zugerufenen „**Gute Nacht**" ausspricht:

Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Schließlich müssen wir aus den Liedern, in denen er uns Stimmungen besonderer Lagen darstellt, zwei vorzügliche nennen: „**Der Zigeunerbube im Norden**" („Fern im Süd das schöne Spanien") und das mit wenigen Zügen so ergreifend gemalte in den Armen der Mutter „**sterbende Kind**". Aber auch als Epiker hat er sich bewährt, indem er „**Sigurds Brautfahrt**" schuf, ein kleines Epos, in welchem er ein Bild des skandinavischen Helden- und Minnethums gibt. Wir verlassen hiemit einen Dichter, dessen „Gedichte" mit vollem Recht bereits 50 Auflagen erlebt haben, weil sich in ihnen der Adel der Gesinnung mit einer wunderbaren Schönheit der Form zu einem Ganzen verschmolzen hat.

1. Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimathland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand,
Wo die Mandeln röthlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.

Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich gehn;
Ach, den armen braunen Knaben
Will kein Einziger verstehn.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten lust'gen Lieder
Hab' ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodien
Schleicht der eine Klang sich ein:
In die Heimath möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!

Als beim letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunkeln Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Lust,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier athmet jede Brust,
Wo sich bei der Cither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango schlingt.

Nein! Des Herzens sehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimath Glück!
Fort zum Süden! Fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!
Unterm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

2. Von des Kaisers Bart.

Am Schank zur goldnen Traube
Da saßen im Monat Mai
In blühender Rosenlaube
Guter Gesellen drei.

Ein frischer Bursch war jeder,
Der Erst' am Gurt das Horn,
Der Zweit' am Hut die Feder,
Der Dritte mit Koller und Sporn.

Es trug in funkelnden Kannen
Der Wirth den Wein auf den Tisch:
Lustige Reden sie spannen,
Und sangen und tranken frisch.

Da war auch Einer drunter,
Der grüne Jägersmann,
Vom Kaiser Rothbart munter
Zu sprechen hub er an:

„Ich habe den Herrn gesehen
Am Rebengestade des Rheins,
Zur Messe wollt' er gehen
Wohl in den Dom nach Mainz.

Das war ein Bild, der Alte,
Fürwahr von Kaiserart!
Bis auf die Brust ihm wallte
Der lange braune Bart."

In's Wort fiel ihm der Zweite,
Der mit dem Federhut:
„Ei Bursch, du bist gescheidte?
Dein Märlein ist nicht gut.

Auch ich hab' ihn gesehen
Auf seiner Burg im Harz,
Am Söller thät er stehen,
Sein Bart, sein Bart war schwarz."

Da fuhr vom Sitz der Dritte,
Der Mann mit Koller und Sporn,
Und in der Zänker Mitte
Rief er in hellem Zorn:

„So geht mir doch zur Höllen,
Ihr Lügner! Glück zur Reis'! —
Ich sah den Kaiser zu Köllen,
Sein Bart war weiß, war weiß!"

Das gab ein grimmes Zanken
Um Weiß und Schwarz und Braun,
Es sprangen die Klingen, die blanken,
Und wurde scharf gehau'n.

Verschüttet aus den Kannen
Floß der vieledle Wein,
Blutige Tropfen rannen
Aus leichten Wunden drein.

Und als es kam zum Wandern,
Ging jeder in zornigem Muth,
Sah keiner nach dem andern,
Und waren sich jüngst so gut.

Ihr Brüder lernt das Eine
Aus dieser schlimmen Fahrt:
Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine,
Nicht um des Kaisers Bart!

3. Das sterbende Kind.

Wie doch so still dir am Herzen
Ruhet das Kind!
Weiß nicht, wie Mutterschmerzen
So herbe sind.

Auf Stirn und Lippen und Wangen
Ist schon vergangen
Das süße Roth;
Und dennoch heimlicherweise
Lächelt es leise —
Leise
Küsset der Tod.

4. Abendfeier in Venedig.

Ave Maria! Meer und Himmel ruhn,
Von allen Thürmen hallt der Glocken Ton.
Ave Maria! Laßt vom ird'schen Thun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn!
Des Himmels Schaaren selber knieen nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittich schwingt!
In milde Thränen löst sich da der Schmerz,
Indeß der Freude Jubel sanfter klingt.
Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd' und Himmel mild versöhnet.

Proben bei Kellner: Pergolese; An den Schlaf; Aus dem Walde.

3) Oskar von Redwitz*, ein Landsmann von Wolfram und Platen, wurde 1823 zu Lichtenau bei Ansbach geboren. Sein Vater, ein Beamter, wurde aber bald in die Pfalz (Kaiserslautern, Speyer) versetzt. Oskar studirte die Rechte; praktizirte von 1846 an, widmete sich aber nebenbei so der Poesie, besonders der „Amaranth", daß er sich fast aufrieb. Durch seine Vermählung ward sein Leben geregelter; doch diente er fast nur der Poesie und dem, was damit zusammenhängt. Bis vor wenig Jahren war er in Wien als Professor der deutschen Literatur angestellt, lebt aber nun meist auf seinem Landgut bei Kaiserslautern. Redwitz schnitt es tief in die Seele, daß der deutsche Sang so unheilig, so christusfremd geworden, wiewohl er keineswegs schlafen gegangen, sondern überaus lebhaft für alles Andere ertönte:

Doch Einem nur, nur Einem,
Der aller Herr und Hort,
Erklang von keinem, keinem
Ein hohes, preisend Wort.

Ja, von dem ew'gen Sohne,
Dem Herrn des Klangs und Lichts,
Sang nur ihr Lied zum Hohne,
Zum Preise hört' ich nichts.

Und so schritt er denn, seine Harfe an der Seite, mitten im Revolutionsjahre 1849 mit dem Rittermuthe eines Minnesängers

hinaus in die deutschen Lande, und sang die „Amaranth", ein romantisches Epos. Er bezauberte wirklich die Zuhörer; denn der Beifall, den er fand, ist wenigstens bei einem Erstlingswerk, wie es die Amaranth ist, beispiellos.

Der unbefangenen Kritik wie z. B. der Barthels gilt sie als „eine der herrlichsten poetischen Schöpfungen unserer Zeit und ihr Dichter als einer der bedeutsamsten Sänger derselben". „Wohl selten hat ein Dichterwerk so überaus schnelle Verbreitung gefunden wie Amaranth, und selten hat auch ein Gedicht so verschiedene, geradezu entgegengesetzte Urtheile hervorgerufen, wie dieses. Wer aber noch ein deutsches Herz besitzt, der wird Wohlgefallen und stille Freude haben an dem süßen Dufte einer frommen Minne und an dem, das Weltall erleuchtenden und verklärenden Glanze des Christenthums, die sich darin kund geben. In Amaranth lauschen wir den Tönen der Minnesänger; denn seit Wolfram von Eschenbach hat nur selten eine solche Poesie durch die Saiten einer deutschen Harfe gerauscht und mächtig das deutsche Herz und Gemüth ergriffen, zumal in einer Zeit, in der Treue und Glaube in unserem Vaterlande nur leerer Wahn, und Wahrheit und Liebe Fremdlinge geworden sind" (Schenkel).

Und wenn auch die Charakterzeichnung der „Amaranth" noch Manches zu wünschen übrig läßt, so wird dieser Mangel wenigstens theilweis aufgewogen durch die vollendete Kunstform, die um so mehr in Erstaunen setzt, als man doch bei einem Erstlingswerke wahrlich noch keinen fertigen Meister der Form erwartet. Ja, als solchen bewies sich Redwitz gleich Anfangs; und so haben wir denn in Redwitz einen Dichter, der dem religiösen Geiste nach Wolfram, der Schönheit der Form nach Platen sich zur Seite stellt. Weniger gelobt ist sein Märchen „Waldbächlein und Tannenbaum". Weiterhin gab er „Gedichte" heraus, die er hätte noch mehr lichten sollen, immerhin aber ausreichend Perlen (lyrischer und epischer Färbung) zu einer Perlenschnur enthalten. Die balladenartigen Gedichte: „das Gottesamt", „des Bettlers Testament" und „Mutterflehen" zählen trotz ihrer Ausdehnung dazu. Doch als die Perlen der Perlen dürften wohl die darin enthaltenen „Minnelieder" gelten: So singt er:

Ein Minnen ohne Gotteslieb',
Das ist ohn' Duft ein Fliederstrauch,
Das ist ein Baum ohn' Blättertrieb,
Ein Frühling ohne Klang und Hauch!

Das ist ohn' Perlengrund ein See,
Ein Sommerhimmel sternenleer;
Das ist ein süß verzehrend Weh! —
O liebe mich! — Doch Gott noch mehr!

Und bist du auch des Sängers Braut,
Ich ford're keinen Reim von dir.
Bleib Gott und mir nur treu getraut
Und wahre deiner Demuth Zier!

Versteh und übe deine Pflicht!
Halt auch die kleinste fromm in Acht! —
Dann bist du selber ein Gedicht,
Wie ich im Leben keins erdacht!

Zum Drama scheint Redwitz eine „zu feinbesaitete lyrische Dichternatur“ zu sein. Am besten sind: „Philippine Welser“, „Thomas Morus“ und „der Zunftmeister von Nürnberg“. — Um so mehr ist er aber dem Roman gewachsen, wie sein „Hermann Stark“ (3 Bde.) beweist. „Dieser ist ohne Zweifel nicht nur das Beste und Gediegenste aus der Feder des Dichters, sondern überhaupt eines der bedeutendsten Kunstwerke der Neuzeit“ (Lit.-Ztg.).

1. Des Sängers Gebet.

Du, der du bist der Geister Hort!
Was hab' ich Großes noch gethan,
Daß du mir gabst des Liedes Wort?
Ich habe keinen Theil daran.
O Herr, wie säng' ich ohne dich?

Für all' die Stunden, da mein Lied
Mich auf in deinen Himmel trug,
Für all' die Lust, die's mir beschied,
Wie kann ich danken dir genug?
O Herr, wie säng' ich ohne dich?

Ein einzig Wort aus deinem Mund,
Und ewig hin ist all mein Sang,
Wie voll auch sei mein Herzensgrund,
Wie ich auch spannt' der Harfe Strang!
O Herr, wie säng' ich ohne dich?

Ich trag' die Lieb' in voller Brust,
Ich seh die Welt im Frühlingslicht,
Werd' fast erdrückt von Liebeslust;
Doch ach, ich find' die Worte nicht!
O Herr, wie säng' ich ohne dich?

Und wieder nur ein einzig Wort,
Und auch mein Herz ist liebeleer;
Die Lieb' geht mit dem Frühling fort,
Ich hab' nicht Freud', nicht Trauer mehr,
O Herr, wie säng' ich ohne dich?

Nimm drum den eiteln Stolz von mir,
Laß mir nicht kommen Neid und Haß!
Gib mir der Demuth Sängerzier,
Laß singen mich ohn' Unterlaß:
O Herr, wie säng' ich ohne dich?

Mein Lied ertön' nur dir zur Ehr'!
Du gabst es mir, es ist ja dein;
Und sing auf Erden ich nicht mehr,
Laß mich auch dort dein Sänger sein!
Du Herr des Klangs, erhöre mich!

2. Die beiden Schwestern.

Es läutet still im Waldesgrund
Der Engelsgruß zur Ruhestund'.
Da hört's im Hüttlein, arm und klein,
Ein altgebücktes Mütterlein.
Und tief im Forste, hoch zu Roß
Die Fürstin hört's im Jägertroß,
Und senkt den Speer und winkt zur Ruh,
Und horcht so still dem Läuten zu.

Und aus dem Hüttlein wanket bald
Die Ahne mühsam durch den Wald.
So achtzig Jahr, da geht sich's schwer,
Und ohn' Gebet ging's nimmermehr.

Und hinter ihr in stolzem Hauf
Zieht schimmernd hehr die Fürstin auf;
Ein Page schlank den Zelter lenkt,
Sie trägt gar fromm das Haupt gesenkt.

Und müde steht am Felsenhang
Das Mütterlein nnd athmet lang;
Und auf zum Kirchlein tief geneigt
Sie wohl die hundert Staffeln steigt.
Und wie sie droben wankt durch's Thor,
Da reitet hoch die Fürstin vor,
Und neigt voll Zucht zum Pagen sich
Und wallt hinauf so feierlich.

Das Mütterlein kniet ganz allein
Verzückt vor'm Muttergottesschrein!
Lallt lächelnd wie ein Kind mit ihr.
O lalle nur! sie lauschet dir.
Und durch's Portal die Fürstin wallt,
Neigt tief die blühende Gestalt
Und kniet der Wittwe nah zur Seit'
Und ringsum kniet ihr reich Geleit.

Und von dem armen Wittwenkleid,
Und von der Fürsten Perlgeschmeid'
Rinnt eine Thräne still und klar
Als gleiche Perle zum Altar.
Und leis die Fürstin sich erhebt —
Das Mütterlein, das sieht's und bebt,
Und scheu sie von der Herrin rückt,
Doch mild sich diese niederbückt.

Es betet wohl das Mütterlein:
Ich opfre Dir all' meine Pein,
O hilf mir dulden freudiglich!
Du Schmerzensmutter, bitt für mich!
Die Fürstin fleht: O Königin,
All' meinen Schimmer, nimm ihn hin!
Gib Demuth mir, ich rufe Dich!
Du Himmelsherrin, bitt für mich!

Löst demuthsvoll ihr Perlenband
Und legt es in der Wittwe Hand:
Lieb Mütterlein, was zitterst Du?
Wie käm' ein reich'rer Platz mir zu?
Ist sie nicht Mutter mir und Dir?
Als Schwestern knieten wir vor ihr.
O wär' wie Du ich gnadenreich!
Im Haus des Herrn sind Alle gleich.

Proben bei Kellner: Der Jungfrau Kirchgang; Thomas Morus.

4) Ein würdiges Glied dieser Gruppe, aber viel zu wenig gekannt, ist Dr. **Lebrecht Dreves***. Er wurde 1816 zu Hamburg geboren, machte die juristischen Studien in Jena und Heidelberg (1838), und ließ sich dann als Advokat zu Hamburg nieder. Trotzdem er 1845 seine lutherische Religion mit der katholischen vertauschte, beehrte ihn seine Vaterstadt doch mit der Notarswürde. Seit 1861 lebte er in Feldkirch (Vorarlberg) der Wissenschaft und Muse; 1870 starb er daselbst. — In seinen ersten Dichtungen („Lyrische Anklänge"; „Vigilien") lehnte er sich noch mehr an andere Dichter, besonders Eichendorff an, in der 1849 erschienenen Sammlung („Gedichte") aber singt er selbstständiger. Schon daß Eichendorff diese letztere mit einem Vorwort einführte, ist ein werthvolles Zeugniß für Dreves. Aber auch sonst hat sein Name in der Kritik einen sehr guten Klang. „Wohl ist er ein still bescheidener Poet! Aber aus dem Schachte des Herzens holt er echtes Gold der Poesie" (Barthel). Wahrheit und Innigkeit eines durchaus religiösen Gefühls, liebenswürdige Heiterkeit, inniges Verständniß der Natur sind unbestreitbare Züge seiner Poesie.

1. Vorgefühl.

Im Sommer hört' ich singen
Ein Vöglein auf dem Ast,
Da wollte mir zerspringen
Vor Lust die Seele fast
Im Walde.

Jetzt ist es Winter wieder,
Die Fluren stehen leer,
Es schallen nicht die Lieder
Der frohen Sänger mehr
Im Walde.

Doch wenn der Frühling kommen
Und wenn die Bäume grün,
Am Sonnenblick erglommen,
Die blauen Blümlein blühn
Im Walde:

Dann tönt aus grünem Flieder
Auf's Neu' die Melodie
Und dann, dann wird mir wieder
Zu Muth', ich weiß nicht: wie?
Im Walde.

2. Doppelter Frühling.

Ist der Frühling erwacht
In der Waldeinsamkeit,
Gute Nacht, gute Nacht
Dann Kummer und Leid!

Wenn voll Blüthen der Baum
Und das Herz voller Blüth,
Welch ein Frühling im Raum,
Welch ein Lenz im Gemüth!

Denn still durch die Luft,
Ist der Frühling erwacht,
Ueber Felder und Kluft
Zieh'n die Englein bei Nacht.

Und legen ganz leis'
Ihre Hände auf's Haupt
Dem Baum, daß er weiß
Wird von Blüthen umlaubt.

Der schläft aber noch
Und merket es kaum.
Und meint nur, es zog
Ihm der Lenz durch den Traum;

Doch ist er erwacht,
So sieht er es klar,
Daß es Lenz über Nacht
Nicht im Traume nur war.

Wenn voll Blüthen der Baum
Und das Herz voller Blüth',
Welch ein Frühling im Raum,
Welch ein Lenz im Gemüth!

Auch zum Menschen in's Haus
Schleichen Englein sich ein
Und ziehn ihm heraus
Aus dem Herzen die Pein.

Und thun ins Gemüth
Dafür ihm gewandt
Voll duftiger Blüth'
Eine ganze Hand.

Da wird, gleich dem Baum,
Auch sein Herz voller Blüth';
Welch ein Frühling im Raum,
Welch ein Lenz im Gemüth!

Drum, Kummer und Leid,
Gute Nacht, gute Nacht!
In der Waldeinsamkeit
Ist der Frühling erwacht.

3. Vor Jena.

Auf den Bergen die Burgen,
Im Thale die Saale,
Die Mädchen im Städtchen
Einst Alles wie heut'!
Ihr werthen Gefährten,
Wo seid ihr zur Zeit mir,
Ihr lieben, geblieben?
Ach, alle zerstreut!

Die Einen sie weinen,
Die Andern sie wandern,
Die Dritten noch mitten
Im Wechsel der Zeit,

Auch Viele am Ziele,
Zu den Todten entboten,
Verdorben, gestorben
In Lust oder Leid.

Ich alleine, der Eine,
Schau' wieder hernieder
Zur Saale im Thale,
Doch traurig und stumm;
Eine Linde im Winde
Die wiegt sich und biegt sich,
Rauscht schaurig und traurig,
Ich weiß wohl: warum!

4. Der Glocken Wallfahrt nach Rom.

Die stille Woch' beginnt,
Das Kindlein hört die Glocken,
Die's sonst zur Kirche locken,
Nicht mehr, d'rum fragt's geschwind:

„Was, liebe Mutter, mag
Es heute nur bedeuten,
Daß nicht die Glocken läuten
Wie sonst und alle Tag?“

Die Mutter spricht: „Es macht
Zur Reise gegenwärtig
Sich jede Glocke fertig,
Nach Rom geht's noch vor Nacht."

„Wie?" spricht erstaunt das Kind,
„Die lieben Glocken gehen
Nach Rom? das muß ich sehen!"
Von dannen eilt's geschwind.

Und wie's den Dom erreicht,
Da sieht's, wie schon allmählig
Die alte Glock' mühselig
Vom Thurme niedersteigt.

„O fall' nicht!" ruft das Kind;
Die Glocke, sich umblickend,
Erwidert freundlich nickend:
„Hat nichts zu sagen, Kind."

Und da sie unten nun,
Fragt's Kindlein, halb erschrocken:
„O mein! was habt ihr Glocken
Im fernen Rom zu thun?"

Die Glocke spricht: „Ich weiß,
Daß oft von meiner Zungen
Ein wenig matt erklungen
Des Herren Lob und Preis.

Drum hin nach Rom ich zieh',
Dort meine Schuld zu beichten,
Doch bin ich, nach erreichtem
Ablasse, wieder hie

Und läute hell und rein
Mit meinen besten Tönen,
Die Feier zu verschönen,
Die heil'gen Ostern ein.

Doch jetzt Ade, mein Kind,
Sieh', wie dort schon von Weiten
Die andern Glocken schreiten
Dem Thore zu geschwind."

Noch lang' mit Staunen sieht
Das Kind, wie's Häuflein munter,
Die Alte mitten drunter,
Hin durch den Abend zieht.

Am glockenlosen Dom
Wird ihm fast bang' zu Muthe,
Doch, schwenkend mit dem Hute,
Ruft's noch: „Viel Glück in Rom!"

Dann geht's zu Bett', doch da
Auch träumt's, wie seine Glocke
In langem Pilgerrocke
Zieh' nach Italia.

Am andern Morgen geht
Das Kindlein in die Mette
Und denkt an heil'ger Stätte
Der Glocken im Gebet.

Doch heut erschallt im Dom
Zum Sanctus keine Schelle;
„Wie?" denkt es bei sich schnelle,
„Die Kleinen auch nach Rom?"

Die Zeit geht rüstig fort,
Charsamstag wird's, erschrocken
Schaut's Kindlein nach den Glocken,
Noch sind sie nicht am Ort.

Wehmüthig geht es heut'
Zu Bett, doch früh' am Morgen
Schon weckt's aus allen Sorgen
Ein wunderhell' Geläut.

Das klingt so hell, so rein,
Als käm's vom Himmel nieder;
„Da sind sie, sind sie wieder",
Ruft's Kind, „die Glocken mein!"

Und aus dem Fenster blickt's,
Noch halb vom Schlaf umfangen,
Da sieht es alle hangen
Und tausend Grüße schickt's.

Dorthin, woher es gellt:
„Heut' ist aus Todesbanden
Der Herr für uns erstanden,
Preis' ihn, du sel'ge Welt!"

5) Wiewohl in gleichem Alter mit Geibel stehend, trat aber doch erst zehn Jahre nach ihm Julius Sturm (geboren 1816 zu Köstritz im Reußischen, jetzt Hofprediger daselbst) als Dichter auf. Er ist dem Geiste nach Geibels Abglanz: auch er bedauert im „Barbarossa" und „Aus der Schulstube" die Zer-

klüftung Deutschlands, auch er befehdet den Despotismus, das Philisterthum, den behaglichen Schlendrian; aber auch er will die ächte Freiheit, vor Allem die sittliche Freiheit.

O hör', mein Volk, nicht auf die Lugpropheten,
Laß nicht ihr Wort in deinem Herzen zünden,
Wenn sie des Fleisches Freiheit dir verkünden
Mit giftgenährten, schlangenklugen Reden.

Das Reich der Freiheit ist kein Reich der Sünden!
Es muß der Geist das trotz'ge Fleisch befehden
Und ihm als Sieger auf den Nacken treten,
Wenn er der Freiheit heilig Reich will gründen.

Freiheit des Fleisches ist ein sündig Grollen
Mit allem, was die Lüste hält gefangen,
Ist frevelhaftes, trotz'ges Gottverneinen.

Freiheit des Geistes ist thatkräft'ges Wollen,
Geführt von einem heiligen Verlangen
Zum kühnen Wettlauf nach dem höchsten Einen.

Unter seinen „Gedichten" sind auch solche, welche Gestalten aus der deutschen Geschichte und Sage (Graf Eberhard, Otto III., Luther, heilige Nothburga), oder Stoffe aus dem unmittelbaren Leben behandeln („die alte Jungfer"), und die ihm alle Ehre machen. Wir schließen mit dem herrlichen Liede, worin der Dichter so unwiderstehlich zum Vertrauen auf den Herrn aufruft:

Nimm Christum in dein Lebensschiff
Mit gläubigem Vertrauen,
Stoß ab vom Strand und laß vor Riff
Und Klippe dir nicht grauen;
Und flög' auf wilder Wogenbahn
Dein Schifflein auch hinab, hinan,
Und schlügen selbst die Wellen
Ins Schiff hinein,
Kannst ruhig sein,
Er läßt es nicht zerschellen.

Und sollt' er bei des Sturmes Wuth
Das Steuer nicht gleich fassen,
Nur Muth, nur Muth! mußt seiner Hut
Dich gläubig überlassen.
Wie mächtig auch die Woge grollt,
Die Blitze sprühn, der Donner rollt,
Dein Schifflein ist geborgen;
Trägt's doch den Herrn,
Dem treu und gern
So Wind wie Meer gehorchen.

Drum sei nur wach und sei bereit
Und laß nicht ab zu beten,
So wird der Herr zu seiner Zeit
Gewiß ans Steuer treten;
Dann schweigt der Sturm, von ihm bedroht,
Dann legen sich auf sein Gebot
Die wildempörten Wogen,
Und ausgespannt
Von seiner Hand
Wölbt sich der Friedensbogen.

6) Auch der Name von Wilhelm Smets* (geboren 1796 zu Reval, Lehrer an der Kriegsschule zu Koblenz, 1819—1822 Studiosus der Theologie; dann Priester, Pfarrer, und endlich,

1844, Stiftsherr in Aachen; gestorben 1848) hat bei den Kritikern (Kurz, Barthel, Lindemann) einen guten Klang. Er war eine ideale, religiös begeisterte, aber elegisch gestimmte Natur. Er starb auch, wie er wiederholt sagte, an einem gebrochenen Herzen. Ueberschauen wir in Kürze auch sein Dichterleben: Schon am Bonner (damals kaiserlich französischen) Lyceum dichtete er Elegieen und Epigramme. Eine Stelle nur:

„Ha, wie standen gereiht, Lieblinge der Jugend, die Dichter,
Klopstock, Hölty und Kleist, Schiller nebst Bürger und Gleim!
Aber verstohlen doch nur, da verpönt war die Rede der Deutschen;
Schwer lag Fremdherrschaft längst auf den Ufern des Rheins.
— — — — — — — — — — — — — —
Wie auf den Wagen des Siegs zehnfach der Gewaltige Raub lud,
So trug leicht der Pedell Dichter im Korbe mir fort.
Und es ergoß sich laut des Direktors höhnende Rede,
Daß mir das Antlitz hoch glühte vor Scham und vor Zorn;
Deutschlands Dichter benennt er Bänkelsänger. — Corneille,
Racine und Boileau nur sei mir zu lesen erlaubt.
Polternd verließ er den Saal, in Hast festhaltend die Dichter;
Doch nicht konnt' er ihr Lied bannen, das stets ich vernahm."

Daß ein solch idealer deutscher Jüngling, eine ächte Sigfriedsnatur, singend zum Freiheitsheer eilte, kann man sich denken. Ganz ein Körner schämt er sich bloß zu singen, er will auch Thaten. Im Sonett „Entschluß" ruft er:

„Es hat mein Wunsch das schönste Ziel gewonnen!
Was ich besungen hab' in muth'gen Weisen,
Jetzt will ich's auch bewähren mit dem Eisen,
Und mein Entschluß tritt frei an's Licht der Sonnen.

Erst im Jahr 1840 erschien aber die vollständige Sammlung seiner Gedichte. Rein lyrische Gedichte, besonders geistlichen Inhalts sind ihm allerdings besser gelungen, als epische Stücke, denn dort konnte er so recht sein reiches Herz verwerthen; aber auch Legenden (z. B. die drei Lilien), Romanzen dichtete er mit Glück. Gern feiert er die Kunst und ihre Priester, wie ja der meisterhafte kindlich naive Gesang von „Heinrich Frauenlobs Bestattung" und der von „Platens Bestattung" ihm angehören.

1. August Graf v. Platens Bestattung.

Zu der würdigen Bestattung
Ist geschäftig manche Hand,
In der Lorbeerzweig-Umschattung
Bald die hohe Bahre stand;
Auf den Sarg den Kranz man legte
Und des Dichters Odenbuch,
Dann vom Sterbehaus bewegte
Schweigsam sich der Trauerzug.

Aber sieh', wer d'ran sich reihet,
Harrend an der Kirche Thor,
Würdner, dem Altar geweihet,
Und der Kathedrale Chor.
Ja, es naht der Syrakusen
Erzbischof und rings um ihn
Das Kapitel, hold den Musen,
Nach des Dichters Grab zu ziehn.

Hat der Glaube sie getrennet,
Einet sie des Geistes Kraft,
Die ein jedes Herz bekennet,
Wie sie Hohes, Edles schafft.
Als zur Heimath dann gedrungen
Solcher edlen Duldung Gruß,
Haben still wir dir gesungen:
Ruhe sanft in Syrakus.

2. Die Leichenbegleitung.

Gen Baden [1], das gelegen
Unfern dem schönen Wien,
Sieht Viel' auf vielen Wegen
Man nach dem Heilquell ziehn;
Und Fürsten wohl und Grafen,
Vornehm' und reiche Herr'n
Hier stets zusammentrafen
Und bargen Rang und Stern.

Der Kaiser selbst, der gute,
Der edle Kaiser Franz,
Hier schöne Stunden ruhte,
Fern von des Hofes Glanz.
Und auch viel edle Frauen
Und Fräulein hold und schön
Sind hier vereint zu schauen,
Wann Sommerlüfte wehn.

Da zeigt sich manch Ergötzen
Und manche lust'ge Fahrt;
Den Aermsten auch zu letzen,
Wird nimmer karg gespart.
Doch heute drückt die Schwüle
Des Sommers gar zu lang.
Und Jeder sucht die Kühle
In Laub' und Schattengang.

Da sieh, aus niederm Hause
Trägt schweigend man den Sarg:
Die schmale, lange Klause
Schlicht einen Fremdling barg.
Der ist wohl arm gewesen,
Verlassen, unbekannt,
Der Noth im Tod genesen,
Fern seinem Vaterland:

Denn, ach, nicht eine Seele
Folgt seinem Sarge nach,
Die seinen Geist empfehle
Auf den Vergeltungstag.

So auf dem öden Wege
Gehn still die Träger hin,
Und noch wird Keiner rege,
Der betend mit will ziehn.

Doch sieh, in braunem Rocke
Geht schlicht ein kleiner Mann,
Dem die erblich'ne Locke
Zu silbern schon begann.
Und gravitätisch schreitet
Ein Andrer ihm zur Seit',
Dennoch er ihn begleitet,
Wie in Ergebenheit.

Da hört er jenen sagen
Mitleidig dieses Wort:
„Es scheint mir wohl, die tragen
Den Allerärmsten fort;
Doch gibt ihm auch von allen
Kein Einz'ger das Geleit,
So wollen **wir** mitwallen,
Gern, aus Barmherzigkeit."

Kaum waren wenig Schritte
Gegangen diese Zwei,
Gesellt sich schon der Dritte
Und Vierte ihnen bei;
Und wo nur Einer weilet
In Fenster, Thür und Haus,
Ein Jeder sich beeilet
Und tritt zum Zug hinaus.

Und Einer ruft den Andern
Herbei von nah und fern,
Und alle sieht man wandern
Wohl hinter jenen Herr'n;
Und so, nach fernster Weite,
Dehnt sich der Trauerzug:
Bei solchem Grabgeleite
Man hier noch Keinen trug.

---

[1] Ein vielbesuchter Badeort in der Nähe von Wien.

Und jener Herr, wer ist es?
Und wer begleitet ihn?
Der Kaiser Franz, der ist es,
Zur Seit' ihm Graf Czernin.
Wohl aller Lorbeerreiser
Schmückt keins so seinen Kranz;
Gott segne Franz, den Kaiser,
Den guten Kaiser Franz! [1]

Probe bei Kellner: Heinrich Frauenlobs Bestattung.

7) Zwei mit Redwitz durch freundschaftliche Bande verknüpfte Dichter gehören auch hierher, der Eine — Molitor — ein väterlicher Freund von Redwitz, „der Engel von dessen Poesie" (Barthel), der Andere — Schrott — ein Schützling von Redwitz. Wilhelm Molitor* nun, der vielseitig gebildete, kunstbegeisterte Domherr zu Speyer, veröffentlichte längst seine tiefempfundenen „Dombaulieder". In den letzten Jahren ist er sehr fruchtbar als Dramatiker. Lindemann nennt seine Dramen („Magdalena", „die Freigelassene Nero's", „Julian der Apostat") liebliche Schöpfungen und reiht sie bei den Lese-Dramen ein, welche Nachkommen von Iphigenie, Tasso sind, und sich als „meist dürftig an Handlung, oft zu fein gemalt für die Theaterlampen, aber lyrisch-bedeutsam und formvollendet" erweisen. — Die Dichtungen des Priesters Johannes Schrott* führte v. Redwitz mit einem Vorworte bei dem Publikum ein, worin er denselben einen so hochbegabten, eigenthümlichen Dichter nennt, daß es schmerzlich sei, einen solchen noch besonders empfehlen zu müssen. Derselbe Schrott beschenkte uns schon früher mit ebenso schönen, wie gedankenvollen „poetischen Meditationen über das Vater unser, Ave Maria und die zehn Gebote". — Als „Blumenvogel, der vom Blüthenstaub die Schätze holt", zeigt er sich in den „Bienen" (Lyrisches, Didaktisches und Epigrammatisches). Diese Bienen bringen eine Menge des Honigs ächter Poesie, lassen aber auch ihre Stacheln fühlen.

Jakob Balde.

(Von Joh. Schrott.)

Welches ist der allererste leise Laut der Poesie,
Ohne den sie ewig schliefe und an's Licht erwachte nie?
Ohne den sie gleichen würde einem goldereichen Schacht,
Den kein Bergmann noch gefunden und kein Knapp zu Tag gebracht?
Jener erste Laut ist Liebe; Liebe klopft am Schachte an,
Und die Dichtung ist geboren und der Schacht ist aufgethan.

---

[1] Er starb schon am 2. März, 1 Uhr Nachts, 1835.

Hoch am Himmel strahlte Luna durch die schönste Maiennacht,
Stille herrschte in den Gassen, aber Einer hielt noch Wacht.
Jakob Balde war's, ein Schüler römischer Rechtsgelehrsamkeit,
Doch er nahm sich auch zu anderm und zu süßerm Fache Zeit.
Und sein erstes Lied im Munde und die Laute in der Hand,
Er hinab die Donau schritt, wo ihm ein liebes Häuschen stand.
Auf der Schwelle saß er nieder und er griff in's Saitengold
Und es war das Maienthema seines Liedes: „Sei mir hold!"
Seinen süßen Klagetönen schien zu lauschen die Natur,
Denn wie leise schlich die Donau jetzt vorüber an der Flur.
Und die Bäume und die Winde sie vergaßen ihren Scherz,
Aber tauber als die Donau, Wind und Bäume war ihr Herz.

Horch da tönt vom Kloster drüben mitternächtiger Mettensang,
Und verwirrte Jakob Balde's sanften Mandolinenklang.
Seine Hand vergißt des Griffes, die verstummte Lippe lauscht,
Wie mit stiller Majestät der Männerchor herüberrauscht.
Plötzlich sprang er auf wie Einer, den ein böser Zweifel sticht,
Und des Mondes Schein bestrahlte ein erröthetes Gesicht:
„Sehr verschieden ist, ihr Mönche, unser mitternächtiger Gang,
Unsre Nachtwigil verschieden und verschieden unser Sang.
Ihr ersingt euch Gottesfrieden, aber was ersing ich mir?"
Immer heller, immer voller drang der Chor durch's Mairevier.
Immer seliger horchte Balde dem Laudate Dominum,
Und die ganze Welt lag ringsum wie ein Gottesheiligthum.
Endlich fuhr er aus dem Traume und erfaßte mit der Hand
Seine Laute und zerschellte sie zu Splitter an der Wand.
„Wehe, schönes, sprödes Mädchen, stolze Ingolstädterin,
Jakob Balde und mit ihm die Serenaden sind dahin!
Soll man dich nicht jetzt noch tadeln, daß du ihn nicht hast beglückt?
Einen deutschen Liederfrühling hast vielleicht du uns erdrückt.
Als zur dreißigjährigen Kriegszeit Haß und Brand und Blut geraucht,
Hätte Deutschland einen Sänger, einen Tröster wohl gebraucht.
Sicher hätt' er dir zu Liebe dann gepflegt das deutsche Wort,
Und du selber lebtest ewig nun in seinen Liedern fort.
Sicher wär' er nicht geflüchtet in die Zeit des alten Roms,
Wär' am Strand daheim geblieben des geliebten Donaustroms.
Sicher hätt' er nicht den Rhythmen jenes Flaccus nur gelauscht,
Und geträumt sich an die Tiber, wo die deutsche Donau rauscht."
So vielleicht wird Mancher sprechen, während ich ihn loben muß.
Eine große Seele eilet schnell zu einem großen Schluß.
Rasch zum Manne hat den Jüngling jene lichte Nacht gestählt,
Rasch mit hohem Willen hat er sich ein höh'res Ziel gewählt.
Der die leichte Liebesleyer edlen Zornes kühn zerschlug,
Schwang mit vollen Harfenklängen sich zu Gott im Odenflug.
Seine irdische Flamme hatte sich zu reiner Gluth verklärt,
Denn der Dienst der heiligen Jungfrau hat ihm höhern Lohn gewährt.
Statt in heimischen Zwitterlauten auszusingen seinen Schmerz,
Goß er die pindarische Seele in der alten Römer Erz.
Ach! die große deutsche Sprache wurde damals nicht gehört,
Wie das Vaterland, so war sie von Barbaren auch zerstört.
Von der Zeit, die in Entartung und in jede Schmach verfiel,
Wandt' er sich hinweg mit Wehmuth, suchte sich ein andres Ziel,
Sich in alte Zeiten flüchtend, wo er seine Heimath fand,
Flüchtend in der heiligen Kirche ewig sichres Vaterland.

8) Der einzige Dichter, den Kassel geboren, gehört auch hierher: Ernst Koch *, der als verlorener Sohn in die Ferne schweifte, als entlassener Fremdenlegionär aber in einem spanischen Spitale wieder beten lernte, dort auch Katholik wurde. Heimgekehrt wurde er wieder angestellt, zuletzt als Professor der deutschen Sprache und Geschichte am Athenäum zu Luxemburg. Hier starb er allgemein betrauert 1858. — Als Dichter trat er nur pseudonym als Eduard Helmer auf. Seine erste Dichtung „Prinz Rosa Stramin" machte ungewöhnliches Aufsehen. Noch mehr gewann er die Gunst des Publikums durch seine feurigen „Freiheitsgesänge". Dann aber verschwand der dichtende Referendarius. Erst 1847 erschienen seine Erzählungen, Novellen (darunter Kriegsscenen, Naturbilder aus Afrika und Spanien) voll Frische und Naturtreue, das Beste dieser Art nach langer Zeit. Ebenso günstig nahm man seine Salon-Novellen (1854) auf. Unter seinen Einzelgedichten sind jene „an Maria" mit südlich gluthvoller Hingebung gedichtet. Wenn er also irgendwo schreibt, „er habe in der Literatur nach keinem fürstlichen Kleide gestrebt, dürfe aber auch hoffen, nicht zu den literarischen Bettlern geworfen zu werden", so erscheint uns sein Wort als ganz bescheiden. Schade, daß er vor anderen Arbeiten nicht mehr der Muse dienen konnte!

1. Gruß an die Heimath.

1838.

O was bewegt mir denn den warmen Busen,
Und warum schlägt mir denn das Herz so laut?
Es sind nicht Weihegrüße meiner Musen,
Nicht das Umfangen meiner lieben Braut.
Was soll, o Wandrer, dieses Zagen deuten?
Was trübt denn nur noch deiner Freude Glanz
Hab' Muth, horch' jener Abendglocke Läuten,
Es sind ja Töne deines Heimathlands.

Wie oft hab' ich in ewig weiter Ferne
Nach meinem Norden sehnsuchtsvoll geschaut,
Bei Nacht des Wagens siebenfachem Sterne
Die Grüße meines Herzens anvertraut.
Jenseit des Meeres dunkelblauen Wogen,
Dort, wo das Allah durch die Wüste klingt,
Fragt' ich die Wolken, die nach Süden zogen:
Ist keine, die mir Gruß der Heimath bringt?

Und in der Pyrenäen Schreckensgründen,
Auf des Pelargus schauerlicher Höh',
Im Schlachtgetös von tausend Feuerschlünden,
Vergaß die Seele nicht das tiefe Weh.

Der Heerden Glocken auf den Felsenklippen,
Der Wasserfälle Sturz, der Vögel Chor,
Gefall'ner Kameraden bleiche Lippen,
Erzählten mir von meiner Liebe vor.

Doch jetzt, wo mich der Heimath Thäler grüßen,
Erneut sich alles Leid und alle Qual;
Kein Balsamkraut, den Schmerz mir zu versüßen,
Und keine Blume find' ich in dem Thal,
Gestorb'ne Liebe und zerriss'ne Banden,
Zerschlag'ne Freuden und zertret'ner Keim —
Kaum hat mich Einer hie und da verstanden:
Ein Fremdling schied ich, Fremdling kehr' ich heim.

Nur eins mißlang den finsteren Gewalten:
Von allem, was das Leben mir zerbrach,
Hab' ich doch meine Harfe noch behalten,
Und manches Lied, das mir am Herzen lag.
Im fremden Lande singt sich's nicht von Herzen,
Und alles Leid und Lied geht Hand in Hand;
Drum kommt, ihr meine Lieder, helft's verschmerzen;
Sei mir gegrüßt, mein theures Vaterland!

So send' ich Dir denn dieses ohne Zaudern,
Verstehst doch du mich bis zum Herzensgrund.
Laß so mich oft mit deinem Herzen plaudern,
Und wehre nicht geschwätz'gem Dichtermund!
Mir ist als würd' ich von des Lebens Schaudern,
Von all' dem Weh mit einemmal gesund,
Als könnte mit dem wunderbaren Klingen
Mein Herz sich alte Freud' und Lieb' ersingen.

So ist's, schien einmal dir mit Morgenröthen
Das Ideal tief in die Brust hinein,
So bleibt's dir treu, das Leben kann's nicht tödten;
Und bist du elend, gramvoll und allein,
Dann ruft es dir mit fernen Himmelsblicken,
Du siehst's verklärt in rosenfarb'nem Schein,
Auf sonn'gen Höh'n weht seine heil'ge Fahne,
Und Himmelswahrheit liegt in Sängers Wahne.

2. Des armen Kindes heiliger Christ.

Die Nacht war kalt und schaurig —
Du arme, kleine Marie!
Sie wandert allein und traurig,
Und haucht' in die Händchen und schrie.

Und sinket ermattet nieder,
Vom Froste starret das Blut.
O könnt ich die bebenden Glieder
Beleben in wärmender Gluth!

Wie blinket das schöne Gebäude,
Erleuchtet vom Kerzenschein!
Da kehrte mit köstlicher Freude
Der heilige Christ wohl ein.

Er kam aus dem Feenlande,
Mit goldener Kron' im Haar,
Im prächtigen Purpurgewande,
So herrlich und wunderbar.

Und bracht' ein flimmerndes Bäumchen,
Und Aepfel und Nüsse daran.
Ach! wer doch beim flimmernden Bäumchen
Heut' Abend sich freuen kann!

Nichts bracht' er mir, nicht mir Armen!
Wie stürmet der brausende Wind!
Ach, wer, wer hat doch Erbarmen
Mit dem armen Bettlerkind?"

Und wie sie die müden Glieder
Nun ruhet auf kaltem Stein,
Und senket die Augenlider,
Und schlummert ermattet ein:

Da kam er zu ihr im Traume,
Mit goldener Kron' im Haar,
Im Kleide mit purpurnem Saume,
So herrlich und wunderbar.

Und schüttete köstliche Gaben,
Und goldene Früchte aus:
„Das Alles, Marie, sollst du haben,
Willst du mit mir geh'n in mein Haus.

Ich geb' auch ein Bäumchen mit vielen
Hell flimmernden Lichtern Dir,
Und die Engel soll'n mit dir spielen,
Komm, liebliches Kind, mit mir."

Da that das Kind Millionen
Hell leuchtender Lichtchen seh'n,
Und es denkt, dort muß er wohnen!
Und es will mit dem Christe geh'n.

Und als nun die goldene Frühe
Verscheuchet die schaurige Nacht,
Da ist die kleine Marie
Nicht wieder aufgewacht.

9) Auch der milde Sohn des feurigen Görres gehört hierher: **Guido Görres*** (geb. 1805 zu Coblenz; gest. 1852 zu München) diente kindlich gläubig der Muse. Seine herrlichen „**Marienlieder**" (von Aiblinger componirt) wandern durch die ganze katholische Welt. In ihnen wie in seinen anderen Dichtungen (Legenden und Märchen, z. B. Schön Röslein, der hörnerne Sigfried) athmet eine solche Innigkeit und Reinheit, wie kaum mehr bei einem anderen Dichter der Neuzeit. Görres besaß aber auch einen Humor der reinsten, unschuldigsten Art. Und von diesem Humor sind seine Scherzlieder, scherzhafte Erzählungen („die Münchener Bierschau", „Prinz Eugen" 2c.), namentlich seine „frischen Lieder für frische Kinder" beseelt.

1. Juchhei.

Nun treiben wir den Winter aus,
Den alten, kalten Krächzer;
Wir jagen ihn zum Land hinaus,
Den Brummbär und den Aechzer,
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein,
Juhei! juhei! juhei!
O komm herbei!
O Mai, o Mai!

Das leere Stroh, das dürre Reis
Und alles, was vermodert,
Das geben wir dem Feuer Preis,
Daß hoch die Flamme lodert,
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein;
Juhei! juhei! juhei!
O komm herbei!
O Mai, o Mai!

2. Die Schreiber! ach! die Schreiber!

Die Schreiber! ach! die Schreiber!
Wie werd' ich nur sie los?
O lägen ihre Leiber
Im tiefsten Meeresschooß!

Die Seele zu verschreiben,
Seit sie der Feind verführt,
Da schreiben sie und schreiben,
Bis sich kein Glied mehr rührt.

O stehe lieber Herr mir bei!
Sonst bringt mich um die Schreiberei
Der Schreiber, ach! der Schreiber,
Der Schreiber Schreiberei.

Ihr Geist die Gänsefeder,
Die Akten ihr Revier,
Ihr Herz wie altes Leder,
Ihr Himmelreich Papier;
Kein Hassen und kein Lieben,
Kein Mitleid, kein Gefühl,
Verschrieben! ach! verschrieben!
Mir wird vor ihnen schwül!
O stehe lieber Herr mir bei! u. s. w.

Erhöre meine Klagen,
Zerbrich den Tintenkrug,
Die ärgste aller Plagen,
Die je Aegypten schlug!
Ihr Werk ist fast vollendet,
Sie möchten gern mich füllen
Ins Tintenfaß hinein,
Und gings nach ihrem Willen
Verschrieben wär' der Rhein;
Verschrieben! ja verschrieben!
Des Schreibens wegen bloß!
Was wär' von mir geblieben?
Ein großer Aktenstoß!
O stehe lieber Herr mir bei! u. s. w.

Ich werde blind und taub,
Ich sterbe, ist's geendet,
In ihrem Aktenstaub;
O stehe lieber Herr mir bei! u. s. w.

3. Die Befreiung Wiens.

Ein Falke späht vom Felsennest
So weit, so weit in's Land,
Er späht nach Ost und späht nach West,
Hinab, hinauf den Strand.

Der Falke ist Graf Stahremberg,
Hoch auf dem Stephansthurm;
Doch Türken nur und Türken nur
Sieht nahen er zum Sturm.

Da rief im Zorn er kummervoll:
Die Noth, die klag' ich Gott,
Daß ihr mich so verlassen habt,
Dem argen Türk' zum Spott.

Nun pflanz' ich auf den Stephansthurm
Die heil'ge Kreuzesfahn',
Ihr Sinken klag' den Christen all',
Daß wir dem Falle nah'n.

Und stürzt die Fahn' vom Stephans-[thurm,
Dann stehe Gott uns bei!
Dann decke sie als Leichentuch
Den Stahremberger frei.

Der Sultan rief dem Stahremberg:
Bei Allah! hör' mein Wort,
Die Fahne stürzt vom Stephansthurm,
Den Halbmond' pflanz' ich dort.

Ich mache Wien zur Türkenstadt,
Sanct Stephan zur Moschee;
Und reiß' die Maid aus Muttersarm,
Dem Bruder bring' ich Weh.

Der Sultan und der Stahremberg,
Die sprachen fürder nicht,
Denn mit dem ehrnen Feuermund
Das Feldgeschütz nun spricht.

Ach, Stephan! heil'ger Gottesmann,
Sie warfen dich einst todt,
Wie bringen sie nun, ach! dein Haus
Durch manchen Wurf in Noth.

Jetzt ist, o Wien, dein bester Schild
Des Stahrembergers Brust;
Wie trifft so gut sein scharfes Schwert,
Wie schwingt er es mit Lust!

Und neben ihm steht Kollonits,
Ein Bischof gotterfüllt,
Deß milde Hand die Schmerzen all'
Der wunden Helden stillt.

Die Fahne auf dem Stephansthurm
Wohl sechzig Tage stand,
Es hielt sie fest der Stahremberg
Mit seiner treuen Hand.

Die Fahne auf dem Stephansthurm,
Zu wanken fängt sie an;
Was hilft, ach Gott! ein wunder Mann,
Wenn hundert Feinde nah'n!

Die Fahne auf dem Stephansthurm,
Sie wankt, sie sinkt, sie bricht;
Nun helf' uns Gott, ruft Stahremberg,
Denn länger halt ich's nicht!

Der Türke ruft in stolzer Lust:
Allah, der Sieg ist dein!
Gefallen ist die Kaiserstadt,
Der Kaiserthron ist mein!

Von Hörner- und Trompetenschall
Tönt plötzlich da ein Klang:
Heil Kollonits! Heil Stahremberg!
So ruft ein Schlachtgesang.

Es tönt so froh und tönt so hell,
Als ging's zu Tanz und Wein:
Das ist die deutsche Ritterschaft
Von Elbe, Main und Rhein.

Es tönt so stark und tönt so tief,
Wie Sturm am Felsenthor!
Von Oestreich rückt die Heldenkraft,
Der Leu von Bayern vor.

Es tönt die wilde Meeresfluth,
Die hoch am Strand sich hebt,
Sobiesky ist's, der Polenfürst,
Ein Held, der ewig lebt.

Der Türke rauft im Grimm sein Haar,
Von Racheburst entbrannt,
Und mordet die Gefang'nen all'
Mit kalter Mörderhand.

Nun eilt, ihr Helden, eilt herbei,
Zum Kampf so hart und heiß;
Zu retten heut' die Christenheit,
Das ist des Kampfes Preis.

Ein Feuer war das Christenheer,
Von heil'gem Muth entbrannt,
So brach es auf die Türken ein,
Ein Blitz von Gott gesandt.

Der Lotharinger stritt voran,
Die Polen folgten nach;
Doch Keiner zählt die Helden all'
Von jenem Ehrentag.

Die Türken standen muthig erst,
Sie wichen bald zurück,
Dann brach das Feuer durch sie durch,
Zu Rauch ward da ihr Glück.

Ein weites, weites Leichenfeld
Ward rings das Donauthal;
Dort sank in Staub der Türken Stolz,
Dort steht ihr Todtenmal.

Bei Pauken- und Trompetenschall
Und Freudenfeierschein,
So zieht geschmückt das Christenheer
In's freie Wien nun ein.

Und noch steht auf dem Stephansthurm
Das Kreuz der Christenheit,
Zum Zeichen, wie vereinte Kraft
Die Kaiserstadt befreit.

Proben bei Kellner: Palmsonntag; St. Hermann Joseph; der Todesengel; Jungfrau von Orleans; das Salve Regina.

10) Ein anderer Laie, der westphälische Rechtsanwalt und Notar Joseph Pape* (geb. 1831 zu Esloh), gab schon vor seinen „Gedichten" kleineren Umfanges ein ziemlich großes Epos „der getreue Eckart" heraus, noch in demselben Jahre einen Romanzenkranz „Josephine", und ein paar Jahre darauf das Epos „Schneewittchen vom Gral". Aber es scheint doch, daß des Dichters Talent weniger für große Dichtungen, als dafür ausreicht, kleinere Bilder, lebensvolle und warm gehaltene Balladen und Romanzen zu entwerfen. Seine Dramen sind jüngeren Datums: Herzog Konrad, und Bertha Maria; jenes ist das Gelungenere.

11) Zwei treffliche Pfleger der Kinderpoesie dürfen nicht vergessen werden: Dr. Graf Pocci* (geb. 1807 in München, seit 1864 Oberstkämmerer), der nebst den Kinderliedern auch Romanzen, Legenden, Märchen dichtete, und Wilhelm Hey († 1854),

der wohl den Kranz als Kinderdichter verdient, sonst auch als geistlicher Liederdichter sich auszeichnet.

Proben bei Kellner: St. Vitus (von Pocci); der Frühling (von Pocci).

12) Wie Pape, so hat auch Jos. Weißbrodt* (geb. 1830; Pfarrer in Coblenz) als Epiker, dann als Lyriker und zuletzt als Dramatiker sich versucht, und zwar stets mit Glück, am meisten als Epiker. Besonders hat er die bekannte rührende und so oft von Dichtern dargestellte Legende von der Pfalzgräfin „Genovefa“ zu einem so kunstvollen epischen Gedichte verarbeitet, wie irgend Einer, selbst Tieck nicht ausgenommen. — Der „Seraph der Liebe“, ein Sonettenkranz, verherrlicht in lieblicher Weise St. Franziskus. — Seine historische Tragödie „Cäcilia“ feiert dramatisch den Sieg Christi über das Heidenthum, und ist ein neuer Beleg von Weißbrodts Dichterberuf. Ebenso sein Drama „Gregor VII.“

13) Ein überaus fruchtbarer Romandichter ist Conrad von Bolanden* (pseud.), ein Pfarrer in der Rheinpfalz, ein bedeutendes Talent. Seine ersten Romane („Brautfahrt“ 2c.) sind auch katholischerseits als zu confessionell polemisch getadelt. Bei seinen übrigen Romanen „Königin Bertha“, „Barbarossa“, „Angela“, „Die Aufgeklärten“, „Die Schwarzen und die Rothen“, „Die Unfehlbaren“, fällt dieser Tadel weg. — Einen historischen Roman ersten Ranges („Der getreue Ritter oder Sigismund Hager von und zu Altensteig und die Reformation“) hinterließ uns Wilh. Meinold (weiland protestantischer Pfarrer in Norddeutschland). Derselbe machte sich schon früher berühmt durch die fingirte Hexenprozeßgeschichte: „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe.“ — Im Roman versuchte sich mit Glück auch der in seinem Berufskreise als Mensch und Priester hochverehrte Pfarrer Rudolf Behrle* (geb. 1826 zu Herbolzheim in Baden; seit 1851 Priester; seit 1866 Hausgeistlicher in der Irrenanstalt Illenau). Sein Roman „König und Königin“ spielt in der Mitte des 10. Jahrhunderts. Diesem ließ der Dichter zwei kleinere metrische Dramen („Frauentreue“, ein romantisches Ritterschauspiel; „der falsche Treffer“, tragikomisches Singspiel) und ganz kürzlich das einaktige Kriegsbild „Der Franctireur“ (in Prosa) folgen. Dieselben sind keineswegs dramatisirte Moralpredigten und eignen sich besonders zur Aufführung in Gesellenvereinen. Der „Franctireur“ ist am spannendsten, entschieden national-patriotisch gehalten.

Der Held ist ein Thunichtgut vom Schwarzwald. Nach vielen Irrfahrten tritt er als Franctireur auf. Er verwundet einen Badenser, flüchtet in eine Hütte, in welche später der Blessirte gebracht wird. Im Verlaufe erkennen sie sich als Brüder. Auch der Vater kommt dazu, an dessen Herzen schließlich der Verirrte Reuethränen weint.

14) Zwei süddeutsche katholische Ordensmänner gehören auch hierher: P. Georg von Waldburg-Zeil* S. J. († 1866 zu Regensburg), welcher fürstlichen Rang und Reichthum mit der freiwilligen Armuth vertauschte, und von seinen Missionen her noch in Vieler Herzen wohnt, schrieb „Gedichte" voll kindlicher Andacht. — Der Andere, dem Benediktinerorden angehörend, lebt und wirkt noch als Zierde des Klosters Einsiedeln in der Schweiz, die zwei hohen und wichtigen Posten des Subpriors und des Schulrectors begleitend: P. Gall Morel* (geb. 1803 zu St. Fiden bei St. Gallen, Profeß seit 1820). Er hat bereits drei Sammlungen von „Gedichten" herausgegeben, begreiflicherweise vorzugsweise religiösen Inhaltes. „Was er aber auch besingen mag, die Natur, das Leben, die Kunst, überall blickt mehr oder weniger kräftig seine Glaubensinnigkeit hervor. Weil diese aber auf dem ewigen Gebote der Liebe beruht, so ist sein Herz auch für alle rein menschlichen Regungen z. B. Mutterliebe, Wanderungseindrücke ꝛc. empfänglich." Dieß Urtheil fällt Kurz in dem 4. Band seiner Literaturgeschichte. Dort setzte er diesem Dichter ein schönes Denkmal, und das will viel heißen, wenn Kurz für einen strenggläubigen Mönch eingenommen ist.

Des Klausners Nachtgesang an die Erde.

(Von P. Gall Morell.)

Ich trete vor mein enges Zellenfenster,
Und blick hinaus, in's stille Dunkel hin.
Was träumst du, Erde, still und feierlich?
Was schlummerst du so wunderbar und leise?
Dich hat die Mutter, die für Alle sorgt,
Die heil'ge Vorsicht hat dich eingewiegt
Zum süßen Schlaf. Sie zog den dunkeln Schleier
In großen Bogen über deine Wiege,
Daß nicht der höhern Sonne Licht dich blende,
Sie legte dich so sanft in's weiche Bettlein,
Und wacht mit Sternenaugen über dir,
Mit ihrer Liebe sanften Augensternen.

Du athmest noch in leisen Abendlüften,
Als schwebten bange Träume über dir.
Es rauscht und schlägt wie raschbewegte Pulse
In allen Adern deiner Bäch und Ströme.
Was schlägt dein Puls so stark? Erseufzest du,
Weil über dir, der Friedlichlieblichen,
Die Menschenkinder haßentflammet wandeln? —

Vergiß die Menschen, gute Tellus, sieh,
Auch sie bezwingt der Friedespender Schlaf,
Und auf und neben dir schläft manches Herz,
Das lieblich träumend herben Gram vergißt.

O schlummre, gute Erde, schlummre fort,
Erwecke nicht mit deiner Stimme Donner
Den Armen, der von Seligkeiten träumt,
Den Kranken, der nach bangdurchächztem Tag
Mit dir den Schlummer fand. O jag ihn nicht
Mit deines Odems Brausen aus den Fluren
Des Glücks, die er so lang entbehrte.

Wie schön, o Erde, ist dein sanfter Schlaf,
Ich küsse deine Stirn, nun, gute Nacht!
Auch mich umfasse nun der Vorsicht Arm.
Ich lege mich in ihre Wiege nieder,
Um bald mit dir, o Erde! aufzustehn,
Wenns dämmert auf den morgengrünen Hügeln,
Und dann die Mutter sichtbar wieder kommt,
Das schöne Licht in ihrer Hand, und fröhlich,
Die Kinder weckt. — Wenn dann die Blumen alle
Die Augen wieder öffnen, dann erwache
Auch ich aus meinen Träumen, hebe Aug
Und Hand empor zum gottgesandten Licht,
Und spreche: „Heil der großen heil'gen Mutter,
Der weisen Vorsicht, die zur rechten Stunde
Die Kindlein allesammt zu Bette bringt,
Und wieder sie zum muntern Spiele ruft!
Ich will ihr folgen, wie die Sterne folgen,
Bescheiden, still, doch unermüdet wandelnd,
Und lieblich glänzend um die Brudersterne.
Und wenn sie mich zum letzten Schlafe ruft,
Es sei! ich folg auch dann der Göttlichen;
Der letzte Schlaf ist ja kein ewiger,
Ist ja nur Schlummer vor dem ew'gen Tag."

15) Auch zwei Weltpriester aus dem Süden (Baden) müssen wir hier als fromme und gute Sänger verzeichnen. Der ältere und begabtere ist Leopold August Hoppensack* (geb. 1820 zu St. Trudpert im Münsterthale, wo sein Vater Bergbeamter war; seit 1845 Priester; wegen seiner philologischen Kenntnisse zeitweise an Mittelschulen verwendet; seit 1863 Pfarrer (zur Zeit in Kenzingen). Erst im Jahre 1865 trat er mit seinen lang zuvor gedichteten „Liedern vom Schwarzwald" an die Oeffentlichkeit. Bereits sind sie in 2. Auflage gedruckt. Er mahnt darin durch Gedanken, tiefe, zarte Empfindung lebhaft an Novalis. „Wenn, wie in einem Blumenbeet, so auch hier nicht alle Blumen an Duft und Schönheit einander gleich stehen, so wird dem Freunde der Poesie in diesen Schwarzwald-Liedern doch ein Strauß von nicht gewöhnlicher Auswahl geboten," so urtheilte die Kritik über diese Lieder, welche nicht lauter lyrische Ergüsse, sondern theilweise auch Naturgemälde, Legenden, Balladen sind. In jüngster Zeit dichtete er noch ein kleines Epos (episch-lyrisches Volkslied) „Therese". — Der andere jüngere Sänger ist Johann Mar-

tin Schleyer* (geb. 1831 zu Oberlauda, wo sein Vater Oberlehrer war; studierte Theologie und Philologie zu Freiburg, wissenschaftliche Preise erringend; seit 1856 Priester und seit 1867 Pfarrer in Krumbach bei Meßkirch). Sein „Philalethes“ (540 vermischte Gedichte) brachte ihm eine etwas wohl zu harte (besonders was den Inhalt betrifft) Kritik Seitens des Lit. Handw. ein. Wir freuen uns, daß der ohne Zweifel begabte Sänger darob nicht den Muth verlor. Denn die „Palmen der Heiligen“ (eine in Heftchen erscheinende, bereits bis zum September fortgeschrittene Legende im Gewande der Poesie) enthalten doch so viele gelungene, theilweise herrliche Nummern (z. B. St. Alexius, 7. Juli; St. Bernhard, 20. August), daß wir dem Dichter leichter seine übertriebene Vorliebe für allerlei metrische Verkünstelung nachsehen.

1. Weihnachtshymne.

(Von Hoppensack.)

Jedem Berge Flammensäulen!
  Jedem Hügel Opferbrand!
Lasset uns die Nacht mit Zeilen
  Feur'ger Kunde durch das Land
Wie den hohen Mittag lichten!
  Nacht soll's nirgends sein und bleiben,
Laßt mit ew'gen Flammenschichten
  Ihre Schatten uns vertreiben!

Hoch die Herzen, Adamssöhne!
  Seht, das Licht ist euch beschcert;
Seht, wie seine Himmelsschöne
  Euer Zähren=Thal verklärt.
Sammelt euch in süßer Wehmuth,
  Kinder aller Erdenzonen,
Kommt und kniet vor Gottes Demuth
  Bei des Himmels Legionen. —

Welches Glühen! Welches Tagen!
  Welches Sinken! Welches Flieh'n!
Wolken seh' ich nicht mehr jagen,
  Nebel seh' ich nicht mehr zieh'n.

Aber wo sie noch in dunkeln
  Zügen hingeflogen eben,
Seh' ich Sternenpfade funkeln,
  Seh' ich Himmelschöre schweben.

Wo es grollte, wo es brauste,
  Wo ein jäher Wetterstrahl
Auf die Erde niedersauste
  Und des Frommen Herz zumal
Mit des Frevlers Dach verzehrte, —
  Oben streuen Engel Lieder
Und in Liedern auf die Erde
  Holde Friedenskränze nieder.

Hoch die Herzen, Adamssöhne!
  Seht, das Heil ist euch bescheert;
Seht, wie seine Himmelsschöne
  Euer Zähren=Thal verklärt.
Eure Erde hat empfangen
  Und gebor'n in Mutterwonne,
Ist am Himmel aufgegangen
  Als die jüngste, schönste Sonne.

2. Seltene Waare.

(Von Hoppensack.)

Du Mütterchen mit dem weißen Haar,
Du bringst da zu Markt gar selt'ne Waar';
    Sie breitet sich auf dem Schooß so fein,
    Als möcht' sie ein Kleinod vor Seide sein.
  Sie glänzt so hold das Auge an,
  Als wär' 'was Sonnenhaft's daran.

Was kauft und verkauft, den Markt begeht,
Verwundert das Mütterlein umsteht,
Besehen die Waare, fragen laut:
„Ei, bringst du den Schmuck von einer Braut;
Das aufgehob'ne Ehrenstück
Vom eig'nen blüh'nden Jugendglück?"

„„Jungfräulichen Schmuckes ein schönes Stück
Ist solches Geflechte: doch zum Glück
Das herrlichste nimmer, so ich find'
An meinem herzfrommen, herzlieben Kind.""
„Wie, Alte! — deiner Tochter Haupt
Hast diesen Goldschmuck du geraubt? —"

„„Sie selber — mein Kind — hat sich beraubt,
Doch wenn ihr an Ehr' und Tugend glaubt,
So nennt, was sie that, mit edler'm Wort!
Das letzte Geräthe im Hause ist fort, . . .
Was bliebe zu verkaufen noch?
O bietet auf die Locken doch!""

3. Bernhard von Clairvaux.

(Von J. M. Schleyer.)

„Honigtriefende Lippe Du, Himmelsposaune,
Feste Mauer der Kirche, lauteres Licht,
Leuchtend hin durch Europa, durch die Welt hin,
Goldgefäß Du der Heiligkeit:" wer schaut nicht
Stummen Blickes, hört er die Thaten alle,
Alle die Zauberworte, die Wunder all,
Die Du gewirkt, gesprochen, so herrlich vollbrachtest,
Als Du gewandert im sündigen Erdenthal! —
Schneeiger Lämmchenhüter im Mutterschooße schon!
O wie hast Du zärtlich gehütet die Schaar,
Welche der Weltenlenker Dir anvertraute!
O wie warst Du, Himmlischer! immerdar
Allen Vater und Lehrer, Berather und Tröster,
Allen Alles!: gen Sünder so klug und mild;
Den Kleinen so hold; vor Gewalt'gen gewaltig;
Immer doch vollendeter Demuth Bild!:
Bei überreichem Verdienst — ein Verschmäher der Würden;
Spiegel der Lauterkeit — trotz Fleischesbegier;
Stolzen Wissens Beschämer — dennoch so einfach,
Schlicht, so kindlich — Du, der Weisheit Zier!
Muthiger Wahrheitkünder, feurig und lieblich!:
Himmlisch klang von Gott, von Maria dein Wort.
Unter des Waldes schattigen Eichen und Buchen
Ward es Dir; — bis zu Petri Stuhl drang's fort.
Gern hier hörte das starke Dein Hirte und — Schüler.

Städte- und Reicheversöhner, von Glanz und Ruhm
Nie berückt! von Schmach und neidischem Höhnen
Nie gebeugt! Du Säule im Heiligthum,
Glaubensstreng; — doch streng Fanatismus hassend

Kämpfer spornend; — doch erst bekämpfend Dich!:
Leibeslabung, sie war Dir Pein; nur die Seele
Labtest Du. „Wer meinem Hause sich
Nahet, der lasse den Leib, den sündigen, draußen;
Hier, hier wandeln nur Geister aus und ein!"
Also scholl's, wenn Brüder um Einlaß baten.
Gleichwohl sagst Du Flehenden nicht leicht „Nein!" —
Hochverklärtes Wunder Deines Jahrhunderts!
Was an staunenswerthen Thaten Du
Oft an einem Segenstage vollbrachtest:
Anderen Helden traf es in Jahren nicht zu.
Englischer! was Du gewirkt, geschrieben, verkündet,
Süß Du, Einziger! sangest, so lieblich, so zart:
(Keiner ahmt Dir's nach) hilf, daß es uns Sünder
Aehnlich Dir mache, Bernhardus! — himmlischer Art!

16) Es erübrigt noch die wichtigsten gläubigen Poeten zu nennen, die sich mit rein geistlicher Poesie befaßten. Norddeutschland stellte in der Person des Philipp Spitta aus Hannover (1801 bis 1859; zuletzt Pfarrer in Wechod bei Hoga) wohl einen der besten. Sein „Psalter und Harfe" übt eine wunderbare Gewalt auf die Seele aus. — Der als Mensch und Kirchenfürst ausgezeichnete Cardinal Diepenbrock* (1798 bis 1853; gestorben als Erzbischof von Breslau) band einen „Geistlichen Blumenstrauß", der durch seinen himmlischen Duft Tausende erquickt hat und noch erquicken wird. — Auch Albert Knapp (geb. 1798; Stadtpfarrer in Stuttgart) war sehr fruchtbar in vielbelobten „Christlichen Gedichten", ist aber nicht populär genug. — Im Geiste des Novalis sang J. Fr. von Meyer, ein Frankfurter. — Auch die Herrnhutergemeinde stellte einen namhaften geistlichen Sänger, K. B. Garbe. — Trefflich sang auch Gustav Jahn das „Hohelied in Liedern". — Wir nennen noch den unermüdlichen Sammler frommer Lieder, A. Hungari*, und schließen mit Gedeon von der Heide* (pseud. für Joh. Bapt. Berger, Pfarrer in Boppard a. Rh.), der mit reicher Phantasie und vielem Geschmack die Lauretanische Litanei und das Salve Regina zu einer Reihe frommer Lieder bearbeitete, von denen eine große Zahl als meisterhaft zu bezeichnen sind. Wie volksthümlich klingen z. B. die hier abgedruckten! Außerdem schrieb er noch die Reise mit einer Seele, und Gnaden (poetische Erzählungen), die Belege für das Erbarmen Gottes sind.

1. „O selig Haus!"

(Von Spitta.)

O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ,

Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist:
Wo aller Herzen dir entgegenschlagen
Und aller Augen freudig auf dich sehn,
Wo aller Lippen dein Gebot erfragen
Und alle deines Winks gewärtig stehn.

O selig Haus, wo Mann und Weib in einer,
In deiner Liebe eines Geistes sind,
Als beide eines Heils gewürdigt, keiner
Im Glaubensgrunde anders ist gesinnt;
Wo beide unzertrennbar an dir hangen
In Lieb' und Leid, Gemach und Ungemach,
Und nur bei dir zu bleiben stets verlangen
An jedem guten, wie am bösen Tag.

O selig Haus, wo man die lieben Kleinen
Mit Händen des Gebets an's Herz dir legt,
Du Freund der Kinder, der sie als die Seinen
Mit mehr als Mutterliebe hegt und pflegt;
Wo sie zu deinen Füßen gern sich sammeln
Und horchen deiner süßen Rede zu,
Und lernen früh dein Lob mit Freuden stammeln,
Sich deiner freun, du lieber Heiland, du.

O selig Haus, wo Knecht und Magd dich kennen,
Und wissend, wessen Augen auf sie sehn,
Bei allem Werk in einem Eifer brennen,
Daß es nach deinem Willen mag geschehn;
Als deine Diener, deine Hausgenossen,
In Demuth willig und in Liebe frei,
Das Ihre schaffen froh und unverdrossen,
In kleinen Dingen zeigen große Treu'.

O selig Haus, wo du die Freude theilest,
Wo man bei keiner Freude dein vergißt;
O selig Haus, wo du die Wunden heilest,
Und Aller Arzt und Aller Tröster bist;
Bis jeder einst sein Tagewerk vollendet,
Und bis sie endlich ziehen alle aus,
Dahin, woher der Vater dich gesendet,
In's große, freie, schöne Vaterhaus.

2. Aus dem „Geistlichen Blumenstrauß."

(Von Diepenbrock.)

1.

Wiegenlied der Mutter Gottes.

Nach Lope de Vega.

Als die holde Magd, die Benedeite
Den erhab'nen Gruß und die Verheißung,
Die der Himmelsbote ihr verkündet:
Daß sie, von des Höchsten Kraft beschattet,

Gottes Sohn gebären werd' — erfüllt nun
Sah und in der Krippe weinend liegen
Den verheiß'nen Sohn, der mit des Menschen
Leib des Menschen Leid auch angenommen,
Sprach sie, zärtlich klagend, zu ihm also:
„Warum weinst du, süßes Kind! o fühlest
„Du so bald schon meiner Armuth Nöthen?
„Nicht besitz' ich andere Paläste,
„Würdig zu empfangen dich, als meine
„Arme, meinen Schooß und meine Brüste,
„Die dich tragen, schützen, dich erquicken.
„Mehr vermag ich nicht, du weißt es selber,
„Herzenslieb! es würden deine Himmel
„Was ich mehr vermöchte mir beneiden."
Also spricht sie, und es rührt die Zunge,
Antwort ihr zu lallen, nicht der Kleine,
Ob er gleich des Vaters unermess'ne
Weisheit und des Ew'gen ew'ges Wort ist.
Aber ohne Laut und ohne Zeichen
Prägt er in der Jungfrau inn're Seele
Trost und Antwort; und in ihren Armen
Taucht in Schlummer er der Augen Sterne,
Während sie mit süßem, zartem Liede
Also unterbricht die Himmelschöre:

„Die ihr dort wallet
Unter den Palmen,
Heilige Engel!
Sehet, es schlummert
Lieblich mein Kind:
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind!

Palmen von Bethlehem,
Welche mit Brausen
Zornige Winde
Wirbelnd durchsausen,
Schweiget, o schweiget,
Es schlummert mein Kind;
Laß von den Zweigen,
Zürnender Wind!

Müde vom Weinen
Hier auf der Erde,
Schlummert der Kleine;
Daß ihm im Schlummer
Ruhe doch werde,
Schweige, o schweige,
Sausender Wind!
Stille ihr Zweige!
Es schlummert mein Kind.
Grimmige Kälte
Droht ihn zu wecken,
Ach, und mir fehlen
Schützende Decken.

Heilige Engel,
Die ihr dort flieget,
Kommet und wärmet,
Kommet und wieget
Mein göttliches Kind!
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind!"

2.

Der gothische Dom.

Ein Wald von Säulen, schlank wie deutsche Eichen,
Strebt himmelan; es wölben sich die Kronen
Zu hohen Hallen; Pflanzen aller Zonen
Umranken rings den Bau, den Wunder-reichen.

Die fromme Thierwelt zieht hinein, zum Zeichen,
Sie diene gern den Heil'gen, die rings thronen,

Indeß, hinausgebannet, die Dämonen
Als Ungethüm in hartem Dienste keuchen.

Wo sich der dunkle Säulenhain dem Lichte
Erschließet, schaut in glüh'ndem Farbenglanze
Entzückt das Auge himmlische Gesichte.

Sagt: Ist's ein Zaubergarten dieses Ganze?
Das Paradies ist's: ward's durch Schuld zu nichte,
So weiß die Andacht, wie sie neu es pflanze.

3. Die Einladung.

(Von Knapp.)

Ein frommer Landmann in der Kirche saß,
Den Text der Pfarrer aus Johannes las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Am Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu essen?“
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmuth da gesessen.
Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ!
So fragest Du? O, wenn du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast,
Und halt' an meinem armen Tische Rast!
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;
Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb.“

Er wandelt heim, und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruhn:
„Frau,“ hebt er an, „nimm aus dein bestes Huhn,
Bereit' es kräftig, fege Flur und Haus,
Stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß!
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf Morgen Mittag zu bewirthen hast.
Putz unsre Kinderlein, mach' Alles rein!
Der werthe Gast will wohl empfangen sein.“

Da springen alle Kinderlein heran:
„O Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?“
Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herren ludest du zu dir?“
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht,
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall;
Zum lieben Gotteshause ziehn sie all,
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O liebster Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert; ach, so möcht' ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn!“

Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Herde wieder steht,
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett,
Sie deckt den Tisch, bereitet Alles nett,
Trägt auf, und denkt beim zwölften Glockenschlag
Wo doch der Gast so lange bleiben mag?

Es schlägt auf Eins, da wird's ihr endlich bang:
„Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein, die Kinder stehn
So hungrig da, und noch ist nichts zu sehn.
Wie heißet doch der Herr? Ich glaube fast,
Daß du vergeblich ihn geladen hast."

Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getrost! er kommt nun bald herein!"
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast
Und segne uns, was du bescheeret hast!"

Da klopft es an der Thüre; seht, ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiß:
„Gesegn' euch's Gott! erbarmt euch meiner Noth!
Um Christi willen nur ein Stücklein Brod!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt,
Vielleicht, daß mir bei euch ein Bissen wird."

Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht;
Komm, labe dich! du kommst noch nicht zu spät."
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.
„Und, Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein!
Den Heiland lud' ich vor acht Tagen ein;
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
Er einem nicht am Haus vorübergeht.
O Kinder, seht! in diesem Aermsten ist
Heut unser Gast der Heiland Jesus Christ."

5. Ave Maria.

(Von Gedeon von der Heide.)

Gegrüßt seist Du, Maria!
Gegrüßt mit Herz und Munde,
Gegrüßt zu jeder Stunde;
Maria! sei gegrüßt!

So oft ich dich nur grüße,
O Gnadenreiche, Süße,
Hallt's nach im Paradiese:
Maria, sei gegrüßt!

In Lust und Lieb' und Freuden,
In Trübsal, Noth und Leiden,
Beim Kommen und beim Scheiden,
Maria, sei gegrüßt!

5. Trösterin der Betrübten.

(Von Gedeon v. d. Heide.)

Sei stille, stille,
Mein armes Herz,
's ist Gottes Wille,
Trag' deinen Schmerz.
Er zählt die stillen Thränen,
Er hört Dein banges Fleh'n,
Er stillt Dein heißes Sehnen,
Läßt Dich nicht untergeh'n.

Du hast vertrauet
Der Mutter sein,
Auf sie gebauet
Die Hoffnung Dein;
Drum steht sie dort am Throne
Des Gottessohns und spricht,
Und all' Dein Lied zur Krone
Der Seligkeit sie flicht.

O wanke nimmer,
Verzage nie;
Vertraue immer
Und ganz auf sie.
Sie tröstet dich im Leiden,
Hilft dir in deiner Noth,
Und wird dich nicht verlassen
Im Leben, noch im Tod. Amen.

Proben bei Kellner von Diepenbrock: Die Kirche Der hl. Augustinus; Zur Charakteristik des Bischofs Sailer.

Sechste Gruppe.

§ 100. Die noch rückständigen Dichter.

(Hochdeutsche und Mundart-Dichter.)

1) Indem wir die Dichterinnen wegen ihrer großen Anzahl für eine besondere und zwar die letzte Gruppe absondern, haben wir nur noch eine Nachlese zu halten, um die wichtigeren Dichter zu finden, welche sich nicht wohl zu einer der fünf vorausgehenden Gruppen zählen lassen. Wir wollen aber bei dieser Nachlese eine gewisse Ordnung festhalten und zwar mit Rücksicht auf die vier Dichtungsarten.

2) Gleich das Heldenepos ist in erfreulicher Weise stellvertreten durch das zugleich patriotische Epos „Waterloo". Der Dichter Christ. Friedr. Scherenberg (geb. 1798 zu Stettin) schrieb als armer Commis (zu Berlin) jenes Epos. Der König (Friedrich Wilhelm) hörte und nahm Einsicht davon und stellte den Dichter sofort an.

Das Epos verherrlicht mit hoher Begeisterung den Sieg über Napoleon, und zwar in einer völlig neuen, aber außerordentlich wirksamen Darstellungsweise. Nicht der gewöhnliche epische Vers, sondern der fünffüßige reimlose Jambus ist angewendet; die Darstellung ist äußerst kurz, fast lakonisch, reich an treffenden Bildern, und so anschaulich, daß der Leser Alles miterlebt.

„Jacta est alea" „Entweder — oder!"
Spricht der gefangene, fränkische Cäsar
Auf Elba, seinem gnadenreichen Kerker,

Steht auf, schlägt um die Schulter seinen Purpur,
Tritt über die geschmeid'ge Wogenwand
Hinweg an Bord der Inconstantia,
Vertrauend ihrem Segel seine Sterne,
Durchschifft den salz'gen Rubikon und steuert
In San Juan, den Port nach Wüstenfahrt,
Berühret Frankreich, seine alte Erde,
Wächst, ein Antäus, Haupt um Haupt von Schritt
Zu Schritt, ruft seinen horstverwies'nen Adler,
Wirft ihm den Purpur auf die rost'gen Schwingen.
Und der, durchzuckt vom Strahl des alten Gottes,
Trägt auf beseeltem Fittig wolkenhoch
Und wolkenschnell vor seinem Donnerer,
Ein Blitz, sein flatternd Tricolor von Thurm
Zu Thurm bis auf die Thürme Notre Dame.

Gewalt'ges liebt der Mensch und seine Schrecken,
Willkommen heißt er sie mit Glockenklang,
Kanonendonner; alle Brücken fallen
Und alle Thore thun sich auf der Städte,
Der Herzen, Land und Volk ein offner Arm!
Verjubelnd alt' und neue Thränen tragen
Sie über Gräber ihrer liebsten Leben
Auf ihren Händen **den**, der sie begrub,
Von Gau zu Gau bis in die Metropole —
Ein Triumphzug vom Kerker auf den Thron!
Ein Blick verscheucht das große Pflegekind,
Ein Tritt knickt seine bleiche Lilie,
Ein Schlag zertrümmert den galanten Degen,
Das wurmzerfress'ne Scepter der Bourbonen,
Und wieder da steht er, Napoleon,
Der Imperator! — Wieder da liegt Frankreich
Vor seinem Kaiser nieder — **ein** Fußfall. —

3) Wohl noch begabter ist der von Geibel in die Oeffentlichkeit eingeführte Baier Dr. **Hermann Lingg*** (geb. 1820 zu Lindau am Bodensee; von 1846 an Militärarzt in Augsburg, Straubing und Passau; seit 1851 als Pensionär in München, von König Max II. mit einem Jahrgehalt belohnt). Seine „**Gedichte**", die Geibel herausgab und bevorwortete, machten beim Publikum einen überraschenden Eindruck. Alles fühlte, daß Lingg wieder einmal ein „Neuer Mensch", d. h. ein Dichter sei, der ganz aus sich dichte, keine Spur von Nachgebildetem, Angelerntem habe. Besonders zeigte sich sein ausgeprägter eigenthümlicher Dichtercharakter an den Gedichten mit **geschichtlichen Stoffen** (Salamis, Alexander, Spartacus, Attila, Mahomed, Timur, Lepanto 2c.). Freilich gab ihnen auch der ihnen anhaftende düstere Zug einen gewissen Reiz. Ueberhaupt hat Lingg eine Vorliebe für **düstere Stoffe** und düsteres Colorit. Aber seine Gedichte sind voll Schwung und Feuer, voll Gedankenreichthum und Phantasie. Wir nennen noch: „Der schwarze Tod"; „Leichen-

feier"; „Die Schiffersfrau" als besonders gelungen. — Außer kleineren Gedichten schuf Lingg noch ein groß angelegtes Epos: „Die Völkerwanderung". Die drei Bücher desselben sind von 1866—1868 erschienen und umfassen die Zeit vom letzten Viertel des 4ten Jahrhunderts bis zum Tode Alboins, dem Könige der Longobarden (561—574). Mit der tragischen Geschichte von Alboin und Rosamunde schließt das Ganze. Mag nun auch der Stoff zu umfangreich, zu wenig organisch sein und „in Folge dessen der Dichtung die Einheit mangeln, eine klare Uebersicht des Ganzen unmöglich zu gewinnen sein" (Kurz), mag auch die Wahl der zierlichen Ottaverime für diesen wilden Stoff ungeschickt sein, so sind eben doch die Einzelpartieen, die Episoden für sich betrachtet von großer Schönheit. Wie meisterhaft ist z. B. die allegorische Figur „der Hunger", „die griechische Insel" u. s. w. geschildert! Möge nun der Genius den Dichter, „der jedenfalls eine der reinsten und ächtesten Dichternaturen ist, die neuerdings unter uns aufgetreten" (Robert Prutz), leiten, daß er bald einen für ein Epos passenderen Stoff finde und ihn dichtend sich einen volleren Lorbeerkranz erringe!

Der schwarze Tod.

Erzittre Welt, ich bin die Pest,
Ich komm in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest,
Mein Blick ist Fieber, feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

Ich komme von Egyptenland
In rothen Nebelschleiern,
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entsaug ich Gift dem Wüstenbrand
Und Gift aus Dracheneiern.

Thal ein und aus, Berg auf und ab,
Ich mäh zur öden Haide
Die Welt mit meinem Wanderstab,
Ich setz vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben,
Es geht vor mir die Wassernoth,
Ich bringe mit das theure Brod,
Den Krieg thu ich beerben.

Es hilft euch Nichts, wie weit ihr floht,
Ich bin ein schneller Schreiter,
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol das schnellste Boot
Und auch den schnellsten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich in's Haus
Zugleich mit seiner Waare;
Er freut sich hoch, er lacht beim Schmaus,
Ich steig aus seinem Schatz heraus
Und streck ihn auf die Bahre.

Mir ist auf hohem Felsvorsprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir ist kein junges Blut zu jung,
Kein Leib ist mir gesund genung,
Mir ist kein Herz zu fromme.

Wem ich nur schau in's Aug hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brod und Wein,
Der hungert nur nach Staub allein,
Den durstet's heimzugehen.

Im Osten starb der große Chan,
Auf Indiens Zimmetinseln
Starb Negerfürst und Muselman,
Man hört auch Nachts in Ispahan
Beim Aas die Hunde winseln.

Byzanz war eine schöne Stadt
Und blühend lag Venedig,
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu sammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

In Nordlands letztem Felsenriff
In einen kleinen Hafen
Warf ich ein ausgestorbnes Schiff,
Und Alles, was mein Hauch ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag und Monde schwinden;
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd und leer
Die Stadt der Todten finden.

4) Zwei Badenser gehören hierher, die sich als epische Dichter bemerklich machten. Voran stehe der bereits verstorbene Aug. Ferd. Alex. Schnezler* (pseud. Aug. Palmer). Er wurde 1809 zu Freiburg geboren, wo sein mit Pfeffel und Hebel befreundeter Vater Stadtdirektor war. Trotzdem er Philosophie studiert hatte, ließ er sich als Postbeamter anstellen, hatte es aber bald satt im „Kanzleiwüstensande". Von 1840 an führte er ein äußerst dornenvolles unstetes Literatenleben, bis ihn der Tod aus Sorgen und Noth riß (zu München 1853). „Ein reiches Talent, ausgezeichnet in der naiven Behandlung märchenhafter Stoffe" (Gödeke) sank mit ihm in's Grab. Aber auch als Novellen- und Humoreskendichter verdient er entschiedenes Lob, deßgleichen als Lyriker. Ganz vortrefflich sind seine humoristischen Gedichte. Auch als Sagensammler gebührt ihm ein Andenken. — Der Andere, ein badischer Premierlieutenant Adolph Waldemar* (pseudonym) trat erst vor zwei Jahren mit seinem epischen, zartgefühlten, in der Mannigfaltigkeit der Form an die Amaranth erinnernden Gedicht „Arthur" (in 12 Gesängen) öffentlich auf, und fand, soweit dem Verfasser bekannt, recht warmen Beifall.

5) Durch Märchenpoesie machten sich einen Namen: Gustav zu Putlitz (geb. 1821 zu Retzien in der Priegnitz; Jurist), der das liebliche Märchen „Was sich der Wald erzählt", dann aber auch Lustspiele („Badekuren", „Salzdirektor") und ein Schauspiel („Das Testament des großen Churfürsten") dichtete; noch mehr aber Otto Roquette (geb. 1824 in Posen) in Berlin, der in seinem Rhein-, Wein- und Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt" eine Dichtung lieferte, „die den ganzen Reiz frischer und fröhlicher Jugendlichkeit entfaltete, somit deren Sieg über die heuchlerische Philisterhaftigkeit feiert" (Barthel). Seinem Märchen ließ er eine weniger gelungene Novelle („Orion") und dieser ein um so trefflicheres historisches Epos „Der Tag von St. Jakob" folgen, worin er den Kampf der Eidgenossen gegen die Söldner des nachmaligen Ludwig XI. in fesselndster Weise schildert.

6) Unter den deutschen Romandichtern der Gegenwart steht Gustav Freytags (geb. 1816 zu Kreuzburg in Schlesien; Philolog) Name obenan. Bis jetzt hat er zwar nur zwei (freilich mehrbändige) Romane geschrieben, zwischen deren Erscheinen zehn Jahre liegen, und es kommen darin dann und wann schneidige,

ganz überflüssige Bemerkungen über Glauben, Mönche und Aehnliches vor, die wir gewiß nicht approbiren wollen: allein trotzdem sind diese Romane, was Anlage und Durchführung, was Gedanken und Sprache, die idyllischen Partieen 2c. betrifft, so gelungen, daß „man sich Alles in Allem genommen von Herzen freuen darf, daß Deutschland einen solchen Dichter besitzt, und daß derselbe jung genug ist, um noch andere gleich große Schöpfungen nachfolgen lassen zu können" (Hagemann). Sein erster Roman „Soll und Haben" stellt uns das Leben der Handelswelt, sein zweiter „die verlorene Handschrift" das Leben der gelehrten Welt dar. Der erstere hat noch mehr Vorzüge wie der andere. In beiden aber „malt uns Freytag große Bilder so, daß das Ganze wie jeder Strich darin ein Kunstwerk und nichts Anderes ist, freilich ein ernstgemeintes, lehrreiches und bedeutungsvolles Kunstwerk". — Uebrigens hat sich Freytag auch als Dramatiker einen verdienten Namen gemacht, und zwar durch die Dramen: „Valentine", Waldemar" und „die Journalisten."

7) Als Novellist und Romanschriftsteller erwarb sich viele Leser Joh. Aug. Lewald* (geb. 1792 zu Königsberg), der Vieles unter dem Namen Kurt Walter herausgab. Der Tod seines Vaters, eines reichen Kaufmanns, zwang ihn, dem Handelsfache sich zu widmen. Später ging er jedoch davon ab, bildete sich für das Theater so allseitig aus, daß er längere Zeit theils als Schauspieler, theils als Theater-Director und -Dichter thätig war. 1834 gründete er in Stuttgart das Journal „Europa", wurde später daselbst Theaterregisseur. 1860 trat er in München zur katholischen Kirche über. — Lewald ist ein Mann von ebenso reicher wie vielseitiger Bildung, von seltener Menschen- und Weltkenntniß, wozu ihm sein Wanderleben, verbunden mit einer scharfen Beobachtungsgabe, verhalf. Dabei schreibt er höchst elegant, leicht und flüssig. So wird es uns nicht überraschen, daß sein Roman „Clarinette" „ein auf der Höhe der Aesthetik stehendes Werk" (Lit. Handw.) genannt wird, desgleichen sein Roman „Moderne Familiengeschichten".

8) Als Verfasser von vielen Romanen und Novellen hat sich gleichfalls einen wohlverdienten Namen erworben: Dr. Christoph Levin Schücking*. Er wurde 1814 auf dem Schlosse Clemenswerth in Hannover, wo sein Vater Beamter war, geboren. Nach absolvirtem Jus widmete er sich ausschließlich der Literatur, wurde später Mitarbeiter an der Allgemeinen Zeitung und der Kölner Zeitung, und lebt seit 1852 in Westphalen. „Ein feiner und geistreicher Beobachter, mehr Denker als Dichter, ist Schücking namentlich ausgezeichnet durch seine Schilderungen der Sitten früherer Tage und seine meisterhaften Zeichnungen des mensch-

lichen Herzens" (Wolff). Er gab auch sittlich ernst gehaltene und wahr empfundene „Gedichte" heraus: in den lyrischen mahnt er vielfach an die Romantik und den Minnesang, in den epischen an Freiligrath und Annette von Droste-Hülshoff (die eine Freundin seiner Mutter war und deren treffliches „Lebensbild" Schücking 1862 herausgab).

9) Zwei gute Novellendichter fanden rasch eine größere Leserzahl: der in Berlin geborene, in München als Professor angestellte Paul Heyse, welcher bereits sechs Novellensammlungen, außerdem „Urica" (eine Geschichte aus der französischen Revolutionszeit), „die Brüder" (eine chinesische Erzählung) und „die hl. Thekla" (ein Legendenepos in Hexametern) erscheinen ließ; und Bernhard Wörner*, königl. Officiat in Bamberg, von dem zwei Novellensammlungen („Lust und Leid" und „Amt und Welt" betitelt) erschienen. Heyse ist viel feiner als Wörner, „seine Novellen sind Schöpfungen höherer Art, welche der Genius eines Dichters reich erfaßt und entworfen, die Meisterhand eines Künstlers mühsam und sorgfältig ausgeführt hat" (Hagemann). Aber Wörner ist in religiös-sittlicher Beziehung viel correkter. Heyse's sittliche Grundsätze harmoniren nicht immer mit den christlichen. Und so bieten denn also Wörners Novellen, wenn auch keinen so feinen, so doch gesünderen Genuß, als jene Heyse's.

10) Die namhaften Lyriker haben sich fast alle in die vorausgehenden Gruppen einreihen lassen oder sie sind schon in diesem Paragraphen bei den Epikern genannt worden. Nur Georg Scheuerlin, auch ein Baier (zuerst Volksschullehrer, dann Kanzlist bei dem Oberconsistorium zu München) ist noch zu nennen. Er gab 1851 zartgefühlte „Lyrische Gedichte" heraus, die oft recht ergreifen.

11) Als Dramatiker wären nur noch Ed. von Bauernfeld, ein österreichischer Staatsbeamter, ferner Ed. Devrient (Theaterdirector in Karlsruhe), besonders aber noch der Lustspieldichter Roderich Benedix (in Leipzig) und Karl von Holtei (geb. 1797 in Breslau; später Theatersekretär und Dramaturg daselbst; nun in Berlin ansässig) zu nennen, welcher letztere „die Wiener in Berlin" und „die Berliner in Wien" dichtete. Er leitet uns über zu den Dichtern der Mundart, zu welchen er gleichfalls gehört.

12) Das Beispiel, das in voriger Periode Hebel, Usteri &c. als Dichter der Mundart gaben, wirkte anregend bis in die neueste Zeit nach. Wir haben darum auch für diese achte Periode eine Reihe guter Dialect-Dichter zu verzeichnen. Mit dem Süden beginnend, nennen wir als den besten: Franz von Kobell*

(geb. 1803 in München; verdienstvoller Professor der Mineralogie daselbst). Er dichtete in zwei Mundarten, in der oberbaierischen und in der pfälzischen gleich vortrefflich, außerdem aber auch noch in Hochdeutsch. — Noch einen anderen begabten, freilich manchmal in das Triviale verfallenden Dichter der Pfälzer Mundart wollen wir gleich hier nennen: Karl Gottfried Nadler* (gest. als Advokat zu Heidelberg 1850). Berühmt ist sein „Brand im Hutzelwald“, worin er mit köstlichem Humor den Zopf einer alten städtischen Feuerlöschordnung schildert. — In der mit der pfälzischen nahe verwandten westrichter Mundart gab Schandein sehr ansprechende Gedichte heraus. — Oesterreich ist durch den schon oben genannten J. G. Seidl vertreten, welcher seine gemüthlich-naiven „Gstanzln, Gsangln und Gschichtln“, ferner „Gedichte“ in oberösterreichischem Dialecte dichtete. — Ueber Schlesien, wo wir den schon vorhergenannten Karl von Holtei als guten Dialectdichter (in schlesischer Mundart) begrüßen, gehen wir schließlich noch nach dem nördlichen Deutschland. Und hier bilden die Dichter der Niedersächsischen Mundarten (alle Arten des sog. Plattdeutsch) eine ansehnliche Gruppe für sich, so viele sind es ihrer. Wir nennen aber nur die zwei ausgezeichnetsten: Fritz Reuter (geb. 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg), der in Versen und Prosa Plattdeutsches lieferte, und Klaus Groth (geb. 1819 zu Haide in Holstein), der in seinem „Quickborn“ das Dithmarscher Volksleben schildert und in derselben (dithmar'schen) Mundart „vaer de Goern“ (für die Kinder) Reime schrieb.

Mundartliche Gedichte.

Wer kann 'n liebe' Glock'nklang
So schreibe' wie er klingt,
Un' wer kann schreibe' mit der Schrift
Wie schö' en' Amsl singt,
Deß kann mit aller Müh' ke Mensch,
Denk nor n' bische' noch,
Un' wie mit Glock un' Vochlsang
Is 's mit der Pälzer Sproch.

Kobell.

1. De stoanern' Jager.

(Oberbaierisch, von Kobell.)

Zwoa Jager steig'n in an' Gwänd',
's red't koana nit a Wort,
Sie steig'n langsam nach der Höh',
Es is a schiecher Ort.
Und wie s' jetz kemma gegen d' Schneid,
Da rastn s' auf an' Eck,

Sie segn schier zum Ferchtn aus,
So barti, wild und keck.
Just graut der Tag, der Nebi liegt
No' tief herunt' in Thal,
Von sellan Platz, da sicht ma schö'
Viel Dörfer aufamal.

Und wie s' a weil so rast'n thien,
So hörn s' Kirche'gläut,
In d' Fruhmeß ruft a Glöckl 'zamm,
Dees Läut'n hört ma weit.
Da stopft der oa a Pfeif' Taback,
Der ander putzt sei' Bix,
Und Brantwein trinkn s' aar an' Schluck,
Aber bet'n thien s' nix.
Und wieder üb'r a kloani Weil
Da läut't dees Glöckl brunt,
„Jetz wandln s' ersch", lacht da der oa,
„Mir wandln scho' zwoa Stund'".
„„Ja Wandln hi' und Wandln her,""
Hat wild der ander gsagt,
„„A Gamsbock isch mer allweil mehr,""
Und hat sein Stutzn 'packt.
Und weiter steign s' über's Eck
Und schaug'n in Grabn 'nei,
Da steht a starker Gamsbock drinn,
Der werd bald ihna sey'.
Da schießt er oa', er fallt no' nit,
Der ander aa zünd't o',
Und auf die Schuß, da hat's an Hall
Als wie a Dunner tho',
Als schlieg a Weterstroach grad ei',
Was dees bedeut'n soll?
Die Schütz'n rumpin in anand,
's is ihna nimmer wohl,
Denn schau, der Bock in Grabn brunt'
Werd zozet wie a Bär,
Die Krikln werrn großi Horn
Und feuri schaugt er her.
Dees ist koa Gamsbock, gnad' da Gott,
Dees muaß der Teufi sey', —
Da packn gschwind die Jager z'amm
Und laafa woltern fei'.
Auf oamal aber laßn s' aus,
Es werrn d' Füß' so schwaar,
Und grad' als wann der jüngsti Tag
Auf Erdn kemma waar,
So ziegt a Nacht und Weter 'rei.
Koa Schrittl kinnes' geh',
Und 's Blut is worn so kalt und starr,
Als sollt's auf ewi' steh'.
Und horch, in Weltersturm da hallt
A Schroa weit über's Land, —
Da is a grausi Wandlung gschegn,
Verhängt von Gottes Hand. —
Wohl wieder brunt' zun Betn läut't
Dees Glöckl aus der Fern',
Die drobn san aber wor'n Stoa',
Sie kinne's nimmer hör'n.

Bei Salzburg steht a hocher Berg,
Der Staufn, wer 'n kennt,
Da san zwoa langi Fels'n obn,
Die stoanern' Jager g'nennt.
Die Fels'n stenga heunt no' da
Als Zoacha von den G'richt, —
Der Kruag, schau, geht so lang zum Brunn',
Bis er amal dabricht.

2. 's Gebet.

(Oberbaierisch, von Kobell.)

A gar kloans Diendl mit der Muatta
Hat in der Kirch' in Sunnta' 'bet't
Und 's Maaderl war so voller Andacht,
Als wann s' es halt recht nöthi' hätt';
Dees hat der Muatta gar guat g'fall'n
Und nach der Kircha sagt s' dazua:
Du bist amal a rechti frummi,
Du hast scho' 'bet't in aller Fruh',
Was hast jetz' 'bet't, dees muaßt ma sag'n,
Du Schatzerl du, so brav und nett,
Und 's Maderl sagt auf ihra Frag'n:
„Daß d' Kirch bald aus werd, hon i 'bet't."

3. 's romantische Mädche.

(Pfälzisch, von Kobell.)

„O Vater, was war deß e' Herrlichkeit
In der alte' romantische' Ritterzeit,

Do war noch am Leebe' e' Glanz un e' Pracht
Und die Mädcher die ware' noch hoch geacht',
Do habe' die Dame's Farbe' getraache'
Un do drum hot sich e' Ritter g'schlaache'!
Un nenn'n nor den Staat und deß scheene Plaisir
Vun so eme Fescht, wie e' Ritterturnir!
Ja denk ich mich so in e' Borch am Rhein
Und wie ich kredenz' denne Ritter de' Wein,
Und wie se so recht behaaglich pumpe'
Aus denne' große' silberne' Humpe'
Und so verzähle' vun Krieg und Jachd
Un was se vum Kreutzzug heemgebracht;
Ich saach dir's Vater, do thut's mer weh,
Wann ich jetz die Zeit so prosaisch seh' —
Und was habe' nit aach die Mädcher gethan,
Denk nor an die Jungfrau vun Orleans!" —
„„Geh', loß doch des Zeuch, 's is die Hälft' nit wohr,
Deß mache' emm so die Hischtoriker vor,
Und deß Farbe'traache', was soll dann deß sey',
Deß sin Hypothese', deß bildscht der nor ei',
Und daß sich die junge' Leut' nimmer schlaache'
For Farbe' un Späß, deß hot nix zu saache',
Dann sunscht wahrhaftich gäb's alle Täch',
Nix als Spektakl un Prichl und Schläch';
Un weeche' dem Saufe' un Rennomire'
Do brauchscht du die Ritter nit zu citire',
Dann der Artikl is wohl bestellt,
So lang 's noch Mensche' git uff der Welt,
Un diesell — die hätt aach was bessers getha',
Als zu werre' die Jungfrau von Orleans,
Dann die hot mancher de' Kopp verruckt,
Daß se meent, sie hätt' in de' Himm'l geguckt!""
„Ach Vater, du hescht kee' Poesie
Und deß is doch vum Lebe' die Blüh',
Mit deiner Obschzucht, mit Aeppl un Bire',
Do hot mer freilich ke' Avantire'."
„„Mei Kind, do les' nor dem Cook sei' G'schicht',
Die is doch e' wahres Helde'gedicht,
Un was war dann 's End' vun der Poesie?
Do kriecht 'n amol e' Wilder beim Ohr,
Und freßt 'n lebendich mit Haut un Hoor,
Deß is vun so eme' Lebe' die Blih'!""

4. Su gärne.

(Schlesisch, von Holtei.)

Warum gihn die Liftel su läulich,
Warum zieh'n die Wilkel so bläulich,
Warum hirt ma' uf Juarz a der Kieseln,
Warum hirt ma 's Gebergswasser rieseln,
Warum wird 's denn -t- im Frühjahre grün,
Warum finkeln su halle die Stärne,
Warum thun denn die Kirschbemel blih'n???..
J nu mein Gôt, su gärne!

Warum 'feifen uf Zweigen dė Finken,
Thut das Bienel de Blimel austrinken,
Warum trä't denn de Schwalme zu Näste,
Warum klaubt sich dė Taube just's beste,
Warum kreucht dė Wachtel ei 's Kurn,
Warum steigt der Aâr ân dė Stärne,
Warum rägern de Fräsche im Burn???..
J nu mein Gôt, su gärne!

Warum sausen im Winter de Kiefern,
Dôß dė Echhörndel klappern und ziefern,
Warum wächst kė' Schilf nich' am Fluder,
Warum frirt im Dezember dė Uder,
Warum wechselt dė' Monden su flink?
Émol leucht't à wie ànne Lâtärne
Und dernach sît ma fix wieder wing???...
J nu mein Gôt, su gärne!

Warum is' denn uf Erden hienieden
Jedes Menschen sei' Stand su verschieden?
Warum is' denn der Éne à Grafe
Und der Andere der hüt't ėm de Schafe?
Warum is' denn der Éne su reich,
Und der Andere is' arm? Vur dem Hèrrne
Durt uben seyn Alle doch gleich!?
J nu mein Gôt, su gärne!

Jeder Mensch hot wull seine Stature,
Jhren Gang hat dė ganze Nature
Und der Uchse, dė Maus, wie dé Katze,
Jglich Wäsen handthiert uf s'em Platze
Jglich Wäsen fulgt stille und stumm;
Do draus, du Menschenkup', lärne:
Sei beschéden und fra't éns warum?
J nu mein Gôt, su gärne!

Wenn se fra't, mit dem kirschruthen Maule:
„Warum wünscht à sich Füsse vum Gaule,
„Warum wünscht à sich Flügel vum Sturche
„Und verfihrt à sittes Gehurche?
„Warum liebt à mich immer noch su,
„Ei de Längde der Zeit, ei de Färne,
„Warum läßt à mèr denn =t= kéne Ruh??"
J nu mein Gôt, su gärne!

5. De Wedd.

(Von Fritz Reuter.)

De Bäcker Swenn, de sitt in sine Stuw'
Un hött sin Tweiback un sin Kringel,
Dunn kamen tau em rin twei lange Slüngel:
„Oh, Meister, bring'n S' doch mal ens swinn
För uns en gaudes Frühstück rin!" —
„„Ja woll!"" Hei halt nu Eier, Schinken;
De Gäst, de föddern ok tau drinken,
'ne Buddel Win vom besten sall dat sin.

De Wirth, de bringt s'; de Gäst, de sünd taufreden
Un fangen an von dit un dat tau reden.
„Na, hür mal, Brauder Möller, kumm!
Schenk di mal in, wi will'n mal drinken",
Seggt irst de ein un ward den Annern plinken,
„Nu segg mal blot, wat was de Kirl doch dumm!" —
„„Du meinst den Ollen an den Mark,
Den ollen Bäckermeister Hauck?
Ja, den sin Dummheit, de is stark.
De Oll, de hölt sik schrecklich klauk,
Un hett sik doch so dull blamirt.""
De olle Hauck? — Oll Bäcker Swenn, de hürt
Ganz nipping [1] tau. — „O, wenn ik fragen kann,
Wobi let de oll Voß sik faten,
Hei is doch süs so'n nägenklauken Mann?" —
„„Sei weiten doch: hei kann dat Wedden jo nich laten,
Und dorbi kregen wi em 'ran.
Wi wedd't mit em, un hei verlur,
Dat hei vör sine Stubenuhr
'Ne Viertelstund nich sitten künn
Un nich so langsam un so swinn,
So as de Parpendikel flög,
De Würd' ahn Stamern [2] 'rute kreg:
Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen,
Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen.""
„Ih, dat's doch nich so swer", seggt Swenn,
De gor tau girn ok wedden müggt,
„De olle Schapskopp! Na, mi dücht,
De Sak, de is doch gor tau licht."
„„Je"", seggt de Ein, — „dat is doch so'n Geschicht!
Sei dörben nich upstahn, nicks anners reden,
Sei möten ümmertau den Vers herbeden.""
„Ik dauh't, un ik gewinn", seggt Swenn;
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen.
Hir, föfteihn Daler sett ik hen!" —
De beiden Kirls kregen
Nu ehren Büdel rut un set'ten föfteihn gegen,
Un vör de Klock [3] set't ik oll Swenn:
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen."
„„Adjüs! Herr Swenn"", seggt nu de Ein
Un makt sik an de Dalers 'ranne
Un sik dunn fix up sine Bein;
„„Adjüs! Herr Swenn"", seggt ok de Anner,
„„Sei dörben nich upstahn, nicks anners reden,
Sei mögen ümmertau den Vers herbeden,
Ik wünsch Sei ok recht vel Plesir."" — —
„Je, dat ik doch en Schapskopp wir,
Un dordörch mine Wedd verlür!
Ne! lopt Ji man", denkt Bäcker Swenn;
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen; — —

---

[1] nipp (Diminutiv nipping), sowie auch prick (pricking) = ganz genau.
[2] Stamern = stottern.
[3] Klock = Uhr.

Um mine Wedd ward mi nich bang'n;
So licht lat ik mi noch nich fang'n." —
Hei drömt sik nu all as Gewinner,
Dunn kümmt tau em sie Fru herinner,
De ut de Stuw' wat rute halt:
„„Na, Vader, heww'n de Kirls betahlt?"" —
„Hir geiht'e hen, dor geihte hen." —
„„Wat is 'e los? Wat fehlt di, Mann?
Wat red'st du dor? Wat is di denn?
Wat kikst du denn de Klock so an?"" —
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen." —
„„Mein Gott! Wat fehlt di? Segg doch, Swenn!
Du büst doch woll nich dun hüt morg'n?
Du büst doch woll verrückt nich word'n?"" —
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen." —
„„Herr Jesus, kumm doch rinne, Fik!
Lat allens liggen, lopp un rönn
Doch mal nah Docter Hansen glik;
Hei süll doch kamen in den Ogenblick,
Uns' Vader hadd nich sinen Schick."" —
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen." —
„„Hür, Vadding! Swenning! Leiwe Swenn!
Herr Gott doch! Vadding! hürst du nich? —
De Ogen gahn em fürchterlich.
Segg, Vadding! Segg! Kennst du mi denn?""
„Hir geiht'e hen, dor geiht'e hen. —
So Mutter! so! nu heww ick wun'n!
Nu is't 'ne richt'ge Viertelstun'n.
So Mutter! ik gewünn de Wedd." —
„„J, Vadding, kumm! Legg di tau Bedd;
Ik bidd di drüm in Gottes Namen.
Ik denk de Dokter sall glik kamen."" —
„Gotts Dunner, Mutter! Ne! Ik heww gewun'n. —
Dor sall doch glik dat Wetter rinne slagen!
De Kirls, de heww'n mi doch bedragen,
De niederträchtigen, entfamten Hun'n!
Wat? Meinst du, dat verrückt ik bün?"
Un as hei noch so schellt, dunn kümmt de Docter 'rin.
„„Ja ja! er ist in schrecklicher Erregung,
Der Puls in heftiger Bewegung,
Das glüh'nde Auge rollt und irrt
Umher. — Das Faseln von der Wette! —
Der arme Mann ist leider ganz verwirrt
Und ganz zerstört, er muß zu Bette."" —
„Gotts Dunner! Hür'n Sei mi doch an!" —
„„Min leiw Herr Swenn, man keinen Larm!
Wi weiten't all! Nu kamen S'man.""
Un dormit krigt de Docter em bi'n Arm,
Un sine Fru, de nimmt den annern,
Un Fiken, de schüfft achter[1] nah;
So möt hei nah der Kamer wannern.

---

[1] achter = hinten, hinter.

Hei flucht un swört, hei deiht un seggt,
Dat helpt em nicks, hei ward mit Bidden bald,
Wenn de nich helpen, mit Gewalt
Int warme Bedd herinne leggt. —
Nu geiht dat los mit Aderlaten!
Up sinen Kopp ward Water gaten.
Un wenn hei blot mal wedder röppt:
„Ik heww jo wedd't und ik heww wun'n!"
Denn ward hei glik von Fläßsen [1] schröppt,
Em acht're de Uhren Ilen [2] set't,
Un Luft ward em denn schafft von unnen.
So liggt hei nu den einen Dag, den tweiten
Bi Hawergrütt un Watersupp,
Un keiner will von em wat weiten.
Un deiht hei blot den Mund mal up,
Denn heit dat glick: „Wat willst du, Swenning,
Ligg ruhig, stilling, leiwes Männing!"
Un fängt hei an mal tau vertellen
Un sine Wedd un an tau schellen,
Dann heit dat glik: „O, Fiken, lop un rönn
Doch glik mal nah den Docter hen.
Hei müßt em wedder Ilen setten,
Un süll de Spritz ok nich vergeten."
„„Na"", denkt hei endlich: „„Giww di man!
Verrückt? Ne, dat's nich wohr, dat bün'k nich west,
Doch dumm, as einer wesen kann!
Ik glöw binah, dat is dat Best:
Ik segg hir weder in dat Bedd,
Noch äwerall wat von min Wedd:
Ik glöw', ik swig man ganz un gor.
Dat Geld is weg, de Schimp is dor.
Sei heww'n mi doch tau arg tractirt,
Von't Wedden bün ick nu curirt!""

6. Still, min Hanne.

(Dithmarscher Platt, von Groth.)

Still, min Hanne, hör' mi to!
Lüttje Müse pipt int Stroh,
Lüttje Vageln slapt in Bom,
Röhrt de Flünk [3] und pipt in Drom.

Still, min Hanne, hör' mi an!
Buten [4] geit de böse Mann,
Baben [5] geit de stille Maan:
„Kind, wull hett da Schrigen dan?"

Aewern Bom so still un blank,
Aewert Hus an Heben [6] lank,
Un wo he frame Kinder süht,
Kik mal an, wa lacht he blid!

Denn segt he to de böse Maan:
Se wüllt en beten [7] wider gan,
Denn gat se beid, denn stat se beid
Aewert Moor und aewer de Heid.

Still, min Hanne, slap mal rar!
Morgen is he wedder dar!
Rein so gel, rein so blank,
Aewern Bom an Himmel lank.

All int Gras de gelen Blom!
Vageln pipt in Appelbom,
Still un mak de Ogen to,
Lüttje Müse pipt int Stroh.

---

[1] Fläßsen (eigentlich flächsen von Flachs) übertragen: von neuem; aber auch: mit erneuerter Kraft. [2] Ilen = Blutegel.
[3] Flügel; [4] draußen; [5] droben; [6] am Hof entlang; [7] ein bißchen (wenig).

Siebente Gruppe.

§ 101. Die Dichterinnen.

1) In der sechsten Periode begegnete uns eine Menge dichtender Frauen; einige waren wahrhaft klassisch gebildet. In der vorigen Periode trat die weibliche Welt, was die Anzahl der Schriftstellerinnen betrifft, wieder mehr in den Hintergrund, nicht aber was den Gehalt, den Werth ihrer Dichtungen angeht. Nun aber, in der laufenden Periode, stellte sich eine Schaar von schreibenden und dichtenden Frauen ein, die Einem fast bedenklich vorkömmt. Oder sollte vielleicht die Neuzeit besonders reich an genialen weiblichen Geistern sein? Ein nur oberflächlicher Einblick in die weibliche Schriftstellerei zeigt jedoch der Verirrungen und des Mittelmäßigen gar zu viel. Sehr geistvoll und treffend spricht sich hierüber Barthel aus. Er sagt:

Der Frauen Sphäre ist die engere Häuslichkeit, das Familienthum; der Frauen nächster Beruf ist und bleibt es immer, dieses zu verklären als Priesterinnen der Sitte, der Ordnung und der Zucht, und ihr eigenthümliches Talent ist das der stillen, sinnigen Beobachtung. Halten sie als Schriftstellerinnen die Schranken dieses Berufs und dieser Befähigung inne, so werden sie immer als die naturgemäße Ergänzung zu der schriftstellernden Männerwelt gelten müssen; gehen sie aber als solche darüber hinaus, so fallen sie damit ohne weiteres in die Kategorie der emancipirten, d. h. der von ihrer wahren Natur abgefallenen Weiber, und erregen mit Recht mehr oder minder Anstoß. Nach diesem durchaus sachgemäßen Gesichtspunkte scheiden sich nun alle unsere heutigen Schriftstellerinnen in zwei Gruppen, von denen die eine alle die umfaßt, die die Grenzen entweder der weiblichen Sitte und Sphäre, oder die der weiblichen Begabung überschritten, die andere aber die, die dem Wesen und der Bestimmung des Weibes getreu blieben.

Wir lassen uns gewiß mit Recht hier nicht auf eine Besprechung der sog. emancipirten und einer sog. Emancipation des Weibes das Wort redenden Schriftstellerinnen ein, sondern führen nur die namhaftesten derjenigen auf, welche nicht der Unnatur verfielen, d. h. welche dem Wesen und der Bestimmung des christlichen Weibes getreu blieben.

2) Der Königin der deutschen Dichterinnen gebührt der Vorrang vor allen; es ist Annette Elisabetha Freiin von Droste-Hülshoff*. Sie wurde auf dem väterlichen Rittergute Hülshoff bei Münster 1798 geboren, blieb, weil kränklich, bis zu 27 Jahren auf dem Lande, wurde dabei ernst erzogen und wie ihre Brüder unterrichtet. Auch nach dem Tode ihres Vaters lebte die blauäugige Blondine meistens auf dem Wittwensitze ihrer Mutter mitten unter den Haideblumen, den grünen Hecken und Büschen Westphalens eingezogen und häuslich. Gegen Ende ihres

Lebens stellte sich das Jugendleiden wieder ein; sie siedelte darum mit der Mutter nach dem Schlosse Meersburg an dem Bodensee über, das ihrem gelehrten Schwager (Baron v. Laßberg) gehörte. Hier endigte rasch dieses reine Frauenleben 1848. — Daß wir in Annette eine wahre, große Dichterin besitzen, darüber herrscht nur eine Stimme, trotzdem daß sie lange nicht so gekannt und gelesen, wie Dutzende, die nicht von Ferne sich mit ihr messen dürfen.

Sie war eben auch eine ganz eigenthümliche Dichterin, die, einzig und allein von ihrem Dichtergenius geleitet, sowohl in der Denk- wie Ausdrucksweise ihre eigenen Wege ging, unberührt von dem Welttreiben, dem Streiten und Hadern der Zeit, unbekümmert um den Beifall der Menge. In ihrer Dichtung finden wir nicht das, was man sonst bei der Frauendichtung findet, sondern ganz Unerwartetes: „Hier sind erhabene Schönheiten, große Gedanken, sibyllinische Bilder, geniale und kühne Fehler — kurz hier ist eine Welt für sich; hier hat ein Geist gebaut und geschaffen, der, originell und eigensinnig, von der Alltäglichkeit abgewendet, seines Weges gegangen ist, der sich von Niemand hat Regeln geben lassen, und dessen starrer Unabhängigkeitssinn lieber eigenes Unkraut auf seinen Beeten zog, als civilisirte Pflanzen aus dem Samen anderer“ (L. Schücking). Aber sie verläugnet keineswegs die Frauenseele, ja wir finden bei ihr, was den Frauen eigen ist, nämlich die Freude am Kleinen, Unscheinbaren, Mißachteten, so daß sie stets falsches Pathos vermeidet, immer die einfachen Gefühle den außergewöhnlichen, das Individuelle und Eigenartige dem Glänzenden und Blendenden vorzog.

Erst wenige Jahre vor ihrem Tode gab sie „Gedichte“ heraus, und erst nach ihrem Tode fand sich das Manuscript, „das geistliche Jahr“, fromme Lieder im Anschluß an die Feste des Kirchenjahres enthaltend. Unter den Gedichten sind ebensowohl lyrische wie epische. Denn mit gleicher Vorliebe wendete sie sich der Natur zu, und schuf so ihre einzig schönen Naturgesänge („Haidebilder“ 2c.), wie sie sich der Geschichte zuwendete, um für ihre kraftvollen „poetischen Erzählungen“, deßgleichen für ihre durch und durch sangbaren Balladen die Stoffe daraus zu holen. Als epische Dichterin erinnert sie vielfach an Chamisso, ja sie stellt sich ihm ebenbürtig zur Seite; als Sängerin der Natur erinnert sie lebhaft an Hebel und Lenau, indem auch sie die Natur als eine Welt voll lebender vernünftiger Wesen erschaut und dem Leser so vorführt.

In den Historisch-politischen Blättern urtheilt hierüber ein Kritiker folgendermaßen: „So sind ihre Haidebilder wahre Meisterstücke landschaftlicher Schilderung; welch eine Sehnsucht erwecken sie nicht in uns nach jenen einsamen, nur vom Abendroth begrenzten, oder hier und da von Hirtenfeuern beleuchteten Flächen, mit den schaurigen, schwarzen Moorgründen und der Vogelhütte, wo die Dichterin, gleich einer Einsiedlerin, lauschend verweilt, indeß außen der dichte Regen herniederstürzt, bis er verrieselt und

„— — verraucht;
Mächtig aus der Wolke taucht
Neu hervor der Sonnenadel.
In den feinen Dunst die Fichte
Ihre grünen Dornen streckt,
Wie ein schönes Weib die Nadel
In den Spitzenschleier steckt;
Und die Haide steht im Lichte

Zahllos blanker Tropfen, die
Am Wachholder zittern, wie
Glasgehänge an dem Lüster,
Ueberm Grund geht ein Geflüster,
Jedes Kräutchen reckt sich auf,
Und in langgestrecktem Lauf,
Durch den Sand des Pfades eilend,
Blitzt das gold'ne Panzerhemd
Des Kuriers; am Halme weilend
Streicht die Grille sich das Naß
Von der Flügel grünem Gras.
Grashalm glänzt wie eine Klinge,
Und die kleinen Schmetterlinge,
Blau, orange, gelb und weiß,
Jagen tummelnd sich im Kreis.
Alles Schimmer, alles Licht,
Bergwald mag und Welle nicht
Solche Farbentöne hegen,
Wie die Haide nach dem Regen."

Auf prachtvolle Weise wird der Morgen geschildert (siehe das Gedicht: „Die Lerche", S. 595).

— — — „Auf gleiche Weise wird in leichten, schwebenden Rhythmen die Jagd gemalt, so der Weiher, wo die Naturschilderung unserer Dichterin nur mit den wunderlieblichen Bildern altdeutscher Maler zu vergleichen, die jeden Stein, jede Blume und die lustigen Vöglein in funkelnder Pracht abconterfeit, nur ist hier Alles noch belebt... Gleiche Kunst in der Behandlung der Natur zeigt ein kleiner Cyklus, Feld, Wald und See überschrieben, wo z. B. die Elemente in den Tagszeiten und der Morgen als Jäger, der Mittag als Fischer, der Abend als Gärtner, die Nacht als Hammerschmied erscheinen."

Was nun ihr „geistliches Jahr" betrifft, so sind dessen Lieder noch origineller, tiefer, als ihre anderen Dichtungen, origineller schon darum, weil sie darin alle ihre religiösen Kämpfe und Siege, Schmerzen, Seelenfreuden eingewoben hat, aber in einer Weise, daß wir die Dichterin nur um so höher achten müssen.

„Sie sind sehr schön, sie mahnen an die herrlichen alten Kirchenlieder. Es wehet uns daraus an, wie aus dem uralten Frieden der Kirche, wie aus einer Zeit, die den Zank um die göttlichen Dinge noch nicht kannte; wie Duft von Blumen aus einem noch nicht entweiheten Paradiese. Es ist etwas Strenges, etwas Nonnenhaftes darin, es sind Blumen, die über Gräbern, aber in der wärmsten Sonne blühen. Die lieblichen Lieder hallen von Kirchhofsmauern wieder, aber es sind Stimmen aus der Engelwelt, die wohl Manchem trostreich und beseligend hereintönen werden in den Lärmen seines Tages" (Menzel).

Trotz des „Nonnenhaften" empfiehlt sie auch ein anderer prot. Kritiker (Barthel) dringend, „allen, die Gott suchen, welcher Kirche sie auch angehören, allen, die das ernste Ringen einer Seele nach dem Einen, was Noth thut, verstehen". Aber ihre Dichtungen überhaupt empfehlen wir als eine feine und doch gesund-kräftige Geistes- und Herzensnahrung unsern deutschen Frauen und Jungfrauen; sie werden dann an sich erfahren, daß die edle Dichterin das Rechte getroffen, indem sie, keineswegs unbescheiden, von sich schrieb:

„Meine Lieder werden leben,
Wenn ich längst entschwand;
Mancher wird vor ihnen beben,
Der gleich mir empfand.
Ob ein Andrer sie gegeben
Oder meine Hand:
Sieh, die Lieder durften leben,
Aber ich entschwand!"

1. Die beschränkte Frau.

Ein Krämer hatte eine Frau,
Die war ihm schier zu sanft und milde,
Ihr Haar zu licht, ihr Aug' zu blau,
Zu gleich ihr Blick dem Mondenschilde;
Wenn er sie sah so still und sacht
Im Hause gleiten wie ein Schemen,
Dann faßt' es ihn wie böse Macht,
Er mußte sich zusammen nehmen.

Vor Allem macht' ihm Ueberdruß
Ein Wort, das sie an Alles knüpfte,
Das freilich in der Rede Fluß
Gedankenlos dem Mund entschlüpfte:
„In Gottes Namen“, sprach sie dann,
Wenn schwere Prüfungsstunden kamen,
Und wenn zu Weine ging ihr Mann,
Dann sprach sie auch: „in Gottes Namen.“

Das schien ihm lächerlich und dumm,
Mitunter frevelhaft vermessen;
Oft schalt er und sie weinte drum,
Und hat es immer doch vergessen.
Gewöhnung war es früher Zeit
Und klösterlich verlebter Jugend;
So war es keine Sündlichkeit
Und war auch eben keine Tugend.

Ein Sprichwort sagt: wem gar nichts fehlt,
Den ärgert an der Wand die Fliege;
So hat dies Wort ihn mehr gequält,
Als Andre Hinterlist und Lüge.
Und sprach sie sanft: „Es paßte schlecht!“
Durch Demuth seinen Groll zu zähmen,
So schwur er, übel oder recht,
Werd' es ihn ärgern und beschämen.

Ein Blüthenhag war seine Lust.
Einst sah die Frau ihn sinnend stehen,
Und ganz versunken, unbewußt,
So Zweig an Zweig vom Strauche drehen.
„In Gottes Namen“, rief sie, „Mann,
„Du ruinirst den ganzen Hagen!“
Der Gatte sah sie grimmig an,
Fürwahr, fast hätt' er sie geschlagen.

Doch wer da Unglück sucht und Reu,
Dem werden sie entgegen eilen,
Der Handel ist ein zart Gebäu,
Und ruht gar sehr auf fremden Säulen.
Ein Freund fallirt, ein Schuldner flieht,
Ein Gläub'ger will sich nicht gedulden,
Und eh ein halbes Jahr verzieht,
Weiß unser Krämer sich in Schulden.

Die Gattin hat ihn oft gesehn
Gedankenvoll im Sande waten,
Am Contobuche seufzend stehn,
Und hat ihn endlich auch errathen;
Sie öffnet heimlich ihren Schrein,
Langt aus verborgner Fächer Grube,
Dann, leise wie der Mondenschein,
Schlüpft sie in ihres Mannes Stube.

Der saß, die schwere Stirn gestützt,
Und rauchte fort am kalten Rohre:
„Karl!“ drang ein scheues Flüstern itzt,
Und wieder „Karl!“ zu seinem Ohre;
Sie stand vor ihm, wie Blut so roth,
Als gält' es eine Schuld gestehen.
„Karl“, sprach sie, „wenn uns Unheil droht,
Ist's denn unmöglich, ihm entgehen?“

Drauf reicht sie aus der Schürze dar
Ein Säckchen, stramm und schwer zu tragen,
Drinn Alles was sie achtzehn Jahr
Erspart am eigenen Behagen.
Er sah sie an mit raschem Blick,
Und zählte, zählte nun auf's Neue,
Dann sprach er seufzend: „Mein Geschick
Ist zu verwirrt — dies langt wie Spreue!“

Sie bot ein Blatt, und wandt' sich um,
Erzitternd, glüh gleich der Granate!
Es war ihr kleines Eigenthum,
Das Erbtheil einer frommen Pathe.
„Nein“, sprach der Mann, „das soll nicht sein!“
Und klopfte freundlich ihre Wangen.
Dann warf er einen Blick hinein
Und sagte dumpf: „Schier möcht' es langen.“

Nun nahm sie aus der Schürze Grund
All ihre armen Herrlichkeiten,
Theelöffelchen, Dukaten rund,
Was ihr geschenkt von Kindeszeiten.
Sie gab es mit so freud'gem Zug!
Doch war's als ob ihr Mund sich regte,
Als sie zuletzt auf's Contobuch
Der sel'gen Mutter Trauring legte.

„Fast langt es“, sprach gerührt der Mann,
„Und dennoch kann es schmählich enden;
Willst du dein Leben dann fortan,
Geplündert, fristen mit den Händen?“
Sie sah ihn an — nur Liebe weiß
An liebem Blicke so zu hangen —
„In Gottes Namen!“ sprach sie leis,
Und weinend hielt er sie umfangen.

2. Die Lerche.

Hörst du der Nacht gespornten Wächter nicht?
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne; in das Aetherbecken
Taucht sie die Stirn, man sieht es nicht genau,
Ob Licht sie zünde, oder trink' im Blau.
Glührothe Pfeile zucken auf und nieder,
Und wecken Thaues Blitze, wenn im Flug
Sie streifen durch der Haide braunen Zug.
Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
Des Tages Herold seine Liverei;
Ihr Köpfchen streckt sie aus dem Ginster scheu,
Blinzt nun mit diesem, nun mit jenem Aug';
Dann leise schwankt, es spaltet sich der Strauch,
Und wirbelnd des Mandates erste Note
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

„Auf! auf! die junge Fürstin ist erwacht!
„Schlaftrunkne Kämm'rer, habt des Amtes Acht;
„Du mit dem Saphirbecken Genziane,
„Zwergweide du mit deiner Seidenfahne,
„Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal,
„Die Fürstin wacht, bald tritt sie in den Saal!"
Da regen tausend Wimpern sich zugleich,
Maßliebchen hält das klare Auge offen,
Die Wasserlilie sieht ein wenig bleich,
Erschrocken, daß im Bade sie betroffen;
Wie steht der Zitterhalm verschämt und zage!
Die kleine Weide pudert sich geschwind
Und reicht dem West ihr Seidentüchlein lind,
Daß zu der Hoheit Händen er es trage.
Ehrfürchtig beut den thauigen Pokal
Das Genzian, und nieder langt der Strahl;
Prinz vom Geblüte hat die erste Stätte
Er immer dienend an der Fürstin Bette."

Der Purpur lischt gemach im Rosenlicht,
Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
Des Vorhangs Falten, und auf's neue singt
Die Lerche, daß es durch den Aether klingt:

„Die Fürstin kömmt, die Fürstin steht am Thor
„Frischauf ihr Musikanten in den Hallen,
„Laßt euer zartes Saitenspiel erschallen,
„Und, florbeflügelt Volk, heb' an den Chor,
„Die Fürstin kömmt, die Fürstin steht am Thor!"

Da krimmelt, wimmelt es im Haidgezweige,
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streicht an des Thaues Kolophonium,
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnurrt,

Die Mücke schleift behend die Silberschwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen:
Discant und auch Tenor die Fliege surrt;
Und, immer mehrend ihren werthen Gurt,
Die reiche Katze um des Leibes Mitten,
Ist als Bassist die Biene eingeschritten:
Schwerfällig hockend in der Blüthe rummeln
Das Contraviolon die trägen Hummeln.
So tausendarmig ward noch nie gebaut
Des Münsters Halle, wie im Haidekraut
Gewölbe an Gewölben sich erschließen,
Gleich Labyrinthen in einander schießen;
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
Wie's musicirt, aus grünem Haid hervor."

Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne,
Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,
Am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone,
Und lauter, lauter schallt des Herolds Gruß:

„Bergleute auf, herauf aus eurem Schacht,
„Bringt eure Schätze, und du Fabrikant,
„Breit' vor der Fürstin des Gewandes Pracht,
„Kaufherrn, enthüllt den Saphir, den Demant."

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schooß,
Wie sich die schwarzen Knappen drängen, streifen,
Und mühsam stemmend aus den Stollen schleifen
Gewalt'ge Stufen, wie der Träger groß;
Ameisenvolk, du machst es dir zu schwer!
Dein roh Gestein lockt keiner Fürstin Gnaden.
Doch sieh die Spinne rutschend hin und her,
Schon zieht sie des Gewebes letzten Faden,
Wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid;
Viel edle Funken sind darin entglommen;
Da kommt der Wind und häkelt es vom Haid,
Es steigt, es flattert, und es ist verschwommen. —

Die Wolke dehnte sich, scharf strich der Hauch,
Die Lerche schwieg, und sank zum Ginsterstrauch.

3. Das vierzehnjährige Herz.

Er ist so schön! — sein lichtes Haar
Das möcht' ich mit Keinem vertauschen,
Wie seidene Fäden so weich und klar,
Wenn zarte Löckchen sich bauschen;
Oft streichl' ich es, dann lacht er traun,
Nennt mich „seine alberne Barbe";
Es ist nicht schwarz, nicht blond, nicht braun,
Nun rathet, wie nennt sich die Farbe?

Und seine Geberde ist königlich,
Geht majestätisch zu Herzen,
Zuckt er die Braue, dann fürcht' ich mich,
Und möchte auch weinen vor Schmerzen;

Und wieder seh' ich sein Lächeln blühn,
So klar wie das reine Gewissen,
Da möchte ich gleich auf den Schemel knien,
Und die guten Hände ihm küssen.

Heut' bin ich in aller Frühe erwacht,
Beim ersten Glitzern der Sonnen,
Und habe mich gleich auf die Sohlen gemacht,
Zum Hügel drüben am Bronnen;
Erdbeeren fand ich, glüh wie Rubin,
Schau, wie im Korbe sie lachen!
Die stell' ich ihm nun an das Lager hin,
Da sieht er sie gleich beim Erwachen.

Ich weiß, er denkt mit dem ersten Blick,
„Das that meine alberne Barbe!"
Und freundlich streicht er das Haar zurück
Von seiner rühmlichen Narbe,
Ruft mich bei Namen und zieht mich nah,
Daß Thränen die Augen mir trüben;
Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,
Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!

4. Am Charfreitag.

Weinet, weinet, meine Augen,
Rinnt nur lieber gar zu Thränen:
Ach, der Tag will euch nicht taugen
Und die Sonne will euch höhnen!
Seine Augen sind geschlossen,
Seiner Augen heißes Scheinen;
Weinet, weinet unverdrossen,
Könnt doch nie genugsam weinen!

Als die Sonne das vernommen,
Hat sie eine Trauerhülle
Um ihr klares Aug' genommen,
Ihre Thränen fallen stille
Und ich will noch Freude saugen
Aus der Welt, der hellen, schönen?
Weinet, weinet meine Augen,
Rinnt nur lieber gar zu Thränen! —

Und die Vöglein arm, die kleinen
Sind so ganz und gar erschrocken,
Daß sie lieber möchten weinen,
Wären nicht die Aeuglein trocken;
Sitzen traurig in den Zweigen
Und kein Laut will rings erklingen.
Herz, die armen Vöglein schweigen,
Und du mußt den Schmerz erzwingen!

Weg mit goldenen Pokalen,
Süßem Wein vom edlen Stamme!
Ach, ihn sengt in seinen Qualen
Noch des Durstes heiße Flamme!
Daß er laut vor Schmerz muß klagen,
Erd' und Himmel muß erbleichen,
Da die Henkerknecht' es wagen,
Gall' und Essig ihm zu reichen.

Weiche Polster, seidne Kissen,
Kann mir noch nach euch verlangen,
Da mein Herr, so ganz zerrissen,
Muß am harten Kreuze hangen?
O, wie habt ihr ihn getroffen,
Dorn und Nägel, Ruth und Spieße!
Doch das Schuldbuch liegt ja offen,
Daß sein heilig Blut es schließe.

In der Erde alle Todten
Fahren auf wie mit Entsetzen,
Da sie mit dem heil'gen, rothen
Blute sich beginnt zu netzen,
Wo sein köstlich Blut geflossen;
Viel zu heilig ist der Boden,
Der so theuren Trank genossen.

3) Wie zwei Ehrendamen stellen sich zur genannten Königin: **Amalie, Prinzessin von Sachsen** und **Emilie Ringseis**, beide reichbegabte Dichterinnen, beide mehr originell wie fast alle

noch zu nennenden, beide auch vorzüglich dem Drama zugewendet. Amalie von Sachsen* (geb. 1794; gest. 1870) veröffentlichte erst vorgerückteren Alters als Amalia Heiter verschiedene, meist bürgerliche Lustspiele („Der Landwirth", „Die Fürstenbraut", „Der Verlobungsring", „Der Majoratserbe" ꝛc.). Sie machten freilich auf dem Theater keinen besondern Effekt; aber die Dichterin haschte eben auch nicht besonders darnach, sie bekämpfte vielmehr jegliche Schwärmerei und Ueberspanntheit, besonders schwärmerische Liebe. Es sind dramatische Seelengemälde, harmlose Charakterbilder, „welche den wohlthuenden Eindruck einer stillen, ebenen und sonnenbeschienenen Landschaft machen" (Barthel). Emilie Ringseis*, die Tochter eines Münchener Professors, schrieb drei geistliche Schauspiele: Veronika und die Sibylle von Tibur, für die, was ihren Gehalt und Kunstwerth betrifft, das über Molitors Dramen (S. 560) gefällte Urtheil gilt, und zum Dritten die durchaus lebensfähige, zur Aufführung entschieden geeignete Martyrertragödie „Sebastian" (in 5 Akten). Auch beschenkte sie uns mit einem wunderlieblichen Märchenspiel: „Die Getreuen", sowie mit einer Sammlung lyrischer Gedichte.

4) Zwei weniger originelle, aber doch ächt weibliche Dichterinnen sind: Luise von Ploennies (geb. 1803 zu Hanau), welche zuerst lyrische, dann auch epische (Balladen, Romanzen) kleinere Gedichte herausgab, und darin blühende Phantasie, sinnige Naturauffassung und seelenvolle Empfindung bekundete, sich aber noch mehr Verdienst durch ihre Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder (namentlich englischer und flamändischer) Poesieen erwarb; dann die Wienerin, von Lenau überaus gefeierte, Betty Paoly (pseud. statt Elisabeth Glück; geb. 1815), welche trotz ihres lebhaften Gefühls sich doch „durch Gedankenkeuschheit, ernste Contemplation und die höchste Correctheit des Ausdrucks ausgezeichnet" (Barthel), und deßhalb durch ihre Werke („Romanzero", „Gedichte", „Nach dem Gewitter", „Neue Gedichte") Vieler Liebling wurde. Auch ihre Novellensammlung „Die Welt und mein Auge" beweist, daß sie das Feuer in sich zu dämpfen verstand, vielleicht durch leidensvolle Erfahrungen darin unterstützt.

5) Gräfin Ida Hahn-Hahn* soll noch besonders genannt sein. Sie wurde 1805 zu Tressow in Mecklenburg-Schwerin geboren, verlebte aber ihre Jugend unter traurigen Verhältnissen, die den Grund dazu legten, daß sie in der ersten Hälfte ihres Dichterlebens sehr verirrte. Sie schrieb da nämlich Romane und dichtete Lieder als sogenannte emancipirte Frau. Wie aber

ihr äußeres Leben ein unruhiges Hin- und Herreisen war, so war auch ihr inneres Leben das der Unruhe. Sie suchte und suchte Frieden. Vom Jahr 1850 an, wo sie, ihrer Kunstgenossin L. Hensel folgend, in Berlin Katholikin wurde, fühlt sie sich ruhig. Natürlich sagte sie sich von ihrer früheren Dichtung ganz los, beklagte ihre dort ausgebreitete blasirte unchristliche Weltansicht. Und nun wollte sie ihr Dichtertalent in rechter Weise verwenden. So sang sie alsbald „Unsrer lieben Frau" einen Cyklus inniger Lieder, und schrieb dann bis heute eine Reihe „religiöser Romane" („Maria Regina", „Doralice", „Zwei Schwestern" 2c.), wodurch sie sich einen großen Leserkreis, besonders im katholischen Deutschland erwarb, und in der That auch „erstmals den religiösen Roman zum ästhetischen Kunstwerk erhob" (Lindemann). Die Gräfin lebt nun zurückgezogen in einem Kloster zu Mainz.

6) Einen gewissen engeren Leserkreis wußten sich auch zu verschaffen: Adelheid von Stolterfoth (Freifrau von Zwierlein, geb. 1800 zu Eisenach; lebt zu Frankfurt oder am Rhein), welche wegen ihrer „Rheinischen Lieder und Sagen" von Matthisson die „Philomele des Rheins" zubenannt wurde; die vier Märchendichterinnen Caroline Leonhard Lyser, Elisa Polko („Musikmärchen"), Bertha Werder („Traumfahrt in das Land des Aufgangs"), und Pauline Schanz („Rosenmärchen"); ferner Ottilie Wildermuth, welche schwäbische Sittengemälde lieferte, und die von christlichem Geiste durchdrungene Maria Nathusius, welche Dorf- und Stadtgeschichten mit tiefem Gemüth und in kindlicher Weise erzählte, besonders aber durch das „Tagebuch eines armen Fräuleins" bekannt wurde; endlich die von Christ. Schmid in die literarische Welt eingeführte vortreffliche Jugendschriftstellerin Isabella Braun* (geb. 1815 im baierischen Schwaben; elf Jahre lang Volksschullehrerin; lebt nun in München).

7) Die spezifisch geistlichen Dichterinnen mögen den Schluß bilden. Neben die in voriger Periode gerühmte L. Hensel stellen sich C. Zeller und Frau von des Bordes als ebenbürtig: Cäcilia Zeller, geborene von Elsner aus Quedlinburg, welche in ihrem Buche „Aus den Papieren einer Verborgenen", theils in Prosaaufsätzen, theils in Liedern „Spiegelbilder ihres inneren Lebens gegeben, dessen Halt- und Mittelpunkt unter allem Wechsel von Freud und Schmerz der stille Verkehr mit dem Erlöser bildet" (Barthel). Besonders singt sie ihre Lieder so ungemein innig und tiefempfunden, daß sie sich sofort Thür und Thor zu unserem Herzen öffnet. Hören wir ein Abendliedchen von ihr:

Abend ist,
Jesu Christ!
Sprich zum Tagwerk deinen Segen,
Daß ich mich getrost kann legen,
Auszuruhn in deinem Schooß.

Stückwerk bleibt,
Was man treibt
Bei der Pilgerfahrt auf Erden,
Bis wir einst vollkommen werden,
Aufgewacht nach deinem Bild.

Was ich thu',
Decke zu
Mit dem hochzeitlichen Kleide,
Mit dem köstlichen Geschmeide
Deiner Treue bis zum Tod!

Ebenso tief empfunden sind die „Geistlichen Lieder“ der Freiin Luise von des Bordes* (Schwester Brentano's; geb. 1787 zu Frankfurt, gest. 1854 zu Würzburg), auch sie tragen den Stempel der seltenen Begabung, welche Gott ihrem Bruder Clemens und den andern Geschwistern verliehen. Während sie die Weihnachts- und Marienlieder mehr kindlich, lieblich, melodiöser, singt, singt sie die Passions- und Communionlieder mehr südlich, tief. Manche ihrer Lieder wirken so zauberhaft, wie die geistlichen Lieder ihres Bruders.

Ergebung.

Herr, was Du willst, mög' immer mir geschehen, dann ist es gut;
Mag alles Ird'sche schwinden und vergehen, dann steigt der Muth.
Was Du mir gnädig hast bis jetzt verliehen, es war ein Pfand —
Ich leg' es willig, ohne all' Verziehen, in deine Hand.
Herr, was Du willst!

Herr, wie Du willst, so möge mir es werden, denn ich bin Dein,
Nimm Alles hin, was ich besitz' auf Erden — nur bleibe mein!
Es ist nicht schwer, das Nicht'ge herzugeben, es ist kein Schmerz,
Wenn Du die Last barmherzig mir hilfst heben vom Menschenherz.
Herr, wie Du willst!

So lang Du willst, will ich geduldig tragen, was Du verhängt;
Ich will nicht klagen, will nicht einmal fragen, was mich bedrängt,
Ich weiß es doch, Du wirst mich nicht verlassen, ich halt' Dich fest,
Dein Vaterarm wird stärker den umfassen, der alles läßt —
So lang Du willst!

Herr, weil Du willst! bin ich auch frei von Sorgen, ich geb' sie Dir;
Noch heut' auf Erden und vielleicht schon morgen zieh' ich von hier.
Ich geb' Dir Alles, schütze mir die Kleinen, die mir vertraut,
Ich hab' mein Haus auf festen Felsensteinen, auf Dich gebaut.
Herr, weil Du willst!

Herr, wann Du willst! laß Gnade mir gedeihen, o rufe mich!
Hab' ich gefehlt, woll' gütig mir verzeihen, tief reut es mich.
O stütze mich, laß mich nicht wieder sinken, ich liebe Dich;
Zu Dir verlang' ich, mag die Erde winken, ich will nur Dich.
Herr, wann Du willst!

Glossar

zu den alt- und mitteldeutschen Proben.

A.

aht, Arzt.
al, ganz.
alde (vom ital. al Dio), ade.
als, wie.
alsam, ganz so, ebenso, wie.
anbizen = enbizen, frühstücken.
âne, ân, ohne.
angegin, entgegen.
angesig, fürchterlich.
an sên, ansehn.
an zugel, ein Stück Leder oder Horn zum Anziehen der Stiefel.

B.

barn, Kind.
batun, baten.
baz, besser, mehr; je baz unde baz, je mehr und mehr.
begie von begân, thun, begehen, leben,
begreif von begrîfen, umfassen, ergreifen.
beiten, warten.
belangen, verlangen.
berndiu, fruchtbar.
besachen, versehen.
besande, Goldmünze von Byzanz.
bete, Gebet.
bisitteat, besitzen.
biten von bîten, warten, erwarten.
bot, Aufgebot.
bracht, Pracht, Hochmuth.
bräckelin, Hündlein.
brast von bresten, brechen, gewaltsam hervorbrechen.
brieve, Bannbriefe.
brinnen, brennen.
bürsten, Borsten.
buss, mir werd b., ich werde los.
buten von bieten.

C.

chapel, Kranz von Blumen oder Blättern; Kopfputz der Frauen.
chempfen, kämpfen.
chlain, wenig, gar nicht.
chunne, Geschlecht, Stamm.
cirkel, Krone eines Fürsten (einfache Fürstenkrone im Gegensatz zur Kaiserkrone).
cyprian, Cypresse.

D.

da, wo.
danne, denne, alsdann, daher.
dâr, da, wo.
dâst, deist, das ist.
degen, Held.
dehein, irgend ein, kein.
den, denen.
dicke, oft.
diezen, laut tönen.
dinc, Ding, Schicksal, Verhältniß, Lage.
dirre, diese hier.
dörperheit, dörfisches, bäurisch rohes Wesen.
dohein, daheim.
draehet von draehen, hauchen, duften.
drohtin, Drost, Fürst, Herr.
duhten, dunct von dunken, dünken.
durch, um — willen, für.
durchgraben, durchsuchen.
durnehteclich, vollkommen, ganz.

E.

ê, ehedem.
ëben, gleich.
egel, Ekel.
eingeschlechte, abgeschlachtet.
eis, eines.
eisen, der sog. Geisfuß (von Eisen) der Schuster.
eislich, schrecklich.
eitervar, giftig (eiter, thierisches Gift).
ellende, fremd, unbekannt, heimathlos, jammervoll.
ellenthaft, kühn und stark, tapfer.
elliu, ganz, all.
empern, entbehren.
enpflag, von enpflegen, pflegen, obliegen.
ente, enti, das Ende.
erdôz von erdiezen, erschallen.
ernveste, ehrenfest.
ertrahten, erdenken.
ervant von ervinden, erfahren, vernehmen, finden.
erwinden, ablassen.
erztin, Weib eines Arztes.

F.

fazmann, Schalksnarr.
ferlich, verlieh.
ferre, weit, fern.
fier, mächtig, stattlich.
fristen, unverletzt erhalten.
froïdebernde, was Freude hervorbringt oder besitzt.
frowen bild, Frauensperson.
füget, paßt.
fürbaz, weiter, mehr.

G.

gadem, Gemach, Saal.
gahende, eilends.
garwe, gar.
gebende, gibende, das Gebäude, der Kopfputz.
geburida, sich gebührte.
gehêret von hêren, hehr machen, heiligen, weihen.
gein, gegen.
gelâz, Gestalt, Bildung, äußeres Ansehen.
geleit von legen.
gelich, gleich.
gemach, Verpflegung, Ruhe, Gemächlichkeit.
gemeit, fröhlich, lieblich.
gemuot, gestimmt, gesinnt.
gemusiret von mûzen, verändern, die Federn wechseln.
genaeme, genehm, angenehm.
ger, Begehren, Begierde.
gerbet von erben.
gêren, ehren.
geriet von geriâten, anrathen, anfangen, beginnen.
gernden von gern, begehren.
gerucht, um Etwas besorgt sein, Etwas beachten.
geschaft, Geschöpf, Schöpfung,
geschant von geschenden, zu Schanden machen.
geseit von sagen.
getân, beschaffen, geartet.
getiuren, verherrlichen, theuer machen.
getörste von getürren, sich erkühnen.
getvelte von tveln, verweilen, bleiben.
gevar, gefärbt.
gewaere, wahrhaft, wahr.
gewant, beschaffen, bewandt.
gezalt von zellen, erzählen.
gezemen und gezaemen, gemäß sein, wohl anstehen.
gfretz, Weideplatz.
gîsert (geeisert), mit Eisenrüstung versehen, geharnischt.
gît, gîst von geben.
glat, glatt, hell, adv. entschieden, durchweg.
gouch, Guckguck, Narr.
goukel, das Gaukelspiel.
goume nemen, wahrnehmen, Acht auf Etwas haben.
gra, grau.
gundet von gunnen, gönnen, wollen, wünschen.

H.

hail, Heil, Glück.
harda, herte, hart.
harm = hermelîn, unter dem Christus gemeint ist.
harnasch, Harnisch.
harte, sehr, gar.
haz, Haß; âne h., friedlich.
helaga, heilig.
hellen, hallen, ertönen.
hër, erhaben, hoch, vornehm, stolz, hehr.

her her, Kriegsgeschrei der Landsknechte.
hêrre, Herr, Gebieter.
hest, hättest.
hiete, heiße.
hlud, laut.
hoffirer von hofieren, in festlicher Gesellschaft sich erfreuen, den Hof machen, galant sein.
hohzît, Fest, Hochzeit; fröuden hochgezîte, Freudenfeste.
hosen, Schäfte der Stiefel.
houbet, Haupt.
hruopan, rufen.
hube, huobe (lat. mansus), Grundstück von 30 bis 40 Morgen, Lehen, Gut.
hugi, Herz, Sinn.
hul, Höhle.
hurn, stürmisches Schneegestöber, von hornen, schneien, daher Hornung.

I.

icht, irgend Etwas; nicht.
im, ihm.
in, ihnen.
în, hinein.
inder, indert, irgendwo.
ine, ich ne, ich nicht.
înnan, Innern.
inneclîchen, adv. inniglich, von Herzen.
iu, euch.
iuwer, euer; iuwer dinc, eure Sache (sc. das Kreuz zu nehmen).

J.

jaemerliche, kläglich.
je, irgend einmal, je.
jehen, jechen, sagen.
je mer, immer, je mehr.
joch, doch.
jomern, jammern.
jungist, ze — zuletzt.

K.

kameraere, Kämmerer, Aufseher des Schlafgemachs, Schatzmeister.
kardamuomon, Gewürz.
kemenâte, Schlafgemach.
kiesen, erwählen, prüfen.
kiusch, keusch.
kleinen, sorgsam, genau.
korfel, Ausschlag.
kriechending, wohl ein Landsknechtwitz für Greding im Schwarzachthal, allwo es Kriechen (eine Art herber Pflaumen) hatte. Die Bürger von Greding hatten sich nämlich den Bauern angeschlossen.
künne, Verwandter, Geschlecht.
kür, Entschluß, Wahl, Ueberlegung.
kuozagel, Kuhschweif.
kurzewîle, Kurzweil.
kurzwîlen, kurz.

L.

lâ, laß, von lân, lassen; abe lân, ablassen; sich an einen lân, sich an einen halten.
lantrëhtaere, Landsrichter.
lasterlîch, schimpflich.
lebermer, das Lebermeer, ein fabelhaftes Meer, auf dem die Schiffe unter mancherlei Gefahren auch die zu bestehen haben, daß sie von einem Magnetberge (agetstein) angezogen werden und daran zerschellen.
leichet von leichen, in die Höhe steigen, wachsen, tanzen, hüpfen.
lendet von lenden, landen.
leth, leib.
liep, lieb.
lignum (lat.), Holz, Staude.
linin, leinen.
list, Weisheit, Kunst, Kenntniß, List.
liute, Leute.
lobebaere, löblich.
lôste von lösen.
lougen, läugnen.
lub, Laub.
lützel, klein, wenig.
luogen, schauen.

M.

maere, Märe, Kunde, Neues.
maere, lieb, theuer, berühmt, bekannt.
mâg, Verwandter.
manger, mancher.
marium, ruhmreich, klar, herrlich.
mâze, Maß, Angemessenheit, Bescheidenheit.
mê, mehr.
mennescheit, Menschheit.
merre, größer.
michel, groß, gewaltig.

minne, Liebe.
missegât von missegân, irre gehen, fehlschlagen.
morn, morgen.
mortgîtig, mordgierig.
mortmeile, mordbefleckt (meile, Flecken, Maal).
môse, môsze, Maß; ze m., mit Maß.
mudig, (hier so viel als) muthig zum Schlimmen = Schelm.
müe, die Mühe, der Streit, von müen, abmühen, quälen.
muget von mugen, mögen.
muoder, was auf Flüssigkeiten obenaufschwimmt; die Wellen.
muot, Sinn, Geist, Absicht.
muoten, begehren, wünschen.
muoton, dürfen.

N.

nech, die Nähe.
ner von nern, schützen, retten, nähren.
nôtic, in Noth befindlich.

O.

ob, ob, wenn, daß.
oc, auch.
ors, Roß.

P.

paumann, Bauersmann.
phlegt, phligt von phlegen, pflegen, haben, besorgen.
prüeven, berechnen, erproben, beurtheilen.

Q.

quathun, sagten.

R.

rechen, rechnen.
recht, rechtmäßig, gerade so.
recke, Held.
reissen, necken.
rêrte von rêren, vergießen, herabrinnen lassen.
rihten, richten.
rugen, ruhen.
ruochen, wünschen.
rüwen, bereuen, rüwe, die Reue.
rüwig (von ruowen), ruhig.
rum vahen, Raum schaffen.

S.

saelde, Heil, Glück.
saeldenbaere, heilbringend, glücklich, gesegnet.
sam, so, ebenso, gleichwie, als ob mit.
sân, sogleich, alsbald.
sande von sant, Sand, Gestade.
sant, (er) sandte.
schâchaere, Schächer, Raubmörder.
schalten, stoßen (vom Schiff).
scheiden, entscheiden, schlichten.
schellen, schallen.
schemelîch, schmachvoll, schändlich.
schepfaere, Schöpfer.
schicken, sich schicken, passen.
schiere, sogleich, eilig, bald.
schîn, deutlich, sichtbar, strahlend; Glanz.
schlinden, schlucken.
schloff von schleiffen, hingehen.
schone, schön.
schulde von schult, Grund, Verschulden.
seic von sîgen, sinken.
sein, feines Wollenzeug.
selnetzen, Seelnetzen.
sem mir, sam mir, so wahr mir helfe, bei meiner Seele.
senden, sender von senen, sehnen.
seule, Pfriemen.
sider, hernach, seither.
sigenünfte, Siegnahme, Sieg.
sîn, sein.
sin, Sinn.
sît, sîte, Sitte, Brauch; ainen sît, denselben Brauch.
sît, seitdem, nachher, darauf; da (ursächlich).
siufzec, beseufzenswerth, beseufzend.
slah von slahen, abschlagen.
slaveniên hûs, Schlafhaus.
slëht, eben, glatt, gerade; gut und recht.
sleif von slîfen, fallen.
sluof von sliefen, schlüpfen.
smac, Geruch, Duft.
snaben, hüpfen, springen.
spengen, mit Spangen versehen.
spien von spannen.
spor, Fußstapfen, Spur.
spreke, spreche.
strengebernde, was Strenge, Unerbittlichkeit hervorbringt oder besitzt.

stuont, stund.
sühte von suht, Sucht, Krankheit.
summer = sem mir.
sun, Sohn.
sundiu, sündhaft.
sus, so, in solchem Grade, so sehr; sonst.
swâ, wo auch immer.
swachen, schwächen, herabsetzen.
swaere, Schmerz, Kummer; schwer.
swar, wohin auch immer.
swaz, was.
swie, wie sehr auch, wie.
swirt von swërn, hervorsprießen.

T.

thanc, Dank.
tievel, tiefel, Teufel.
tihten, Sinnen, Trachten.
töhte von tügen, nützen, helfen, taugen, förderlich sein.
tougen, tougenlîch, heimlich, verstohlen.
treiben, nicht in Ruhe lassen.
treit von tragen.
truchen, Truhe.
trût, lieb.
tunc, unterirdisches Gemach.
tuont, sie thun dergleichen, sie gebärden sich.
turren, sich unterstehen, wagen dürfen.
tute, er thut.

U.

übergnôz, über Seinesgleichen hervorragend.
übervaht von übervehten, überwinden.
unc, Natter.
ünde, Woge, Fluth.
understân, entgegenstehen, abwenden.
ungesunde, Krankheit.
unkreften von unkraft, Ohnmacht.
unmäre = unlieb.
unmâze, ohne Maßen.
unmüezekeit, Geschäftigkeit.
unriuweclîche, unbekümmert.
unverëbenet, unausgeglichen.
unz, bis, bis zu, so lang, während.
uobten von üeben, üben.
urhap, Anfang, Ursprung.
urliuge, Krieg, Kampf.

V.

vân, fassen, ergreifen, fangen.
vart, Fahrt.
varwe, Farbe.
vaste, vast, fest, stark.
vaz, Gefäß.
vel, Fell, Haut (in der alten Sprache nicht unedel).
velscher, Betrüger.
vergeben, weggeben, vergiften, auch schaden überhaupt.
verhügln, an Etwas denken.
verjêhen (davon verjah), aussagen, mit dem gen.: über eine Sache.
verlac von verliegen, durch Liegen oder Nichtsthun versäumen.
verlân, verlât von verlâzen, unterbleiben, vertrauen, unterlassen, überlassen, verlassen.
vernunst, Vernunft.
verre, fern, weit.
verschlinden, verschlingen.
verslahen, zuschlagen, verschließen.
verspart von versperren, verschließen.
vert von varn, fahren, ziehen, reisen.
verte von vart, Fahrt, Zug.
verteilen, verurtheilen.
vertriffet von vertrefen, übertreffen.
verwen, färben.
verworhte von verwürken, zu Grunde richten, verderben, verlieren.
vesen, Spreu.
vîentlîch, feindlich.
violvelt, Veilchenfeld.
volger, der Folger, Diener.
vollfieren, vollführen, durchführen.
vorhten, fürchten.
vremde, Entbehren.
vriedel, Verlobter.
vrumte von vrumen, vollbringen, schaffen.

W.

wâ, wo, wenn.
waben, Honigscheibe.
waegest (gewogen), vortheilhaft, gut.
waehet von waehen, schön darstellen, zierlich gestalten.
waetlich, schön, stattlich.
waffel (?), das Maul der Jagdhunde.
waldande, Waltende.
wan, warum nicht, außer, als, nur.
wan, wand, weil.

wan, leer.
wân, Absicht, Wahn; sunder w., ohne Zweifel.
wanc, Weichen, Abweichen.
wandel, Aenderung, Vertauschung.
wânden, (sie) wähnten.
war, wohin.
was, war.
wât, Kleidung.
waz ob, wie ob etwa, vielleicht daß.
wê, wehe.
weise, der Hauptedelstein in der deutschen Kaiserkrone.
werbendez, thätig.
weren, wehren.
wern, verschaffen, gewähren, bürgen.
werod, Wehrthum.
wesen, währen, sein.
widergienc von widergân, begegnen.
widerseit von widersagen, absagen.
wîgant, Krieger, Held.
wiht (von wihan, machen), etwas Gemachtes, Nichtiges.
wiki, Weiler.
willion, Willen.
wirdekeit, Würde.
wirs, schlimmer.
wirt, Hausherr.
wison, besuchen.
won = wan, wann, wenn.
wüeten, wüthen.
wunderer, Wunderthäter, Zauberer.
wurde, Conj. würde.

Z.

zehant, sogleich, alsbald.
zein, Stab, Rohr, Borte.
ziehen, erziehen.
zimbert von zimbern, bauen.
zimierde, Helmschmuck.
zühten von zuht, Zucht, edle Sitte.

Personen- und Sachregister.

C.

D.

E.

F.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

W.

Y.

Z.

Nachträge.

Zu § 98 ist noch ein ganz origineller Humorist aus Baden zu stellen: Ludwig Eichrodt (geb. 1827 zu Durlach), Amtsrichter zu Bühl. Seine „Gedichte in allerlei Humoren", sein „Lyrischer Kehraus" (zwei Bändchen) sind fast durchweg höchst ergötzlich zu lesen. Manchmal ist er allerdings allzuderb, ja boshaft, aber immer ist er witzig. Eine Partie Kinderdichtungen findet sich unter seinen Gedichten, die denen von Fallersleben nicht nachstehen.

Zu § 99, 3 ist noch Redwitz' neueste Dichtung zu nennen: „Das Lied vom neuen Deutschen Reiche" (in etlichen 20 Sonettenkränzen). An dem Faden einer Erzählung besingt er darin den letzten glorreichen Krieg und namentlich die in demselben hervorragenden drei Männer: Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke. So huldvoll die Dankschreiben der Verherrlichten an den Dichter waren, sie hielten den berühmten Kritiker Gottschall nicht ab, dem „Lied" als Ganzes den poetischen Werth entschieden abzusprechen; er vermißt namentlich „dichterische Anschauung", und jegliches „Schlachtenbild, das mit Scherenbergischer Genialität gezeichnet wäre." Daran trägt aber viel die ganze formelle Anlage schuld; freilich war dies selbst ein Fehler, daß Redwitz einen epischen Sang in 500 Sonetten auszuführen unternahm. Gottschall und Andere sprechen auch von trivialen Versen, gereimter Prosa; wir wollen uns aber darob doch nicht die Freude an so vielen echt gemüthlichen Partieen des Liedes verkümmern lassen.

Verbesserungen.

S. XX Zeile 10 v. u. statt „Goethe" soll es heißen: „Schiller" (Glocke).
S. XXIV letzte Zeile statt „Scheide" soll es heißen: Schneide.
S. 105 Zeile 30 v. o. statt „Laufenberg" soll es heißen: Laufenburg.
S. 120 Zeile 4 v. o. statt „Mit Tod" soll es heißen: Vom Tod.
S. 296 Zeile 2 v. o. statt „Wiege" soll es heißen: Wogen.
S. 585 Zeile 24 v. o. statt „Schäch'" soll es heißen: Schläch'.

Inhalt.

Vorschule zur Literaturgeschichte.

Erster Abschnitt.

Von der dichterischen Sprache überhaupt.

Zweiter Abschnitt.

Vom Versbau.

Dritter Abschnitt.

Vom Reim oder Gleichklang.

---

[1] Die Bezeichnung vieler Paragraphen mit Sternchen ist mit Rücksicht auf den Schulgebrauch angebracht (vgl. S. VI des Vorworts, wo noch einige Winke methodischer Art angegeben sind).

Seite

Dritte Periode.

Die deutsche Poesie in voller Blüthe: Von 1190 bis 1300.

(Dichter aus dem Ritterstande.)

Vierte Periode.

Verfall der deutschen Poesie: Von 1300 bis 1500.

(Dichter aus dem Meisterstande.)

Fünfte Periode.[1]

Verwilderung der deutschen Poesie: Von 1500 bis 1618.

(Uebergangsperiode.)

[1] Von der Reformationszeit an sind die Dichter katholischer Confession mit *, die der jüdischen mit ** bezeichnet.

Sechste Periode.

Die deutsche Poesie unter geistiger Fremdherrschaft: Von 1618 bis 1748.

(Nachahmende Dichter aus dem Gelehrtenstande.)

Erste Gruppe.

Zweite Gruppe.

Die Weimarer Größen.

Dritte Gruppe.

Vierte Gruppe.

Die Romantiker.

Fünfte Gruppe.

Sechste Gruppe.

Siebente Gruppe.

Achte Periode.

Die jüngste Poesie der Deutschen: Von 1832 bis jetzt.

(Periode ohne Abschluß.)

Erste Gruppe.

Zweite Gruppe.

Dritte Gruppe.

Vierte Gruppe.

Fünfte Gruppe.

Sechste Gruppe.

Siebente Gruppe.

[illegible]

Sechste Gruppe.

[illegible]

Siebente Gruppe.

Die Dichterinnen [illegible]

Annette von Droste-Hülshoff*. [illegible]

[illegible] (von Droste-Hülshoff) [illegible]

[illegible] (von Droste-Hülshoff) [illegible]

[illegible] (von Droste-Hülshoff) [illegible]

[illegible]

[illegible] und Verbesserungen

[illegible]

Sechste Gruppe

Brugier, Gustav,

Geschichte der deutschen National-Literatur nebst einer Vorschule hiezu ;
zur Schule und Selbstbelehrung ; mit vielen Proben und einem Glossar

Freiburg im Breisgau 1871